



J. F. LANGHANS-PRAG

*V. S. Mesard*

A. 4360.

11-D-424

IV. 536.

T. G. MASARYK

DIE WELT=  
REVOLUTION

ERINNERUNGEN UND  
BETRACHTUNGEN

1914—1918

Německé státní učiliště pro textilní průmysl  
v Brně.

**Knihovna. - Bücherei.**  
Deutsche Staats-Lehranstalt für Textilindustrie  
in Brünn.

Inv. No. .... Gr. No. ....

---

---

ERICH REISS VERLAG / BERLIN

1 9 2 5

ERSTES BIS FÜNFTE TAUSEND

**ÚSTŘEDNÍ KNİHOVNA**  
**PRÁVNICKÉ FAKULTY UJEP**  
 STARÝ FOND  
 C. inv.: 01237

# I N H A L T

VORWORT . . . . . XVII

## I. DAS VERMÄCHTNIS DES COMENIUS

Prag 1914: August bis Dezember . . . . . I

1. Versuch einer Versöhnung zwischen Serbien und Bulgarien 1914. — Analoger Versuch zwischen Serbien und Österreich 1912. — In Deutschland bei Ausbruch des Krieges. — Die Lage in Prag . . . . . I
2. Meine erste Fühlungnahme mit den Ententeländern während des Krieges. — Anknüpfung ständiger Beziehungen. — Erste Nachrichten aus London über die militärischen Pläne der Alliierten. — Reise nach Deutschland und Holland im September und Oktober. — Mein erstes Memorandum an die Alliierten im Oktober . . . . . 4
3. Kritische Lage auf den Kriegsschauplätzen. — Wird der Krieg lange dauern und wer wird siegen? — Marne—Ypern. — Serbien siegt. — Russische Erfolge gegen Österreich, Mißerfolge gegen Deutschland . . . . . 9
4. Hoffnungen auf Rußland. — Verhandlungen mit Dr. Schreiner. — Meine Zweifel . . . . . 12
5. Gegen die unkritische Russophilie. — Russische Erklärungen. — Das slawische Programm des offiziellen Rußland. — Der Kampf zwischen dem rechtgläubigen Rußland mit dem katholischen Österreich um die rechtgläubigen kleinen Nationen am Balkan und die katholischen Polen . . . . . 15
6. Entschluß zum aktiven Kampf im Auslande: Betrachtungen über die Aussichten der beiden kriegführenden Parteien: Die Möglichkeit des Sieges der Alliierten und damit des antiösterreichischen Programms. — Die wirtschaftlichen und finanziellen Grundlagen unseres künftigen Staates, seine Grenzen, insbesondere die der Slowakei . . . . . 21
7. Der Plan eines Korridors zwischen Tschechoslowakei und Jugoslawien. — Beginn der Zusammenarbeit mit den Südslawen . . . . . 23
8. Letzte Unterredungen mit österreichischen Würdenträgern (Thun und Koerber) und deutschen Politikern. — Österreichs Unfähigkeit einer Reform . . . . 24
9. Dr. Beneš. . . . . 27
10. Mein Verhältnis zu Österreich-Ungarn vor dem Kriege. — Der Weltkrieg als Versuch einer einheitlichen Organisation der Welt unter Führung des Westens gegen den nationalistischen Imperialismus Deutschland-Österreichs. — Das pangermanische Berlin. — Bagdad. — Unsere Hauptaufgabe im Auslande: Die Organisation einer Armee aus Gefangenen. — Reif für den Kampf, die Verwaltung und Erhaltung eines selbständigen tschechoslowakischen Staates? — Der Plan einer antiösterreichischen Aktion. — . . . . . 29

## II. ROMA AETERNA

Rom: Dezember 1914 bis Januar 1915 . . . . . 35

11. Erste Fühlungnahme mit den offiziellen Vertretern der Entente. — Serbische und kroatische Beziehungen. — Die dalmatinische Frage. — Der eigentliche Gegenstand der italienischen Aspirationen. — Mein Standpunkt in der süd-slawischen Frage . . . . . 35
12. Beziehungen zu den anderen Slawen, namentlich zu Rußland . . . . . 41
13. Beziehungen zu den anderen Alliierten. — Italien und der Dreibund: Italien geht nicht gegen die Entente . . . . . 42
14. Der Vatikan und der Krieg. — Graf Pálffy über die katholische Mission Österreichs. — Der Vatikan und die Katholiken der kriegführenden Länder. — Katholische Propaganda. — Von Rom nach Genf . . . . . 44

## III. IN ROUSSEAUS VATERSTADT

Genf: Januar bis September 1915 . . . . . 47

15. Die Vorteile der Schweiz für eine Auslandsaktion. — Organisierung unserer schweizerischen Kolonie. — Die Verbindung mit Prag. — Erste Versuche zur Organisation aller Kolonien. — Lebhafter Verkehr mit Paris. — E. Denis. — Unsere ausländischen Blätter. — Ankunft des Abgeordneten Dürich . . . . 47
16. Sympathien der Schweiz. — Zusammenarbeit mit den Südslawen. — Gegensätze zu Bulgarien. — Verkehr mit Rußland (Svatkovskij) . . . . . 52
17. Erster Besuch in Paris und London. — Memorandum für Grey. — Bei Benckendorff. — Beratungen mit Denis. — Mit dem serbischen Gesandten Vesnić . . 55
18. Italiens Kriegserklärung an Österreich. — Die Südslawen durch den Londoner Vertrag (26. April) beunruhigt. — Die Lage auf den Kriegsschauplätzen im Sommer 1915 und das Problem der Kriegsdauer. — Befürchtung eines unentschiedenen Krieges. — Stellungskrieg. — Reise nach Lyon und Mailand . . 56
19. Öffentliches Hervortreten gegen Österreich am Hustage. — Warum verhältnismäßig so spät? — Finanzielle Gründe . . . . . 58
20. Der Kampf gegen Österreich ist auch vom humanitären Standpunkt berechtigt: Žižka oder Comenius? — Der Tolstoische Pazifismus. — Romain Rolland. — Pazifismus gegen Militarismus. — Die Notwendigkeit einer tschechischen Armee: Sie kann nur in Rußland formiert werden. — Nachrichten aus Rußland, besondere Boten nach Rußland und in andere Länder . . . . . 60
21. Die Schuldfrage: Österreich und Deutschland die Hauptschuldigen. — Österreich trägt eine größere Schuld, als man gedacht hat . . . . . 64
22. Österreich verfolgt uns in der Schweiz. — Ein Vergiftungsversuch? — Die Schweiz als Vorbild eines nationalen und sprachlich gemischten Staates. — Internationalität ist kein Hindernis für Nationalität. — Schweizerische Literatur und Demokratie . . . . . 68

## IV. IM WESTEN

Paris und London: September 1915 bis Mai 1917 . . . . . 73

23. Verlegung der Kampfzentrale nach London und Paris. — Ankunft des Dr. Beneš im Auslande . . . . . 73

24. Prof. Denis . . . . . 75
25. Unsere ausländischen Kolonien, hauptsächlich in Amerika und Rußland. — Durchführung einer einheitlichen Organisation aller Kolonien und Regelung der Gegensätze in Rußland. — Die Affäre Dürich. . . . . 76
26. Der Nationalrat, seine Entstehung und Anerkennung durch alle Kolonien . 80
27. Der Charakter unserer Auslandspropaganda. — Kulturelle und politische Propaganda. — Antipropaganda und Spionage. — Die Finanzierung der Freiheitsaktion . . . . . 82
28. In England. — Als Professor an der Londoner Universität. — Antrittsvorlesung (19. Oktober 1915): Das Problem der kleinen Nationen in der europäischen Krise. — Asquith als Vorsitzender bei der Vorlesung. — Der erste bemerkenswerte politische Erfolg. — Sachlicher Erfolg der Darlegung über die kleinen Nationen . . . . . 88
29. Die Lage auf den Kriegsschauplätzen im Sommer und Herbst 1915. — Memorandum über die Kriegsstärke der kämpfenden Parteien (Ende November). — Manifest gegen Österreich (14. November 1915) . . . . . 90
30. Besuch in Paris Ende Januar 1916. — Unterredung mit Briand (3. Februar) und ihre politische Bedeutung: Briand verspricht die offizielle Unterstützung unseres antiösterreichischen Programmes. — Voreingenommenheit für Österreich. — Alte und neue Bekanntschaften in Paris . . . . . 94
31. Mit Vesnić. — Mit Iswolski. — Wachsendes Mißtrauen gegen Rußland in Frankreich und England. — Vortrag an der Sorbonne über die Slawen und den Panslawismus (22. Februar) . . . . . 95
32. Štefánik. — Seine Aufgabe (1916): Formierung unserer Armee in Rußland und ihr Transport nach Frankreich. — Dieselbe Aufgabe in Italien . . . . . 98
33. Rückkehr nach London (26. Februar 1916) und Führung der Propaganda in England bis Mai 1917. — Meine drei Londoner Freunde: Mr. Steed, Mme. Rose und Seton-Watson. — Die Verbreitung unseres nationalen Programmes unter den Alliierten . . . . . 102
34. London und Paris. — Frankreich und England und ihre Kulturen. — Französische und englische Literatur. — Das Problem der französischen Revolution und Restauration. — Das Problem der französischen (romanischen) Dekadenz: Romantismus und übertriebener Sexualismus. — Der Naturalismus Zolas als Romantismus. — Comte und de Maistre. — Katholische Strömungen. — Neue literarische Richtungen und ihr Aktivismus . . . . . 104
35. Die englische Philosophie und Literatur: Hume als Philosoph der modernen Skepsis. — Darwin, Mill, Spencer. — Die englische „Prüderie“: Kein romantischer Sexualismus in England wie in Frankreich, wohl aber bei den katholischen Iren. — Protestantismus und Katholizismus. — Viele englische Schriftstellerinnen. — Die Stellung der Frau im Kriege. — Englische Literatur. — Humanität und Kultur . . . . . 109
36. Beziehungen zu Regierung, Politikern und Journalisten. — Evans, Bryce, Morley, Hyndman, Vinogradow, Sarolea u. a. — Verkehr mit Gegnern. — Iren und Suffragetten. — Besuch öffentlicher Versammlungen. — Die Webbs, Shaw und Chesterton. — „John Bull“. — Unsere Propaganda. — Tschechisch-englische Beziehungen in der Geschichte. — Der Fall Zanardi-Landi. — In den Kirchen . . . . . 113
37. Beziehungen zu Rußland und den Russen (Benckendorff, Argus, Dioneo, Krapotkin, Miljukov und die Mission der russischen Duma-Mitglieder, Amfi-teatrov). — Tschechische Boten aus Rußland. — Dmowski . . . . . 117

38. Die Südslawen: Der südslawische Ausschuß. — Supilo, Hinković, Vošnjak, Potočnjak, Mestrovic. — Der serbische Gesandte Jovanović, vor ihm Antonijević. — Die Serben Savić, Popović, Vater Velimirović. — Der Kronprinz und Pašić in London (April 1916). — Streit über das Verhältnis zu Italien und zur Kurie (Londoner Vertrag). — Die Möglichkeit unserer Legionen auch in Italien. — Serbisch-tschechische Versammlungen. — Der montenegrinische Ausschuß in Paris. — Seton-Watson und Steed für die Südslawen. — Mein Verkehr mit Supilo . . . . . 118
39. Die tschechische Kolonie in London. — Der Tod Vajanskis. — Wieder eine Vergiftung? . . . . . 120
40. Der Krieg im Film. — Die Front 1916 und Anfang 1917. — Das blutige Verdun. — Die Zunahme der englischen Armee, ihr Einfluß an der Front seit Anfang 1916. — Aufgabe der Dardanellen. — Niederlage in Mesopotamien. — Seesieg bei Jütland. — Die Italiener in Görz. — Die Russen siegen vorübergehend unter Brusilov, aber die slawischen Armeen (die russische und die serbische) werden aktionsunfähig. — Rumäniens Eintritt in den Krieg. — Hindenburg und Ludendorff an der Spitze der deutschen Armee. — Die Veränderung in der französischen Kriegsleitung. — Mißerfolg der Franzosen (Nivelle) und der Engländer im Frühjahr 1917. — General Sarrail am Balkan. — Die russische Revolution und das Hervortreten Amerikas gegen Deutschland (6. April 1917) 121
41. Das Jahr 1917 als das Jahr der wiederholten Friedensangebote. — Die Deutschen und Österreicher bieten am 12. Dezember 1916 den Frieden an. — Präsident Wilson greift am 21. Dezember 1916 aktiv in die europäischen Ereignisse ein mit der Frage nach den Friedensbedingungen. — Die Antwort der Alliierten an Wilson am 12. Januar 1917. — Der Erfolg dieser Antwort für uns: Das Versprechen unserer Befreiung. — Die Deutschen kündigen Wilson ihre Bedingungen direkt an (29. Januar). — Die Friedensaktion Kaiser Karls in Paris und London. — Die sozialistischen Friedensaktionen nach dem Sturz des Zarismus. — Die Vorläufige russische Regierung. — Arbeiterschaft und russische Armee. — Die Sozialdemokratie in Deutschland und Österreich-Ungarn. . . . . 126
42. Die Antwort der Alliierten an Rußland und ihre Desavouierung durch unsere Abgeordneten . . . . . 129

## V. DER PANSLAWISMUS UND UNSERE REVOLUTIONÄRE ARMEE

Petersburg, Moskau, Kiew, Wladiwostok: Mai 1917 bis 1. April 1918 . . 133

43. Programmatisches Telegramm an Miljukov. — Reise nach Rußland über Norwegen und Schweden. — Ankunft in Petersburg nach Miljukovs Rücktritt. — Die Organisierung der Propagandaarbeit in Petersburg. — Beziehungen zur Regierung (Fürst Lvov, Tereščenko) und zu den Ententebotschaftern. — Die amerikanische Mission Mr. Roots. — Voska, Henderson und Vandervelde. — Russische Politiker und Parteiführer. . . . . 133
44. Das zarische Sodom und Gomorrha. — Die Demoralisation nicht nur des Hofes, sondern auch eines großen Teiles des russischen Volkes. — Rasputin. — Die Undankbarkeit des Westens gegen Rußland oder: Wurde der Westen durch Rußland verraten? — Der unglückliche Krieg und die Revolution eine Bestätigung der russischen Literatur . . . . . 139

45. Das zarische Rußland ohne slawische Pläne. — Die unbestimmten Versprechungen des Zaren. — Sasonov. — Die geheimen Verträge Rußlands enthüllen das wahre Ziel der russischen Sehnsucht: die Eroberung Konstantinopels und der Meerengen. — General Alexejew. — Die „slawische“ Politik gegen Polen und Kleinrussen . . . . . 145
46. Der geheime Londoner Pakt mit Italien: Supilo in Petersburg . . . . . 151
47. Die Entstehung der Družina und ihre Entwicklung zur Brigade (1914—1916). — Die russischen Militärbehörden wünschen anfangs nur eine Propagandaabteilung. — Gegensätze in der Kolonie . . . . . 153
48. Versuche einer Erweiterung der Brigade zur Armee. — Die erfolglose Zustimmung des Zaren zur Befreiung der slawischen Gefangenen. — Der Dürichsche Nationalrat . . . . . 157
49. Die Vorläufige Regierung genehmigt das Reglement für die Organisation einer tschechoslowakischen Armee (24. März 1917). — Der Dürichsche Nationalrat aufgelöst . . . . . 161
50. Die Gründe der russischen Behörden gegen die Formation unserer Armee. — Wiedergutmachung des Unrechtes an uns durch die russische Revolution. — Die serbische Legion . . . . . 163
51. Organisierung der Zweigstelle des Pariser Nationalrates. — Vereinfachung ihrer Aktion . . . . . 169
52. Unsere Armee für Frankreich bestimmt. — Der erste Korpus endlich vom Hauptquartier anerkannt (9. Oktober) — General Duchonin. — Russische Offiziere in unserer Armee. . . . . 171
53. Die Schwierigkeiten der Organisation einer demokratischen Armee im chaotischen Rußland. — Tscheche und Slowak als Soldat . . . . . 175
54. Der bolschewikische Umsturz (7. November 1917). — Das Verhalten der Entente. — Abkommen mit dem bolschewikischen Generalissimus Muravjev in Kiew über unsere bewaffnete Neutralität und unseren freien Durchzug. — Der Korpus als Bestandteil der Armee in Frankreich erklärt . . . . . 181
55. Bolschewismus und Kommunismus . . . . . 185
56. Der Bolschewismus in unserer Armee . . . . . 191
57. Unser Verhältnis zur Ukraina . . . . . 193
58. Verhandlungen über die Einreihung unserer Armee in die rumänische Front. — Aufenthalt in Jassy (Ende Oktober 1917). — Der König, Bratianu und Take Jonescu. — Andere Begegnungen in Rumänien . . . . . 195
59. Der Grundsatz der Nichtintervention und die Gründe für den Abzug unserer Armee nach Frankreich. — Die militärische und politische Unfähigkeit der russischen Gegner der Bolschewiken. — Die Verhandlungen mit Kornilov, Alexejew, Miljukov. — Kiewer Zwischenfall. — Trotzki und Lenin noch während der Friedensverhandlungen (im Februar 1918) für die Hilfe der Entente zwecks Reorganisierung der Armee. — Trotzki sucht diese Hilfe auch nach Friedensschluß. — Der Frieden der Bolschewiken mit Deutschland. — Das Verhältnis zwischen Bolschewiken und Deutschland und seine Bedeutung für unsere Befreiung . . . . . 197
60. Die Notwendigkeit eines Durchzuges durch Sibirien. — Die Lage auf den Kriegsschauplätzen. — Meine letzten Verhandlungen in Moskau mit den Bolschewiken. — Finanzielle Sicherung der Armee. — Abreise von Moskau (7. März 1918) . . . . . 206
61. Durch Sibirien nach Wladiwostok . . . . . 210

## VI. IM FERNEN OSTEN

Tokio: 6.—20. April 1918 . . . . . 212

62. Von Wladiwostok über Korea nach Japan. — In Tokio. — Europa in Tokio. — Verkehr mit den Botschaftern und dem japanischen Ministerium des Äußern. — Memorandum über Rußland und den Bolschewismus für den Präsidenten Wilson. — Czernins Angriff und sein Sturz. — Der Kongreß der unterdrückten Völker Österreich-Ungarns in Rom (8. April 1918). — Von Tokio nach den Vereinigten Staaten . . . . . 212

## VII. DIE AMERIKANISCHE DEMOKRATIE.

### FINIS AUSTRIAE

Washington: 29. April bis 20. November 1918 . . . . . 219

63. Über den Stillen Ozean. — Die politische und Kriegslage seit meinem Weggang von London (Mai 1917 bis April 1918). — Große deutsche Offensive (seit März 1918). — Clémenceau und sein energisches Regime. — Rußland wird durch den Frieden von Brest-Litovsk neutral, die Randstaaten werden selbständig: der Pangermanismus siegt im Osten. — Zahlreiche Friedensverhandlungen 1917/18. — Die Aktion des Prinzen Sixtus von Parma und andere geheime Verhandlungen zwischen Österreich und der Entente. — Die Friedensresolution des deutschen Reichstages im Juli 1917; geheime Verhandlungen Deutschlands mit Frankreich (Lancken-Briand) und England. — Verhandlungen Deutschlands und Bulgariens mit Rußland. — Lloyd George zum Frieden geneigt. — Die Friedensaktion des Vatikans im April 1918. — Die Friedensbedingungen Wilsons vom 8. Januar 1918: Die vierzehn Punkte. — Friedensarbeit der Sozialdemokratie. — Die zweite Internationale in Stockholm. — Die Spaltung der deutschen Sozialdemokratie. — Erklärungen Dr. Šmerals. — Die ersten politischen Streiks in Wien und Berlin. — Der Erfolg unserer Legionen in Rußland beschleunigt die Formation in Frankreich und Italien. — Der Kongreß der unterdrückten Völker Österreich-Ungarns in Rom. — Gute Nachrichten aus Böhmen. — Einfluß der russischen Revolution und Zusammentritt des Wiener Reichsrates. — Ankunft in Vancoover (29. April). — Durch Kanada nach den Vereinigten Staaten . . . . . 219
64. Empfang in Chicago. — Tätigkeit unter Landsleuten. — Das Pittsburger Abkommen. — Politische Propaganda unserer Kolonie . . . . . 231
65. Auf dem Schlachtfeld von Gettysburg. — Die religiös-sittliche Grundlage der amerikanischen Demokratie. — Unsere ähnliche Demokratie. — Der „Amerikanismus“ . . . . . 237
66. Das Problem der Dekadenz auch im jungen Amerika. — Die moderne amerikanische Literatur: der Realismus. — Amerikas Interesse an Europa. — Die Hilfe der Armee für die Entente . . . . . 241
67. Unsere Propaganda in der Neuen Welt. — Beziehungen zur Presse. — M. Charles R. und Richard Crane. — Beziehungen zur Regierung, hauptsächlich zu M. Lansing. — Oberst House und Wilson. — Prof. Mezes und sein vorbereitendes Komitee. — Der Journalistenstab für die Friedenskonferenz. — Die Finanzkrise. — Die Universitäten . . . . . 248

68. Die Entente-Diplomaten und Missionen. — Die Südslawen. — Rußland . 251
69. Zusammenarbeit mit den Vertretern der slawischen Nationen. — Freundschaftliche Eifersüchteleien. — Der Vertrag von Korfu (20. Juli 1917). — Der Kongreß in Rom und die italienisch-jugoslawische Verständigung im April 1916. — Montenegro: ein Abgesandter des Königs . . . . . 252
70. Die Polen (Dmowski-Paderewski). — Die hohe Politik der Warschauer Regentenschaft. — Die Kleinrussen. — Die Russen. — Die Rumänen . . . . . 263
71. Die Litauer, Letten, Esthen, Albaner, Griechen. — Die italienische Irredenta. — Die mitteleuropäische demokratische Union . . . . . 268
72. Karpathorußland und sein Anschluß an unseren Staat. — Die politische und internationale Bedeutung Karpathorußlands. — Die Sprachenfrage . . . . . 269
73. Unser Geheimdienst in Amerika (E. Voska) und seine Erfolge . . . . . 272
74. Austrophilie in Amerika und bei den Alliierten. — Österreichische Propaganda und die Hilfe der katholischen Welt. — Der Plan einer Erneuerung des Kirchenstaates. — Wilson Anfang 1918 noch austrophil. — Prof. Herron. — Die Sonderfriedensversuche Kaiser Karls. — Clémenceaus Enthüllung und sein Kampf mit Czernin und Karl. — Verhandlungen Armand—Revertera und Smuts—Mensdorff. — Der Plan, Österreich militärisch von Deutschland zu trennen. — Wußte Deutschland von Karls Angebot? — Unser Kampf gegen die Austrophilie . . . . . 274
75. Die sibirische Anabasis und ihre politische Wirkung. — Die amerikanische Hilfsexpedition nach Sibirien und die Finanzaktionen Wilsons und des Roten Kreuzes. — Wer ist schuld an unseren Kämpfen mit den Bolschewiken? — Ungerechte Kritik an der sibirischen Armee. — Der Transport der Armee aus Sibirien in die Heimat . . . . . 287
76. Die politische und internationale Bedeutung der selbständigen Armee . 295
77. Die Anerkennungen der Armee, des Nationalrates und des nationalen Programms. — General Janin als Generalissimus unserer Armee. — Balfour und Poincaré über die Entstehung unserer Selbständigkeit . . . . . 301
78. Die Bedeutung des Jahres 1918 für den Weltkrieg und für uns. — Die Niederlage der Deutschen in Frankreich und der Österreicher in Italien. — Bulgarien und die Türkei. — Die Zentralmächte politisch und strategisch zum Friedensschluß gezwungen. — Die allgemeine Kriegsmüdigkeit. — Unser Nationalrat in Paris erklärt sich zur vorläufigen tschechoslowakischen Regierung und wird als solche von den Alliierten anerkannt. — Unsere ersten Gesandten . . . . . 302
79. Finis Austriae! — Die Friedensnote der Zentralmächte vom 5. Oktober und Wilsons Antwort an Österreich-Ungarn vom 18. Oktober. — Unabhängigkeitsklärung der Vorläufigen Regierung am selben Tage. — Wie Wilson und die Regierung der Vereinigten Staaten Schritt für Schritt ihre Austrophilie aufgaben. — Anerkennungen durch die Vereinigten Staaten vor Wilsons Antwort: am 29. Mai, 28. Juni, 3. September . . . . . 306
80. Meine persönliche Beziehung zu Wilson. — Diskussion über die Hauptprobleme des Krieges und des Friedens. — Preußen und Österreich: Deutschland wird von Österreich verraten. — Wilson für baldige Beendigung des Krieges, der strategische Sieg der Alliierten. — Danzig als Freihafen. — Wilsons Sympathien für Polen und Jugoslawien. — Er kennt den Londoner Pakt nicht. — Warum Wilson nach Paris reisen will. — Keine amerikanische Koalitionsregierung. — Wilson als Interpret und Verfechter der amerikanischen Ideale. — Sein Programm: Selbstbestimmung und Völkerbund. — Wilsons Ideal der wahren Demokratie . . . . . 312

81. Wilsons amerikanisches Programm gegen Österreich-Ungarn. — Prof. Herron, der Vertrauensmann Wilsons in Europa. — Herrons Berichte und seine Verhandlungen mit Politikern der Zentralmächte. — Ein Memorandum von Dr. Hertz. — Die Vorschläge des Ministerpräsidenten Lammasch. — Stephan Osuský als Mitarbeiter Herrons . . . . . 317
82. Nach Wilsons Antwort. — Der letzte Monat in Amerika. — Der Zusammenbruch Österreichs und Deutschlands. — Die österreichischen Waffenstillstandsverhandlungen (3. Nov.). — Der Waffenstillstand mit Deutschland (11. Nov.). — Die Genfer Zusammenkunft. — Präsident. — Abschied von Wilson und den amerikanischen Freunden. — Die erste Anleihe in Amerika. — Die erste militärische Ehrung. — Abfahrt nach England . . . . . 323

## VIII. DIE WELTREVOLUTION UND DEUTSCHLAND

Von Washington nach Prag über London, Paris, Padua: 20. November bis 21. Dezember 1918 . . . . . 327

83. Auf dem Atlantischen Ozean: Gewissensforschung. — Meine Vorbereitung auf den Weltkrieg: die Teleologie im Menschenleben. — Meine philosophischen und politischen Bestrebungen. — Drei Regeln für die Politik und überhaupt die öffentliche Tätigkeit . . . . . 327
84. Die letzten Kriegereignisse. — Die Überlegenheit der französischen Strategie und Taktik. — Schließens Zweifrontenplan. — Die Massenheere erfordern überall eine neue Taktik. — Deutschlands Niederlage auch durch das mangelnde Verständnis für die gesamte Kriegs- und Weltlage verschuldet. — Wir danken den Sieg Frankreich und den andern Alliierten. . . . . 338
85. Der Sinn des Weltkrieges . . . . . 345
86. Die Kriegsziele und die Programme der kriegführenden Parteien. — Die Neuzeit gegen die mittelalterliche Theokratie, die Stärkung des Staates gegen die Kirche. — Die Aufgaben des Staates. — Die Demokratie als Humanitätsidee. — Die Menschen- und Bürgerrechte. — Das Naturrecht. — Das Ideal der einheitlichen Organisation der Menschheit. — Die Aufklärung, die Autorität der Wissenschaft und Versuche um eine neue Philosophie. — Die Idee des Fortschrittes. — Gemeinsame Ideen des Westens . . . . . 347
87. Deutsche Ideale. — Die Idee des preußischen Königtums; das alte aristokratische, monarchische, theokratische Regime. — Die Kirche in der Gewalt des Staates. — Der Staat als göttliche Einrichtung. — Preußischer Cäsarismus. — Das deutsche politische Ideal: die Vorherrschaft in Europa und die Kolonisation Asiens und Afrikas (Berlin-Bagdad). — Das historische Recht und die materialistische Evolution. — Recht und Gewalt . . . . . 350
88. Weimar — Potsdam? — Hegels Synthese des Deutschtums und Preußentums. — Die wahre deutsche Unterscheidung: Beethoven — Bismarck! . . . . 352
89. Die deutsche Philosophie seit Kant auf dem Abwege des Subjektivismus und Absolutismus . . . . . 354
90. Wie ich die Entwicklung von Goethe zu Bismarck erlebt habe. — Der Expressionismus als letzte Phase der deutschen literarischen Krise . . . . . 356
91. Der Ursprung des Weltkrieges im kulturellen Zustand der modernen Gesellschaft. — Der Selbstmord als soziale Erscheinung. — Die Psychologie des modernen Krieges. — Das Problem des demokratischen Heeres. — Der Krieg als gewaltsame Reaktion gegen übertriebenen Subjektivismus . . . . . 360

92. Das Problem des Selbstmordes und des Mordes in der modernen Literatur 366
93. Die geistige Krise des modernen Menschen und der Zivilisation. — Der Krieg und die religiöse Frage. — Die Krise ist kein endgültiger Verfall . . . . . 368
94. Die Bedeutung der Krise in historischer Beleuchtung. — Die theokratischen Zentralmächte im Kampfe mit der Demokratie. — Das pangermanistische Imperium. — Die Alliierten nehmen das Nationalitätsprinzip an: die Befreiung der kleinen Nationen. — Nationalismus ohne Chauvinismus: das Humanitätsprogramm. — Der Völkerbund. — Die Vereinigten Staaten Europas . . . . . 373
95. Wieder in England. — Bei Balfour. — Vorbereitungen für die Friedenskonferenz. — Die erste diplomatische Affäre: die Niederlegung der Mariensäule in Prag. — Aus den letzten Tagen Österreich-Ungarns . . . . . 377
96. In Paris. — Bei Poincaré. — Besuch bei den Legionen. — Pichon und Clémenceau. — Skepsis und Energie. — Berthelot und Oberst House. — Vesnić und Trumbić. — Die Kleine Entente in Umrissen. — Take Jonsescu und Venizelos. — Bei Madame Jouvanel. — Der erste französische Gesandte für Prag 379
97. In Italien als Gast des Königs. — Bei den Legionen . . . . . 382
98. Durch Österreich nach Böhmen. — An der böhmischen Grenze . . . . . 383
99. Am 21. Dezember in Prag. — Begrüßungsfeierlichkeiten. — Der Schwur auf die Verfassung. — Die erste Nacht in der Prager Burg. — Meine erste Botschaft. . . . . 384

## IX. DIE ENTSTEHUNG UNSERER REPUBLIK . 386

100. Unserer Selbständigkeit als Ergebnis des Sieges der Alliierten und unserer revolutionären Beteiligung an Kriegen. Unsere Revolution. — Revolutionäre in der Armee und daheim. — Der Nationalrat im Auslande. — Die Propaganda gegen Österreich. — Die finanzielle Unabhängigkeit der Freiheitsaktion . . 386
101. Der revolutionäre Widerstand der Nation gegen Österreich. — Politische Verwaltungsarbeit. — Die Früchte der vorangegangenen nationalen Erziehung. — Das politische Zentrum der Aktion. — Die Maffia, der Tschechische Verband und der Nationalausschuß. — Die Politik der Abgeordneten und des Volkes. — Kundgebungen seit Sommer 1917. — Die Kolonien in der Freiheitsaktion. — Die Revolution daheim und im Auslande . . . . . 390
102. Die politische und juridische Entstehung unseres Staates: die Legalisation unserer Revolution im Auslande, die Anerkennungen und ihre Verschiedenheit . . . . . 395
103. Seit wann besteht unser Staat? — Zwei Regierungen. — Die Alliierten verhandeln nur mit der Regierung im Auslande, die auch von den heimischen Führern anerkannt wird. — Der 28. Oktober 1918, der Geburtstag unserer Republik . . . . . 400
104. Der Umsturz in Prag. — Die Kapitulation Österreich-Ungarns vor Wilson. — Die Prager Delegation in Genf. — Der Umsturz in Mähren und in der Slowakei . . . . . 406
105. Monarchie oder Republik? . . . . . 414
106. Die Versuche der Wiener Regierung nach dem Prager Umsturz. — Die wahren Gründe für die Nachgiebigkeit Wiens. — Die Genfer Zusammenkunft in neuer Beleuchtung . . . . . 416

107. Wieweit das alte Österreich und Ungarn unseren Staat anerkannte. — Die rechtliche Bedeutung des Manifestes Kaiser Karls vom 17. Oktober. — Die staatsrechtliche Bedeutung des 14. November. — Ein Ersuchen Kaiser Karls . . . . . 421
108. Die Regelung des Staatsgebietes. — Der Separatismus unserer Deutschen. — Die Slowakei und die historischen Länder. — Minderheitsfragen. — Karpathorußland (Podkarpatská Rus.) . . . . . 423
109. Die Theorien des historischen und des Naturrechtes . . . . . 424
110. Der Anteil Rußlands und der anderen Slawen an unserer Selbständigkeit. — Rußland konnte uns nicht befreien; trotzdem lebhaftes Russophilie. — Die wahre slawische Politik . . . . . 425
111. Falsche Annahme, daß die Alliierten unsere Auslandsaktion in austrophilem Sinne benutzt haben. . . . . 430
112. Das Urteil der Geschichte über die Gesinnung und die Beweggründe der Führer. — Der Keim des Streites um den 28. Oktober: „romantische“ oder realistische Politik? — Unsere Selbständigkeit, eine Bestätigung des nationalen Humanismus und des humanitären Realismus . . . . . 432

## X. DEMOKRATIE UND HUMANITÄT . . . 436

113. Die Grundsätze unserer Politik: Demokratie und Humanität. — Die Republikanisierung und Demokratisierung Europas durch Weltkrieg und Revolution. . . . . 436
114. Die Zone der kleinen Staaten. — Das Problem der kleinen Staaten. — „Balkanisierung“ . . . . . 438
115. Die Ursachen und Gründe für Bündnisse von Staaten und Nationen. — Die Kleine Entente und die freundschaftliche Verständigung der Völker des ehemaligen Österreich-Ungarn. — Unser Verhältnis zu Jugoslawien und Bulgarien: die Frage Konstantinopels. — Das neue Österreich. — Unser Verhältnis zu den Polen, Kleinrussen, Rumänen, Magyaren. . . . . 441
116. Unser Verhältnis zu Deutschland. — Der deutsche Drang nach Osten. — Das Beispiel Dänemarks. — Unser Verhältnis zu Deutschland nicht nur politisch, sondern auch kulturell . . . . . 446
117. Unser Verhältnis zu Frankreich und zum Westen überhaupt. — Unsere Politik für die Versöhnung Frankreichs und Deutschlands. — Unsere kulturelle Wechselbeziehung zu Frankreich und zum Westen bedeutet keine antideutsche Politik . . . . . 449
118. Wir und der Osten: die slawische Wechselbeziehung. — Der große und der kleine Panslawismus unter dem Drucke Österreichs. — Kollárs unpolitischer Panslawismus und sein slawischer Messianismus. — Die kulturelle Synthese: Ex oriente lux — aber auch ex occidente! — Kultureller Europäismus. — Notwendigkeit einer neuen Philosophie der Nationalität und der Kultur . . . 452
119. Slawische Politik. — Unsere slawischen Aufgaben daheim: Die Slowaken, Karpathorußland und die slawischen Minderheiten. — Kollárs Programm ermöglicht. — Die slawische auswärtige Politik. — Unsere Russophilie und die russische Politik. — Die tschechische Politik muß Weltpolitik, nicht nur slawische Politik sein . . . . . 456

120. Unsere nationalen Minderheiten. — Ein Abtreten deutscher Gebiete wäre für unsere Deutschen selbst ungünstig. — Das Selbstbestimmungsprinzip. — Die Deutschen als Kolonisten. — Rückkehr zur Politik der Přemysliden. — Die Staatssprache. — Staat und Nationalität. — Die Sprachenfrage in Amt und Schule. — Die Verderblichkeit des chauvinistischen Nationalismus. — Die Versöhnlichkeit der Nationalausschüsse gegen die Deutschen. — Nationalität und humanitäre Internationalität. — Das Wesen der Nationalität. — Kulturelle Synthese in gemischten Staaten . . . . . 460
121. Unsere Entwicklung zu Republik und Demokratie. — Die Demokratie herrscht nicht, sie verwaltet. — Freiheit und Individualismus sind nicht Nivellierung, sondern Qualifizierung. — Wahlen. — Verwaltung und politischer Sinn. — Demokratie und Wissenschaft. — Demokratie als Erziehung und Selbsterziehung. — Reform des Parlaments und der Bureaucratie. — Neue Diplomatie. — Die Zunahme der internationalen Institutionen. — Die Staatssouveränität 468
122. Nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche und soziale Demokratie. — Gegen den Kommunismus. — Die Mängel des Kapitalismus. — Egoismus und Fachlichkeit. — Sozialisierung. — Bodenreform und Gesundheitspflege. — Die Auswanderungsfrage . . . . . 474
123. Die Demokratie erfordert einen neuen Menschen. — Politischer Anthropomorphismus. — Die Demokratie als Welt- und Lebensanschauung. — Parlamentarismus und Parteiwesen . . . . . 477
124. Die politische Bildung der Bevölkerung. — Halbbildung. — Die Schlagworte in der Politik. — Die Rahmenformen der Gesetze und ihre Konkretisierung. — Demokratische und aristokratische Schule . . . . . 479
125. Die Demokratie beruht auf Öffentlichkeit. — Die öffentliche Meinung, die Journalistik. — Pressefreiheit und Recht der Kritik. — Das Recht der allgemeinen Initiative und des Referendums. — Demokratische Verantwortlichkeit. — Unterschied zwischen Politik und Journalistik. — Wahrheit in der Politik. — Macchiavellismus und Jesuitismus . . . . . 482
126. Entwicklung der Demokratie aus der Theokratie. — Auch die Demokratie sub specie aeternitatis. — Jesus, nicht Cäsar. — Individualismus und Subjektivismus in protestantischen und katholischen Ländern. — Das Wesen des neuen Staates. — Das internationale Recht . . . . . 485
127. Staat und Politik müssen auf Sittlichkeit beruhen. — Sittlichkeit — Humanität, Humanität — Nächstenliebe. — Liebe und Egoismus. — Die Humanität für Zwischenstaatlichkeit und Internationalität. — Gegen formale Prinzipien in der Ethik. — Die Schlußfolgerung daraus für die Auffassung von Staat und Recht . . . . . 490
128. Der Zusammenhang von Politik und Staatskunst mit Ästhetik und Kunst. — Die Redekunst. — Demagogie und Demokratie. — Der politische und gesetzgeberische Stil. — Die Journalistik. — Zeremoniell und Symbolismus . . . 496
129. Demokratie gegen Anarchie (Astatismus). — Der Staat als ursprüngliche Organisation der menschlichen Gesellschaft. — Der Staat trotz seiner Unvollkommenheit durch den Verstand gerechtfertigt. — Gesetz und Recht. — Das Recht stammt nicht aus Gewalt, sondern aus Sittlichkeit. — Möglichst wenige Staaten? — Die Demokratie als Naturrecht der Initiative. — Die Forderung der Organisation . . . . . 498
130. Demokratie als Überwindung des Absolutismus, aber auch des Revolutionismus. — Das Regime der Arbeit. — Die Kleinarbeit überwindet Aristokratismus und Revolutionismus. — Terrorismus. — Radikalismus. — Die Demokratie als Kompromiß? — Der „goldene Mittelweg“ . . . . . 503



131. Demokratie gegen Diktatur, Absolutismus und Unfehlbarkeit. — Die Diktatur im Kriege. — Politisches Parvenutum. — Die Möglichkeit einer Diktatur in der antiösterreichischen Revolution . . . . .	506
132. Das Problem der republikanischen Präsidentschaft. — Entwicklung vom Royalismus zur Demokratie . . . . .	509
133. Die Hauptaufgabe: Festsetzung der Richtung und Sicherung der Kontinuität der Staatspolitik. — Palackýs nationales Vermächtnis . . . . .	511
134. Die Erneuerung unserer Republik als natürliche Folge und Fortsetzung unserer Entwicklung. — Die humanitäre Demokratie unser nationales Programm. — Unser Nationalcharakter. — Der Streit um den Humanitismus und Palackýs Geschichtsphilosophie . . . . .	516
135. Die katholische Philosophie unsrer Geschichte als Gegensatz zur Geschichtsphilosophie Palackýs . . . . .	526
136. Die Bedeutung der habsburgischen Gegenreformation für unsere Religionsfrage. — Weiterarbeit an den Hauptgedanken der Reformation. — Die Notwendigkeit der Trennung von Staat und Kirche . . . . .	531
137. Die verschiedenen Konfessionen in unserer Republik weisen auf die Trennung von Staat und Kirche hin. — Durch Toleranz aus der Theokratie zur Demokratie! . . . . .	536

## Vorwort

Ich habe hier Bericht erstattet über meine Tätigkeit im Auslande während der Weltrevolution in den Jahren 1914 bis 1918.

Ich berichte nur die Hauptsachen. Es gab draußen so viel Arbeit, daß ich kein vollständiges Tagebuch führen konnte; ich notierte mir nur kurze Anmerkungen, in der Regel nur Schlagworte und Namen, auch in der Befürchtung, sie könnten in feindliche Hände fallen. Ich mußte darauf vorbereitet sein, daß die Aufzeichnungen mir verlorengehen (der Versuch, sie zu stehlen, wurde unternommen), und durfte die Personen, mit denen ich in Fühlung stand, nicht kompromittieren. Darum sind mir selbst heute die eigentlichen Anmerkungen nicht alle klar, und manche Einzelheit ist auch deshalb entfallen. Meine Notizen aus Rußland und meine Dokumente wurden, obgleich verborgen, nach meiner Abreise von dort ausgeforscht und amtlich (†) beschlagnahmt.

Ich gebe nicht den Inhalt meiner zahlreichen Unterredungen mit Staatsmännern, Politikern, Journalisten, Historikern, Beamten usw. wieder; ich müßte anführen, was ich vernahm, was ich aus dem Gesagten für Schlüsse zog, was ich mir zu eigen machte und was nicht; ich müßte die Personen charakterisieren und oft auf die Umstände aufmerksam machen, unter denen sie sich äußerten — das Buch wäre dadurch übermäßig gewachsen.

Manches sage ich überhaupt nicht und kann nicht alle Personen nennen, mit denen ich gearbeitet habe und in Fühlung gewesen bin; es waren ihrer zu viele, und von manchen weiß ich nicht, ob sie hätten genannt werden wollen; dadurch entfällt so manche interessante Einzelheit, aber nichts, was einen wesentlichen Teil der Ereignisse bildet.

Ich erwarte, daß manche meiner Mitarbeiter mit der Zeit ihre Mitteilungen machen werden und meinen Bericht ergänzen und,

wo es nötig ist, ausbessern. Schon jetzt standen mir offizielle Berichte meiner näheren Freunde und Mitarbeiter zur Verfügung über Geschehnisse, deren direkter Zeuge ich nicht war: des Dr. Beneš, Štefániks, Osuskýs, Klecandas, Dr. Sychravas u. a. Die Aufzeichnungen Štefániks, die er mir überbrachte, sind bei seinem tragischen Ende verbrannt, auch die Klecandas sind verlorengegangen. Ein sehr reiches und geradezu vollständiges Archiv bewahrt Dr. Beneš auf; daraus wird sich eine sehr eingehende und gerade durch Einzelheiten interessante Geschichte unseres Kampfes im Auslande ergeben.

Ich wollte in einem zweiten Bande die literarischen Belege und Dokumente sammeln; aber die Dokumente können an anderer Stelle veröffentlicht werden (ein Teil meiner Reden und Kundgebungen ist es schon), und das Buch wird um einen Band kürzer sein. Um es nicht lang werden zu lassen, führe ich nicht einmal die literarischen Belege an.

Soweit es sich hier um das politische Programm handelt, das ich jenseits der Grenzen zu verwirklichen getrachtet habe, so ist es im „Neuen Europa“ enthalten, das mit dieser Schrift ein Ganzes darstellt.

T. G. Masaryk.

## I

# Das Vermächtnis des Comenius

(Prag 1914: August—Dezember)

## I.

Seit dem zweiten Balkankrieg habe ich mich mit dem Plan befaßt, die Serben und die Bulgaren zu versöhnen, denn ich erwartete in absehbarer Zeit einen größeren Krieg und fürchtete deshalb die Feindschaft der beiden Völker. Von Zeit zu Zeit sprach ich in diesem Sinne mit so manchem Serben und Bulgaren. Als im Frühjahr 1914 ein guter Bekannter, ein Serbe, in Prag weilte, verabredete ich mit ihm einen ganzen Plan; er reiste nach Hause und kam in der guten Hoffnung zurück, die führenden Männer in Belgrad seien bereit zum Frieden und zu Zugeständnissen. Im weiteren Vorgehen sollte ich nach Paris und London reisen, um dort einflußreiche Staatsmänner zu gewinnen, damit sie auf Belgrad und Sofia einen Druck ausüben, und um für den Plan auch die französische und die englische Presse zu interessieren; nach Petersburg brauchte ich vielleicht nicht zu reisen, es genügte, mit den russischen Botschaftern zu sprechen und über Paris und London auf Petersburg einzuwirken. Von Paris sollte ich über Konstantinopel nach Sofia reisen; in Belgrad riet man, ich solle Belgrad nicht berühren, die Bulgaren würden mehr Vertrauen haben, wenn ich zu ihnen direkt aus London und Paris komme. Eine gute Idee, — doch Serajevo und schließlich dann das österreichische Ultimatum an Serbien begruben meinen Versöhnungsplan.

Ein analoger, wichtigerer Versuch geschah 1912 während des ersten Balkankrieges, im Dezember. Ich war in Belgrad und hatte bei dieser Gelegenheit eine Unterredung mit Pašić über den Krieg und die ganze politische Situation. Die Folge der Unterredung war, daß Pašić mich am nächsten Tage rufen ließ und die Be-

dingungen formulierte, unter denen er sich für Serbien mit Österreich ausgleichen wolle; zum Beweis seiner Friedensliebe wollte er auch persönlich nach Wien kommen und Berchtold einen Bückling machen, um den Wiener Prestigehunger zu stillen. Ich sollte Berchtold seinen Plan vorlegen. Ich referierte Berchtold, dieser begriff aber die Sache nicht und stimmte der Versöhnung nicht zu. Als ich mich bei mehreren politischen Leuten (Biliński, Baerenreither u. a.) beschwerte, waren sie allerdings über den Unverstand des österreichischen Ministers des Äußeren geradezu niedergeschmettert und versuchten den Fehler gutzumachen, doch gelang es ihnen nicht. In mir befestigte sich die Überzeugung von der Oberflächlichkeit und Schlechtigkeit der Wiener Balkanpolitik. Stellen wir uns nur die Situation vor: der serbische Minister will sich während des siegreichen Krieges mäßigen und reicht dem österreichischen Minister des Äußeren die Hand zur Versöhnung, — dieser aber lehnt in seinem Großmachtdünkel ab und häuft eine Schuld der herausfordernden österreichischen Politik auf die andere. Der Vorfall mit Berchtold bestärkte mich in der Erwartung eines Krieges; dazu hatte mich das Studium der Geschichte und die Beobachtung Europas geführt; der Überfall Serbiens durch Wien überraschte mich nicht.

Nach dem Attentat von Serajevo befand ich mich mit meiner Familie in Schandau in Sachsen auf Ferien.

Seit dem Ultimatum war ich in beständiger Spannung und hoffte, es werde nicht zum Krieg kommen. Noch nach verkündigter Mobilisierung bewies ich meinen Bekannten, daß das nur ein Schreckschuß sei und daß die entscheidenden Staatsmänner zusammenkommen und den Konflikt schlichten werden. Von der Mobilisierung bis zur Erklärung und Führung des Krieges sah ich einen beträchtlichen Weg. Selbst die Kriegserklärung hielt ich nicht für das letzte Wort. Ich wurde ein unheilbarer Pazifist und Idealist geheißt —, in Wirklichkeit hatte ich innerlich den Krieg erwartet, und zwar schon vor dem Attentat, aber ich fürchtete, mich schließlich zu entscheiden, meine Opposition gegen Österreich und das Österreichertum durch die Tat beweisen zu müssen! Als England an Deutschland den Krieg erklärte (4. August), war es aus mit den Vertröstungen; trotzdem erblickte ich ein gewisses Schwanken Deutschlands in seinem Ultimatum an Belgien und dann in seinem an Belgien gerichteten

Vorschlag eines friedlichen Abkommens (9. August); ich sah darin einen gewissen Respekt vor der Weltmeinung. Allerdings war all dies ein vergebliches Sich-Herumwinden rund um den heißen Brei — der Hals ist auch dem Politiker ein sehr lieber Körperteil...

Von Schandau konnten wir nach Bekanntgabe der Mobilisierung nicht sofort nach Hause zurückgelangen, die Bahnen waren für Soldaten und Rekruten reserviert; auch österreichisch-ungarische Untertanen kehrten in Haufen aus Deutschland zurück. Der Aufenthalt in Sachsen ermöglichte mir, in Dresden und verschiedenen Städten die deutsche Mobilisierung zu sehen und sie mit der österreichischen zu vergleichen, die ich beobachtete, nachdem ich (um den 10. August herum) heimgekehrt war. Die Deutschen hielten in allem eine viel größere Ordnung aufrecht, ihr Militär war viel besser und solider ausgerüstet; peinlich war mir, die österreichischen Rekruten, namentlich die Slawen, zu sehen, die aus Deutschland und über Deutschland daheim ankamen — ganze Massen waren betrunken.

Auf jener Reise betrachtete ich mir den tschechischen Soldaten näher; ich sprach mit einem Feldwebel. Es war unweit von Melnik (wir fuhren auf einem Umweg von Tetschen); ich warf ihm ein paar skeptische Bemerkungen über den Verlauf des Krieges hin — — ich sehe den armen Teufel heute noch, wie er mit großen Augen mich anschaute und sich mit einem traurigen „Was können wir tun?“ erleichterte. Ja, was konnten wir, was mußten wir tun! Ich wußte, was wir tun mußten, was ich tun mußte; von Tag zu Tag wurde es mir klarer. In Prag herrschte politische Öde; jede Tätigkeit der politischen Parteien und der Einzelpersonen war unterbunden; wir Abgeordneten versammelten uns zwar, um über irgendwelche administrative Lappalien zu reden, aber es war herauszufühlen, daß unser Geist anderswo weilte, als im Beratungssaal.

Unsere tschechischen Soldaten gaben beim Verlassen Prags ihre antiösterreichische Gesinnung kund; von der Armee trafen Nachrichten ein, daß sie sich auflehnen und revoltieren; bald vernahm man von strengem Einschreiten der Militärbehörden, sogar von Todesstrafen. Sie wurden dafür bestraft, was ich als Abgeordneter verkündet hatte, — — — konnte, durfte ich da weniger tun, als der einfache Soldat-Bürger, den ich in seiner antiösterreichischen und slawischen Gesinnung bestärkt?

Ich begann Unterredungen mit den Abgeordneten-Kollegen, um die Gesinnung und Pläne der Parteien festzustellen. Öfter sprach ich mit dem Abgeordneten Švehla; ich war in Hostivař und Karlsbad bei ihm. Im weiteren Verlauf verhandelte ich mit Dr. Stránský (dem Älteren), Kalina, Dr. Hajn, Klofáč (ich hatte vor seiner Verhaftung und auch im Gefängnis Fühlung mit ihm) Dr. Soukup und Dr. Šmeral; ein-, zweimal lud ich mehrere zu mir ein. Auch mit dem Abgeordneten Choc knüpfte ich an, aber er zeigte solch eine Angst, daß ich ihn aus meiner Rechnung strich. Aus diesen Unterredungen bildete ich mir das Urteil, daß die riesige Mehrheit der Parteiangehörigen, mit deren Führern ich verhandelte, ihre antiösterreichische Gesinnung auch dann bewahren würde, wenn einzelne Führer oder Fraktionen Österreich verlassen würden.

Die Polizei und die Behörden hegten anfangs keinen Verdacht gegen mich, ich war vorsichtig und erschwerte niemandem seine Stellung; in solcher Lage ist die Regel wichtig, das Meiste selbst zu tun und den andern das Wenigste zu sagen, damit sie im Falle der Verhaftung und der gerichtlichen Untersuchung einfacher aussagen können. Darum teilte ich auch meinen Nächsten nichts von meinen Plänen mit; allerdings errieten Einzelne, was ich unternahm und was meine Abreise über die Grenze zu bedeuten hatte. Aber von mir bekamen sie absichtlich nichts zu hören.

## 2.

Ich war entschlossen, und zwar endgültig; die Opposition gegen Österreich mußte Wirklichkeit werden, ernst, auf Leben und Tod — dazu drängte die Weltsituation.

Es handelte sich darum, wie anfangen, mit was für einer Taktik; in der Heimat war eine bewaffnete Revolution, ja auch nur eine radikale Opposition unmöglich, davon hatte ich mich bald überzeugt. Irgendein Putsch hätte sich vielleicht anzetteln lassen, aber dazu würde ich mich nicht hergegeben haben. In Wien hätten sie es, namentlich Friedrich, möglicherweise gewünscht. Nach der gewissenhaft abgeschätzten Lage mußten wir über die Grenze und drüben unseren Kampf gegen Österreich organisieren.

Ich suchte zunächst noch von Prag aus Verbindung mit Freunden in den Ententeländern, und dazu kam mir Herr Voska gelegen, der vor dem Krieg in Böhmen zu Besuch weilte. Ich kannte ihn

aus Amerika. Nachdem ich mich seiner Verschwiegenheit versichert hatte, verhandelte ich mit ihm über die Sammlung eines größeren Fonds durch unsre Landsleute in Amerika, um daheim den Opfern der österreichischen Verfolgung zu helfen. Davon ging ich zu politischen Verhandlungen über. Als Bürger des neutralen Amerika hatte Herr Voska Zutritt in alle kriegführenden Länder; darum ersuchte ich ihn, seine Heimreise über England anzutreten und in London meinen Freunden Nachrichten und Briefe abzugeben. Herr Voska erklärte sich dazu bereit und brach Ende August auf. Um die Sache unauffällig zu machen, begleiteten ihn mehrere amerikanische Landsleute. Ich schickte allerdings mündliche Nachrichten, damit möglichst wenig geschrieben werde; schriftlich wurden hauptsächlich Zahlen und kurze Anmerkungen zur Stärkung des Gedächtnisses mitgegeben. Die Nachrichten bezogen sich auf die Verfolgungen, namentlich auch der südslawischen Führer, dann vor allem auf den finanziellen Stand Österreich-Ungarns und schließlich auf militärische Dinge. Sie wurden sofort nach der Ankunft in London am 2. September (1914) Mr. H. W. Steed, dem Leiter des außenpolitischen Teils der „Times“, übergeben, und er übergab sie am selben Tag den Adressaten, unter denen sich auch die russische Botschaft befand. Ich ersuchte Mr. Steed gleichfalls, nach Rußland einen Wink gelangen zu lassen, unsere militärischen Überläufer aufzunehmen und ihnen keine Schwierigkeiten zu bereiten. Die Russen betrachteten auch unsere Soldaten einfach als „Austriaken“ und verfuhr entsprechend mit ihnen. Mr. Steed entledigte sich des Auftrages durch den Botschafter Benckendorff und ließ mir seinerseits sagen, unsere Soldaten möchten sich den Russen durch das Singen von „Hej Slované!“ kenntlich machen.

Die Mission wurde von Herrn Voska gut ausgeführt; er organisierte auch sofort die Absendung besonderer Kuriere, die aus Angehörigen neutraler Staaten und aus unseren in der Fremde lebenden, nach Hause zurückkehrenden Leuten ausgesucht wurden. Auf diese Weise wurden regelmäßige Beziehungen zu den Ententestaaten angeknüpft. Ende September überbrachte mir Nachrichten von Mr. Steed unser in England lebender Landsmann Herr Kozák. Die Nachrichten, die ich derart erhielt und bald darauf bei einer Begegnung mit politischen Freunden in Holland ergänzte, waren sehr ernst und für mich wichtig.

Ich erfuhr nämlich, daß Lord Kitchener meine, der Krieg werde lange dauern, wenigstens drei bis vier Jahre. Diese Frage war für mich sehr wichtig, denn meine Arbeit im Auslande, ihre Art und ihr Charakter hingen wesentlich davon ab, ob der Krieg kurz oder lange dauern werde.

Weiter erfuhr ich, daß die englischen Heerführer das Schicksal von Paris für besiegelt halten, daß sie seinen Fall annehmen; daß aber England nichtsdestoweniger bis zum letzten Mann und bis zum letzten Schiff aushalten werde. Daß wir daher den Mut nicht sinken lassen und bei den Alliierten aushalten sollen.

Wichtig war mir zu erfahren, was für einen Kriegsplan die Entente ungefähr habe. Der Plan bestand darin, daß russische Armeen durch Schlesien, Mähren und Böhmen ziehen, um so Österreich-Ungarn von Deutschland strategisch abzutrennen. Dieser Plan sollte noch im Jahre 1914 ausgeführt werden. Die Russen — erfuhr ich ferner — können Waffen zur Ausrüstung unsrer Leute liefern, damit diese selbst die Ordnung daheim aufrechterhalten.

Die spätere Entwicklung der Ereignisse überzeugte mich, daß die Entente auf den Plan, Österreich von Deutschland abzutrennen, nicht verzichtet hatte. An der Verwirklichung dieses Planes wurde, wie wir sehen werden, noch bis zum Frühjahr 1918, mit Hilfe Österreichs gearbeitet. Mir gefiel dieser Plan sofort nicht, er gefiel mir weder militärisch noch politisch. Militärisch erblickte ich in ihm ein gewisses Mißtrauen gegen die eigene Kraft, und politisch bedeutete er ein Paktieren mit den Habsburgern und die Erhaltung, ja vielleicht die Vergrößerung Österreichs. Ich sah in diesem Plane eine Planlosigkeit. Und auch meine Befürchtungen über Rußland wurden durch diese erste Nachricht aus London nur bestärkt.

Bevor ich über diesen wichtigen Punkt meines Entschlusses spreche, will ich von meinem weiteren Verkehr mit den Alliierten reden.

Ich benutzte den Besuch meiner Schwägerin aus Amerika dazu, sie zum Schiff nach Rotterdam zu begleiten. Das war in der zweiten Hälfte (12.—26.) September; aus Rotterdam schrieb ich Denis und den Freunden Steed und Seton-Watson; diesen, damit sie selbst aus England zu mir herüberkommen oder jemand Verlässlichen schicken. Das konnte in der Eile nicht geschehen,

und so mußte ich an eine zweite Fahrt nach Holland denken. Die Reise war aber nicht vergeblich gewesen, weil ich hin und zurück durch Deutschland fuhr und in Holland gewesen war.

In der Heimat klärten sich auch inzwischen die Verhältnisse, die antiösterreichische Stimmung festigte sich; es handelte sich darum, wie man sich daheim organisieren und allerdings, was man daheim tun solle? Ich überzeugte mich von der Gesinnung des Hofes und der militärischen Führer gegen uns. Ich erhielt von verschiedenen Personen der Armee (unter den ersten, war Rittmeister Hoppe vom Prager Korpskommando), der Behörden usw. Mitteilungen darüber, was in der Armee und in der Verwaltung vorging; dazu kamen mit Hilfe Machars Nachrichten Kovandas. Machar hat etwas davon schon veröffentlicht. Aus den mir von Machar übergebenen Dokumenten erkannte ich die feindselige Gesinnung des Militärkommandanten Friedrich u. a. und erfuhr von den Plänen gegen unsern und später auch den südslawischen Sokol. Es dauerte nicht lange, und die Verfolgungen begannen; unter den ersten Opfern befand sich der Jičiner Sokol. Meine zuverlässigen Nachrichten ermöglichten des öfters, voraus aufmerksam zu machen, wenn Gefahr drohte.

Mitte (14.—29.) Oktober reiste ich zum zweitenmal nach Holland. Abermals fuhr ich durch Deutschland und beobachtete insbesondere Berlin längere Zeit; in Holland hielt ich mich nicht nur in Rotterdam auf, sondern auch im Haag, in Amsterdam u. a. Wie das erstemal benutzte ich auch jetzt meinen Aufenthalt in dem neutralen Lande zur Beschaffung und zum Studium der Kriegsliteratur und -publizistik.

Und diesmal kam ich bereits in Verbindung mit den Freunden. In Rotterdam traf ich Seton-Watson; zwei Tage erstattete ich ihm Bericht über die ganze Lage in Österreich und meine Anschauungen vom Kriege und von der Weltsituation überhaupt, wie sie mir erschien; ich setzte ihm unser nationales Programm und unsere Aktionspläne, soweit sie mir damals schon klar waren, auseinander. Er war einigermaßen überrascht, daß ich auf das historische staatsrechtliche Programm Nachdruck legte; in England erwartete man schon damals von uns und den übrigen Völkern Österreich-Ungarns einen größeren Nachdruck auf das Nationalitätenprogramm. Unser treuer Freund arbeitete sofort nach seiner Rückkehr nach London gemäß meinen Darlegungen ein Memo-

randum aus, das die alliierten Regierungen in London, Paris und Petersburg erhielten. Der Oxford Professor Vinogradov, der damals nach Petersburg reiste, übergab es persönlich Sazonov.

Auch mit Denis kam ich jetzt in schriftliche Verbindung. In Rotterdam begegnete ich unter andern auch dem Russen Dr. Kastilianskij, den ich kannte und mit dem ich in literarisch-politischem Verkehr stand. Er übersiedelte später nach London und leistete uns auch dort allerlei Hilfe; in Holland war er Dr. Beneš behilflich, als wir dort später eine Filiale unserer Propaganda einrichteten. Ich errichtete in Holland selbst das provisorische Propagandazentrum mit Hilfe des Korrespondenten der „Times“.

In Holland erhielt ich diesmal bereits Geld von den Landsleuten in Amerika; mir persönlich sandte Mr. Charles Crane einen größeren Betrag. Mit Hilfe Mr. Steeds wurden alle diese Transaktionen per Kabel durchgeführt.

Die Isolierung in Holland ermöglichte mir, unsere künftigen Aufgaben ruhig zu betrachten und durchzudenken; die Erinnerung an Comenius, die durch sein Grab auf holländischem Boden belebt wurde, das Vorbild seiner Propaganda in der damaligen politischen Welt, seine politische Weissagung — das Programm seines Vermächtnisses, sie verscheuchten die Reste des Zweifels und Zauderns. Das Vermächtnis des Comenius blieb mir neben der Kralicer Bibel\*) auf meiner Reise um die Erde ein tägliches nationales und politisches Memento . . .

Auf der Rückfahrt von Holland hielt ich mich wiederum in Berlin auf und sprach mit mehreren hervorragenden Politikern und Publizisten. Den Sozialisten sagte ich, daß der 4. August für sie eine Niederlage gewesen sei (im Reichstag waren die Kriegskredite einstimmig bewilligt worden) und äußerte die Meinung, daß die sozialdemokratische Partei sich bald spalten werde. In der Partei war bereits Unruhe zu bemerken; tatsächlich wurden am 2. Dezember die Kriegskredite zunächst gegen eine Stimme (Liebknecht) angenommen, am 20. Dezember schon gegen 20 (sozialdemokratische) Stimmen. Ich erfuhr in Berlin allerhand über den Verlauf des Krieges, was mich in meiner Anschauung über die Schuld Österreich-Ungarns und Deutschlands bestärkte.

\*) Die 1593 zum erstenmal erschienene, von „mährischen Brüdern“ besorgte tschechische Übersetzung der Bibel, die auch sprachlich von analoger Bedeutung ist wie die Luthersche Bibel. Anm. d. Übers.

Schließlich will ich, vorläufig nur kurz, sagen, daß ich noch von Prag aus durch Vermittlung des Herrn Svatkovskij auch zum offiziellen Rußland eine Beziehung anknüpfte. Ich werde darüber im folgenden Kapitel näher berichten.

Zu diesen Beziehungen zum Ausland zähle ich auch die Beschaffung von reichsdeutschen und alliierten Blättern; in Prag waren diese Blätter (auch die deutschen!) verboten; in Wien gab es eine größere Freiheit, und gar in Dresden und Berlin konnte man englische und andere Blätter lesen. Ich verschaffte mir sie durch Bekannte und besondere Boten. Dadurch war ich über viele Einzelheiten informiert, die unsere Presse nicht erhielt.

Daheim und in der Armee mehrten sich die Verfolgungen; die Hinrichtung Kratochvils aus Prerau (23. November) trieb mich schon förmlich hinaus, aber ich erlebte noch die Hinrichtung Matějkas (15. Dezember). Ich war vorbereitet, über die Grenze zu den Alliierten zu reisen oder zu fliehen, und es handelte sich nur darum, wie ich den endgültigen Abgang ausführen sollte. Es dauerte längere Zeit, bis ich mich überzeugt hatte, ob die Polizei Verdacht geschöpft, denn in Holland war mir vorgekommen, als werde ich beobachtet; für das, was ich schon getan hatte, war mir der Galgen gewiß, aber nach allem zu schließen, wußte man von mir nicht viel.

Mit den Abgeordneten sprach ich nach meiner zweiten Reise nach Holland insofern bestimmter, als ich von ihnen eine mündliche Billigung einer Aktion im Ausland verlangte; dazu wurde ich durch den Hinweis Seton-Watsons veranlaßt, daß die Politiker draußen werden wissen wollen, ob ich in meinem oder im Namen politischer Parteien und welcher spreche und handle.

### 3.

Eine ziemlich starke Unruhe schöpfte ich aus der Entwicklung des Krieges. Wer wird siegen? Auf diese Frage ließ sich 1914 und noch später nicht leicht mit Sicherheit und Genauigkeit antworten.

Ich begann sofort nach Ausbruch des Krieges mit dem Studium mancher mir noch unbekanntem Schriften über die moderne Kriegführung; es handelte sich, wie gesagt, darum, ob der Krieg lang oder kurz sein werde, danach mußten wir unsere Aussichten abschätzen und unsere Arbeit einrichten. Die Fachleute waren

darin nicht einig; im ganzen überwog bei den alliierten und den gegnerischen Fachleuten (z. B. auch bei Foch) die Meinung, daß der moderne Krieg kurz sein werde. Der bekannte französische Publizist Leroy-Beaulieu schätzte die Dauer auf sieben Monate; Politiker wie Hanotaux, Barrès erwarteten die Beendigung des Krieges von der „Dampfwalze“. Die Deutschen prophezeiten den baldigen Zusammenbruch der französischen Armee nach dem Muster von 1870; der rasche Vormarsch durch Belgien und Luxemburg im Norden und durch Lothringen-Elsaß im Süden bestärkte anfangs diese Erwartung. Die ersten Kriegsereignisse waren für Frankreich nicht günstig — Paris war tatsächlich durch den Druck der Deutschen bedroht, die französische Regierung übersiedelte schon am 2. September von Paris nach Bordeaux. Ich wünschte mir, Kitchener möge recht haben, bezweifelte aber nach dem, was ich von ihm wußte, daß er in der Frage zuständig genug sei.

Über die Lage auf den Kriegsschauplätzen war ich bis zu meiner Abreise von Prag auch in Zweifel; besonders die Schlacht an der Marne bildete ein schweres Problem für mich. Ich übernahm die französische und englische Anschauung, die Deutschen hätten die Schlacht verloren und seien darum auf eine neue Linie zurückgegangen; aber auch die Franzosen hatten sich von der Mosel bis hinter die Marne zurückgezogen, und dieser Rückzug mußte wie eine Niederlage wirken. Mich machte es stutzig, daß die Franzosen nach dem Sieg nicht offensiver vorgegangen waren. Die Deutschen unterstrichen, daß sie eine beträchtliche Anzahl von Truppen, ganze zwei Korps, aus Frankreich nach Ostpreußen gegen die Russen geworfen hätten, daß sie infolgedessen schwächer geworden seien und die Schlacht daher keine entscheidende Bedeutung gehabt habe. Die Alliierten waren seit Beginn zahlenmäßig in der Übermacht, und darum wirkte der französische Rückzug um so peinlicher. Ich kannte in der österreichischen Armee einige gute Militärfachleute, aber mit diesen konnte ich nicht zusammenkommen; erst draußen konnte ich mich durch Militärs informieren und detailliertere Nachrichten lesen. Ich überzeugte mich dann davon, daß die Deutschen an der Marne tatsächlich geschlagen worden waren.

Der hoffnungsvolle Eindruck der Schlacht an der Marne wurde durch die langwierigen Kämpfe um das Kanalufer bei Ypern

(20. Oktober—11. November) verstärkt. Auch hier drangen die Deutschen mit ihrem Plan nicht durch und vermochten sich nicht des Kanals und seiner Häfen zu bemächtigen, von denen aus sie England hätten bedrohen können (Dunkerque, Calais, Boulogne). Auf der ganzen Linie mußten sie zurückweichen und sich zum Stellungskrieg entschließen; ihre Offensive war mißlungen, ihre Berechnungen hatten sich als zweifelhaft erwiesen, und damit war ihr ganzer Plan diskreditiert.

Die Türkei entschied sich (12. November) für den Dreibund. Kleinasien, Ägypten und der Balkan wurden dadurch militärisch und politisch sehr wichtig. Was werden Bulgarien, Griechenland, Rumänien tun? Die „Times“ verurteilte scharf die Politik Englands gegen die Türkei (es hatte zwei in England für die Türkei gebaute Kreuzer beschlagnahmt); dadurch, daß England das Protektorat über Ägypten (18. Dezember) übernommen hatte, verschärfte sich der Konflikt um Kleinasien. Der Krieg komplizierte sich — eine Aussicht, daß er länger dauern werde. Dieser Komplikation entsprach auch die Wegnahme Valonas durch Italien (26. Oktober). Einen Beleg für meine Kriegsbeobachtungen, -hoffnungen und -zweifel findet der Leser in einem Artikel über den Krieg, den ich sofort nach Kriegsbeginn (im August) in „Naše Doba“ geschrieben und in dem ich auf die militärische, wirtschaftliche und politische Bedeutung des Weltkonflikts hingewiesen habe; dort legte ich die mich beunruhigenden Probleme dar, allerdings auch meine Hoffnungen — der österreichische Zensor ließ den Artikel durch; er konfiszierte jedoch in derselben Nummer Teile eines Nachdrucks meines (älteren) Artikels über den Balkan und Stellen aus einer Abhandlung von Denis über unsere Stellung in der „Internationalen Liga zur Verteidigung der Rechte der Nationen“. In diesen Artikeln (und in Glossen „Die Gotteskämpfer“) gab ich sofort nach Kriegsbeginn mein politisches Programm; auch in den folgenden Nummern setzte ich die kritische Belehrung denkender Menschen über die Ziele des Krieges fort. Ähnlich wie in „Naše Doba“ schrieb ich im „Čas“.

Die Kriegskarten studierte ich täglich und stets sehr aufmerksam; die Politik spielte sich jetzt auf den Schlachtfeldern ab, voraussichtlich auf lange Zeit; das Vorgehen beider Parteien ließ auf die Kriegsziele, Kräfte und Fähigkeiten von Freund und Feind schließen.

Der Mißerfolg Österreichs in Serbien, Potioreks Niederlage und schließlich die Befreiung Belgrads im Dezember (15.) festigten die Hoffnung auf Sieg. Nicht ebenso das Vorgehen der Russen gegen Krakau und die slowakischen Pässe; denn dem stand ein großes Minus in Ostpreußen gegenüber (Hindenburg: Tannenberg, die Masurischen Seen). Die Österreicher und die Deutschen irrten zwar entschieden, indem sie die russische Armee, vor allem ihre Artillerie, unterschätzten, aber was ich vom russischen Heer und seiner Führung kannte, erfüllte mich mit Befürchtungen. Die Ratlosigkeit vor Krakau machte mich stutzig. Damals brachte der „Čas“ vielgelesene Artikel über die Kämpfe und insbesondere über Vormarsch und Rückzug der Russen; wir hielten täglich Redaktionskonferenzen ab und kombinierten unsere Ausführungen aus den Nachrichten und der Stellung der Armeen. In der Redaktion waren die einen optimistisch, gar zu optimistisch, ich war zurückhaltend, ja skeptisch; es zirkulierte der Witz, daß der erste, der hängen werde, sobald die Russen in Prag einziehen, ich sei. Von Zeit zu Zeit wies ich im „Čas“ in verschiedenen Bemerkungen auf die Unfertigkeit Rußlands hin und erwähnte kritisch nicht bloß den unfähigen Suchomlinov, sondern trotz seinen patriotischen und slawischen Manifesten den Generalissimus. Ich hatte doch nur recht; ich glaube, eine meiner besten politischen Erkenntnisse und Entscheidungen war, daß ich unsere nationale Sache nicht auf die einzige russische Karte gesetzt, daß ich im Gegenteil auf die Gewinnung der Sympathien aller Alliierten hingewirkt und mich gegen die damalige unkritische und passive Russophilie entschieden habe.

4.

Was für eine Stimmung damals daheim herrschte, sah man überall. Die Verkäuferinnen, so erzählte man, bereiteten die besten Gänse für die Russen vor; wie die Abschriften des Manifestes von Nikolaj Nikolajevič und Nachrichten über eine Audienz beim Zaren zirkulierten, ist bekannt, ebenso wie diejenigen, bei denen man sie fand, bestraft wurden. Ich erinnere mich einer Szene in der Ferdinandstraße. Ein bekannter radikaler Redakteur hielt mich an und zeigte mir in freudiger Erregung eine Abschrift der Nachricht über die erste Audienz russischer Tschechen beim Zaren; er war sehr enttäuscht, als ich

ihm das Stückchen Papier mit dem Bemerken zurückgab, daß dies politisch wenig bedeute. Tatsächlich hatte der Zar der Deputation nichts Bestimmtes gesagt; ich gab zu, daß der Empfang der Deputation ein Erfolg sei, und er übte, wie der Redakteur selbst zeigte, eine gute Wirkung auf die Aufrechterhaltung der Hoffnung aus.

Abschriften solcher Nachrichten zirkulierten viele; man erzählte, daß russische Flieger sie nachts herablassen, aber nach Inhalt und Stil schienen mir manche apokryph. Österreich benahm sich zu den gefangenen Russen und den Russen, die der Krieg draußen überrascht hatte, besonders hart (noch schlimmer zu den Serben); ich erkannte das selbst, als ich mich um die Freilassung des internierten Maxim Kovalevskij bemühte, den der Krieg in Karlsbad betroffen hatte, und der verhafteten Journalistin Frau Zvezdič.

Mehrmals sah ich den Abgeordneten Kalina, dem ich schon früher dies und jenes von meinen Geheimschritten im Auslande mitgeteilt hatte; ich berichtete ihm von der Gefahr, die dem Sokol durch den österreichischen Generalissimus drohe, und wir erwogen die Rolle, die die Sokoln in der anbrechenden Zeit und namentlich während der erwarteten russischen Okkupation spielen können. Er brachte mich mit Dr. Scheiner zusammen.

Mit ihm einigten wir uns, daß die Sokoln im Falle der russischen Besetzung als nationale Sicherheitswache, je nach den Umständen und nach Bedarf als nationale Armee antreten sollen. Ich verheimlichte ihm nicht meine Zweifel an der russischen Armee und Politik und wies auf die Möglichkeit hin, daß die Russen zum Abzug gezwungen werden würden, wenn die Deutschen durch Sachsen, die Österreicher vom Süden hereinbrächen usw. Die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß die Russen zurückweichen müßten, wenn sie bis nach Mähren und vielleicht bis nach Böhmen vorgedrungen wären, sei nach den bisherigen Erfahrungen bedeutend. Große und gewissenhafte Vorsicht wäre geboten, damit die Österreicher sich nach dem Rückzug der Russen nicht grausam rächten und das Volk dadurch nicht für die Zukunft in Schrecken versetzten.

Dr. Scheiner war im Frühjahr selbst in Rußland gewesen und hatte sich überzeugt, daß die politischen Beziehungen zu Rußland sehr schwach, ja nicht vorhanden waren; Sazonov hatte ihm vorge-



worfen, die tschechischen Politiker hätten sich um Rußland eigentlich nicht gekümmert und seien den Russen deshalb unbekannt; er sagte offen, wir möchten nicht auf Rußland zählen, und die russische Armee sei auf den entscheidenden Krieg noch nicht vorbereitet. Ähnlich hatte Sazonov sich etwas früher zum Abgeordneten Kľofáč (im Januar) geäußert, indem er ausführte, daß die Großmächte keinen Krieg wünschen. Aber das wurde bei uns nicht öffentlich ausgesprochen und nicht gewußt; die öffentliche Meinung war unkritisch russophil, man erwartete von den Russen und ihren Kosaken die Befreiung.

Demgegenüber wiederholte ich zu Dr. Scheiner meine Zweifel an der Zulänglichkeit des russischen Heeres. Ich setzte auseinander, daß ich die russische Dynastie und meinetwegen auch nur einen Statthalter fürchte, daß die Russen mit ihrer Unkenntnis der Verhältnisse und Personen, ihrem Absolutismus und ihrem trägen Leben unsere Russophilie bald zersausen würden.

Dr. Scheiner wendete ein, daß unter den obwaltenden Umständen ein Russe auf dem tschechischen Throne am populärsten sei und daß diese allgemein geteilte Anschauung von uns respektiert werden müsse. Ich erkannte die Richtigkeit dieser Meinung an; gewiß war jetzt keine Zeit, die breite Öffentlichkeit über den wahren Zustand Rußlands zu belehren; ich betonte aber meine Überzeugung Seton-Watson gegenüber, und dieser beleuchtete sie nachdrücklich in seinem Memorandum (das Sazonov übergeben wurde). Es lag mir daran, das offizielle Rußland aufmerksam zu machen; es geschah im Interesse unseres Verhältnisses zu Rußland.

In meiner Auslandspropaganda und namentlich in meinen den alliierten Regierungen überreichten Memoranden führte ich diese russophile Anschauung als die bei uns verbreitetste an; selbst hätte ich, wenn es nicht anders gegangen wäre, den Kandidaten irgendeiner westlichen Dynastie oder einen, der bei diesen Dynastien Einfluß besaß, vorgezogen.

Aber ich will sofort bemerken, daß ich im Ausland nirgends mit irgendwem über einen Königskandidaten verhandelt habe: meine Anschauung teilte ich nur den intimsten Freunden draußen mit, damit sie im Bedarfsfalle informiert seien. Verschiedene Nachrichten, ich hätte mit englischen und andern Prinzen verhandelt, sind insgesamt unwahr. Ich war selbst für die Republik,

wußte aber, daß die Mehrheit in jenem Augenblick auf der royalistischen Seite sei; das damalige Vorgehen der Sozialdemokraten bei uns und in Deutschland und ihr Verhältnis zu den Dynastien erforderten eine ruhige Erwägung der Staatsform; nicht weniger zu denken gab die Ermordung Jaurès. Gewiß war die Sache damals nicht akut. Erst durch die russische Revolution wurde überall und auch bei uns, der Republikanismus gestärkt; bei uns wurde, wie mir schien, das Vertrauen zur russischen Dynastie erschüttert.

Mit Dr. Scheiner verhandelte ich über die Finanzierung der Aktion im Auslande; er gab mir sofort einen Beitrag, damit sie in Angriff genommen werde. Wir dachten an die Gelder der Sokolgemeinde, die später durch irgendeine juristische Transaktion immobilisiert wurden; im Augenblick sollte ich mich an die amerikanischen Tschechen wenden.

5.

Über die russophile Stimmung — eine Politik war es kaum — muß ich noch ein paar Worte sagen; die Sache war ernst und wurde durch die nicht voraussehbare Entwicklung noch ernster.

Unsere politischen russophilen Kreise hatten zwar ein slawisches Programm, das maximal war, aber unklar; nach dem russischen Siege — und an dem zweifelten sie nicht — würde ein slawisches Großreich entstehen, die kleinen slawischen Völker würden sich Rußland angliedern. Soweit mir damals berichtet wurde, gab sich die Mehrheit der Russophilen mit dem lockenden Analogon des Planetensystems zufrieden — um die Sonne Rußland sollten die slawischen Völker als Planeten kreisen; ein Teil der Russophilen wünschte innerhalb der russischen Föderation eine gewisse Autonomie, irgendein Großfürst sollte in Prag Statthalter sein. Ich habe mich mit dem Studium Rußlands und der einzelnen slawischen Völker längst, eigentlich mein ganzes Leben lang, befaßt; nach meiner Kenntnis der Dinge konnte ich vom zarischen Rußland die Erlösung nicht erwarten, im Gegenteil, ich erwartete eine neue Auflage des japanischen Krieges, und darum war ich für eine energische Auslandsaktion nicht nur in Rußland, sondern auch in den übrigen alliierten Ländern, um uns die Sympathien und die Hilfe aller zu gewinnen. Ich drängte darauf, daß auch Dr. Kramář ins Ausland fliehe, damit wir uns dort in die Arbeit teilen können; doch Dr. Kramář wollte, wie

mir berichtet wurde (ich hatte keine Gelegenheit, mit Dr. Kramář zu verhandeln), nicht ins Ausland gehen, da er erwartete, daß die Russen die tschechoslowakische Frage selbst endgültig lösen werden. Ich fürchtete dagegen, durch den Krieg mit Japan belehrt, daß Rußland im Kriege nicht siegen und daß dort wieder eine neue Revolution ausbrechen werde; ich fürchtete, daß man bei uns allzusehr den Mut verlieren werde, wenn man so allgemein die Erlösung durch Rußland erwarte und Rußland nicht imstande sein werde, uns zu helfen.

Ich hatte die Entwicklung des zeitgenössischen Rußland und auch der russischen Armee sehr sorgfältig verfolgt. Zuletzt hatte ich in Rußland 1910 gewelt und mich da, wie jedesmal beim dortigen Aufenthalt, sehr gut und zuverlässig über den Stand des russischen Heeres informiert. Der Verfall und die Demoralisation, die sich im Kampfe mit den Japanern so furchtbar geoffenbart hatten, waren noch nicht gutgemacht. Es wurden Reformen eingeführt und die Armee mit Waffen versorgt, doch der Fortschritt war unbedeutend. Das bestätigten mir glaubwürdige Nachrichten aus den Balkankriegen und die späteren Geschehnisse bis zum Kriegausbruch; ich mißtraute der russischen Militärverwaltung und den verschiedenen Großfürsten — die schreckliche Tatsache, daß russische Soldaten sich bald gegen die Deutschen mit Stöcken und Steinen verteidigen mußten, zeigt den ganzen Leichtsinn des zarischen Rußland. Daß die russischen Großfürsten von den Erzherzögen in der österreichischen Armee aufwogen wurden, machte das noch nicht gut.

Etwa im Mai (1914) hatte die „Novoje Vremja“ eine Betrachtung über die Unfertigkeit Rußlands zum Kriege in jenem Sinne gebracht, wie Sazonov davon zu unsern Landsleuten gesprochen hatte; die tschechischen Blätter nahmen davon Kenntnis, aber das war bald vergessen, und man erwartete einen geradezu wunderbar raschen Sieg Rußlands. Zur Entschuldigung unserer Optimisten kann man auf gleiche Optimisten bei den Alliierten hinweisen.

Ich begriff, daß unsere Leute von den offiziellen Kundgebungen Rußlands begeistert waren; darin war von Slawen und Brüdern die Rede, und das genügte unserer Öffentlichkeit, die zur sachlichen Außen- und Weltpolitik (und diese hatte mit dem Kriege wahrhaftig für uns begonnen) nicht erzogen worden war. Auf-

merksam las ich all die Kundgebungen. Das russische Kriegsmanifest (2. August) spricht von den durch Blut und Glauben verwandten Slawen — Slawen und Brüder waren dem offiziellen Rußland schon je die rechtläubigen Balkanslawen. Der Zar sprach zu den Dumamitgliedern (9. August) wieder von den mitgläubigen Brüdern, und darum bedeutete mir der weitere Satz: „die völlige und unlösbare Vereinigung der Slawen mit Rußland“ kein genaues Programm, zumal er gar nicht davon sprach, ob sich Polen, Bulgaren und Serben mit den Kroaten und Slowenen und wir mit Rußland so intim vereinigen lassen. Bei der Moskauer Kriegsfeier (18. August) verkündete der Repräsentant des Adels den Krieg als Abwehr des Slawentums gegen den Pangermanismus, und der Zar antwortete darauf, es gehe darum, Rußland und das Slawentum zu verteidigen. Er erwähnte dabei nicht den Glauben, aber das verstand sich für ihn von selbst.

Sazonov als Minister des Äußern erklärte in der Duma, Rußlands historische Aufgabe sei, der Protektor der Balkanvölker zu sein (nicht nur der slawischen!); der Wille Österreichs und Deutschlands dürfe in Europa nicht Gesetz sein.

Schön war das Manifest an die Polen (15. August), und die Polen nahmen es selbst bewegt und dankbar an; ich erfuhr später, daß Sazonov es verfaßt hatte. Ich wurde einigermaßen stutzig, daß das Manifest zwar im Namen des Zaren erlassen, aber nur von Nikolaj Nikolajewič unterzeichnet worden war, genau so wie der österreichische Kaiser zu den Polen durch seinen Generalissimus gesprochen hatte. Es dauerte nicht lange, und zwischen Polen und Russen lebte die alte Feindseligkeit wieder auf, keineswegs nur durch die Schuld der Polen. Das zarische Rußland zeigte Schritt für Schritt, daß es an die wahre Unabhängigkeit der Polen nicht denke, sondern an irgendeine Autonomie, bis es dann Trepov rund heraus sagte und der Zar nach ihm wiederholte.

Die Kriegsmanifeste von Nikolaj Nikolajewič mißfielen mir, sie waren aufgeblasen und unbestimmt; namentlich sein Manifest an die österreichisch-ungarischen Völker. Dieses Manifest zirkulierte bald in verschiedenen Abschriften; es kam in neun Sprachen heraus, und besonders der slowakische Text unterschied sich vom tschechischen und andern dadurch, daß die Slowaken darin ausdrücklich apostrophiert wurden. Auch ein besonderes Manifest an das tschechische Volk zirkulierte, aber es kam mir ge-

fälscht vor — entweder von unsern Leuten oder von der österreichischen Polizei; in den russischen Dokumentensammlungen und Blättern habe ich es nicht gefunden.

In den Reden der Abgeordneten in der Duma wurde von den Slawen wenig gesprochen; der Vertreter der Polen erwähnte die Slawen, um nicht von den Russen sprechen zu müssen, Miljukov erwähnte den Kampf gegen die Übermacht der Deutschen über Europa und die Slawen.

Aus all diesen offiziellen Kundgebungen konnte ich vom offiziellen Rußland keine andere Meinung gewinnen, als ich sie aus meinen Studien und Beobachtungen hatte.

Bei uns wirkten die Nachrichten über die Družina in Rußland und die Kundgebungen des Zaren an die Unsern aufmunternd; man kannte die Einzelheiten nicht und wog die russische und die europäische Situation überhaupt nicht kritisch ab. Der politische Druck seitens Österreichs und die Erschlaffung infolge des ohnmächtigen Rüttelns an dem Wiener Gefängnisgitter förderten diese unkritische Russophilie, die vom großen Rußland die Erlösung erwartete und sich einredete, es bedürfe gar keinen aktiven Widerstandes.

Wie unklar die russische Presse sich über slawische Dinge ausdrückte, davon gibt das damals erreichbare „Russkoje Slovo“ ein Beispiel in einem Zitat des Kiewer „Čechoslovan“ vom 20. September (1914). „Russkoje Slovo“ kommentiert nämlich den Aufruf von Nikolaj Nikolajewič an die österreichischen Völker also: „Die große Stunde hebt an. Die verschiedenstämmigen Völker Österreich-Ungarns werden zu neuem Leben aufgerufen. Bosnien und Herzegowina, Dalmatien und Kroatien vereinigen sich mit Serbien, Siebenbürgen (Transsylvanien) und die südliche Bukowina mit Rumänien, Istrien und Südtirol mit Italien; verwickelter ist die Frage nach dem Schicksal der Tschechen, Slowenen, Magyaren und österreichischen Deutschen. Gegen ein Deutschland in seinen ethnographischen Grenzen läßt sich nichts einwenden, aber unzulässig ist, daß deutsche Gegenden Deutschland angegliedert werden, denn auf diese Weise würde Deutschland aus dem Kriege gestärkt hervorgehen. Ein unabhängiges Österreich muß Deutschland vom nahen Osten trennen. Auf dem Wege zur Schaffung eines unabhängigen tschechischen Staates erhebt die Frage nach dem Ausgang der Tschechen zum Meer, eine

Frage, die sich in den ethnographischen oder historischen Grenzen der tschechischen Nation nicht lösen läßt. Die Ungarn erhalten ihre Selbständigkeit, der verhängnisvolle Fehler des Jahres 1849 wird wieder gutgemacht. Dabei müssen die Ungarn jedoch durch die Grenzen der magyarischen Gebiete beschränkt sein.“ Ich muß den Absatz des russischen Blattes nicht beleuchten, — er verrät Unklarheit und Unbestimmtheit, namentlich über die Schicksale unseres Volkes und Österreichs, das Deutschland vom „nahen Osten“ trennen soll; der Leser möge sich ein solches Österreich nach der Karte nur gründlich vorstellen, und er wird die russischen Unklarheiten über Polen und Böhmen erkennen. Dasselbe gilt von den Slowenen usw. Bestimmter ist allein das serbische und das rumänische Programm.

Mein kritischer Standpunkt gegen Rußland war gewiß berechtigt und einzig richtig; aber jetzt war es, wie gesagt, zu spät, Rußland öffentlich zu kritisieren und unsere Russophilie auf das gebührende Maß zurückzuführen. Auch hätten, zumal während der Kriegserregung, die Leute meine Kritik nicht verstanden. Hatten sie doch viele schon vor dem Kriege nicht verstanden. Die Mehrzahl der Menschen begreift nicht, was Neruda unter „bewußter Liebe“ gemeint hat. Im gegebenen Falle liebte ich, das darf ich ruhig sagen, Rußland, d. i. die russische Nation und das Volk nicht weniger, als es unsere Russophilen taten, aber die Liebe kann und darf den Verstand nicht einlullen. Gar die Beteiligung am Kriege und an der Revolution erfordert einen kühlen, klaren Kopf; Kriege und Revolutionen werden nicht mit Phantasie und Begeisterung, Gefühl und Instinkt gemacht, — gewiß werden sie nicht allein mit ihnen gewonnen. Ich folgte den Spuren Havlíček's, der uns zum erstenmal Rußland gezeigt hat, wie es wirklich ist, und ließ mich darin durch niemanden und nichts beirren. Ich war mir bewußt, wann, in welchem Maße und wie auch ein demokratischer Politiker — ja gerade der — sich nach der Majorität und selbst der Meinung aller richten kann und darf.

Rußland und vor allem das offizielle Rußland — und dieses entschied über den Krieg — hatte sein besonderes slawisches Problem: In seinem Drange nach Konstantinopel, in diesem schon von alters her religiös gestärkten und geradezu geweihten Drange stieß es auf den Widerstand Österreichs, das sich im Dienste

Roms und der pangermanischen Idee gleichfalls nach dem Balkan drängte. Die kleinen Balkanvölker waren für Österreich und ebenso für Rußland ein Mittel zum Ziel. Religiös stießen hier die katholische österreichische und die rechtgläubige russische Dynastie aufeinander; Österreich und Rußland rivalisierten um den Einfluß und die Herrschaft in Serbien, Rumänien, Bulgarien. Diese Länder waren den beiden Rivalen benachbart und ihnen auch durch die historische Entwicklung am nächsten, und darum handelte es sich in erster Linie um sie.

Die politischen und religiösen Gegensätze machten Österreich und Rußland auch im Norden schon längst zu Rivalen — in Galizien und Polen. Das bildete für das offizielle Rußland das eigentliche slawische Problem, aber das Slawentum war da untergeordnet, uralten politischen, kulturell-kirchlichen Plänen unterstellt.

Das Slawentum in nationalem und breiterem Sinne — in allslawischem Sinne — verstanden in Rußland nur manche Slawisten, Historiker und ein Teil der Intelligenz; aber auch sie in beträchtlichem Maße aus dem russischen religiös bedingten Gesichtspunkt. Darum waren für die Russen die Rücksichten auf uns Tschechen und auf die Kroaten und Slowenen weniger lebhaft, weniger akut. Das russische Volk wußte nur etwas von den rechtgläubigen Brüdern am Balkan.

Der radikale Teil der russischen Intelligenz, insbesondere die regierungsfeindlichen Sozialisten, waren gegen den offiziellen Nationalismus und sein Slawentum und daher auch unserem nationalen Streben nicht günstig gesinnt. Das alles haben wir dann während des Krieges in Rußland selbst erfahren und erlebt.

So war und ist die russische Wirklichkeit. Bei uns hat man diese Wirklichkeit nicht genug gekannt, die Mehrzahl unserer Russophilen begnügte sich mit unklaren Anschauungen über Rußland; Rußland war ihnen groß und mächtig, und da wir gegen Österreich und Deutschland notwendig einer fremden Hilfe bedurften, sollte uns das große brüderliche Rußland erlösen. Eine begreifliche Psychologie und Politik; schon Kollár hat gesagt, warum die Idee der slawischen Gegenseitigkeit in der kleinen Slowakei entstanden ist.

6.

Später wird Gelegenheit sein, noch ausführlicher über Rußland und unser Verhältnis dazu zu sprechen; zu Beginn des Krieges handelte es sich darum, so kritisch wie möglich das Plus und Minus der beiden kämpfenden Parteien abzuwägen und sich in der verhängnisvollen Situation zu entscheiden. Ich erwog: Deutschland hat eine gute und große Armee, hat einen bestimmten Plan (den Pangermanismus!), für den es nicht bloß das Volk, sondern auch die Intelligenz gewonnen hat, ist gut vorbereitet, hat tüchtige Heerführer (diese Ansicht schränkte ich bald ein), ist reich und hat eine starke (Kriegs-) Industrie; dafür ist das österreichische Heer und seine Führung schwächer; die verschiedenen Erzherzöge, der unmögliche Friedrich und dann die Eifersucht auf Berlin und die deutsche Heeresleitung bilden ein Minus. Ich wußte, daß in Wien zwei Strömungen bestanden, die eine für die einheitliche Führung, die andere für die selbständige. Über Conrad u. a. hatte ich meine Zweifel. Ich erwartete, daß Wien sich Berlin unterwerfen und ihm gehorchen werde, aber keineswegs bereitwillig; auch der Separatismus Ungarns werde sich geltend machen. Die Mittelmächte werden, obgleich benachbart, keine ganz einige politische und militärische Führung haben. In der österreichischen Armee werden die Unsern und die Italiener unzuverlässig sein, vielleicht auch die Südslawen und die Rumänen.

Die Alliierten haben die Überzahl an Menschen, haben (schon im Jahre 1914) alle zusammen mehr Soldaten, sind reicher, ihre Industrie ist stärker. Eine größere, wohlausgebildete Armee hat allerdings nur Frankreich, Rußland nur teilweise; überhaupt ist Rußland militärisch, politisch, wirtschaftlich, finanziell unsicher. England muß seine Armee erst errichten und ausbilden; Serbien hat ausgezeichnete Soldaten, aber es sind wenige und die Türken werden ihnen Schwierigkeiten machen. (Die Türkei erklärte den Alliierten den Krieg am 12. November.) Italien bleibt wenigstens neutral, vielleicht auch Rumänien, obzwar der König entschieden für Deutschland ist. (Italien beschloß die Neutralität am 31. Juli, Rumänien am 3. August.) Ein bedeutender Fehler wird die geographische Uneinheit sein und die sich daraus ergebende Uneinheitlichkeit des militärischen und politischen Planes, die Isolierung der Aktionen. Die Verkehrsmittel im Osten sind für die

Russen sehr unvorteilhaft. Die Schlachten an der Marne und bei Ypern sind verheißungsvoll. Die Entente ist entschlossen gegen Deutschland, aber weniger gegen Österreich, und darin liegt für uns eine Gefahr. In Summa: der Sieg der Alliierten ist möglich, wird aber die Anspannung aller Kräfte erfordern. Daß der deutsche Plan, Frankreich rasch zu überwältigen und Rußland wenigstens aufzuhalten, mißlungen ist, erweckt die Hoffnung auf Sieg. Uns würde von Vorteil sein, wenn der Krieg lange dauert, wir werden unsere Revolutionspropaganda entfalten können.

Die Stimmung in Prag und in Böhmen überhaupt war im Dezember 1914, als ich mich ins Ausland rüstete, beklommen. Man spürte schon Unsicherheit in der Einschätzung Rußlands und der Alliierten; und spürte eine gewisse Unsicherheit in den eigenen Reihen; die Mobilisierung sei, wie Wien verkündete und Berlin bestätigte, glatt durchgeführt worden, alle Nationen hätten sich um den Thron geschart. Trotzdem waren wir überzeugt, daß dies nicht wahr sei; in Prag und anderswo wurde manch ein loyaler Mummenschanz veranstaltet, doch die Gesinnung war antiösterreichisch. Es gab Schwächlinge und schlechte Menschen, aber der bewußte Widerstand von verhältnismäßig vielen Einzelpersonen im Heere und die Gesinnung des Volkes rechtfertigte, soweit ich die Situation kannte und abschätzte, die Organisation eines aktiven Kampfes. Das Volk, vor allem die Intelligenz war zwar lange in dem österreichischen Sinne erzogen worden, Österreich sei für uns notwendig und die Rettung vor der deutschen Flut; es war zu erwarten, daß sich auch unter den führenden Leuten einzelne finden, die entschlossen und überzeugt für Österreich eintreten, aber nichtsdestoweniger waren das Empfinden und die Überzeugung der Mehrheit des Volkes entschieden antiösterreichisch. Wenn mich nur die Abgeordneten nicht korporativ desavouieren, sagte ich mir, von der Polizei erzwungene Artikel und die Verleugnung durch Einzelne schadet nichts. Ergo — mit Gottes Hilfe hinaus und ans Werk! Und sollten Deutschland und Österreich so wie so siegen oder sollte das Ergebnis des Krieges unentschieden sein — ich bleibe draußen und führe die revolutionäre Opposition gegen Österreich weiter für die Zukunft.

Aus unseren Kolonien kamen zuerst von der französischen und der amerikanischen, dann von der englischen und der rus-

sischen Nachrichten über Kundgebungen gegen Österreich. In Paris rissen gleich am 27. Juli unsere Leute die österreichische Fahne von der Botschaft und beschlossen am 29., in die französische Armee einzutreten; in Chicago manifestierten sie gegen Österreich-Ungarn am 27. Juli, in London am 3. August. Nach Pariser Muster reichte die russische Kolonie der Regierung am 4. August das Projekt einer Legion ein; unsere Freiwilligen in Frankreich wurden am 20. August in die Fremdenlegion aufgenommen, am selben Tag die russischen Tschechen vom Zaren empfangen, und am 28. August wurde die Družina organisiert. Aus Rußland trafen in Prag Boten mit der Meldung darüber ein, was unsere Leute dort unternehmen. Das alles entsprach unserem nationalen Programm und der Stimmung — — hinaus, hinaus!

Häufige und detaillierte Beratungen pflog ich mit Professor Koloušek über die wirtschaftlichen und finanziellen Grundlagen des tschechischen Staates (mit der Slowakei); bei der Propaganda würden wir, das wußte ich, auch mit Ziffern überzeugen müssen, und es war nötig, von dem eventuellen Staat ein möglichst klares Bild zu haben.

Mein politisches Programm war eine Vereinigung der tschechischen Wünsche, wie sie im staatsrechtlichen, historischen und naturrechtlichen Programm formuliert waren; ich dachte stets an den Anschluß der Slowakei — ich bin meiner Herkunft nach Slowak und Mähre. Ich kannte die Slowakei von häufigen Aufenthalten gut und bestimmte mir die Grenze gegen Magyarien; der Sicherheit halber ersuchte ich Dr. Anton Hajn, mir von einem Bekannten, ich glaube von einem Offizier, auf der Karte die Südgrenze der Slowakei einzuzeichnen. Mit dieser Skizze und einem Verzeichnis der wichtigsten Grenzorte fuhr ich ins Ausland.

7.

Hier muß ich noch den Plan eines Korridors zwischen Jugoslawien und uns erwähnen; es war nicht mein Plan, aber viele von unseren Leuten und den Südslawen erwärmten sich dafür. Der enge, 200 km lange, die Magyaren vollständig isolierende Korridor zwischen Magyarien und Österreich schien mir nicht durchführbar. Wenn ich nicht irre, überbrachte Dr. Lorković, der auf meine Einladung nach Prag gekommen war, die Sache nach Agram.

Ich wollte vor meiner Abreise über die Lage in Kroatien unterrichtet sein; ich fürchtete, die alten Bitterkeiten zwischen Kroaten und Serben könnten sich vertiefen, denn Wien und Budapest würden in dieser Richtung mit Volldampf arbeiten. Aus dem Bericht des Dr. Lorković entnahm ich, daß es in Kroatien ziemlich viele Menschen gab, die an die Möglichkeit eines selbständigen kroatischen Staates dachten, sei es eine Republik, sei es eine Monarchie mit fremder (englischer) Dynastie; Kroatien würde mit Dalmatien, Istrien und dem Küstenland vereinigt werden; die Frage Bosniens und der Slowenen ließ er offen. Ich war — Italien verhielt sich damals neutral — für die territorial und politisch möglichst vollständige Vereinigung der Südslawen; Triest stellte ich mir als unabhängigen Freihafen à la Hamburg vor. Ein detaillierter Plan war bei der damaligen Situation nicht möglich. Ich teilte Dr. Lorković meine Absichten mit, damit er sie den südslawischen Freunden bekanntgebe; ich erwartete sie im Ausland und wünschte eine intime Zusammenarbeit mit ihnen.

Mit Dr. Lorković kam ich noch in Wien zusammen, bevor ich nach Italien abreiste; er brachte mir eine Karte und eine Statistik der kroatischen Kolonien im Gebiete des eventuellen Korridors.

Über die Verhältnisse und Pläne der Slowenen hatte ich eine Beratung mit Dr. Kramer; ich erwartete, und Dr. Kramer bestätigte es mir, daß die fortschrittlichen Slowenen für die Einheit aller drei Volksstämme seien.

## 8.

Bevor ich abreiste, wollte ich mir dieses Österreich und dieses Wien noch einmal gründlich anschauen.

Ich kroch direkt in die Höhle des Löwen. In Prag wurde erzählt, der Statthalter Thun habe aus Wien bereits das Verzeichnis derjenigen erhalten, die er verhaften solle, und unter ihnen sei auch ich. Ich ging also (nach meiner ersten Rückkehr aus Holland) zu Thun, wozu mir die Konfiskation der „Naše Doba“ und der Druck auf den „Čas“ Grund gaben. Thun war ein anständiger Mensch, man konnte mit ihm ziemlich unverhüllt reden. Diesmal kam er mir, von der ersten Begrüßung angefangen, verschlossener vor als früher; er reichte mir nicht die Hand. Er führte mich in das Zimmer neben dem Empfangssaal, und mir war es, als schreibe jemand hinter dem Vorhang meine Worte mit.

Ich wollte ihm ein paar Sachen beibringen. Vor allem, daß die österreichische Regierung unlängst im Balkankrieg uns erlaubt habe, für die Serben und die Bulgaren Sammlungen zu veranstalten — wie könne man erwarten, daß unsere Soldaten das nach so kurzer Zeit vergessen haben? Und was die Russophilie betreffe — ja, wir seien Russophilen, aber das bedeute nicht notwendig, daß wir den Zaren und sein Regime unter allen Umständen lieben; jedenfalls müsse Wien gegen unsere Soldaten wenigstens ein wenig politischen Takt zeigen. Ich sagte ihm, daß die von der russischen Front in die Heimat geschickten Verwundeten sich über unzulängliche Pflege und Behandlung im Felde beklagen; ich sagte ihm, daß mich Militärärzte, notabene Deutsche, schon vor dem Kriege wiederholt aufmerksam gemacht haben, die Militärheilkunde sei unzulänglich. Die Militärverwaltung richte sich nach Franz Ferdinand, der in den Militärärzten Atheisten und Juden sehe. Ich sagte ihm, daß die Militärverwaltung nicht für die Erneuerung der Heilmittel gesorgt habe, was mir Militärärzte während des Krieges gesagt hatten, daß sie zu alt und unwirksam sei. Es gebe nicht chirurgische Instrumente genug, von einem Feldröntgenapparat keine Spur. Ich erzählte ihm die Erfahrungen eines Regimentskommandanten in Galizien (eines Magyaren!) und die Befürchtungen, die er mir mitgeteilt habe. Auf diese Weise sagte ich dem Statthalter viel; auch meine Beobachtungen in Deutschland und Holland. Aus der Unterstreichung mancher dortigen Beobachtung konnte er entnehmen, daß es in Österreich darin Unzulänglichkeiten gab. Politisch resümierte ich, Österreich müßte, wenn man in Wien unparteiischer zu sein verstünde, an den Tschechen eher eine gewisse Freude haben, weil wir Österreich nicht ganz unter der Kontrolle Deutschlands haben wollten. Ich gab ihm mehrere Beweise von unerlaubter antitschechischer und antislawischer Tätigkeit und vom Benehmen deutscher Offiziere beim österreichischen Generalstab und in der Armee (deutsche Gesangbücher und ähnliches).

Der Statthalter war überrascht und befangen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß er in seinem Innern mir vielfach zustimmte; bei meinem Fortgehen dankte er mir für den Besuch und wiederholte mehrmals, daß ihn meine Ausführungen sehr interessiert hätten. Die Hand reichte er mir abermals nicht, doch während des Gespräches machte er die Bemerkung, er habe spe-

ziell gegen mich nichts unternommen. Ich rechnete deshalb darauf, daß mir die dritte Abreise ins Ausland ohne große Schwierigkeiten doch nur gelingen werde. Ich trug ihm eine bestimmte Forderung vor: nämlich die deutschen Juden in Prag aufmerksam zu machen, sich in ihrer Austrophilie maßvoller zu benehmen. In Prag war eine ziemlich bedeutende Abneigung gegen die deutschen Juden, Gerüchte, daß man deutsche Blätter zu plündern plane, und ähnliche Nachrichten gingen um; ich intervenierte auch bei vernünftigen deutschen Juden, indem ich ihren Konnationalen mehr Reserve empfahl. Ich fürchtete, Unruhen gegen die Juden würden im Ausland arg wirken und meine Tätigkeit erschweren. Thun versprach mir auch vermittelnd einzuschreiten.

Nach einigen Tagen schrieb ich noch an Thun und machte ihn auf manches aufmerksam; meine Absicht war allerdings auch taktisch: ich wollte kurz vor der Abreise nicht ein schlechtes Gewissen zeigen und so tun, als sei nichts los. Um noch einmal mein endgültiges Urteil über Österreich zu revidieren, fuhr ich nach Wien und sprach mit mehreren Politikern. Ich ging unter andern zu Körber, mit dem ich öfter recht unverhüllt gesprochen hatte; diesmal redeten wir länger als zwei Stunden und gingen die ganze Situation durch; ich fragte ihn insbesondere über einige Personen am Hofe aus. Ich formulierte meine Hauptfrage folgendermaßen: Wird Wien der notwendigen Reformen fähig sein, wenn es gewinnt? Körber sagte nach reiflicher Überlegung und Abschätzung der Personen ganz bestimmt: Nein! Der Sieg werde das alte Regime festigen und das neue (Karl) werde um nichts besser sein; nach einem siegreichen Kriege werden die Militärs entscheiden, und sie werden zentralisieren und germanisieren; es werde ein Absolutismus mit parlamentarischer Verzierung sein. Und Berlin? fragte ich. Wird es nicht so vernünftig sein, den Verbündeten zu Reformen veranlassen? Kaum, lautete das Urteil. — Fehlte es nicht an Raum, so könnte ich aus Körbers Erfahrungen am Wiener Hofe und in seiner Umgebung viele, fast anekdotische Belege für die Unfähigkeit und sittliche Degeneration anführen; aber dessen bedarf es nicht mehr, und die Memoiren Körbers gehen gewiß nicht verloren. Körber betrachtete die Dynastie, Wien und Österreich allerdings nicht so wie ich, er beurteilte sie nicht vom sittlichen Standpunkt aus — um so treffender war seine rein politische Diagnose.

Ich suchte auch mehrere deutsche Bekannte aus dem Parlament auf. Sie bestätigten mir nur, was Körber mir gesagt und was ich selbst vorausgesehen hatte. Ich wollte bei einem so ernsten Entschluß doch nur noch ein letztes Mal hören, was die Deutschen selbst über Österreich denken. Aus den Unterredungen in Wien entnahm ich besonders, daß die Militärs auch ruhige Deutsche gegen uns eingenommen hatten. Mehrere Führer deuteten mir bevorstehende Verfolgungen an; sie wußten von künftigen administrativen und politischen Plänen (nach dem Siege), von denen auch Körber gesprochen hatte. Unter anderm bemerkte ich, daß Dr. Kramář Schwierigkeiten haben werde; seine russische Politik war dem politisch ungebildeten Friedrich ein Dorn im Auge, der Panslawismus jeder Couleur und Schattierung für Wien und Budapest ein Alpdruck. Ich machte nahe Bekannte des Dr. Kramář darauf aufmerksam.

Nach dem Besuche von Wien ging es nur darum, die Abreise ins Ausland vorzubereiten und einzurichten.

## 9.

Gleich am Anfang dieser Erinnerungen muß ich von Dr. Beneš sprechen.

Bis zum Kriege kannte ich ihn persönlich wenig; ich hatte seine Artikel aus Paris und seine Publikationen verfolgt. Ich sah an ihm den Einfluß meines Realismus, des französischen Positivismus und des Marxismus noch nicht kristallisiert. Nach Kriegsausbruch kam er und meldete sich als Volontär des „Čas“; hier sahen wir uns öfter. Eines Tages besuchte er mich vor der täglichen Beratung im „Čas“ in meiner Wohnung; offenbar hatte er etwas Ernsteres. Und in der Tat: nach seiner Diagnose können wir dem Kriege nicht passiv zusehen, müssen etwas tun; er hat keine Ruhe, er möchte tätig sein. Darauf ich: „Jawohl, ich bin schon dabei!“ Ich machte ihm Mitteilungen, und wir wurden auf dem Wege zum „Čas“ über das Belvedere sofort einig. Ich erinnere mich der Szene, als wir zum Abstieg zur Elisabethbrücke kamen: ich machte halt, lehnte mich an das Holzgeländer und versank in den Anblick Prags — die Gedanken an unsere Zukunft zogen mir durch den Kopf. Libušas Prophezeiung — — — aber der Anfang der politischen Aktion war Geld! Dr. Beneš rechnete sein Vermögen nach und versprach sofort mehrere tausend Kronen.

Er hatte so viel, wie er brauchte, um auf seine Rechnung mit der Arbeit jenseits der Grenze zu beginnen; das geschah dann auch, er konnte draußen auf eigene Kosten leben. Mir sandten bald meine amerikanischen Freunde hinlängliche Beträge für meine Familie und mich, wie sie sich auch später unserer erinnert haben. So waren Beneš und ich ohne Sorge um unsere eigenen Bedürfnisse.

Wir erörterten die Situation daheim, in Österreich und Deutschland, bei den Alliierten, mit einem Wort alles, woran wir damals denken mußten. Wir vereinbarten unser ganzes Vorgehen, verständigten uns über die Mitarbeiter in der Heimat und im Auslande. Dr. Beneš sollte, solange es ging, zu Hause bleiben; die Verbindung mit mir würde nach dem Vorbild der russischen unterirdischen Arbeit organisiert werden. Meine Kenntnis der Sache half ziemlich; das übrige dachten wir aus, und zwar erfolgreich, wie ich mich bald nach meiner Abreise überzeugte. Dr. Beneš besuchte mich, bevor er selbst endgültig aus Prag ins Ausland abreiste, zweimal in der Schweiz, im Februar und im April 1915.

Die Zusammenarbeit mit Dr. Beneš war leicht und wirkungsvoll. Es bedurfte nicht vieler Reden; er war politisch und historisch so gebildet, daß ein Wort genügte. Er dachte und führte Pläne ins Einzelne aus, bald verstand er, eigenmächtig und gut vorzugehen. Solange ich im Westen war, sahen wir uns oft und dachten alles im Detail durch. Unsere schriftliche und telegraphische Korrespondenz war ziemlich rege. Später aus Rußland, aus Japan und Amerika konnte ich nicht viel schreiben und telegraphieren, wir dachten und arbeiteten parallel. Dr. Beneš wuchs mit der Entwicklung der Ereignisse; bei aller Bindung durch das verabredete Programm handelte er in der Ausführung der Hauptaufgaben sehr selbständig. Seine Initiative war bedeutend, seine Arbeitsamkeit unermüdlich. Beiden kam uns zugute, daß wir eine sogenannte herbe Lebenserfahrung hatten; wir hatten uns durchgeschlagen, uns aus ärmlichen Verhältnissen emporgearbeitet, und das bedeutet, sich Praktik, Energie, Kühnheit aneignen. Das gilt auch von Štefánik, von dem ich später reden werde. Ich war doppelt so alt und erfahrener, als Beneš und Štefánik, und hatte natürlicherweise die Führung inne. Aber das beruhte auch auf der Kraft der gemeinsamen Idee und auf Verständnis. Beide hatten sich bald überzeugt, daß uns meine Kenntnis der Menschen daheim und draußen ein gutes Hilfsmittel sei.

Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes im Auslande kam es zu keinem Mißverständnis; das Zusammenwirken war vorbildlich. Wir waren wenige, aber auch der Apostel waren nicht Legion: klarer Kopf, Sachkenntnis, entschlossener Wille, keine Todesfurcht — das ist eine riesige Kraft. Bald scharten sich um uns ergebene Mitarbeiter — die Sache band uns zusammen.

Auch daheim gab es gute, starke Menschen, mit denen wir in Verbindung waren. Ich lud manche zu Beratungen bei Dr. Bouček ein; es handelte sich mir darum, neben den Abgeordneten auch Nichtabgeordnete einzuweißen, die der Polizei schon dadurch weniger verdächtig waren. Soweit ich mich erinnere: Dr. Bouček, Dr. Veselý, Baumeister Pfeffermann, Redakteur Dušek, Redakteur Herben, Verleger Dubský, Dr. Šámal und allerdings Dr. Beneš. So entstand die Maffia, die anfangs von Dr. Beneš, Dr. Šámal und Dr. Rašín geleitet wurde, nach der Verhaftung des Dr. Rašín und dem Abgang des Dr. Beneš über die Grenze von Dr. Šámal u. a. Und überall in den böhmischen Ländern gab es gute und furchtlose Menschen, wie wir an unseren Soldaten sahen.

#### 10.

Um was es sich also nach Kriegsausbruch handelte, war klar: die gegebene europäische Situation erfassen, die Kräfte der beiden Kriegsparteien abschätzen, den Lehren der Geschichte entnehmen, wohin die Entwicklung weise, sich entschließen und danach handeln. Handeln!

Indem ich in meiner politischen Anschauung von Palacký und Havlíček ausging, suchte ich mir, wie auch unsere andern Politiker, Argumente für unsere österreichische Orientierung zusammen; wie unsere Führer der Wiedergeburt wurde ich von dem Problem der kleinen Nation gequält. Davon zeugen meine Studien über die Entwicklung des tschechischen nationalen und politischen Programms; aber der aufmerksame Leser dieser Studien bemerkt gleichzeitig, daß ich, wiederum wie unsere andern Politiker, frühzeitig zwischen Loyalität und Kampf gegen Österreich schwankte — daher mein beständiges Nachdenken über das Problem der Revolution. In der Studie über Palackýs Idee des tschechischen Volkes konstatierte ich den grundsätzlichen Widerspruch zwischen der tschechischen und der habsburgisch-österreichischen Idee; schon früher hatte ich — im Gegensatz zu Palacký — die Über-



zeugung ausgesprochen, daß wir selbständig sein können, wenn in Europa die Demokratie und die sozialen Bestrebungen sich kräftigen. Durch die Entwicklung der späteren Jahre (konkreter ab 1907) wurde ich, je besser ich die Dynastie und Österreich kennenlernte, zur Opposition getrieben. Die in Wien und Österreich so mächtige und einflußreiche Dynastie war moralisch und physisch degeneriert; Österreich war für mich auch eine moralische Frage.

Darin unterschied ich mich von der jungtschechischen Partei und später von den Radikalen; daß ich nämlich Österreich und die Dynastie nicht nur politisch, sondern auch moralisch beurteilte. Darin unterschied sich auch meine Auffassung der sogenannten positiven Politik; ich war für die Beteiligung an der Regierung, aber die Position in der Regierung hätte ich zur Reform nicht nur der geschriebenen Verfassung, sondern auch der ganzen administrativen Praxis in tschechischem Geiste benützt. Ich war immer für Kulturpolitik, wie ich sagte: für die wahre Demokratie, mir genügte nicht die Abgeordneten- und streng politische Politik. Ich pflegte von der unpolitischen Politik zu reden.

Wegen dieser meiner Ansichten bekam ich manchen Streit; ich werde mich jetzt nicht damit verteidigen, daß meine Gegner mich nicht genug verstanden haben — ich bekenne, anfangs selbst nicht klar und konsequent gewesen zu sein und taktische Fehler, und zwar viele, begangen zu haben. Meine Gegner haben jedoch dadurch gefehlt und mich so am meisten zum Kampfe angefeuert, daß sie sich für die bessern Tschechen ausgaben, daß sie, um mit Havlíček zu reden, patriotisierten, während der Streit um das Ziel und den Inhalt des Tschechentums und des Patriotismus ging; die Liebe zum Vaterland und zum Volke verstand sich schon von selbst, es ging um das Programm dieser Liebe. Ich war meinen Gegnern zu sozialistisch, und vor allem mein religiöses Programm widerstrebt ihrem Liberalismus. Und ich stimmte mit der deutschen und der russischen und slawischen Politik nicht überein. Mir handelte es sich darum, das Volk noch in Österreich zu entösterreichern, und zwar auf der ganzen Linie; die Regierungsform und die Zugehörigkeit zum fremden Staat waren mir in der gegebenen Weltsituation untergeordnete Probleme. Ich empfand meinen Kampf als Widerstand gegen die politische und kulturelle Abgeschlossenheit, Rückständigkeit und Krähwinkelei; ich führte den Kampf nach zwei Fronten, gegen Wien und gegen Prag.

Der Radikalismus und seine Taktik kamen mir eher als Aufreizung denn als echter Kampf vor — als die Stunde schlug, die Weltsituation sich änderte und das Schicksal uns die Entscheidung aufnötigte, waren es nicht meine Gegner, die sich entschlossen und den Entschluß in die nötige Tat verwandelten . . .

Die grundsätzliche Verurteilung Österreichs zwang mich natürlich zum Studium und zur Beobachtung Deutschlands; die Geschichte belehrte mich, wie Österreich bei aller Verschiedenheit doch nur mit Deutschland verbunden war. Ich hatte einen gewissen Respekt vor den Deutschen und namentlich den Preußen; aber mit dem Preußentum, mit Bismarck und dem Bismarckismus stimmte ich prinzipiell nicht überein. In der inneren und der äußern Politik herrschte unter seiner Führung ein Regime von Blut und Eisen. Es imponierte mir, wie sich Bismarck im Jahre 1866 geschickt damit begnügt hatte, Österreich aus Deutschland abzuschieben und wie er Wien nicht hatte demütigen wollen, um es desto enger an Deutschland zu schließen. Trotzdem beging er den gefährlichen Irrtum, sich allzusehr auf Österreich-Ungarn zu verlassen, das er, namentlich Wien, in seinem Innern verachtete. In den Jahren 1870 und 71 hielt er bereits an der Taktik des Jahres 1866 gegen Österreich-Ungarn nicht fest — die Annexion von Elsaß-Lothringen war ein Fehler, mag auch die Politik Napoleons III. unvernünftig gewesen sein. Ich bemerkte, wie Bismarck später zwischen Rußland und England schwankte. Und der Mann von Blut und Eisen hatte zuviel alten Macchiavellismus an sich.

Der neue Kurs war mehr als schwankend. Er war politisch und diplomatisch kurzichtig und infolge seiner Unbestimmtheit und merkwürdigen Improvisierung für jedermann unzuverlässig; die Kolonial- und Seepolitik war übertrieben. Kaiser Wilhelm beunruhigte nicht bloß die Engländer, sondern zugleich auch die Russen und zeichnete sich überhaupt durch ungenügende Psychologie aus — er verstand Menschen und Völker nicht. So hatte schon der allzu absolutistische Bismarck von den Menschen eher Gehorsam und Unterwerfung erwartet als sachliche Verständigung. Dabei verpflichtete sich Wilhelm zu einseitig an Wien. Sein Regime wurde sehr bald das gerade Gegenteil von altpreußischer Einfachheit; das Reichsimperium und der Weltimperialismus wurden in ihrer Verbindung mit dem wachsenden Kapitalismus

parvenühaf, geschmacklos und auch sittlich zweifelhaft. Die Universitäten unterlagen dieser Richtung. Die Philosophie und die Politik des Pangermanismus hätten den denkenden Politikern ein Memento sein sollen, waren das aber nicht. Die Oberste Heeresleitung und das Heer überhaupt (das Offizierskorps!) waren pangermanisch. Ich wies beständig auf den Pangermanismus hin und forderte überhaupt zum Studium der neuen Welt-politik und dazu auf, unsere Politik weltumfassender zu machen. Der Widerstand gegen den Pangermanismus, dem Wien und Budapest dienten, diktierte mir mein Eingreifen in die Wiener Politik gegen Serbien und schließlich in den Weltkrieg.

Den Krieg faßte ich nicht, ich brauche es nicht mehr zu sagen, als einen Krieg zwischen Deutschen und Slawen auf, wenn auch der österreichische Haß gegen Serbien der Vorwand und teilweise auch die Ursache des Krieges war. Daß Bethmann-Hollweg und Kaiser Wilhelm sowie Wien und Budapest den Russen und dem Panslawismus die Schuld am Kriege zuschrieben, nötigte zur Vor-sicht, diese deutsche Theorie anzunehmen; die Stimmen der deutschen Professoren (Lamprecht, Gothein u. a.) wußten sie mir nicht zu begründen. Ich sah im Kriege mehr. In der histo-rischen Perspektive erschien mir der pangermanische Imperia-lismus als eine Verlängerung des alten und langwierigen römisch-griechischen Antagonismus, des Antagonismus zwischen dem Westen und dem Osten, Europa und Asien, später Rom und Byzanz; eines nicht nur nationalen, sondern auch kulturellen Antagonismus. Der Pangermanismus und sein Berlin—Bagdad gab dem ererbten römischen Imperium einen engen nationalen und geradezu chauvinistischen Charakter; beide nationalen Kaiserreiche, das deutsche und das österreichische, die aus dem mittelalterlichen römischen Imperium hervorgegangen waren, ver-banden sich zur Eroberung der alten Welt. Gegeneinander standen nicht nur Deutsche und Slawen, sondern Deutsche und der Westen, die deutsche und die westliche Kultur — der Westen, der auch Amerika in sich schloß. Auf deutscher Seite standen die Magyaren und die Türken (die Bulgaren bedeuteten nicht so-viel), und den Deutschen ging es um die Eroberung Europas, Asiens, Afrikas, der alten Welt; dagegen lehnte sich die übrige Welt auf, und zum erstenmal half die Neue Welt — Amerika — dem nichtdeutschen Europa dabei, den deutschen Angriff ab-

zuschlagen. Anfangs war Amerika zwar neutral, aber seine Sympathien gehörten Frankreich und den Alliierten, und ihnen half es auch sofort mit der Einfuhr von Rohstoffen und Waffen. Was man anfangs nicht wissen konnte — Amerika beteiligte sich schließlich am Kriege und trug zur Entscheidung beträchtlich bei. Die Vereinigung aller Nationen unter der Führung des Westens ist ein Beweis, daß der Krieg nicht nur einen nationalen Charakter hatte — es ging um den ersten großartigen Versuch einer ein-heitlichen Organisation der ganzen Welt und der Menschheit. Die nationalen Streitigkeiten waren der kulturellen Idee unter-geordnet und dienten ihr. Allerdings kreuzten sich die Interessen mannigfach. Über all dies habe ich meine Anschauungen im „Neuen Europa“ dargelegt. Ich will mich nicht wiederholen.

Unser Platz war nach unserer ganzen Geschichte auf der Seite der Alliierten. Indem ich die europäische Situation analysierte, den wahrscheinlichen Verlauf des Krieges abschätzte, entschied ich mich für den aktiven Kampf gegen Österreich in der Erwar-tung, daß die Alliierten siegen, und daß unsere Entscheidung für die Alliierten uns die Freiheit bringen werde.

Der Entschluß fiel mir nicht leicht; es handelte sich, wie ich wußte und fühlte, um einen schicksalsvollen Entschluß; aber mir war das Eine klar, daß wir in dieser großen Zeit nicht passiv bleiben dürfen; selbst das beste Recht muß von tätigen Menschen verteidigt werden, wenn es nicht nur auf dem Papier bleiben soll. Können wir uns Österreich nicht daheim entgegenstellen, so müssen wir das jenseits der Grenzen tun. Dort wird es unsere Hauptaufgabe sein, für uns und unser nationales Programm Sympathien zu erwerben, Verbindungen mit den Politikern, Staatsmännern und Regierungen der alliierten Staaten anzu-knüpfen, das einheitliche Vorgehen aller unserer Kolonien zu or-ganisieren und vor allem aus den Gefangenen eine Armee auf-zustellen. Dieses militärische Programm konzipierte ich von allem Anfang an, wie die erste, von Herrn Voska nach London überbrachte Botschaft beweist. Vom Beginn der Kämpfe in Galizien an (seit 10. August) nahmen die Russen eine bedeutende Anzahl österreichischer Soldaten gefangen; Mitte September zählte ich etwa 80 000 Mann. Allein davon, schätzte ich, waren wenigstens 12 000 bis 15 000 Tschechen, die sich für die Družina gewinnen lassen; und die Zahl der Gefangenen wuchs beständig

und damit auch die Zahl unserer künftigen Soldaten. Der Plan, draußen eine Armee zu formieren, war übrigens so natürlich, daß ihn unsere Kolonien überall spontan auszuführen begannen.

Schließlich war es notwendig, daß die Führung im Auslande mit der Heimat in Verbindung sei; dann ergab sich von selbst, daß die bloße Existenz des organisierten auswärtigen Kampfes einen aufmunternden Einfluß auf unsere heimische Politik gewann. Sie konnte sie allerdings auch erschweren und Opfer erfordern — aber Freiheit und Selbständigkeit können nicht ohne Opfer erungen werden.

Und ich muß nicht erst ausdrücklich sagen, daß bei all den Erwägungen und Entschlüssen zum Kampf gegen Österreich mir in der Tiefe meiner Seele die Frage laut wurde: Sind wir für den Kampf wirklich reif, und sind wir reif für die Freiheit, für die Verwaltung und Erhaltung eines selbständigen Staates, der zusammengesetzt ist aus den böhmischen Ländern und der Slowakei mit bedeutenden nationalen Minderheiten? Haben wir politisch so geschulte Leute genug, daß sie den wahren Sinn des Krieges und die Aufgabe des Volkes im Kriege begreifen? Begreifen wir den welthistorischen Augenblick? Wissen wir zu handeln, wieder einmal wirklich zu handeln? Werden wir den Weißen Berg gutmachen, ein für allemal? Überwinden wir in uns Österreich und seine jahrhundertelange Erziehung? „Auch ich glaube Gott, daß, wenn die Stürme des Zornes sich verzogen haben, die Herrschaft Deiner Dinge wieder an Dich zurückgelangt, o tschechisches Volk!“

Vor meiner Abreise skizzierte ich für Dr. Beneš und seine Vertrauensmänner einen Plan für das antiösterreichische Vorgehen daheim: ich gedachte der Hauptmöglichkeiten des Krieges und bestimmte im einzelnen, was in diesem oder jenem Falle zu machen sei; in Unterredungen mit Dr. Beneš in der Schweiz und Zuschriften ergänzte ich den Plan. In jedem Kriege — und die Revolution ist auch ein Krieg — handelt es sich nicht bloß um Entschlossenheit und Mut, sondern auch um einen durchdachten Plan, um die Organisation aller Kräfte und um einheitliche Führung.

## II

## Roma aeterna

(Rom: Dezember 1914—Januar 1915)

## II.

Ich entschloß mich, zunächst nach Italien zu gehen und dann in die Schweiz; ich wollte mich überzeugen, wie man in Rom gesinnt sei, ob Italien neutral bleiben werde. Ich reiste von Prag am 17. Dezember über Wien ab.

Ich hegte gewisse Befürchtungen, man werde mir auf der Polizei in Prag oder an der Grenze Schwierigkeiten bereiten; zufällig besaß ich einen für alle Länder gültigen Reisepaß auf drei Jahre, der mir vor dem Kriege ausgestellt worden war, und dadurch war die Polizei gewissermaßen gebunden. In den Zeitungen tauchte die Nachricht von der Erkrankung meiner Tochter Olga auf; sie nahm ich mit, und so ging die Sache ziemlich glatt. An der Grenze machte der Beamte Schwierigkeiten, telegraphierte nach Prag, ob er mich durchlassen solle; bevor die Antwort eintraf, wäre der Zug nach Venedig abgefahren und darum betonte ich (zum erstenmal) meine Eigenschaft als Abgeordneter, setzte mich in ein Abteil und fuhr ab.

In Venedig hielt sich Redakteur Hlaváč auf; aus seiner reichen Kenntnis aller Wiener und österreichischen, namentlich der persönlichen Neuigkeiten konnte er meine Nachrichten über den Grafen Czernin, der mich damals interessierte, ergänzen. Czernin war Gesandter in Bukarest, und ich hatte in Wien allerlei über seine dortige Tätigkeit gehört; trotz seinem Verhältnis zu Franz Ferdinand erwartete ich, daß er bald in die Wiener Politik eingreifen werde.

Von Venedig traf ich — mit einer Unterbrechung in Florenz — am 22. Dezember in Rom ein. Unterwegs dachte ich an meinen ersten Besuch in Italien im Jahre 1876; damals hatte

ich jede bedeutendere Stadt in Nord- und Mittelitalien besichtigt — wie hatten auf mich die zahlreichen Gedenktafeln gewirkt, die Österreichs Tyrannei verkündeten! Ich erlebte damals die Renaissance, Italien war mir ein Museum und eine Kunstschule; später erlebte ich in Italien die Antike, obzwar ich mich zugleich in das Christentum hineindenken und einfühlen konnte. Die italienische Renaissance zog mich mit ihrer merkwürdigen Synthese von Christentum und Antike an, mag auch diese Synthese eigentlich vom Beginn der Kirche angefangen haben. Das Christentum richtete sich gegen die Antike, aber nolens volens hat es sie erhalten und bewahrt; immer aufs neue gewinne ich die Überzeugung, daß Augustus im Grunde der erste Papst war. Und man sehe das Janusantlitz des Thomas von Aquino-Aristoteles! Der Annahme des römischen Rechtes, von der so oft gesprochen wird, ging die des antiken Denkens und der antiken Kultur voraus und begleitete sie. Den sonderbaren Übergang Roms zum Katholizismus kann man anschaulich in der bildenden Kunst, besonders in der Architektur (Pantheon!) verfolgen; das wirkte auf mich stärker als die modernen Theologen, die die Synthese oder den Synkretismus nach literarischen Quellen darlegen.

Und der Katholizismus selbst, die Kirche und das Papsttum, diese großartige Fortsetzung und Gipfelung des römischen Imperiums, ist das Werk nicht bloß der Römer, sondern auch ihrer Nachfolger, der Italiener. Der Katholizismus ist ein Werk des romanischen Geistes; auch der Jesuitismus, die Grundlage des Neukatholizismus, stammt aus Spanien. In Italien gibt es ebenfalls ausgezeichnete sittliche und religiöse Erscheinungen, die von der Kirche abseits stehen: der heilige Franz von Assisi, Savonarola, Giordano Bruno, Galilei.

Doch ist auch — und eben deshalb — das moderne Italien interessant: von neueren Denkern fesselte mich der geniale Vico, seine Philosophie der Gesellschaft und Geschichte, seine psychologische Durchdringung der eigentlichen gesellschaftlichen Kräfte und ihre Auswirkung, seine Erfassung des Geistes des römischen Rechts und der ganzen Kultur — wiederum und immer wieder die Synthese von Katholizismus und Antike, denn Vico war Geistlicher und dabei Geschichtsphilosoph, der erste moderne Soziolog. Der Katholizismus mit seiner langen Kirchentradition

führte zur Geschichtsphilosophie und zur Geschichte — Vicos Vorgänger war Bossuet usw.

Das italienische Risorgimento entspricht mit Namen und Zeit unserer Wiedergeburt; in politischer Beziehung muß uns die nationale Vereinigung und Befreiung sympathisch sein. Und auch da ergibt sich das ernste Problem des Verhältnisses von Staat und Kirche; eine Reihe starker Denker des neuen Italien zerbrach sich den Kopf mit dem Schicksal und der Aufgabe des Papsttums bei der Einigung Italiens. Mich interessierten dabei Rosmini und Gioberti, beide Geistliche, starke Denker; sie interessierten mich mehr als die italienischen Kantianer und Hegelianer. Auch der Gegner beider, Mamiani, ist interessant, wie er sich schließlich beiden anpaßte — in allen dreien ist das italienische Herz und die Probleme Italiens nach der französischen Revolution zu spüren. Die Einigung geschah dann gegen das Papsttum. Das Jahr 1870 ist für Italien, und nicht allein für Italien, denkwürdig: im Juli verkündet das Konzil das neue Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, einige Wochen darauf besetzt eine italienische Armee päpstliches Gebiet, das Plebiszit spricht sich mit 153 000 Stimmen für den Anschluß des Kirchenstaates an Italien aus, nur 1507 Stimmen sind für das alte Regime. Für den päpstlichen Staat rührten nicht einmal die katholischen Staaten einen Finger — solch eine Ende nahm die weltliche Macht der Kirche und des Hauptes der Theokratie! Die Erneuerung der Scholastik und des Studiums Thomas' von Aquino durch Leo XIII. vermögen das Mittelalter nicht zu retten. Natürlicherweise verband ich logisch meine Hoffnung auf den Fall der theokratischen Staaten mit diesem weltgeschichtlichen Ereignis.

Es ist kein Zufall, daß die neueste Philosophie in Italien sich stark der Soziologie und dem Studium aller gesellschaftlichen Erscheinungen gewidmet hat; außer der Geschichtsphilosophie, die auf eine lange und reiche Tradition zurückgeht, ergibt das schwere Problem der Population, das zur Kolonialpolitik wird, die Industrialisierung im Norden, die kulturelle Erweckung in Mittel- und Süditalien, die praktische Unifizierung Italiens und das damit wachsende nationale und politische Selbstbewußtsein — all dies ergibt den Inhalt des neuzeitlichen italienischen Denkens.

Italien bot mir das Problem der Revolution in verschiedenen Formen, vor allem in den des politischen Attentats und der ge-

heimen Gesellschaften; Mazzini und seine Philosophie ist ein lebendiger Quell für die Gedanken über Revolution.

In der modernen italienischen Literatur hatte ich etwas unsystematisch mit Leopardi wegen seines Pessimismus angefangen, der mich seit der Jugend als Zeitproblem interessierte; von ihm zu Manzoni war nicht weit, obwohl dieser das Christentum verkündet (Manzoni ist Anhänger Rosminis) — beide sind Romantiker und Väter der neuen Richtungen der italienischen Poesie. Mit einem Sprung gelangte ich zu d'Annunzio, der mir die Dekadenz und ihr Verhältnis zum Katholizismus klarmachte; es wird unorganisch scheinen, daß ich von d'Annunzio zu Carducci zurückkehrte, aber es besteht eine organische Verbindung — sein blasphemischer Hymnus an Satan ist ein natürlicher Teil dessen, was ich Dekadenz nenne. Ich will davon mehr in dem Kapitel über Frankreich sagen. Nur möchte ich noch bemerken, daß das politische Auftreten d'Annunzios ganz gut zu der fruchtlosen Auffüllung seiner dekadenten geistigen Leere paßt. Der Übergang vom Romantismus zum Verismus und zuletzt die neuesten Futuristen und ähnliche Rebellanten charakterisieren die geistige Krise nicht nur des neuesten Italien, sondern ganz Europas. Und so wie anderswo stehen auch in Italien gegen die literarische Anarchie literarische Doktoren auf, die allerlei Rückkehr vorschreiben, einer zu Dante, ein anderer zu Leopardi usw. — offenbar sind die Doktoren von derselben Ohnmacht ergriffen wie die Patienten.

All dies stellte ich mir noch detaillierter vor, als ich mich in Rom damit quälte, abzuschätzen, ob Italien mit Österreich und Deutschland gegen die Alliierten marschieren werde — es ist nicht möglich, lautete immer wieder der Schluß meiner Philosophie der italienischen Geschichte und Kultur.

In Rom waren Gesandte aller Staaten, von vielen je zwei (einer beim Vatikan); hier war also die Möglichkeit gegeben, Nachrichten zu erhalten und politische Beziehungen anzuknüpfen. An erster Stelle wandte ich mich an den serbischen Gesandten Ljuba Mihajlović und an südslawische Politiker; die Südslawen hatten bereits Abgeordnete und andere bekannte Leute draußen, und ihre Anzahl wuchs beständig. Ich war der einzige tschechische Abgeordnete, und das verdroß mich, weil man im Westen einen Abgeordneten politischer nimmt als einen Professor (meine

Visitenkarte lautete: Prof. T. G. M., Député Tchèque, Président du Groupe Progréssiste Tchèque au Parlement de Vienne — im Leben hätte ich mir nicht daheim und ohne Krieg solch eine Titulatur drucken lassen!). In Rom war in jener Zeit für die Südslawen auch Mestrovic eine politische Kraft, da die Italiener ihn (seit der Ausstellung in Venedig im Frühjahr 1914) als Künstler anerkannten und schätzten; neben ihm wirkten in Rom Dr. L. Vojnovic und Prof. Popovic. Von Abgeordneten-Politikern waren da Dr. Trumbic, Dr. Nikola Stojanovic (Abgeordneter für Bosnien-Herzegowina) u. a. Supilo war in London; er hatte sich durch glücklichen Zufall in der Schweiz befunden, als der Krieg ausgebrochen war, und war gleich im Ausland geblieben. Von Slowenen hielten sich in Rom Herr Goricar, ehemaliger Konsulsbeamter in Amerika, und Dr. Zupanic von der Belgrader Universität auf. Die Zusammenkünfte beim Gesandten Mihajlovic wurden uns zuliebe in später Nacht abgehalten, damit die österreichischen Agenten uns nicht leicht folgen konnten. Wir erörterten die gesamte Situation und einigten uns auf enge Zusammenarbeit. Von den einzelnen Problemen interessierte die römischen Südslawen der Korridor zwischen Slowakei und Kroatien; meine Meinung war, daß man den Plan höchstens taktisch lancieren könne. Viele Südslawen nahmen den Plan an; Trumbic war zurückhaltend, indem er die Sache den Tschechen überließ.

In Italien begann die Agitation für „Dalmazia nostra“; ich wohnte einem Vortrag eines dalmatinischen Italieners, Lektors und Publizisten in England, bei. Sofort und auch später sprach ich mit diesen antislawischen Politikern (z. B. mit Redakteur Dudan), um ihre Argumente kennenzulernen. Ich erkannte, daß die Italiener (aus Italien — zum Unterschied von den Italienern der Irredenta) an Dalmatien wenig dachten; Triest, Asien, Afrika (die Kolonien) und Trient — Triest viel mehr als Trient! — bildeten den eigentlichen Gegenstand ihrer Bestrebungen. Ich riet den Südslawen, gleichfalls öffentlich aufzutreten und eine gut geleitete Gegenpropaganda einzuleiten; vermutlich hätten sie trotz bedeutenden Schwierigkeiten einen Teil der Politiker und der Bevölkerung gewonnen. Wie ich beobachtete, ließ sich das italienische Volk nicht von Imperialismus, sondern von der erbten Antipathie gegen die Österreicher leiten. Deshalb war es auch weniger gegen die Deutschen (im Reich) eingenommen;

allerdings wirkte auf die Italiener die Vergewaltigung Belgiens, obwohl Italien die belgische Neutralität nicht verbürgt hatte. Der Imperialismus stammt nicht aus dem Volke — die Monarchen, Generäle, Bankiers, Kaufleute, Professoren, Journalisten, die Intelligenz, sie sind überall die Avantgarde und imperialistische Armee. Es ist gewiß angebracht, daran zu erinnern, daß Italien 1913, als es von Österreich gelockt wurde, Serbien zu überfallen, zweimal abgelehnt hat. In Italien gab es viele, die den Krieg eher als etwas ansahen, das die Franzosen, Russen und Deutschland anging, nicht Italien; öfter hörte ich das Argument, das jetzt Nitti benützt, der Krieg sei ein Kampf des Germanentums mit dem Slawentum. Davon aus konnte man den Beweis für die Neutralität, aber auch für die Deutschen und gegen die Slawen und daher auch für „Dalmazia nostra“ ableiten.

Ich habe gesagt, daß ich die Südslawen geradezu um die vielen Politiker beneidete, die sie draußen hatten; bei näherer Beobachtung erkannte ich schon in Rom, daß ihnen Unstimmigkeiten drohen. Zwar hatten sie alle ein Programm: die Einheit der dreinamigen Nation, aber dieses gewiß gute und schöne Programm war im Einzelnen nicht durchgearbeitet. Das hörte ich aus allen Reden heraus; und man spürte den alten Zwist zwischen Serben und Kroaten. Der serbische Gesandte war sehr entschieden für die Einheit und in guter Fühlung mit den Kroaten; aber es kam mir vor, als betonten manche Kroaten doch nur zu sehr ihre kulturelle Bedeutung, während es sich damals und im ganzen Kriege in erster Linie um die militärische und politische Führung handelte.

Meine südslawischen Freunde wußten, daß ich mir ihre nationale Einheit unter der politischen Führung Serbiens dachte; ich stellte sie mir als eine Frucht durchdachter, allmählicher Unifikation der verschiedenen, an ihre administrativen und kulturellen Eigenheiten gewohnten südslawischen Länder vor.

Nach außen traten die Südslawen in Rom mit dem Protest gegen Tisza hervor, der die Kroaten damals (im Dezember 1914) in agitatorischer Weise für ihre Treue und Tapferkeit im Kampf um das gemeinsame Vaterland belobt hatte; der Protest (im „Corriere della Sera“) war vom „Kroatischen Ausschuß“ unterzeichnet. Diese Bezeichnung wurde benützt, damit Wien und Budapest sich an den Familien der Einzelnen nicht so rächen konnten, wie

wenn diese persönlich unterschrieben hätten. In jener Zeit sprach man unter den Südslawen auch von der „Adriatischen Legion“ sowie von einem „Südslawischen Ausschuß“; wenigstens wurden im Januar 1915 von ihm einige Erklärungen herausgegeben. Insofern waren uns die Südslawen organisatorisch zuvorgekommen; ich nahm es zum Anlaß, in Prag zu verlangen, Abgeordnete und Journalisten zu mir herauszuschicken.

12.

Von Polen traf ich Professor M. Loret, und auch den dänischen Schriftsteller Rasmussen, einen Germanophilen, lernte ich kennen.

Mit der russischen Botschaft kam ich wenig in Fühlung, nur mit manchen Beamten (Chvoščinskij und Militärattaché Enckel); der Botschafter war in Rom wie auch daheim ohne Einfluß; interessanter war mir Herr Giers (der Montenegriner). Auch später vergeudete ich meine Zeit nicht mit Menschen, die nichts als eine offizielle Stellung innehatten; unsere Leute waren anfangs stutzig, wenn ich diesen oder jenen Minister, Abgeordneten usw. nicht aufsuchte. Ich kannte den Wert und die Bedeutung der politisch tätigen Personen in den einzelnen Ländern aus der publizistischen und historischen Literatur und erkundigte mich stets an Ort und Stelle über ihren wirklichen Einfluß.

Ich erwähnte Herrn Svatkovskij, mit dem ich noch von Prag aus eine Verbindung angeknüpft hatte. Er war in Wien Chef der staatlichen Telegraphenagentur für Österreich-Ungarn und den Balkan gewesen. Ich kannte ihn jahrelang; aber ich hatte mit ihm nicht viel gearbeitet, da ich ihm in seiner offiziellen Stellung nicht hinderlich sein wollte. Bald nach meiner Rückkehr aus Deutschland schickte er einen Vertrauensmann zu mir, und auf demselben Wege teilte ich ihm mit, daß ich Mitte Dezember nach Rom kommen werde. Herr Svatkovskij stammte aus einer tschechischen Familie, wie der Name verrät (russisch würde er Svjatkovskij lauten); er ist ein Nachkomme der Svatkovský z Dobrohošťě, die sich am Aufstand des Jahres 1618 beteiligt haben; nach Beschlagnahme ihres Gutes waren seine Vorfahren nach Sachsen ausgewandert, von dort nach Rußland. Daher das aufrichtige Interesse an unseren Angelegenheiten; er wartete in Rom bereits auf mich. Die Russen hatten in Ostpreußen eine Niederlage erlitten, und man sprach lange von Verrätern im Heer und im

Ministerium; Svatkovskij kannte ziemlich viele Einzelheiten der ganzen Affäre (Mjasojedov) und überraschte mich mit seiner scharfen Kritik des offiziellen Rußland und der Armee. Er gab mir in meiner Kritik Rußlands völlig recht und teilte meine Befürchtungen; mit der Prager Russophilie war er nicht einverstanden und kennzeichnete sehr treffend einen russischen Großfürsten, der in der Prager Burg residieren würde („Champagner, französische Mätressen usw.“). Wir gingen ungestört die ganze Situation durch; ich überzeugte mich, daß ich Svatkovskij vertrauen kann, und unterrichtete ihn daher von meinen Plänen. Er berichtete nach Petersburg; aus Italien konnte er ungestört nach Petersburg schreiben. Den Botschafter (Krupenskij) wollte er dazu nicht benützen, wenigstens nicht ausschließlich; er hatte auch keine hohe Meinung von ihm. Nach mehreren Unterredungen übersandte er ein vollständiges Memorandum, das meine Anschauungen und Pläne zusammenfaßte, nach Petersburg. Auf diese Weise erhielt Sazonov von mir schon das zweite Memorandum; das erste durch Seton-Watson im Oktober (1914), das zweite durch Svatkovskij im Januar (1915). Überhaupt bemerke ich gleich hier, daß ich mit den russischen Diplomaten und anderen Personen überall in ständiger Fühlung gestanden habe. Svatkovskij ließ sich in der Schweiz nieder, von wo er mit Rußland, auch mit der Front, in fortwährender Verbindung war; in der Schweiz pflegten wir uns oft zu sehen, später kam er nach Paris mir nach. Diese meine intime Verbindung mit Rußland von allem Anfang an ist eine Erklärung dafür, daß ich nicht nach Rußland eilte; unsere Leute dort und anderswo wußten davon nicht, und manche erblickten darin mein „Westlertum“ und Abneigung gegen Rußland. In Wirklichkeit befand ich mich eben auch mit Rußland in beständiger Fühlung; der ganzen Lage nach war meine Anwesenheit jedoch im Westen nötig, wo wir keine politischen Verbindungen hatten und Verständnis für unseren Plan gewinnen mußten. Ich hatte schon daheim erwartet, daß die Schicksale Europas im Westen entschieden werden, nicht in Rußland, und diese Erkenntnis wurde durch meinen Aufenthalt in den westlichen Ländern immer klarer und klarer.

13.

Mit den Franzosen wollte ich erst später verhandeln, bis ich die Verhältnisse in Paris gesehen haben würde; darum knüpfte ich

in Rom keine dauernden Verbindungen mit ihnen an; auch vermutete ich, daß Paris in früheren Jahren von Prag aus besser bearbeitet worden sei, als sich dann gezeigt hat.

Mit dem englischen Botschafter (Sir James Rennel Rodd) konferierte ich einigemal; er vermittelte mir Briefe nach London. In Berlin hatte ich (auf der Reise nach Holland) eine Zusammenkunft mit Bülow vereinbart, der die deutsche Botschaft in Rom leitete; ein Politiker, der Bülow gut kannte, wollte die Unterredung vermitteln. Ich hätte gern mit irgendeinem offiziellen deutschen Politiker gesprochen, aber Bülow entschuldigte sich, er habe keine Zeit. Damals bemühte er sich, wie man in Rom sagte, Italien für den Krieg an der Seite Deutschland-Österreichs zu gewinnen; er bot den Italienern italienische Teile Österreichs an, und das reizte in Wien auf. Überhaupt wurde das Verhältnis zwischen Italien und Deutschland in Wien ziemlich verdächtig.

Zu Italienern, insbesondere in offizieller Stellung, suchte ich keine Fühlung; ich mußte voraussetzen, daß die österreichische und vielleicht auch die deutsche Botschaft auf mich acht gab, und darum durfte ich niemanden kompromittieren; denn Italien war neutral. Ich will aber an eine Szene erinnern. Eines Abends besuchte ich den Historiker und Publizisten Prof. Lumbroso (er gab die „Rivista di Roma“ heraus); der liebe Professor war über mein Kommen bestürzt — er hatte zu Beginn des Krieges in den Blättern gelesen, ich sei in Prag erschlagen worden, und als ordentlicher Registrator hatte er in die Rubrik „Masaryk“ auch den Artikel über meinen Tod eingeordnet: „Sie werden lange leben!“

Rom bereitete mir Freude: die Italiener bleiben neutral, marschieren nicht mit den Österreichern, eher gegen sie, so lautete das Ergebnis meiner Beobachtungen und Nachrichten: Italien würde nicht gegen England ziehen, und mit Frankreich hatte es ein geheimes Abkommen aus dem Jahre 1902 (1.—2. November), durch das es im Kriegsfall zur Neutralität verpflichtet war; im gegenwärtigen Krieg hatte aber Deutschland, indem es Frankreich und Rußland den Krieg erklärt hatte, schwerlich im Geiste des Defensivvertrages des Dreibundes gehandelt. Österreich war gegen Italien geradezu illoyal gewesen, als es ihm sein Vorgehen gegen Serbien nicht angekündigt hatte, obgleich § 7 des Dreibundvertrages dies vorschrieb. Darin äußerte sich ein Despekt, den

Wien gegen Italien in allen Handlungen während des Krieges bewies. Deshalb hatte Italien sich sofort am 31. Juli für den Fall des Krieges neutral erklärt. Die Expedition nach Valona zeigte sein aktives Auftreten mit der Entente an, allerdings gleichfalls den Konflikt um den Balkan, hauptsächlich mit den Südslawen.

Im Dezember 1914 und Januar 1915 wurde schon stark für die Beteiligung Italiens am Kriege agitiert; es begann eine scharfe Polemik gegen Giolitti, als ergreife er die Partei Deutschlands und Österreichs. In Wirklichkeit war er, wie ich von wohlinformierten Leuten hörte, gegen den Krieg, weil er annahm, man könne von Österreich die gewünschten Konzessionen ohne Krieg erlangen; aber er war nicht für einen Frieden um jeden Preis, besonders wenn Österreich Italien nicht nachgab. Ich erwartete nicht, daß es nachgebe — dazu war man in Wien zu aufgeblasen und hatte vor Italien keine Angst; es war bekannt, daß namentlich die Militärs (Conrad von Hötzendorf) den Krieg mit Italien wollen, ohne sich um den Dreibundvertrag zu kümmern. Es hatte Ährenthal viel Mühe gekostet, sich gegen Conrad zu wehren; in Italien wußte man, wie ich mich überzeugte, das alles.

#### 14.

Die Haltung des Vatikans zu Beginn des Krieges war entschieden austrophil und germanophil. Aus der österreichischen Botschaft beim Vatikan (Graf Pálffy) und auch beim Quirinal (Macchio) wurden Nachrichten verbreitet, Papst Benedikt XV. sei für Österreich und gegen Serbien. Ich hatte ganz zuverlässige Nachrichten über Graf Pálffy; Österreich, so verkündete er in Rom, sei ein katholischer Staat par excellence und der Beschützer der Kirche namentlich auch gegen die Orthodoxie. Graf Pálffy betonte, daß nicht nur der Staatssekretär, sondern auch der Papst selbst das Vorgehen gegen Serbien bedingungslos gutheiße.

Österreich-Ungarn war in Europa der einzige große katholische Staat, und deshalb konnte und mußte man von vornherein erwarten, daß der Vatikan auf seiten Österreichs stehen werde. Der Vatikan wußte, daß der österreichische Katholizismus ein „Sumpf“ sei (so urteilten die wichtigsten katholischen Organe in Deutschland), aber seine Hoffnung bildete der deutsche Katholizismus, der vermöge seiner Lebendigkeit und politischen Macht (des Zentrums) die österreichischen und ungarischen

Katholiken zu führen verstehen werde. Tatsächlich spielte das Zentrum und hauptsächlich sein leitender Politiker Erzberger im Kriege von allem Anfang an eine hervorragende Rolle durch seine Propaganda und politische Initiative. Außerdem entschied das gute persönliche Verhältnis Kaiser Franz Josephs zu den Päpsten.

Aber die Haltung des Vatikans im Kriege wurde nicht allein von der Rücksicht auf Österreich und Deutschland bestimmt, sondern auch von der auf die Katholiken der anderen kriegführenden Partei. Blicken wir auf die Kirchengugehörigkeit der kämpfenden Parteien rein statistisch, so waren auf seiten der Entente im Kriege mehr Katholiken als bei Österreich und Deutschland; schon darum war der Vatikan gezwungen, vorsichtig — was in der Praxis regelmäßig bedeutete: unbestimmt — vorzugehen. Daher der fortwährende Streit unter den politischen Katholiken über die wahre Meinung des Vatikans und die Auslegungen, die die vatikanische Presse und Staatssekretär Gasparri den päpstlichen Worten geben mußte. Doch war die Politik des Vatikans nicht ausschließlich von der Zahl bestimmt; so fielen z. B. die südamerikanischen Republiken, die sich gegen die Zentralmächte wandten, nicht so ins Gewicht wie die europäischen Nationen und katholischen Staaten. Der Vatikan befand sich namentlich gegen Frankreich in einer heiklen Lage; und es geschah, daß französische Bischöfe sich während des Krieges gegen den Vatikan und den Papst aussprachen.

Dadurch, daß Italien sich auf die Seite der Entente stellte, wurde dann die Situation des Vatikans noch unbequemer; so kann man begreifen und erklären, daß der Vatikan im Verlaufe des Krieges seine Austrophilie mäßigte; dazu führte auch sein Verhältnis zu Belgien (Kardinal Mercier!).

Es war interessant zu beobachten, wie die politischen katholischen Führer beider Parteien vorgingen. Der nationale Gesichtspunkt entschied mehr als der religiöse. Ich erinnere an das Memorandum, das die deutschen Katholiken gleich Anfang September (1914) nach Rom sandten; darauf antworteten die französischen Katholiken zu Beginn des Jahres 1915, und gegen diese Antwort gaben wiederum die Deutschen eine Denkschrift heraus. Ungeachtet dieser und weiterer Streitfälle bewahrte der Vatikan nach außen eine gewisse Objektivität; das gelang ihm vor allem dadurch,



daß er den aktuellen Fragen auswich und sich mit allgemeinen Betrachtungen über seine göttliche Sendung zufrieden gab. Insbesondere spezialisierte sich der Vatikan gleichsam auf die Aufgabe des Friedensbringers; deshalb war auch die katholische Propaganda in allen kriegführenden Ländern auf den Abschluß des baldigen Friedens gerichtet; in der gegebenen Situation nützte man damit, hauptsächlich in England und Amerika, den Deutschen.

Von der offiziellen Politik des Vatikans muß die persönliche Gesinnung dieses oder jenes Papstes, einzelner Kardinäle und Personen in den verschiedenen vatikanischen Ämtern unterschieden werden. Ich verfolgte die Politik des Vatikans während des ganzen Krieges stets eifrig. Durch Štefánik knüpften wir Beziehungen zu ihm an; dabei vergaß ich keinen Augenblick, daß „qui mange du pape en meurt.“

In Rom verabredete ich für alle Fälle meine Flucht von Triest nach Italien. Zeitweise dachte ich nämlich daran, vielleicht noch auf kurze Zeit nach Prag zurückzukehren; ich wollte unsere Leute dort bestärken und mit ihnen nochmals nach den in Italien erworbenen Erfahrungen den ganzen Plan besprechen. Auch wollte ich einen Teil meiner Bücher, die mir wert waren (mit ihren Anmerkungen, und manche *pretia affectionis*) aufbewahren. Ich zweifelte nicht daran, daß die Polizei in meine Wohnung dringen werde, wenn ich im Auslande bleibe; für diesen Fall bereitete ich einen Brief an sie vor, der mitteilte, daß sie nichts Politisches mehr finden werde, daß ich die wichtigsten politischen Sachen bereits in Sicherheit gebracht habe.

Am 11. Januar reiste ich, nachdem ich zum letztenmal mein geliebtes Pantheon besucht hatte, von Rom nach Genf ab; ein Bekannter, Beamter der italienischen Diplomatie, fuhr uns im Auto längs des Meeres (Siena—Pisa—Sestri—Levante) nach Genua, von Genua ging der Weg dann mit der Bahn weiter.

### III

## In Rousseaus Vaterstadt

(Genf: Januar—September 1915)

15.

Bis Rom dauerte die Orientierungsphase meiner Auslandsaktion; jetzt sollte die systematische Arbeit beginnen. Dazu eignete sich die Schweiz von selbst durch ihre geographische Lage; sie grenzte an befreundete und feindliche Länder, namentlich auch an Österreich, die Verbindung mit Prag war verhältnismäßig leicht. In der Schweiz als politischem Asyl würde ich auch mit Emigranten der übrigen Nationen zusammenkommen.

Die Schweiz gewährte mir alle, hauptsächlich die feindlichen Blätter und die ganze deutsche und österreichische Publizistik, speziell die politische und die militärische, und es versteht sich, daß wir auch unsere Presse erhielten. Das war für uns ein großer Vorteil: wir verfolgten nach der Tagespresse die Entwicklung der Dinge daheim und in ganz Österreich; das war im Kampfe gegen die österreichische und magyarische Propaganda eine unschätzbare Waffe. In Genf und in Zürich konnte man alle nötigen Bücher, Revuen, Landkarten kaufen; dies blieb auch später so, ich erhielt aus der Schweiz, was ich brauchte, auch nach London und Amerika. Und ich brauchte (auch für meine Freunde) vieles; ich war gewöhnt, zur sorgfältigeren politischen Beobachtung die Tagesjournale durch die politische und historische Literatur zu ergänzen; ich habe stets alle Literatur der Hauptländer, auch die schöne, verfolgt, um die politische Entwicklung aus dem gesamten materiellen und geistigen Leben zu begreifen. Bald hatte ich eine anständige Kriegsbibliothek beisammen.

In der Schweiz hatten wir Kolonien; in Italien hatte es solche nicht gegeben, und es handelte sich darum, sie über die Situation daheim zu informieren, die über verschiedene Städte zerstreuten

Teile programmatisch zu vereinigen und sie zur Mitarbeit zu organisieren. In Genf gab es sofort energische Helfer: Dr. Sychrava, Ing. Baráček, stud. math. Lavička, später die Herren Božinov, Kyjovský u. a.; Dr. Sychrava übernahm die schwierige journalistische Aufgabe (es fehlte an Mitarbeitern und aus der Heimat kamen auch keine Beiträge für unsere ausländischen Blätter) und die Aufsicht über alle Arbeiten zwecks Verbindung mit Prag.

In Montreux lebte damals Graf Lützwow; um ihn nicht zu kompromittieren, ging ich nicht zu ihm, er wußte aber von meiner Tätigkeit und stimmte ihr zu, wie mir nachher gemeinsame Freunde in England berichteten; namentlich auch meiner russischen Politik.

Kaum hatte ich mich in Genf eingerichtet, so trafen von meiner Familie in Prag unerwartete Nachrichten über die Erkrankung unseres Herbert ein — am 15. März schließlich das Telegramm über seinen Tod, — aber Tausende von Familien daheim verloren ja ihre Mitglieder durch den Krieg! Er war ein selten reiner und ehrenhafter Mensch, Maler-Dichter, bemüht um eine schöne Schlichtheit, gesund und kraftvoll durch Leibesübungen, — er hatte soviel getan, um nicht für Österreich einrücken zu müssen, und fand trotzdem den Tod durch den Krieg, infolge Übertragung von Typhus durch galizische Flüchtlinge, denen er geholfen hatte. Ein Fall für Fatalisten.

Meine alten klerikalen Gegner sandten mir aus Prag ihre groben, gehässigen anonymen Briefe: der Finger Gottes! Ich war gewiß, daß es eine Strafe für meine antiösterreichische Politik nicht war, eher eine Mahnung, nicht nachzulassen . . .

Die erste und dringende Aufgabe für unsere Aktion war die Organisierung der unterirdischen Arbeit — das Aussenden und Empfangen von Boten nach Prag und aus Prag. Sie ging gut vonstatten: alle arbeiteten wir mit Lust, die neue Aufgabe interessierte uns; ich widmete mich ihr selbst viel. Die Aufgabe war technisch und psychologisch; man erfand und stellte allerlei Gegenstände her, in die Briefe (chiffrierte und nichtchiffrierte) verborgen wurden; wir hatten z. B. einen geschickten Tischler, der für uns solche Koffer und Kisten herstellte, daß in ihren Seitenwänden eine stattliche Anzahl von Zeitungen, Briefen usw. untergebracht werden konnte, und die Polizei entdeckte bei all ihrer Vorsicht nichts davon. Die Regel war, nichts zu machen, was gewöhnlich

gemacht wird; also keine Doppelböden, keine Verstecke in Schuhen und Kleidern, alles mußte ungewohnt sein.

Schwerer war die Auswahl der Menschen und ihre Informierung; jeder Bote mußte gemäß seinen Fähigkeiten, seiner Bildung usw. instruiert werden, um in allen Situationen, in die er geraten konnte, durchkommen zu können. Er mußte auf alle möglichen Situationen vorbereitet sein. Auch mußten die Aufgaben gemäß seinen Fähigkeiten und seiner Bildung gewählt sein. Oft ist bei solcher Arbeit hinderlich, daß die Boten sich an die Instruktionen nicht halten, ohne Überlegung improvisieren und sich dadurch Unvorsichtigkeiten zuschulden kommen lassen.

Durch solche Unvorsichtigkeit wurde Dr. Kramář belastet, er und bald auch Dr. Rašín wurden gefangengesetzt; mit ihnen auch Redakteure des „Čas“, Frau Beneš und unsere Alice. Meine Hauptsorge galt allerdings Dr. Beneš, er durfte nicht verhaftet werden. Ein Mitglied unserer unterirdischen Abteilung, Sozialdemokrat, empfand es als unliebsam, daß seine Partei sich an der Auslandsarbeit nicht genügend beteiligte; deshalb fiel ihm ein, ohne mein Wissen einen Boten zu Dr. Soukup zu senden, um ihn und die Partei zur Mitarbeit aufzufordern. Dieser Bote wurde von der Polizei gefaßt. Die Sache ist hinlänglich bekannt. Der Fall kam uns teuer zu stehen, wir mußten von neuem und auf neue Weise anfangen; die Polizei war auch schon geschickter geworden, und darum mußten auch wir unsere Kräfte anspannen.

Die Verbindung mit Prag vollzog sich in gewissem Maße auch „legal“, durch die Post; wenigstens gingen zu Beginn (unpolitische) Briefe hin und her; ich konnte also in vorsichtiger und verabredeter Form sagen, daß ich unter Umständen nach Hause komme. Allerdings traf gleich Ende Januar von Dr. Beneš ein Telegramm ein, dies sei schon unmöglich, und auch Machar schickte mir eine Nachricht, daß ich sofort an der Grenze mit dem Tode bestraft werden würde; die Prager Freunde waren unterrichtet über ein Telegramm des Barons Macchio aus Rom, der mich hochverräterischer Handlungen in Rom anklagte (seit dem Kampfe gegen Ährenthal konnte er mich nicht leiden). Sehr geschickt benützten die Unsrigen daheim Zeitungen (auch deutsche), um uns in verschiedenen Annoncen und „Eingesendet“ Nachrichten und Winke zukommen zu lassen. Dr. Beneš gelang es zweimal, zu mir auf mehrere Tage in die Schweiz zu kommen. Es

kamen auch Prof. Hantich, Abgeordneter Habrman und Dr. Třebický. Dr. Třebický bestätigte mir, was ich schon von Dr. Beneš wußte, daß nämlich Dr. Rašín ausgezeichnet und unermüdlich in der Maffia arbeitete.

Ein besonderes und schwieriges Fach war die Komponierung von Chiffren und verschiedenen Schlüsselns, weil man sie nach einiger Zeit wechseln mußte; Ing. Baráček arbeitete an der Konstruktion einer besonderen Chiffriermaschine.

Die zweite große Aufgabe bestand darin, die Kolonien aller alliierten Länder in ein einheitliches Ganzes zu sammeln; das ging langsam vonstatten, weil die Korrespondenz auf Entfernung nicht leicht war. Im Verlauf der Zeit habe ich alle Hauptkolonien selbst besucht oder jemanden zu ihnen geschickt und so die schriftliche Verständigung mit ihnen bestätigt. Um die umfangreiche und mühevollen Korrespondenz zu sparen, mußten wir ein Blatt haben, das alle Kolonien in gleicher Weise informieren und führen sollte. In gewissem Maße half uns die befreundete Presse durch Veröffentlichung von Nachrichten und Interviews; aber auch die feindliche — durch ihre Denunziationen und Anklagen.

Unsere Leute begriffen überall richtig, was nötig war; überall wurden spontan verschiedene militärische und journalistische Versuche unternommen. So entstand in Bern der Zentralvorstand der tschechischen Vereine in der Schweiz (3. Januar); in Paris begannen die Wochenschriften „Na Zdar“ und dann „L'Indépendance Tchèque“ zu erscheinen, und bald darauf (28. Januar bis 5. Februar) wurde der „Nationalrat der tschechoslowakischen Kolonien“ gebildet; dieser „Nationalrat“ trat mit einem scharfen antiösterreichischen Manifest (16. Februar: „Franz Joseph wird seinen Thron los“) und einer Botschaft an die Slowakei hervor. Allerdings schädigten diese Pariser Unternehmungen auch unsere Sache.

In Amerika fand am 13. Januar in Cleveland der Kongreß des „Tschechischen Nationalverbandes in Amerika“ statt, in dem die ganze Kampfarbeit unserer amerikanischen Kolonie vereinigt war.

In Moskau wurde vom 7. bis 11. März der (erste) Kongreß der Vertreter der tschechoslowakischen Vereine in Rußland veranstaltet und dabei der „Verband der tschechoslowakischen Vereine in Rußland“ gegründet.

Auch in Serbien und in Bulgarien organisierten sich die Landsleute in ähnlicher Weise; nur in Deutschland, obgleich es dort von unseren Leuten mehr gab als anderswo, entstand natürlich keine Kampforganisation.

Überall wurden annähernd gleiche Pläne gefaßt und verkündet; namentlich der Kampf gegen Österreich-Ungarn äußerte sich im Eintritt in die Ententearmeen.

Die politischen Programme waren gewöhnlich radikal, aber ziemlich oft nicht durchdacht; z. B. wurde nicht nur Wien mit Österreich, sondern auch das ganze ehemalige Schlesien gefordert, mitunter auch andere Länder, die zur Böhmisches Krone gehört hatten, wenn auch nur einige Zeit; und den begeisterten Politikern fiel nicht einmal ein, daß solch ein Staat zum größten Teil deutsch wäre. Das schadete nicht viel, solange diese Phantasien unter unseren Leuten zirkulierten, aber es schadete, wenn sie Regierungen und Politikern überreicht wurden.

In den Kolonien gab es überall Unstimmigkeiten der Parteien und Personen, Unstimmigkeiten, die da und dort vielfach durch örtliche Besonderheiten bedingt waren; es gab Klugsprecherei, Eifersucht und persönlichen Streit genug, aber es gab auch überall genug guten Willen. Vielleicht bestanden die heftigsten Schwierigkeiten in Paris; Prof. Denis vermochte es nicht auszuhalten und entsagte seiner Beteiligung an der Arbeit. Der besagte „Nationalrat“ und die Blätter waren, kaum entstanden, auch begraben. (Vom „Na Zdar“ erschienen, glaube ich, nur vier, von der „Indépendance Tchèque“ nur elf Nummern.)

Ohne große Schwierigkeiten wurde überall und bald meine Autorität anerkannt, die Kolonien orientierten sich durch Nachrichten und Belehrung einheitlich; so war etwa im Sommer 1915 dieser Prozeß im Groben beendet. Dann hatten wir bereits unsere einheitlich geführten Organe. Die Zeitschrift „La Nation Tchèque“ von Denis erschien am 1. Mai; am 15. Juni erschien Pavlůs „Čechoslovák“ in Petersburg — in Kiew erschien der „Čechoslovan“ des Herrn Švihovský — und am Ende hatten wir die „Československá Samostatnost“ Dr. Sychravas, die in dem französischen Städtchen Annemasse seit dem 22. August erschien. „Samostatnost“ war das eigentliche „Organ der politischen Emigration“ (wie der Untertitel besagte) und das offizielle Sprachrohr der Zentrale und der Leitung der ganzen Auslandsaktion.

In Amerika besaßen Tschechen und Slowaken ihre verzweigte Journalistik; in Rußland erschien ein slowakisches Blatt erst 1917 (seit Mai — die „Slovenské Hlasy“). In Sibirien wurden dann tschechische und slowakische Blätter herausgegeben.

Auf mein beständiges Drängen, daß aus Böhmen einige Abgeordnete und Journalisten kommen möchten, traf Ende Mai der Abgeordnete Dürich ein. Ich kannte ihn aus Wien, aus dem Parlament; ein in seinem Auftreten anständiger, französisch und russisch sprechender Abgeordneter, aber politisch für die Situation zu schwach. Er kam damit, daß Dr. Kramář ihn als Vertreter der Nation speziell für Rußland ausersehen habe; dagegen hatte ich nichts einzuwenden, wenn wir uns über das Programm einigten. Er war für den Zaren und sogar für den Orthodoxismus, wie so viele von unseren Russophilen, die alles Heil von Rußland erwarteten. Es machte böses Blut unter unseren Leuten, daß er in seinem russophilen Passivismus sich an unserer Arbeit nicht beteiligte, und sie warfen ihm vor, daß er nicht nach Rußland eile; um öffentlichen Streit zu verhüten, mußte ich die Unzufriedenen mehr als einmal besänftigen. Was seine Reise nach Rußland anbelangt, so bemerkte ich in der russischen Botschaft, daß man deswegen mit Petersburg korrespondierte, aber man sagte mir nicht worüber. Die Verzögerung war auffallend.

16.

In der Schweiz festigte sich unsere politische Verbindung mit dem alliierten Ausland. Vor allem gewannen wir in der Schweiz selbst neue und zahlreiche Freunde; natürlicherweise in erster Reihe im französischen Teil, aber auch im deutschen. Ich hatte bald Fühlung mit den publizistischen Kreisen („Journal de Genève“ u. a.), Universitätskreisen usw. Eine ersprießliche Helferin war mir dabei unsere Olga.

Wir erhielten aus Prag wichtige Nachrichten, insbesondere militärische; das war ein Grund, eine ständige Verbindung mit der italienischen Gesandtschaft anzuknüpfen.

Die Zusammenarbeit mit den Südslawen wurde fortgesetzt; wir teilten uns gegenseitig mit, was jeder unternahm, berieten gemeinsam, oft gingen wir zusammen vor. Nach Genf kamen aus allen südslawischen Ländern verschiedene Repräsentanten der Politik und anderer Zweige der öffentlichen Tätigkeit. In London

konstituierte sich am 1. Mai (1915) der Südslawische Ausschuß als Organ der Südslawen aus Österreich-Ungarn; er gab sein „Bulletin Jugoslave“ in Paris heraus und überreichte der französischen Regierung, dem englischen Parlament usw. Denkschriften. Die Serben (aus dem Königreich) hatten in Genf ihr Auslandsblatt „La Serbie“, in Genf befand sich auch das „Serbische Zeitungs-bureau“. Die Montenegriner hatten zwei Organe: „Ujedinjenje“ der Fortschrittler und „Glas Crnogorca“ des Königs (in Neuilly bei Paris herausgegeben).

Der südslawischen Jugend schrieb ich, als sie eine Schrift über das nationale Programm herausgab, ein Vorwort.

In Genf befanden sich gute Bekannte wie Prof. B. Marković u. a.; auf eine Zeit kam auch Supilo, als er von Rußland zurückkehrte, wohin er sich sofort nach Neujahr begeben hatte, um das offizielle Rußland für die Südslawen zu gewinnen. Über diese seine russische Reise will ich später reden. Der serbische Konsul versah uns mit den nötigen Pässen und Visa nach Frankreich u. a. Ich besaß auch selbst einen serbischen Paß. Durch diese Freunde verschaffte ich mir Nachrichten über unsere Landsleute in Serbien; nach Genf kam auch der Kommandant eines Gefangenenlagers, Paunković, und von ihm hörten wir, was sich in Serbien abspielte und wie viele unserer Gefangenen wir hatten. Ich dachte damals daran, sie zu besuchen, aber die Verhältnisse hielten mich in Genf zurück.

In der Schweiz gab es auch eine ziemlich starke bulgarische Propaganda; bald entstanden zwischen Bulgaren und Serben scharfe Streitigkeiten, unter anderem auch um Miljukov, der für die Bulgaren Partei ergriff (Miljukov, der vor Jahren aus dem zarischen Rußland ausgewiesen worden war, hatte längere Zeit in Bulgarien gelebt und stand dadurch den Bulgaren nahe). Natürlich beteiligte ich mich an diesem Streit mit den Bulgaren nicht, obgleich ich die bulgarische Politik verurteilte, wie aus der Novembererklärung ersichtlich war: die Bulgaren forderten nicht bloß ganz Mazedonien, sondern auch Altserbien und das Gebiet der sogenannten bulgarischen Morava! Nun muß allerdings daran erinnert werden, daß die Alliierten den Bulgaren diese Vorteile versprochen hatten, als sie sie für sich gewinnen wollten — diese Politik der Alliierten, die gegen das an der Seite der Alliierten blutende Serbien gerichtet war, bildete den Gegen-

stand vieler Betrachtungen meiner südslawischen und englischen Freunde.

Doch entwickelten sich Streitigkeiten auch zwischen den südslawischen Organisationen und zwischen Einzelpersonen; die politische Differenzierung wurde bereits sichtbar: die Serben hielten am großserbischen und zentralistischen Programm fest, die Kroaten und Slowenen am Föderativprogramm, viele aber am großkroatischen. Zentralisten und Föderalisten verkündeten die nationale Vereinigung („Jugoslawien“), aber das gleiche Wort deckte sehr verschiedene, nicht durchgearbeitete Begriffe. Daneben gab es noch besondere Richtungen und Schattierungen, wie die Černogorcen, eine austrophile Richtung nicht nur in Kroatien, sondern auch in Serbien (mit dem Repräsentanten Prof. Perić in Belgrad) u. a.

Mit Rußland stand ich in ständiger Verbindung durch Herrn Svatkovskij, der damals schon in der Schweiz lebte. Auch mit der russischen Gesandtschaft in Bern knüpfte ich (unbedeutende) Beziehungen an.

Ich korrespondierte allerdings mit den führenden Leuten in unserer russischen Kolonie; Anfang Februar kam über Paris aus Rußland Herr Koníček, Mitglied der ersten Deputation beim Zaren. Er kam, um mir angeblich die Führung in Rußland zu übertragen. Ich war sofort im Bilde; einer von unseren zahlreichen politischen Neulingen in Rußland, Anhänger der „Schwarzen Hundert“ von größtem Schrot und Korn. Seine Mitteilungen aus Rußland begann er selbst in öffentlichen Versammlungen mit: „Väterchen Zar entbietet euch seine Grüße.“ Damit war er allerdings überall in unseren Kolonien sofort fertig, in Paris, in Genf und dann auch in Amerika; viele hielten ihn für einen offiziellen Agenten. Gegen mich eröffnete er bald einen Kampf, in dem er vor den größten Intrigen nicht zurückschreckte; in Paris beherrschte er den „Nationalrat der tschechoslowakischen Kolonien“ und gründete die „Indépendance Tchèque“. Er bereitete uns Schande genug und weckte den Unwillen der Franzosen durch seinen reaktionären Panslawismus. Er gewann aber auch Anhänger; manche von ihnen ließen sich solche Übertreibungen zuschulden kommen, daß man sie für österreichische Provokateure hielt. In Genf sympathisierte mit ihm Dr. Vítězslav Štěpánek, der in tschechischen Gast- und Kaffeehäusern mit Flugblättern agiterte, in denen das

Zarentum, das Russentum und die Orthodoxie der Schwarzen Hundert verkündet wurde. Trotzdem war ich ihm mit meiner Verbindung mit Prag behilflich; ich hinderte ihn nicht, als er nach Rußland gehen wollte, im Gegenteil, auch dabei half ich ihm. Er kam auch auf der Reise nach Petersburg in London zu mir.

17.

Als die Organisation unserer Auslandstätigkeit so fortgeschritten war, reiste ich Mitte April auf kurze Zeit nach Paris und London, um dort die Verhältnisse in Augenschein zu nehmen. Aus beiden Kolonien waren Nachrichten über persönliche und politische Zänkereien eingelaufen, und meine Freunde Seton-Watson und Steed luden mich auch aus politischen Gründen dringend ein. In Paris besprachen wir alles mit Denis, und ich redete mit vielen Mitgliedern der Kolonie; es trat Ruhe ein. In London war die Schlichtung der Streitigkeiten verhältnismäßig leicht, aber ich hielt mich dort länger auf, um für Minister Grey und die politischen Kreise ein Memorandum auszuarbeiten, worin ich das, was ich in Holland mit Seton-Watson besprochen hatte, präziserte. Ich betonte das historische Recht auf Selbständigkeit und begründete unseren Kampf überhaupt. Das war nötig, denn in England stellten sich viele Politiker den Aufbau des künftigen Europa eher nach dem Nationalitätenprinzip vor. Ich polemisierte auch gegen die Abtretung eines beträchtlichen Teiles von Dalmatien an Italien, von der ich in London einiges erfahren hatte; die Verhandlungen über die Entente Italiens mit England, Frankreich und Rußland zogen sich schon längere Zeit hin, Anspielungen auf sie hatte ich (von Serben) in Genf und in Paris gehört.

In London wurde ich über die deutsche Situation zuverlässig informiert.

In London war ich auch beim russischen Botschafter Benckendorff. Ich informierte ihn über uns, über Österreich und überreichte ihm mehrere Dokumente (u. a. den Befehl Friedrichs zur Unterdrückung des Sokols). Mir kam vor, als übe der Vertrag mit Italien Einfluß auf ihn aus; wenigstens traute er sich nicht, etwas zu versprechen, und seine Äußerungen ließen erkennen, daß Rußland keinen genauen Plan mit den Slawen habe. Das war mir keine Neuigkeit, aber Benckendorffs Benehmen bestätigte es mir.

Er riet mir, möglichst bald zu Sazonov und hauptsächlich zu Nikolaj Nikolajewič, dem angeblich allmächtigen Herrn der Situation, nach Petersburg zu reisen.

Auf der Rückfahrt von London hielt ich mich wieder kurz in Paris auf und bekräftigte, was ich angefangen hatte. Mit Denis hatten wir detaillierte Unterredungen über alle slawischen Länder und selbstverständlich über die ganze Weltlage; sein Buch „La Guerre“, das ich sofort nach seinem Erscheinen nach Prag schickte, war eine geeignete Grundlage zu Diskussionen. Wir verständigten uns im ganzen; über das Schicksal Konstantinopels, eine sehr wichtige Frage, nahm Denis einen abweichenden Standpunkt ein. Über die journalistische Organisation hatten wir schon von Genf aus verhandelt.

In Paris kam ich auch mit dort wirkenden Südslawen zusammen; die wichtigste Person war der Gesandte Vesnić, den ich schon als Studenten kennengelernt hatte. Während des ganzen Krieges war er uns ein treuer und hilfreicher Verbündeter. Wir sprachen allerdings auch über die Londoner Konferenz und die Konzessionen, die die Alliierten (auch Rußland) in Dalmatien den Italienern gewährten. Das Bestreben, Italien zu gewinnen, verdrängte auch in Paris die slawischen Interessen auf längere Zeit in den Hintergrund. Deshalb suchte ich den Außenminister Delcassé nicht einmal auf, da ich vermutete, es wäre ihm nicht lieb; übrigens war ich auch informiert, daß er sich nicht lange halten werde (er trat am 13. Oktober ab).

18.

Ich kann nicht verhehlen, daß nur Italien eine große Freude bereitete, als es sich (am 4. Mai) vom Dreibund lossagte und schließlich Österreich-Ungarn den Krieg erklärte (23. Mai). Die moralische, politische und militärische Bedeutung dieses Entschlusses war sehr groß, denn die Lage auf den Schlachtfeldern entwickelte sich 1915 für uns nicht gut. Es ist wahr, daß Italien, und das charakterisiert den politischen italienischen Gesichtspunkt, den Krieg nicht Deutschland erklärte; dies geschah erst nach einem Jahr (28. August 1916). Die Kroaten und Slowenen waren durch das Londoner Abkommen sehr beunruhigt.

Daß Bülow versucht hatte, Italien zu gewinnen, habe ich schon berichtet; Österreich machte den Italienern unter dem Drucke

Deutschlands Angebote, um sie neutral zu erhalten; Burian bot (27. März 1915) das italienische Tirol an, aber Sonnino verlangte (9. April) viel mehr, vor allem auch deutsches und slawisches Gebiet. Die österreichischen Gegenvorschläge (10. Mai) hatten keine Bedeutung mehr, denn am 26. April war in London der Vertrag abgeschlossen worden, in dem etwa halb Dalmatien den Italienern zugesprochen wurde.

Man erzählte damals in ziemlich informierten Kreisen, Kaiser Wilhelm habe die Situation für Österreich und Deutschland durch seine zügellose persönliche Kritik am italienischen König verschlechtert; de facto habe ich später erfahren, daß er den italienischen König durch ein kurzes peremptorisches Telegramm, seinen Verpflichtungen als Verbündeter nachzukommen, beleidigt hat.

In der Schweiz verfolgte ich die Entwicklung des Krieges sehr sorgfältig; ein gutes Hilfsmittel für die ständige Kriegsübersicht boten im „Journal de Genève“ die Artikel des Obersten Feyler, Redakteurs der „Revue Militaire Suisse“. Noch quälte mich die Frage, ob der Krieg wirklich so lang dauern werde, wie ich gerechnet hatte. Zu Beginn des Jahres (1915) erwarteten noch viele französische Politiker und Militärs den baldigen Sieg mit Hilfe der Russen; ich erinnere an die Voraussagen der Generäle Zurlinden, Duchesne u. a. Ich lernte bis zum Sommer 1915 die Situation in den hauptsächlich alliierten Ländern kennen und überzeugte mich, daß wir überall wenig bekannt waren, und daß keine ernsteren politischen Beziehungen zu uns bestanden; ich fürchtete, daß wir leer ausgehen würden, wenn die Alliierten bald siegten. Bei einem längeren Krieg hätten wir mehr Zeit zur Propaganda. Überall wurde vom unentschiedenen Krieg gesprochen; die Situation 1915 und auch noch später schloß das nicht aus.

Die Schlacht an der Marne und ihre Folgen interessierten mich beständig, und ich bemühte mich auf jegliche Weise um fachmännische Informationen; aber die erhielt ich in reicherm Maße erst in England. An der französischen Front entstand nach der Schlacht an der Marne immer deutlicher der Stellungskrieg, wozu man urteilen konnte, daß er lange dauern werde. Die Deutschen überraschten im April mit ihren Gasen, wie die Deutschen überhaupt in ihrer Einschüchterungstaktik mit ähnlichen Überraschungen vorgingen. Entscheidendere Schlachten gab es nicht.

Die Russen waren in Preußen gleich im vorigen Jahre geschlagen worden, im Jahre 1915 auch in Galizien (Gorlice—Przemysl); die Hoffnungen auf die russische Besetzung der böhmischen Länder waren begraben. Im Sommer gingen die Deutschen zur Besetzung (Russisch-) Polens vor; Warschau und auch Wilna fielen, die russische Armee war nicht vernichtet, aber ins Innere des Landes zurückgedrängt. Daß der Zar selbst den Armeebefehl übernahm (6. September), kennzeichnete die Lage in Rußland, die politische und militärische Unfähigkeit des Zaren und seiner Ratgeber.

Die Italiener gingen langsam vor, am Isonzo begann eine Reihe von Schlachten (man zählt ihrer, glaube ich, zwölf). Die Engländer fingen im Februar einen kühnen Kampf um die Dardanellen an, der aber bald unergiebig wurde.

Die deutsche Propaganda in der Schweiz benützte die Situation auf den Kriegsschauplätzen sehr wirksam. Ich fuhr deshalb auf einige Tage nach Lyon, um Südfrankreich zu sehen und das Militär, insbesondere die zur Armee eintreffenden Rekruten, zu beobachten. Die Feinde Frankreichs streuten ungünstige Nachrichten über die französischen Rekruten, die kriegsfeindliche Stimmung in Lyon und im Süden überhaupt aus; ich reiste also zur Beobachtung dahin. Überdies konnte ich auch die katholische Bewegung beobachten, wie sie sich im Heere spiegelte und wiederum eben an den Rekruten, die mit dem Medaillon der Jungfrau Maria am Käppi oder am Rock zu den Regimentern kamen. In allen Ländern widmete ich der religiösen Bewegung während des Krieges Aufmerksamkeit.

Auch nach Italien machte ich wenigstens auf kurze Zeit einen Abstecher, um zu sehen, wie sich die Verhältnisse nach der Kriegserklärung entwickelten. Ich sah Norditalien (Mailand), über das gleichfalls ungünstige deutsche Nachrichten verbreitet wurden. Ich hielt mich beim russischen Schriftsteller Amfiteatrov auf, der damals in Levanto wohnte. Ich kehrte aus Italien ebenso beruhigt zurück wie aus Südfrankreich.

19.

Ich entschloß mich, gegen Österreich auf manifestierende Weise aufzutreten. Unsere Kolonien erwarteten und forderten es überall. In Rußland bestand schon seit dem Herbst die Družina, auch in

Frankreich waren unsere Leute in der Armee; in allen Kolonien trat man nachdrücklich gegen Österreich und Deutschland auf. In der österreichischen Armee hielten sich die Unseren gut, Nachrichten darüber verbreiteten wir überall und wirkungsvoll. Das Prager Regiment ging bei Dukla zu den Russen über (3. April), und die österreichischen Blätter meldeten sogar seine formale Auflösung, während sie bisher und noch ziemlich lange darauf unseren Aufstand totschiwigen. Daheim steigerten sich die politischen Verfolgungen (die Verhaftungen Dr. Kramář', Dr. Rašins u. a. — Hochverratsprozesse und Konfiskationen), und in Wien gab man dem deutschen Druck nach, änderte die Staatswappen und „Österreich“ entstand ohne die Belastung der „Königreiche und im Reichsrat vertretenen Länder“. Wir wiesen in unserer Propaganda auf all dies hin, aber unseren Leuten und auch den andern fehlte sozusagen die offizielle Firma dafür; die Südslawen waren uns mit ihrer Zentralorganisation und ihren Erklärungen zugekommen. Es ist wahr, ich hatte für meine Reserve einen triftigen Grund — den finanziellen. Zur Führung eines jeden Krieges braucht man viel Geld, und ich hatte vorläufig keinen genügenden Fond; aus Prag kam kein Geld, und mit Amerika war die Verbindung langwierig. Und ohne Geld wollte und konnte ich die offizielle Aktion nicht beginnen; wir durften nicht pausieren oder gar zurückgehen, wir mußten die Aktion steigern. Und darum richtete ich die Sache so ein, daß wir zunächst kulturell hervortraten; am 4. Juli sprach ich zu unseren Leuten und zu Deutschen in Zürich über Hus und am 6. hatten wir mit Denis eine Versammlung im Reformationssaale in Genf. Denis hielt einen historischen Vortrag, ich fügte die politische Zuspitzung hinzu. Dieses publizistisch gehörig vorbereitete Auftreten erntete Erfolg; in den alliierten Ländern wurde es überall gut vermerkt. Und überall gewann es für unsere Kolonien und unsere Soldaten eine erzieherische Bedeutung; daß nämlich unser Kampf im Geiste der hussitischen Vorfahren geführt werde und nicht nur eine politische, sondern auch eine sittliche Berechtigung habe. Auch in den folgenden Jahren veranstalteten wir die Husfeier überall mit Erfolg; in England z. B. wurde 1916 in allen Kirchen am 6. Juli Hussens und der Tschechen gedacht. Auch in Österreich hatte man die Genfer Husfeier gut vermerkt; die „Neue Freie Presse“ klagte über „die erste Kriegserklärung an Österreich“.

Das rein politische Hervortreten verlegte ich noch auf einige Zeit; auch darum, weil man mir aus Prag geschrieben hatte, noch zu warten. Ich verständigte die Unsern daheim und sandte ihnen die Skizze eines Manifestes. Auch wartete ich die Ankunft des Dr. Beneš ab. Als Dr. Beneš endlich Anfang September (2.) definitiv eintraf und die Auslandsarbeit ordentlich eingeteilt wurde, traten wir im November (14.) öffentlich gegen Österreich auf. Damals war ich bereits in London.

20.

Die Entscheidung gegen Österreich und für den Kampf war für mich nicht nur ein politisches, sondern auch ein sittliches Problem.

Das Problem des Krieges und der Revolution hatte mich seit jeher beschäftigt; denn es ist das sittliche Hauptproblem, — die Humanität war mir nicht nur ein Wort. Und es ist ein tschechisches Problem; die Frage Žižka oder Comenius wurde durch Kollár und Palacký im Sinne des Comenius gelöst. In unserer Zeit wies auf das Problem im allgemeinen Tolstoj hin. Ich habe Tolstoj mehrmals besucht. Ich vermochte mit seiner Lehre des Nichtwiderstehens nicht übereinzustimmen; ich hielt daran fest, daß wir jeder stets und in allem dem Bösen widerstehen müssen, und stellte gegen Tolstoj als das wahre humanitäre Ziel auf: stets auf der Wacht zu sein, die alten Ideale der Gewalt und die Ideale des Heldentums und des Märtyrertums zu überwinden, energisch und mit Liebe sich der Arbeit hinzugeben, der Einzelarbeit, zu arbeiten und zu leben! Im äußersten Falle der Gewalt und dem Angriff auch mit dem Eisen zu widerstehen, — sich und andere gegen Gewalttaten zu verteidigen.

Tolstoj erkannte psychologisch und daher auch moralisch den Unterschied zwischen der Abwehr und der Gewalt des Angreifers nicht an. Mit Unrecht; das Motiv ist hier wie dort verschieden, und das Motiv entscheidet über die Sittlichkeit: der eine wie der andre schießt, der Unterschied aber liegt eben im Angriff und in der Abwehr. Wenn zwei das gleiche tun, ist es doch nicht das gleiche; die mechanische Handlung ist gleich, aber ungleich ist die Absicht, das Ziel, die Sittlichkeit. Tolstoj argumentierte einmal arithmetisch: es würden nicht mehr Menschen fallen, wenn die Überfallenen nicht Widerstand leisten würden,

sondern weniger, als wenn sie Widerstand leisteten; durch den Kampf würden die Menschen auf beiden Seiten wilder und darum fielen ihrer mehr; stoße der Angreifer auf keinen Widerstand, so werde er geschwächt und höre zu töten auf. Stellen wir uns auch auf diesen praktischen Standpunkt: muß schon einer getötet werden, so mag es doch der Angreifer sein! Warum soll der nichtangreifende, nichts Böses unternehmende Mensch getötet werden und nicht derjenige, der das Böse will und mordet?

Ich bin mir dessen bewußt, daß der Mensch leicht von der Verteidigung zum Angriff übergeht; es ist wahr, daß es schwer ist, gegen einen Angriff genau nur an der Verteidigung festzuhalten, aber gegen Chelčický und Tolstoj gibt es und kann es keine andere sittliche Regel geben.

Ich bin mir auch dessen bewußt, daß es mitunter sehr schwer ist, genau zu bestimmen, wer, welche Partei den Angriff unternommen hat; aber es ist nicht unmöglich. Ehrenhafte und denkende Menschen verstehen ziemlich unparteiisch zu bestimmen, von welcher Seite der Angriff ausgeht und wer sich nur verteidigt. In der „Tschechischen Frage“ und anderswo, zuletzt noch vor Kriegsausbruch in „Rußland und Europa“, habe ich mich mit dem Humanitätsproblem des Angriffs- und des Verteidigungskrieges und der Revolution ausführlich befaßt.

In Genf vertrat Tolstoj's Anschauung Romain Rolland, der damals im Bureau für Gefangene arbeitete. Er wurde wegen seines Abscheus vor dem Krieg vielfach angegriffen und oft verdächtigt, von den Deutschen gekauft zu sein. Das war sehr ungerecht; seine Aufsätze, die unter dem Titel „Au dessus de la mêlée“ gesammelt sind, haben es dem urteilsfähigen Leser klar bewiesen. Rolland ging von Tolstoj aus, und danach beurteilte ich auch seinen Pazifismus; er bot mir eine liebe Anregung, meinen Humanismus noch einmal zu revidieren.

Der Pazifismus verbreitete sich zu jener Zeit bereits überall. Ich habe nichts gegen einen Pazifismus, wie ihn Rolland praktizierte, der, da er nicht kämpfen konnte und mochte, für die Gefangenen arbeitete; aber es gibt allerlei Pazifismus. Es gibt einen Pazifismus von Natur aus schwacher und schwächerer, eingeschüchterter und sentimentaler Menschen, auch von Spekulanten usw. Sehr widerwärtig waren mir Pazifisten, die aus oberflächlicher Kenntnis der Lage die Deutschen in Schutz nahmen, als



wären diese überfallen worden, während sie schon lange und gerade damals die unerbittlichsten Feinde des Pazifismus waren. Ich spreche natürlich über das offizielle Deutschland, das den Krieg wollte und führte; unter den Deutschen gab es, wie überall, immer auch pazifistische Tendenzen (selbst während des Krieges).

Zum Pazifismus der Literaten und der Bourgeoiskreise kam der radikale sozialistische Pazifismus hinzu, wie er sich in der Zimmerwalder Konferenz 1915 (3. September) äußerte.

Bei diesen meinen Betrachtungen gehe ich von dem Gesichtspunkt aus, daß der Kampf im Felde nicht das schlimmste Übel der menschlichen Gesellschaft ist. Der Krieg wird durch den Kampf im Felde, den offenen Kampf nicht erschöpft; neben den kämpfenden Helden gibt es bisher ein ganzes System von allen möglichen Scheußlichkeiten, die zusammen den militaristischen Krieg ausmachen — Falschheiten, Lügen, Gewinnsucht, Niedrigkeit, Rachsucht, Grausamkeit, geschlechtliche Ausschweifung usw. Die immer noch allzu romantischen Menschen sehen nur die Napoleons und die heldenhaften Heerführer, wie die älteren Maler sie uns darbieten: doch auch im Felde gilt seit je Ulysses mehr als Achilles. Man muß den ganzen gesellschaftlichen Zustand beurteilen, aus dem und in dem der Krieg entsteht. Und es handelt sich nicht bloß um Gefallene, sondern auch um Krüppel und durch den Krieg Geschwächte, die Art, wie für sie gesorgt ist usw. Das alles ist der Krieg. In dieser Hinsicht konnte ich in allen alliierten Ländern interessante Beobachtungen machen; wo z. B. der Bevölkerung die wahrheitgemäßen Nachrichten über den Stand im Felde mitgeteilt wurden, wie die sanitären Einrichtungen überall waren usw. Die Erwägungen: Humanität gegen Gewalt spitzten sich mir ganz praktisch in die Frage zu: Darf unser Revolutionssoldat, Tscheche und Slowak, auf seinen Bruder Tschechen und Slowaken in der österreichischen Armee schießen? Das war keine abstrakte Kasuistik, denn unsere Legionäre stießen auf den Schlachtfeldern mit ihren Landsleuten zusammen; es kamen Fälle vor, wo im Kampfe Brüder, Vater und Sohn aufeinanderstießen . . . Es versteht sich, daß in der Praxis beide kämpfenden Parteien einander bald erkannten und sich gewöhnlich verständigten, daß die Unsrigen in den österreichischen Reihen zu unserer Armee übergangen; aber es kamen Fälle von sehr erbittertem, bruder-

mörderischem Kampfe vor, wenn unsere österreichischen Soldaten den ursprünglichen politischen Standpunkt — Palackýs nicht verließen . . .

Mehr als eine Nacht peinigte mich das Schicksal jener unserer Freiwilligen und Aufständischen, die in die Hand der österreichischen Militärjustiz fielen. Die Nachrichten über Hinrichtungen unserer Jungen mehrten sich — ich empfand brennende Qualen, wenn ich unbeugsamen Widerstand verkündete und unsere Jungen zum Kampf auf Leben und Tod anfeuerte. Oft hatte ich das lebendige Gefühl, selbst in die Schlacht gehen zu müssen, da ich den Kampf verkünde, — obgleich ich mir sagen mußte, daß der Führer sich im Interesse der Kämpfenden nicht exponieren dürfe. Aber so viel nahm ich mir vor, daß ich der Gefahr nicht ausweichen und keine Angst um mein Leben haben werde (d. i. daß ich dieser Angst nicht unterliegen werde, denn ich glaube, daß in Lebensgefahr jeder Mensch Angst hat). Allerdings war ich überall in beständiger Gefahr.

Dann war die Frage nicht weniger quälend: Was wird das Volk sagen, wenn wir nicht siegen? . . .

Ich will mich auf die Einzelheiten des komplizierten Problems nicht einlassen; ich erkläre nur den Grund meines schließlichen Vorgehens gegen Österreich (und Deutschland), warum ich mich von meinem humanitären Standpunkt aus in die Reihen der Kämpfenden gestellt habe. Das bedeutete de facto unsere Auslandsaktion und unser formales Hervortreten, denn ich war mit der Überzeugung hinausgekommen, daß wir unsere Armee haben müssen. Die Kolonien in der Schweiz, in Frankreich und England waren schwach, sie konnten daher nicht viele Freiwillige stellen; eine größere Anzahl unserer Leute lebte in Amerika und in Rußland. In Rußland befanden sich die Gefangenen, darunter viele, die sich den Russen ergeben hatten, in Rußland also mußte unsere Armee formiert werden; Amerika konnte eine gewisse Anzahl schicken, aber infolge seiner Neutralität würde es uns hinderlich sein. Ohne kämpfende Armee bliebe unser Anspruch auf Befreiung wenig beachtet; die ganze Welt kämpfte, da konnten wir uns nicht mit historischen und naturrechtlichen Traktaten begnügen.

Nachrichten aus Rußland über das Vorgehen der Unsrigen und speziell über die Družina und ihre Entwicklung erhielt ich öfter,

wenn auch doch nur unvollständige; Rußland war vom Westen wie abgeschnitten, die russische Propaganda war schwach. Ich bekam russische Blätter (auch Pavlůs „Čechoslovák“) und Publikationen überhaupt, aber spät, unregelmäßig und unvollständig. Was ich bekam, ergänzte ich mir durch meine Kenntnis der Personen und Verhältnisse.

Für alle Fälle sandte ich einen besonderen Boten nach Rußland. Solche besondere Boten sandte ich von Zeit zu Zeit nach Rußland und anderswo hin (auch nach Österreich, selbst nach Prag); es waren gebildete und intelligente Männer oder auch Frauen, die die Reise für die Sache unternahmen. Ich gab ihnen detaillierte Informationen; sie sollten nicht meine Bekannten aufsuchen, sondern sich nur möglichst gut über Verhältnisse und Personen informieren. Selbstverständlich waren das Bürger neutraler oder alliierter Staaten.

Oft bekam ich auch Nachrichten von Personen, die aus Rußland, Österreich und Deutschland eintrafen; ich suchte viele auf, von denen ich erfuhr. In der Schweiz begegnete ich mitunter Leuten aus Wien; manchmal waren es wohlinformierte Menschen. Ein-, zweimal sprach ich sogar mit Beamten, die mit der offiziellen Politik nicht einverstanden waren und mir ohne Rückhalt anvertrauten, was sie wußten. Ein Vorfall blieb mir gut im Gedächtnis haften: ich begegnete auf einem Spaziergang um den See einem bekannten Pariser Bankier, ungarischen Staatsbürger, der in Wien und Budapest gut orientiert worden war. Ich erfuhr interessante Einzelheiten.

#### 21.

Für den Humanismus war die Schuldfrage sehr wichtig. Ich beurteilte die Sache so, wie ich es im „Neuen Europa“ formuliert habe. Die Literatur über die Schuldfrage wuchs schon während des Krieges, heute ist sie eine ganze Bibliothek, und das Urteil ist auf dokumentarischer Grundlage erleichtert; ich stütze mein Urteil auf die langjährige Beobachtung Deutschlands und Österreichs und namentlich auch der pangermanischen Bewegung.

Bei der Beurteilung der Schuld entscheiden nicht die Einzelheiten nur, ob dieser oder jener die Mobilisierung und andere Kriegsvorbereitungen um ein paar Stunden oder selbst Tage früher oder später angeordnet hat; die Frage ist, wer am meisten

zu der gesamten politischen Atmosphäre beigetragen hat, aus der der Krieg, als sich Gelegenheit dazu bot, sozusagen mechanisch entstand.

Schuldig ist im Reich und in Österreich-Ungarn der Imperialismus und imperialistische Militarismus. Der deutsche Imperialismus, wie er in der letzten Zeit von den Pangermanisten formuliert und ausgeübt wurde, war im Grunde gewalttätig. In Deutschland und in Österreich-Ungarn wurde gegen die nichtdeutschen Nationen ohne Scheu Gewalt angewendet, die ganze innere Politik hatte einen gewalttätigen Charakter; doch hat, das muß gerechterweise hervorgehoben werden, Europa dazu geschwiegen. Die deutschen Philosophen und Historiker verkündeten die Ausrottung der Polen (Eduard v. Hartmann), und uns Tschechen sollten die Schädel eingeschlagen werden (Mommsen). In der auswärtigen Politik ist der entsprechende Charakter und eine aggressive, rücksichtslose, herrische, herrisch-ungeduldige Richtung zu beobachten. Der Pangermanismus ist der Ausdruck einer wirklichen Praxis, und andererseits lenkte seine Lehre vom Herrenvolk die ganze deutsche und österreichische Politik. In diesem Geiste erhoben die deutschen Philosophen und Juristen die Gewalt zum sittlichen und juristischen Prinzip; die Deutschen verarbeiteten am fleißigsten die Theorie, daß das Recht aus Macht und Gewalt entspringe, und handhabten sie gleichzeitig praktisch wirksam und am rücksichtslosesten; wo die öffentliche Meinung so vom aggressiven Militarismus gewonnen, wo der rücksichtslose Pangermanismus zum Credo der Zivilisten ebenso wie der Offiziere wurde, wo die Armee stets bereit war, dort stürzte der Staat und mit dem Staat das Volk sich leicht in den Krieg, sobald ihm dazu Gelegenheit geboten war. Und die Gelegenheit bot sich durch das Sarajevoer Attentat.

Wenn Treitschke und nach ihm alle Theoretiker des deutschen Drangs nach Osten uns auseinandersetzen, die Deutschen hätten von allem Anfang an die Aufgabe gehabt, den Osten zu kolonisieren und speziell die Slawen zu unterjochen, so kann dadurch die aggressive Erziehung des Volkes erklärt, keineswegs aber entschuldigt und gar gefeiert werden.

Daß Österreich und Preußen-Deutschland stets an Krieg dachten, ist aus dem deutsch-österreichischen Geheimvertrag

vom Jahre 1909 wohl ersichtlich, der dem Dreibund den rechten Sinn gab. (Auf diesen Vertrag macht mit Recht der Wiener Chefredakteur Dr. Kanner aufmerksam.)

In den alliierten Ländern schrieb man etwas einseitig alle Schuld den Deutschen zu; man hatte Österreich nicht so vor Augen, weil man mit ihm nicht direkt kämpfte. Aber Österreich trägt einen großen Teil der Schuld, und demgemäß fiel auch sein Schicksal und seine Strafe aus. Österreich war im Recht, als es — seltsamerweise etwas spät — für Sarajevo Genugtuung forderte; damit stimmten alle Staaten überein; aber Österreich trifft die Schuld, durch seine übertriebene Forderung an Serbien den Krieg mit Rußland riskiert und provoziert zu haben; in Wien und in Budapest wurde nach dem Attentat in Sarajevo gegen Serbien vorgelogen, die serbische Regierung habe die Tat angezettelt. Der Protest der serbischen Regierung blieb ohne Wirkung; die serbische Regierung hatte Wien sogar gewarnt gehabt und auf die Möglichkeit eines Attentats aufmerksam gemacht: das führt schon Denis in seinem Buch über Serbien an (er wurde von serbischer Seite informiert), und die neuesten Mitteilungen des ehemaligen Ministers Biliński u. a. bestätigen es. Aber Berchtolds Außenministerium ging gegen Serbien mit derselben machiavellistischen Politik vor, wie sein Vorgänger sie mit der Fälschung antiserbischer Dokumente bewiesen hatte. Wien und Budapest rasten geradezu gegen Serbien, es sollte vernichtet werden. Wien und Budapest und einzelne ihrer Politiker gingen nur in der Frage auseinander, wie dies am wirksamsten zu erreichen sei.

Ich habe auf den Unterschied des österreichischen und des serbischen leitenden Ministers in der Affäre Pašić-Berchtold hingewiesen: der serbische Minister war während eines siegreichen Krieges bereit, weiteren Konflikten mit Österreich vorzubeugen — der österreichische Minister lehnte das Friedensangebot hochmütig ab. Der erwähnte Biliński sagt mit Recht in seinen Erinnerungen, daß es vielleicht nicht zum Weltkrieg gekommen wäre, wäre dieser Unverstand Berchtolds nicht gewesen. Doch das war gerade das österreichische und das deutsche System.

Deutschland hat die große Schuld, daß es seinem Verbündeten carte blanche gab und ihm erlaubte, in einer so weittragenden Sache zu entscheiden, und daß es unter dem Vorwand mit-haftender Treue die Kriegserklärung an Serbien als erwartete

Gelegenheit benützte. Aus Conrad v. Hötzendorfs Erinnerungen wissen wir jetzt mit Sicherheit, daß Deutschland Österreich Hilfe versprochen hatte, auch wenn das Vorgehen gegen Serbien einen großen Krieg verursachen würde. (Conrad hörte dies von Berchtold schon am 7. Juli!) Deutschland konnte vernünftiger sein als das oberflächliche, nichtswürdige Österreich, und darum trifft es die größere Schuld. Ein kräftiges und entschiedenes Wort Kaiser Wilhelms hätte Wien abgeschreckt. *Corruptio optimi pessima.*

Deutschland hat ebenso Schuld, weil es den englischen Vorschlag nicht benützte und die Zusammenkunft der Kaiser, Könige und Präsidenten oder der Außenminister nicht veranstaltete, um über den Streitfall mündlich und von Angesicht zu Angesicht zu verhandeln.

Die Schuld Deutschlands und Österreichs, und insbesondere ihre Gewalttätigkeit, wird durch die gewaltsame Führung des Krieges bestätigt. Die Versenkung der „Lusitania“, die Erschießung der Engländerin Miß Cavell in Brüssel, die Bombardierung von London u. v. a., die strategisch überflüssigen Angriffe, die Verwendung giftiger Gase usw. entflammten mit Recht in allen Ländern die Meinung gegen Deutschland. Und der Vormarsch des österreichischen Heeres in Serbien und in Galizien war ganz barbarisch — Tausende und Abertausende von Menschen wurden getötet und gemartert, oft mit geradezu krankhafter Grausamkeit: das Drama von Karl Kraus („Die letzten Tage der Menschheit“) bietet dafür sehr realistisch verbürgte Beweise, indem es zugleich die degenerierte Grausamkeit der Habsburger charakterisiert.

Ich erinnere mich dabei der ausgiebigen Hilfe, die uns und den Südslawen durch die Vorträge und Publikationen eines gebürtigen Schweizer, Prof. Reiß, zuteil wurde, der in Serbien die österreichischen und magyarischen Grausamkeiten gesehen hatte und über sie in der Schweiz und dann auch in Paris und London Vorträge hielt.

Zu dieser Gewalttätigkeit zähle ich die Unwahrheiten und direkten Lügen, die durch die deutsche und österreichische Propaganda systematisch verbreitet wurden; die Lüge, die Franzosen hätten durch Überschreiten der Grenze, durch Abwerfen von Bomben aus Flugzeugen auf deutsches Gebiet u. a. die Feindseligkeiten eröffnet, während die Franzosen in Wirklichkeit ihre

Armee zehn Kilometer von der Grenze zurückzogen, um jeden Zwischenfall zu vermeiden. Ich habe mich überzeugt, daß eben dieses Vorgehen der Franzosen ihnen in bedeutendem Maße die Sympathien des reservierten England eintrug. All diese und ähnliche Unwahrheiten konnte ich überprüfen. Ich gebe zu, daß auch auf alliierter Seite über die Deutschen Unwahrheiten verbreitet wurden, aber das geschah in geringerem Maße, die englische und amerikanische Publizistik hielt sich unvergleichlich anständiger und ehrenvoller.

Die Art der deutschen und österreichischen Propaganda wurde speziell in Amerika für uns dadurch wichtig, daß wir ihre Methoden zu enthüllen vermochten. Davon wird beim Bericht über Amerika die Rede sein.

Was hier von den Deutschen und Österreichern gesagt wird, gilt auch von den Magyaren.

Die Schuldfrage wird überall eifrig erörtert, schon darum, weil die Alliierten in Versailles die Deutschen und ihre Verbündeten offiziell des Angriffs beschuldigten; ich verfolge die ganze Literatur darüber und finde keinen Grund, meine Meinung zu ändern. Im Ganzen läßt sich beobachten, daß man in Deutschland (und auch in Österreich) die große Schuld Deutschlands und Österreichs mehr anzuerkennen beginnt als während des Krieges und in der ersten Zeit nach Friedensschluß. Ich wiederhole, daß man über allerhand Details uneins sein kann, ob die Russen oder die Österreicher die Mobilisierung um ein paar Stunden früher oder später angeordnet haben u. ä. — der Krieg 1914 ist eine notwendige Folge des verbreiteten Faustrechts und Militarismus, der am wirksamsten, geradezu philosophisch und wissenschaftlich in Preußisch-Deutschland formuliert und propagiert wurde. Deshalb trifft die größte Schuld am Kriege das Preußentum.

Man kann sagen, daß die Schuld in erster Linie auf die Staaten und ihre Leitung fällt, nicht auf die Völker; das erkenne ich an, obgleich hier nicht der Raum ist, zu untersuchen, in welchem Maße ein Volk für seinen Staat verantwortlich ist, in diesem Falle für den führenden preußischen Staat. Ich kehre zu dem Problem später zurück.

22.

Auch in der freien Schweiz hatten wir viel von Österreich zu erdulden. Es war in der neutralen Schweiz offiziell vertreten,

ebenso wie Deutschland, und nützte diese seine Stellung aus; fast überall wurden bei unseren Leuten von der Polizei Haus-suchungen unternommen, die Regierung des Kantons Genf verbot die antiösterreichische Propaganda. In der Praxis wurde das Verbot mild gehandhabt; dennoch verlegte Dr. Sychrava sein tschechisches Blatt nach Frankreich, nach Annemasse — das mit Genf durch eine Elektrische verbunden ist —, alles übrige blieb beim alten. Wir mußten aber äußerst vorsichtig sein, um der Regierung keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Später — im Februar 1916 — wurde Dr. Sychrava aus der Schweiz sogar ausgewiesen. Mehrere tschechische Studenten wurden nach ihrer Rückkehr in die Heimat gefangengesetzt und zum Tode verurteilt, weil sie meinen Vortrag besucht und mit mir gesprochen hatten!

In der Schweiz war wie überall eine starke deutsche, österreichische und magyarische Propaganda am Werk; auch herrschte in der Schweiz bedeutende Österreichfreundlichkeit. In die Schweiz kam später unter andern auch Prof. Lammasch aus Wien, in der Schweiz wurden die Beziehungen mit verschiedenen Angehörigen der kämpfenden Staaten angeknüpft. Das freie Schweizer Asyl genossen nicht nur wir, sondern auch alle andern, namentlich die sozialistischen Pazifisten (Zimmerwald-Kienthal!); von dort gelangte später mit Hilfe der schweizerischen Sozialisten Lenin nach Hause. Der deutsche Teil der Schweiz war stark für Deutschland; für Deutschland waren namentlich die höheren Offiziere und Kommandanten der Armee.

Die österreichischen Spitzel waren uns überall auf den Fersen. Einer kam aus Prag direkt in mein Hotel; nur war er mir aus Prag avisiert worden (ein Beweis, wie gut unsere unterirdische Verbindung und die Maffia in Prag funktionierten), und ich lud mir ihn gleich am nächsten Tag zu mir ein und fragte ihn, als wäre nichts geschehen, über Prag und die Polizei aus. Die jüngeren Kameraden trieben reichlich Scherze mit ihm, einige gewannen ihn für unsere Dienste und machten einen zweifachen Verräter aus ihm. Interessanter war der Fall eines österreichischen Offiziers, eines gebürtigen Mähren, der nach Genf zu mir kam; er war angeblich desertiert und bot mir für Frankreich eine Erfindung an, wie man aus einem fliegenden Aeroplan sicher zielen und das Ziel treffen könne. Ich brachte ihn in Annemasse mit Franzosen zusammen, in Paris wurde jedoch seiner Darstellung

kein Wert beigemessen, und so reiste er nicht hin. Ich gab acht, ob nicht auch er Spion sei; er hatte die Romantik und Phantastik eines Spions; er erzählte, wie er in eine Liebesaffäre verwickelt worden sei, die mit dem Tode eines Mitglieds der Familie Habsburg geendet, weiters einen komplizierten Roman über einen jüngeren Bruder, kannte einen nationalistischen Redakteur in London und ähnliche Geschichten. Ich kontrollierte sie, sie entsprachen nicht der Wahrheit. Nach kurzem Verkehr verschwand das mährische Brüderlein.

Im Frühjahr litt ich viele Wochen Beschwerden mit einem Arm; an meiner Schulter kamen merkwürdige kleine Abszesse zum Vorschein, der Doktor dachte an eine Vergiftung; die Unseren meinten, daß die Deutschen mittels der Wäsche sich an mich heranmachten. Ich würde es nicht erwähnen, wenn mir in England nicht gleiches passiert wäre, wo der Arzt dieselbe Diagnose einer Vergiftung stellte. Ich schrieb die Sache der ungenügenden Bewegung in frischer Luft zu und begann zu reiten; zu Pferde empfangen die Lungen angeblich doppelt soviel Luft, als im Spaziergehen.

Selbstverständlich arbeiteten wir hauptsächlich der österreichischen Propaganda und ihren Intrigen entgegen; sehr oft halfen uns die Feinde mit ihren Übertreibungen und ihrer Plumpheit. Ich verstand die schwierige Lage der kleinen Schweiz, die rücksichtslos von Deutschland und Österreich unter Druck gesetzt wurde.

Die Schweiz interessierte mich sehr in politischer und nationaler Beziehung; soweit ich konnte, beobachtete ich die Administration und die einzelnen Einrichtungen.

Im Groben ähnelte das Verhältnis der drei Nationalitäten in der Schweiz dem Verhältnis der Nationalitäten im erwarteten tschechoslowakischen Staate (der Tschechen — Deutschen — Magyaren); überhaupt gibt es zwischen der Schweiz und uns mehrere Ähnlichkeiten (die Schweiz entstand im Aufruhr gegen Österreich — sie hat kein Meer). Am wichtigsten war mir die Erkenntnis, daß die Einheit der Republik während des Krieges trotz dem großen Gegensatz der nationalen Sympathien nicht gestört wurde. Viele hervorragende Deutsche (der Dichter Spitteler) erklärten sich sehr entschieden gegen das Preußentum. Ich kannte von früher schweizerische Schriftsteller: G. Keller — C. F. Meyer —

Spitteler — Amiel — Seippel — Rod — Ramuz; nach dem Kriege lernte ich den deutschen Schriftsteller Roninger kennen und ergänzte meine Kenntnisse durch den älteren Gotthelf — ein bemerkenswerter Realismus, insbesondere der Gotthelfs vor Keller. Dieser schweizerische Realismus hängt, glaube ich, mit der schweizerischen Demokratie zusammen. Der Wert der schweizerischen Literatur war mir immer ein Beweis, daß das freundschaftliche Zusammenleben der Deutschen und Franzosen und der schweizerische Internationalismus der Nationalität nicht schadet. In sprachlicher und nationaler Beziehung ist die Schweiz geradezu ein klassisches Beispiel einer starken nationalen Originalität bei intensivem internationalen Zusammenleben.

Die Schweiz gewann, so klein sie ist, durch ihre Geister Einfluß auf die europäische Kultur; ihre Internationalität entwickelte sie gleich intensiv wie die Nationalität, was die bekannten internationalen humanitären Institutionen, angefangen vom Roten Kreuz bis zum Völkerbund, bezeugen. Allerdings ist die Schweiz frei und demokratisch; in Österreich und in Ungarn sind die Nationen durch Zwang und unter monarchischem Absolutismus beisammen. Aber gerade deshalb können wir vom schweizerischen Beispiel lernen; dabei werden wir uns der Unterschiede erinnern, von denen der wichtigste darin besteht, daß die Schweiz eine Föderation selbständiger kleiner Staatenkantone ist, daß alle drei Nationalitäten in der Schweiz Bestandteile großer Nationen sind, die in großen selbständigen Staaten leben, und daß es da, aus älteren Zeiten her, keine Nationalitätenkämpfe gab.

Infolge der Mobilisierung der Schweiz sah ich einiges von der Armee und konnte mich über das Milizsystem belehren, das namentlich die Sozialisten empfahlen und das ich auch annahm: daß die Miliz möglich war, schon das zeugt von den festen Grundlagen der schweizerischen Demokratie.

Die Demokratie und ihre Freiheit kann und muß der aufmerksame Fremde im gesamten Leben sehen. Ich besuchte verschiedene Kantone und brachte mir die Beziehung von Föderation und Demokratie zu Bewußtsein; der Vergleich mit den Vereinigten Staaten und Deutschland war unschwer.

Die Kantone sind klein, die ganze Föderation menschenarm; und deshalb entwickelten sich manche Formen direkter Volksregierung — Referendum und Initiative, die kleinsten Kantone

hatten gar kein ständiges Parlament, das Volk kam zusammen und faßte Beschlüsse. Die Wahl der Regierung und des Präsidenten, die Art und die Dauer der Funktionen entsprechen dieser besonderen Unkompliziertheit des Staatsapparates. Die Schweiz ist auch ein Land der proportionellen Vertretung.

Die Tendenz der schweizerischen Demokratie zur direkten Regierung hat ihren Ausdruck in Rousseau gefunden: dieser führende Theoretiker des modernen Demokratismus stand eben politisch und religiös unter dem Einfluß seines schweizerischen Vaterlandes. Denn auch der Genfer Calvinismus übte seinen Einfluß auf Rousseau und seine Theorien der Demokratie — das Standbild Rousseaus, das ich täglich mehrmals sah, machte mir das Rousseausche Problem in all seiner Fülle lebendig und veranlaßte mich zu erneuter Lektüre und Revision des Rousseauismus.

#### IV

### Im Westen

(Paris und London: September 1915—Mai 1917)

23.

Es kam die Zeit, das Propagandazentrum in die Hauptstädte der Ententestaaten zu verlegen; schon in Prag hatte ich mich dafür eingesetzt, es möchten von uns so viele über die Grenze gehen, daß wenigstens Paris, London, Petersburg besetzt werden. Ich erwartete Beneš, er sollte in Paris sein, ich in London.

Paris war 1915 das militärische Zentrum, London eher das politische; Frankreich mußte daran gelegen sein, die Sympathien Englands zu gewinnen und zu bewahren und dadurch auch auf Amerika einzuwirken. England war auch den Italienern näher als Frankreich. Ich entschloß mich daher, in London zu leben und von dort aus Paris zu besuchen, denn die Verbindung war rasch und leicht (auch während des Unterseebootkrieges); Dr. Beneš sollte von Paris mitunter nach London reisen. So geschah es auch, Paris und London bildeten ein aktives politisches Ganzes, ebenso wie die Entente Frankreichs mit England ihre große Bedeutung für den Krieg und den Frieden nach dem Kriege hatte und hat.

London paßte mir auch wegen der Verbindung mit Amerika, das für uns immer wichtiger wurde. In Amerika entwickelte sich eine sehr wichtige Abzweigung unserer Propaganda, wie ich berichten werde; und als wir durch den erwähnten Unfall die Art und Richtung unserer unterirdischen Verbindung mit Prag ändern mußten, entschloß ich mich zur Verwendung von Boten aus Amerika und Holland, und für die Verbindung mit beiden Ländern war London vorteilhafter.

Ich verließ Genf am 5., Dr Beneš traf am 2. September ein; am 17. kam er mir nach Paris nach.

Unsere politische Position in Paris und London war noch prekär; von unseren Politikern war niemand draußen außer mir allein.

Die Südslawen hatten einen bedeutenden Teil ihrer Abgeordneten, deren Namen beim Agramer Prozeß und auch sonst bei Aktionen gegen Österreich durch die Zeitungen gegangen waren, im Ausland; dazu bedeutete Serbien durch seinen heroischen Kampf für alle Südslawen und für Europa ein lebendiges Programm. Und ein blutiges Programm: die Schandtaten, die von den Österreichern und Magyaren in Serbien verübt wurden, dienten ausgiebig der südslawischen Propaganda. Auch die Polen hatten eine wirksame Propaganda, abgesehen davon, daß ihre Auslands- emigration schon lange bekannt und ihr Programm überall angenommen worden war.

Von uns wußten die Franzosen wenig; ungefähr nur das, was wir mit unseren vorläufig nur schwachen Mitteln zu sagen wußten. Und Vorfälle wie das Auftreten des Prager Bürgermeisters Gros kompromittierten uns gerade in Paris; in Wien tagte nicht das Parlament, und infolgedessen war keine tschechische Stimme zu vernennen. Es ist wahr, daß es für uns draußen, übrigens auch für die Entwicklung der Verhältnisse daheim, kein Unglück war, daß das Wiener Parlament anfangs und längere Zeit nicht tagte.

Die österreichischen, magyarischen und deutschen Blätter schwiegen unseren Abfall tot. Im Pariser „Temps“ war auch schon eine uns ungünstige Notiz erschienen; es war deshalb nicht verwunderlich, daß unsere Freunde wie Denis und Seton-Watson Befürchtungen hegten. Der eine wie der andere hatte nicht aufgehört, mich nach Paris und London zu laden; deshalb eilte ich aus Genf nach London und Paris, als dank einem glücklichen Zufall (Zufall!) Beneš ankam. Die Arbeit in der Schweiz und teilweise auch in Paris hatten wir organisiert. In Paris erschien bereits (seit 1. Mai) die französische Revue von Denis. Dr. Sychrava gab sein tschechisches Blatt erst später heraus (seit 22. August); die Gründung des tschechischen Blattes bereitete uns größere Schwierigkeiten, als die des französischen. Es gab keine tschechischen Mitarbeiter, jeder von uns hatte seine anderen Arbeiten; und eine bedeutende und immer bedeutendere Rolle spielte das Geld, und mein Fond war noch immer nicht stark genug. Daß man in Prag nicht einen Umweg fand, uns Geld zu senden, war mir ein Beweis, daß man an die politische Propaganda, wie sie nötig war, nicht dachte; allerdings hatten wir bisher etwas Derartiges nicht getan. Doch verloren wir nicht die Arbeitslust und die

Hoffnung auf Sieg; wir waren wenige — gut, um so überlegter und intensiver müssen wir arbeiten.

24.

Hier ist der Ort, etwas über Denis und seinen Anteil an unserer Befreiungspropaganda zu sagen.

Die Autorität, die Denis durch seine historische Arbeit bei uns gewonnen hatte, erwies sich zu Beginn des Krieges in der Pariser Kolonie als nützlich; aber die Schlichtung der inneren Streitigkeiten ging über seine Kraft. Die Verhältnisse waren ihm neu und überraschend, wie ich schon gesagt habe. Für das politische Paris war Denis ein Professor und Literat, und unter seinesgleichen hatte er ziemlich viele Gegner. Auch in dem verhältnismäßig engen Kreise der Slawisten gab es Unstimmigkeiten. Aber sein Buch über den Krieg trug ihm breitere Sympathien ein. Politisch hatte er in den Parteien keinen Einfluß und keinen in den offiziellen Kreisen; für den Kenner der Verhältnisse ist es nicht erstaunlich, daß er politisch auch gebrandmarkt war als — Protestant. *Tout comme chez nous!* Die französischen Protestanten bewährten sich zwar öffentlich und standen in den nationalen Reihen, aber selbst den Liberalen waren sie wenigstens ein bißchen der Germanophilie verdächtig. Das Buch von Denis konnte den Denkenden genug sagen, aber damals war das ruhige, genaue Denken überall eine Seltenheit. Mich überraschte es deshalb nicht, daß wir anfangs wegen Denis sogar gewisse Schwierigkeiten hatten, die wir erst nach längerer Zeit überwandten; es gelang Dr. Beneš in Sachen Denis auf die Regierungskreise der Wahrheit gemäß einzuwirken, und dann gab es keinen Einwand mehr gegen ihn. Das alles sagten wir damals natürlich niemand, namentlich unseren Leuten nicht.

Selbst manche von unseren Leuten waren gegen Denis eingenommen; bei den einen wirkte der Einfluß der offiziellen Kreise, die anderen verstanden seinen Abscheu vor den Parteikämpfen der Kolonie nicht.

Denis führte für uns ein großes und sehr wertvolles Stück publizistischer Arbeit aus und nützte uns dadurch, daß er sich um die Organisation der slawischen Studien in Paris bemühte. Sein Buch über die Slowaken war ein liebes Geschenk. Ich hatte mit Denis häufig Beratungen über alle unsere Angelegenheiten und

hauptsächlich über die slawische Politik; im ganzen waren wir einig. Zwischen Štefánik und ihm war die Beziehung kühl, mit Beneš verstand er sich viel besser.

25.

In diesem Zusammenhang will ich Einiges über unsere Kolonien sagen, um den Charakter unserer Auslandsarbeit und ihre Aufgabe besser hervorzuheben.

Ich kannte unsere größten Kolonien in Rußland, Amerika und Deutschland schon vor dem Krieg; öfter hielt ich mich bei ihnen auf, verfolgte ihre Entwicklung, kannte fast alle ihre führenden Leute persönlich. Auch die Kolonien in England und Serbien waren mir schon früher bekannt, nur die Schweizer und Pariser lernte ich erst während des Krieges kennen.

Es handelte sich darum, alle Kolonien zu informieren und zu einigen; das war schwer, schon wegen der geographischen Zersplitterung und wegen der Schwierigkeiten, die der Krieg dem Verkehr bereitete. Innerlich waren sie in Parteien und Fraktionen zerschlagen, jede hatte ihre eigene Art entsprechend dem Lande, in dem sie lebte. Eine Verbindung unter ihnen gab es nicht, zu Beginn auch kein zentrales führendes Blatt; deshalb war ein Blatt, ein tschechisches Blatt, das unser Programm verkündete und Informationen brachte, so notwendig. Aus Genf schickte ich gleich im März (1915) an alle Kolonien ein Programm, was in den einzelnen Kolonien zu tun sei.

Unsere Kolonien setzten sich hauptsächlich aus Arbeitern zusammen; die Mehrzahl war um des Brotes willen aus der Heimat gegangen, ein ziemlich hoher Prozentsatz entwich vor dem Militärdienst; in Amerika und in Rußland lebten auch unsere Landarbeiter, ein paar Kaufleute, Ingenieure und Unternehmer. Die Intelligenz, die aus der Heimat stammte, war nicht immer die beste, und das war an der Journalistik zu spüren; das Gros der Kolonie hatte zur journalistischen Intelligenz nicht Vertrauen genug. In Amerika jedoch und auch in Rußland reifte eine einheimische Intelligenz heran — Juristen, Ärzte, Kaufleute, Bankiers, Ingenieure usw. Diese jüngere Generation drang bereits oft in die amerikanische oder russische Gesellschaft, nur war sie bereits englisch und russisch; im Ganzen bildeten unsere Kolonien überall eine kleine Welt für sich, die sich durch neue Ankömmlinge

aus der Heimat ergänzte und der Bevölkerung des Landes unbekannt war. Die Kenntnis des Lebens daheim, die vor allem auf Zeitungslektüre beruhte, war unvollständig. Unsere Auslandsaktion brachte den Kolonien insofern einen Vorteil, als das neue Vaterland (und das gilt am meisten von Amerika) auf sie aufmerksam gemacht wurde. Der Situation gemäß handelte es sich für unsere Zwecke um drei Kolonien — Amerika, Rußland und Paris. Von Paris habe ich bereits gesprochen; sie war nicht zahlreich, aber politisch lebendig, aufgeregt.

In Amerika war der führende Teil unserer Leute freisinnig; politisch war das der alte Liberalismus der sechziger Jahre, der sich in der amerikanischen Isolierung erhielt und auf den Amerika mit seiner Demokratie und seinen Einrichtungen einwirkte. Diese Freisinnigkeit neigte hie und da zum Sozialismus und zum Anarchismus; allerdings zum Sozialismus nach amerikanischer Art. Gegen die Freisinnigen standen die Katholiken und die Protestanten (diese weniger schroff).

In Rußland hatte nur der Teil der älteren Einwanderer die politischen Anschauungen der Zeit bewahrt, mit denen sie die Heimat verlassen hatten, die Mehrzahl war durch den Einfluß der Umgebung und der Regierung konservativ, ja sehr konservativ im Sinne der Regierung; sie war vom guten Willen der russischen Tschinovniks völlig abhängig. Eine Spezialität waren die russischen Mittelschulprofessoren, namentlich die Philologen, die von der russischen fortschrittlichen Intelligenz gehaßt wurden. (Ich erinnere mich aus meinen Studentenjahren des russischen Seminars in Leipzig, wo unsere Philologen für die Professur vorbereitet wurden.) Mit der fortschrittlichen und radikalen Intelligenz in Rußland — mit den Sozialisten aller Richtungen und den Liberalen — hatten unsere Leute sehr bescheidene Fühlung; deshalb waren sie diesem einflußreichen Teil der russischen Gesellschaft fast unbekannt.

In Rußland gab es mehrere Kolonialzentren, der Geographie nach; Petersburg, Moskau, Kiew waren voneinander so entfernt, daß es unter den Landsleuten schon deshalb keine Einheitlichkeit gab. Aus demselben Grunde bildeten in Amerika New York, Chicago, Cleveland und andere Städte jede ihre eigene Welt.

Natürlich gab es zu Beginn des Krieges in den Kolonien keinen einheitlichen Aktionsplan, man hatte nicht sofort von Kriegs-



beginn Direktiven aus Prag; aber überall hatte man sich sofort richtig gegen Österreich gestellt, wie ich schon gezeigt habe. Ich betonte stets zu den Führern der Kolonien, daß die endgültige politische Entscheidung in Prag fallen müsse — es gab heißblütige Menschen genug, die die Entscheidung und Führung für sich in Anspruch nahmen, und es gab auch Spekulanten. In manchen Bierstuben von Paris und anderen Städten wurden allerhand Funktionen des künftigen Königreiches, angefangen vom König bis zu den niedrigen Würden und Dienststellen, vergeben. Das waren jedoch nur Auswüchse, entscheidenden Einfluß hatten sie nicht.

Von überall her meldeten sich die Unsrigen bei mir; auch aus Kanada, Südafrika usw., von überall her empfing ich Beiträge, sobald bekannt wurde, daß ich die Kolonien organisiere; viele liebe Geschenke wurden von schlichten tschechischen Müttern und Großmütterchen geschickt, begleitet von schönen Zuschriften, auf denen die Tränen der Liebe und der Hoffnung kaum trocken geworden waren. . . Finanziell waren unsere Kolonien nicht reich, und darum liefen die Beiträge selbst aus Amerika langsam ein, erst später in größeren Summen.

Es ist nicht nötig, detaillierter die Gegensätze in den einzelnen Kolonien darzulegen; sie waren, wie ich schon bemerkt habe, eher lokaler, persönlicher, als sachlicher Art. Größere Wichtigkeit erlangten in Rußland die Differenzen zwischen der konservativen und der fortschrittlichen Partei, zwischen Kiew und Petersburg; durch die Revolution 1917 wurden die Konservativen in den Hintergrund gedrängt, und dadurch wurde dann, wenn auch nicht vollkommen, die Einheit erzielt. Die Gegensätze hatten (seit Sommer 1916) in Rußland eine besondere Bedeutung dadurch empfangen, daß der Abgeordnete Dürich sich auf die konservative Seite stellte und in die Dienste der germanophilen reaktionären Regierung geriet.

Die Affäre Dürich, zu der sich bald die Affäre Horký gesellte, wurde in unseren Blättern in Rußland und in Amerika genügend beleuchtet; mir handelte es sich darum, die Streitigkeiten im eigenen Hause zu erledigen, damit das Ausland nicht mit hineingezogen werde; im Ganzen ist dies gelungen. Dürich war unvorsichtig, er wurde in Paris von zweifelhaften Leuten mißbraucht, die aus der tschechischen Armee Nutzen ziehen wollten; in Rußland

unterlag er dem Druck der Reaktionäre und unvernünftiger Beamten. Ich veröffentlichte noch im Januar 1917 (25.) eine Erklärung, daß wir von den Ententeregierungen finanziell unabhängig seien; das parierte die Angriffe der feindlichen Presse, aber auch die Zweifel, die sich hie und da doch regten; Dürichs Abhängigkeit von der russischen Regierung wurde in London und in Paris unliebsam empfunden. Ich sandte darüber vertrauliche Aufklärungen ein; in Paris und London fürchteten noch zu viele ein panslawistisches Rußland. Die Differenzen mit Dürich und über Dürich entstanden in Paris und wurden dann nach Rußland und sogar nach Amerika übertragen; deshalb berührten sie eher Beneš und Štefánik als mich. Zuletzt blieb nichts übrig, als die Ausschließung Dürichs aus dem Nationalrat, um auch unseren Kolonien Klarheit zu bieten; selbstverständlich wurde von unserer Seite über die Angelegenheit möglichst wenig geschrieben, und das mißbrauchten die Gegner und verdächtigten uns beständig. Auch darin half uns die russische Revolution am besten.

Im Ganzen hat uns die Affäre Dürich nicht geschadet; unsere Leute mußten sich infolge des Streites die Grundlage unseres Kampfes und seiner Taktik besser überlegen; bei den Alliierten nützte uns die entschlossene Unterdrückung. Insbesondere erkannten das auch die Südslawen und die Polen an, die viele persönliche Affären hatten und denen die Regelung nicht so leicht gelang. Ich kannte entsprechende Streitigkeiten und persönliche Affären in den Ländern der Alliierten, und so parierte ich, wenn man mich mitunter auf uns oder die Südslawen und andere Organisationen kleiner Völker wies, mit einer kurzen Hindeutung auf die *sociés malorum* in London, Paris und Rom.

Bei dieser Gelegenheit will ich das unerwartete Anwachsen unserer Kolonien durch die sich zu uns meldenden funkelnagelneuen Tschechen und Tschechoslowaken streifen: da es in Paris und anderswo nicht vorteilhaft war, Deutscher zu sein, meldeten sich allerlei Renegaten, Leute, die ein bißchen tschechisch konnten, zu den Kolonien, zumal als wir von den alliierten Regierungen für unsere Staatsbürger Vorteile erlangten, die eine Folge davon waren, daß wir als Nation und als geradezu alliierte Nation anerkannt wurden. Auch der Abgeordnete Dürich fiel in die Hände solcher „*nouveaux Tchèques*“.

Der Zahl nach waren uns die amerikanische und die russische Kolonie die wichtigsten. Die Amerikaner konnten die Aktion finanzieren, in Rußland hatten wir Gefangene und konnten aus ihnen eine Armee aufstellen. Den größten Schwierigkeiten begegneten wir aber gerade in Rußland: in Amerika kam uns zugute, daß sofort bei Kriegsbeginn Herr Voska der Kolonie Nachrichten von mir mitgebracht hatte; nach ihm kam im Herbst 1915 Vojta Beneš (ein Bruder des Dr. Beneš) aus Böhmen mit neueren und vollständigeren Nachrichten an; er veranstaltete in allen Kolonien Versammlungen, einigte die Anhänger verschiedener Parteien und Fraktionen und mahnte zu finanziellen Opfern.

26.

Hier will ich ein paar Aufklärungen über unseren ausländischen Nationalrat hinzufügen.

Es verstand sich von selbst, daß für unseren Kampf vor allem ein leitendes Zentralorgan im Auslande eingesetzt werden mußte. Das war ich anfangs selbst, und es handelte sich also darum, Mitarbeiter zu finden und alle Kolonien zu vereinheitlichen. Bei der Zersplitterung der Kolonien und der durch den Krieg erschwerten Korrespondenz ging die Sache langsam vor sich. Ich wollte mich nicht absolutistisch selbst als den auswärtigen Führer proklamieren, sondern ging konstitutionell, parlamentarisch vor. Ich war durch meine zeitweiligen Besuche bei den Kolonien schon vor dem Kriege draußen auch persönlich bekannt; die Autorität wuchs mit meiner ausländischen Arbeit; man sah, was ich tat, und begriff meine Taktik. Ich legte überall dar, wie es zu meiner Abreise gekommen war, wer, welche Parteien von ihr gewußt und sie gebilligt haben. Ich wurde überall als Führer anerkannt, wobei ins Gewicht fiel, daß ich Abgeordneter war; das war mein politischer Titel. Aber ich war allein; die Mitarbeiter, die sich bald meldeten, waren keine Abgeordneten. Das galt auch von Beneš und Štefánik, und so zog ich die formelle Konstituierung unseres Zentralorgans lange Zeit hinaus, da ich die anderen Abgeordneten aus Prag erwartete. Als einzelne Kolonien sich konzentrierten und mit mir in Fühlung kamen, eilte ich nicht mit der formellen Konstituierung des Zentralorgans. Wir sprachen darüber, und ungesucht ergab sich von selbst und nach alten Vorbildern der Name „Nationalrat“; aber ich fürchtete den Namen zu be-

nutzen, um dem Nationalrat daheim nicht zu schaden, damit man nicht ihn als Führer des Kampfes ansehe und nicht an seinen Mitgliedern Rache nehme.

Doch mit der Entwicklung der Verhältnisse mußte unser Zentralorgan auch formell konstituiert werden; es kam die Zeit, in der wir öffentliche Kundgebungen veranstalten mußten; dazu bedurfte es einer öffentlich anerkannten Firma.

Und es kamen die Affären. Als erste die Koníček; als dieser in den Kolonien das angebliche, von Regierung und Zaren anerkannte Programm der russischen Tschechen verkündete, entstand die Frage, was für eine Legitimation er habe und wer in strittigen Fällen entscheide? Mit Koníček wurden wir bald fertig; aber es kam der Abgeordnete Dürich.

Einen dringenden Anlaß bot das öffentliche Auftreten gegen Österreich, das ohnehin lang genug hinausgeschoben worden war. Warum ich es hinausschob, habe ich schon gesagt. Als wir endlich am 14. November 1915 unsere Proklamation gegen Österreich herausgaben, unterschrieb ich: „Das tschechische Auslandskomitee“. Unterzeichnet waren die Vertreter aller Auslandskolonien; die Proklamation sollte möglichst allgemein sein, sie wurde sozusagen nicht nur von der Auslandsregierung, sondern auch vom Auslandsparlament erlassen.

Allein man brauchte eben eine Regierung, die das Zentralorgan darstellte, und so wurde im Laufe des Jahres 1916 der Nationalrat konstituiert. Nach der Situation in der Heimat fürchtete ich nicht mehr, durch den Namen dem Nationalrat daheim zu schaden. Den Namen und die Organisation machten wir mit Dr. Beneš und dem Abgeordneten Dürich gelegentlich meiner Anwesenheit in Paris ab, über die ich sofort berichten werde; Dr. Beneš, der zum Generalsekretär bestimmt wurde, führte die Aufgabe durch und benutzte in seinen offiziellen Korrespondenzen den Namen „Conseil National des Pays Tchèques“; öffentlich wurde der Titel zum erstenmal von Štefánik beim sogenannten Kiewer Protokoll am 29. August 1916 verwendet, und am 1. November 1916 wurde in der „Československá Samostatnost“ („Die tschechoslowakische Selbständigkeit“) ausdrücklich bekanntgegeben, daß der Nationalrat aus T. G. Masaryk als Vorsitzendem, dem Abgeordneten Dürich und Dr. Štefánik als Vorsitzenden-Stellvertretern und Dr. Beneš als Generalsekretär bestehe. Der Sitz war

Paris. Gegen diesen Nationalrat bildete Abgeordneter Dürich, obwohl er sich seiner Funktion darin nicht begeben hatte, für Rußland einen besondern Nationalrat, der jedoch durch die Revolution bald begraben wurde. Im Jahre 1917, am 20. März, rief unsere Brigade den Tschechoslowakischen Staat aus; den Nationalrat proklamierte sie als Vorläufige Regierung und mich als Diktator. Auf dem Kiewer Kongreß wurde schließlich (12. Mai 1917) die Zweigstelle des tschechischen Nationalrates für Rußland gegründet.

Der auf diese Weise konstituierte Nationalrat wurde von den einzelnen Kolonien und ihren gewählten Repräsentanten anerkannt. In der Schweiz, in Holland, England verstand sich das von selbst; in Paris gab es eine kleine Opposition, die durch den Ehrgeiz einiger Streber genährt wurde, die beim Bier hohe Ämter in der künftigen russischen Satrapie verteilten. Aber diese Leute blieben eine unbedeutende Minderheit und boten mir bald ihre Dienste und einer oder zwei sogar ihr Geld für die Revolution an. (Die Herren begnügten sich mit dem Angebot!)

In Amerika hatte ich aus früherer Zeit viele Bekannte; die Anerkennung des Pariser Nationalrates geschah dort spontan und entschlossen; am 15. September durch den Sokol, am 14. Dezember durch den tschechoslowakischen Nationalverband.

Sogar aus Südafrika, aus Kimberley, kam die Anerkennung (28. Februar 1917).

27.

Ich habe schon darüber geklagt, daß ich die Auslandsaktion und -propaganda vom Abc anfangen mußte, weil es Verbindungen mit dem politischen Ausland nicht gab; andererseits hatte das den Vorteil, daß wir systematisch und mit Überlegung anfangen und arbeiten konnten. Und weil der Krieg lange dauerte, hatte die Propaganda Erfolg. Natürlich knüpften wir jeder zu seinen Bekannten und Freunden Beziehungen an. Štefánik hatte schon einen beträchtlichen Kreis von politischen und einflußreichen Menschen; Dr. Beneš und Dr. Sychrava, später Dr. Osuský schufen sich ihre Kreise. Ich hatte Bekannte in allen alliierten Ländern schon lange vor dem Kriege, und durch sie erweiterte ich beständig meinen Bereich.

Unsere Propaganda war demokratisch; wir gewannen nämlich nicht nur Politiker und offizielle Personen, sondern vor allem die

Presse und dadurch die breiten Schichten. Das kam uns gerade in den demokratischen Staaten zugute, in Frankreich, England, Amerika und Italien, wo das Parlament und die öffentliche Meinung einen viel größeren Einfluß hatten als in Österreich, Deutschland und Rußland. Doch in Rußland gingen wir nach der Revolution in gleicher Weise vor.

Selbstverständlich trachtete ich überall, so bald wie möglich Beziehungen zu den Regierungen und insbesondere zu den Ministerien des Äußern anzuknüpfen; daneben lag uns daran, überall Verbindungen mit den Ententegesandten zu gewinnen. Aber auch darin war Auswahl und System. Ich habe gesagt, daß ich 1915 Delcassé nicht aufgesucht habe; abgesehen von den angegebenen Gründen auch darum, weil ich aus seiner politischen Tätigkeit wußte, daß er längst Anhänger der französisch-englischen Verständigung sei, und das war auch für uns in der gegebenen Situation wertvoller, als die Unterredung zu einer Zeit, in der ihm der Vertrag mit Italien eine gewisse Reserve auflegte.

Überall machte ich mich mit den wichtigsten Beamten der Ministerien bekannt, die über Einfluß und Kenntnis der Lage verfügten.

Oft waren uns Menschen behilflich, die, abseits stehend, freundschaftlichen Zutritt zu den entscheidenden Staatsmännern und Politikern hatten — Advokaten, Bankiers, Geistliche.

Aus der Psychologie der Propaganda ist eine Lehre wichtig: man denke nicht, daß sich die Menschen für ein politisches Programm gewinnen lassen, wenn man dieses nur vor allem energisch und begeistert verkündet und die einzelnen Punkte hervorhebt — es geht darum, die Menschen für unsere Sache beliebig wodurch und auch indirekt zu interessieren. Man spreche von Kunst, von Literatur usw., von dem, was den anderen interessiert, und man wird ihn gewinnen; durch politische Agitation werden denkende Menschen oft verscheucht oder bleiben unbekehrt. Oft genügt ein einziger Satz, der bei guter Gelegenheit hingeworfen wird; überhaupt hüte man sich, namentlich in Privatgesprächen, vor Weitschweifigkeit. Allerdings hat solch eine Propaganda Bildung, politische und gesellschaftliche Übersicht, Takt und Menschenkenntnis zur Voraussetzung! Paderewski und Sienkiewicz trieben seit Kriegsausbruch sehr erfolgreiche Propaganda für Polen —

der Künstler und der Schriftsteller gewannen die weitesten Kreise; Sienkiewicz war durch sein „Quo vadis“ sehr bekannt geworden, und damit gewann er die schon ihm gewonnenen Menschen. Ähnliche Bedeutung hatte Mestrovic für die Südslawen. Wir hatten solche Leute nur in bescheidenem Maße; in Paris lebte der Maler Kupka (er trat in die Legion ein), in Rom war der damals anfangende Maler Brázda, und, ich glaube, auch die Sängerin Destinn griff einen Augenblick ein.

Und noch auf Eines will ich aufmerksam machen: Propaganda muß redlich sein. Übertreibungen und gar Lügen nützen nicht; auch bei uns fanden sich Einzelpersonen, die die ganze Politik als die Kunst, die Leute anzuschmieren, auffaßten und versuchten, „vaterländische“ Unwahrheiten zu verbreiten; das stellten wir ihnen ab. Nachrichten werden doch kontrolliert, und unsere Feinde benützten das gegen uns. Wir hatten z. B. Unannehmlichkeiten mit solch einer Fälschung einer Rede des Abgeordneten Střibný.

Auch eine andere Regel will ich erwähnen: es ist ein Irrtum, zu glauben, der Propagator müsse alles Eigene loben; das machen durchschnittliche Handelsagenten. Vernünftige und redliche Politik — vernünftige und redliche Propaganda!

Ich veranstaltete in den Hauptstädten aller Länder Vorträge für das breitere Publikum, öfter für einen engeren Kreis; ich suchte auch Gegner auf, Pazifisten usw. Ich knüpfte Beziehungen zu Universitäten, hauptsächlich zu Historikern, Ökonomen usw. an. In England nützte uns, wie ich schon gesagt habe, Hus. Mit einem Wort, wer Kulturpolitik treibt, wird auch Kulturpropaganda treiben. Die fremden Blätter pflegten wir durch Diskussionen mit den Redakteuren und Herausgebern und hauptsächlich durch Beiträge zu gewinnen. Ich schrieb selbst viele Artikel; Interviews waren ein anderes geeignetes Mittel. Wir richteten überall Pressebureaus ein, deren Aufgabe es war, mit den Blättern und Korrespondenzbureaus in Fühlung zu sein und unsere Nachrichten zu verbreiten. Ich erwähne namentlich das englische (Czech Press Bureau, Ende 1916) und das amerikanische (Slav Press Bureau, seit Mai 1918).

Ich trachtete, so bald wie möglich Zeitschriften herauszugeben, die zwar politisch, aber mit wissenschaftlicher Methode geleitet waren. Das galt von Denis „Nation Tchèque“; später besaßen

wir eine geradezu wissenschaftliche Revue: „Le Monde Slave“; die ausgezeichnete Wochenschrift „New Europe“ nützte uns sehr (seit 13. Oktober 1916). Ich drang in Seton-Watson, dieses Blatt herauszugeben, da ich seine ungewöhnlichen Fähigkeiten, sein politisches Interesse und seine Übersicht kannte. Die Revue stand mit ihrer Beurteilung Europas dort, wo wir standen; in der italienischen Politik war ich gemäßiger als der Redakteur. „New Europe“ wurde nicht nur in England eifrig gelesen, sondern auch in Frankreich, Amerika und Italien. Sie wurde zur Direktive auch unseren ausländischen Organen.

In London mieteten wir an einem der belebtesten Plätze (Piccadilly Circus) einen Laden; wir richteten ihn wie das Schaufenster einer Buchhandlung her und stellten Landkarten aus, die über uns und Mitteleuropa Auskunft gaben, neueste Nachrichten über uns und die Feinde, Widerlegungen unrichtiger Meldungen, Publikationen usw.

Ein wirksames Mittel war die Gründung gemischter Gesellschaften, z. B. einer tschechisch-englischen; speziellen Zwecken dienten die Handelskammern.

Mir persönlich kam meine ganze Vergangenheit zugute; aus jüngster Zeit mein Streit mit Ährenthal und die Arbeit für die Südslawen überhaupt, ferner mein russisches Buch, weil das Problem Rußlands sich immer akuter entwickelte. „Rußland und Europa“ war in seiner deutschen Ausgabe vielen bekannt; während des Krieges wurde das Buch ins Englische übersetzt, doch erschien diese Übersetzung verspätet i. J. 1919 unter dem Titel „The Spirit of Russia“. Auch wußte man z. B. von meiner Hilsneriade\*) u. a.

Indem ich mir politische Autorität gewann und festigte, festigte ich die Eintracht und Ausdauer der tschechischen Kolonie. Eine Zusammenfassung der Autorität ist, wie schon die Römer gewußt haben, im Kriege notwendig, und sie war notwendig angesichts der Zersplitterung der Kolonien und der alliierten Länder. In der Führung gab es nicht die geringste Rivalität, Dr. Beneš und

\*) Ein i. J. 1899 Aufsehen erregender Prozeß, in dem ein jüdischer Landstreicher namens Leopold Hilsner fälschlich eines Mädchenmordes angeklagt war. Prof. Masaryk trat der damals in Böhmen demagogisch hervorgerufenen antisemitischen Stimmung entgegen, bekämpfte die Ritualmordlegende und nahm sich des Angeklagten an.

Anm. d. Übers.

Štefánik waren loyale, ergebene und treue Freunde. Wir sprachen alle in gleicher Weise, wir hatten alle das gleiche Programm. Dadurch unterschieden wir uns von den Südslawen und den Polen, bei denen die programmatischen, parteilichen und persönlichen Gegensätze ziemlich scharf hervortraten. Von selbst entsand bei uns ein gewisses Diktatorentum, aber mit parlamentarischem Charakter; daß mitunter eine sehr nachdrückliche Entschiedenheit nötig war, zeigten die Affäre Dürich und manche kleinere Vorfälle.

So wurden etwa Ende 1916 die Tschechen und Slowaken bereits interessant, und man begann von ihnen zu wissen und zu reden; die Blätter gaben durch Plakate bekannt, daß sie ein Interview mit mir bringen usw.

Große Hilfe brachte uns — Wien. Wir strafte seine Nachrichten Lügen. Die Verfolgung unserer Leute überzeugte das Ausland von unserem Aufstand; Märtyrertum und insbesondere Blut pflegen gewinnend zu wirken; wir nützten namentlich die Einkerkung, den Prozeß und die Verurteilung Dr. Kramářs und Dr. Rašins sehr ergiebig aus. Die Gefangensetzung unserer Alice nützte uns namentlich in England und in Amerika — wenn selbst Frauen verhaftet werden, so ist der Aufstand wahr; die amerikanischen Frauen organisierten im ganzen Lande Petitionen an den Präsidenten um Intervention und schritten selbst durch den amerikanischen Botschafter in Wien ein. Durch diese Agitation in Amerika und in England wurde unser Aufstand bekannt.

Überhaupt wurde die Antipropaganda gegen die österreichische, magyarisches und deutsche Propaganda ein besonderes Fach; wir ragten auch darin bald hervor, und gerade dadurch, daß wir eine gute Kenntnis der Verhältnisse hatten; seit Sommer 1916 erwie uns der amerikanische Slowak Dr. Osuský mit seiner Kenntnis des Magyarisches und der ungarischen Angelegenheiten gute Dienste. Wir konnten alle Meldungen gut verstehen und wußten sie gebührend zu interpretieren. Wir lasen zwischen den Zeilen unserer Prager Zeitungen. Dazu hatten wir unsere besonderen Nachrichten aus der Heimat, die wir weidlich verwendeten. Unsere militärischen Nachrichten bewährten sich und wurden willkommen geheißen; wir gewannen dadurch viele Freunde. Dabei half uns auch sehr, daß wir die Nachrichten im Interesse der Sache hergaben und eine Geldentschädigung ablehnten. Darin

war ich sehr streng. Als dieser Teil der Propaganda sich zum regelmäßigen System von Antispionage und Spionage auswuchs, war es nicht leicht, alle Mitarbeiter zu überwachen; bis auf unbedeutende Abweichungen ist uns nichts passiert.

Ein ganz besonderer Zweig unserer Propaganda bestand darin, Nachrichten über Vorgänge in den alliierten Ländern in die deutschen und magyrischen Blätter zu bringen. In Österreich und Ungarn wurde alles darüber verschwiegen, welche Fortschritte die Alliierten machten; darum trachteten wir, solche Meldungen in die Blätter zu schmuggeln. Auch das gelang; Dr. Osuský konnte geradezu anekdotische Fälle erzählen, wie er in Form von Polemiken mit Amerika Nachrichten über die große, von Amerika den Alliierten erwiesene Hilfe in die Budapester Blätter brachte. Aus den magyrischen Blättern gingen die Nachrichten in Wiener und Prager Blätter über. In Amerika organisierte Herr Voska sehr geschickt eine wirksame Antispionage und erwarb sich und uns, wie ich später ausführlicher berichten werde, ein politisches Prestige. In Rußland waren die Schwierigkeiten größer, doch auch dort drangen wir durch, wenn auch erst nach der Revolution.

Mit Geld arbeiteten wir nicht, d. h. wir bestachen nicht. Aber ich unterstützte anständige Menschen, unsere und fremde, wenn ich von ihrer Bedürftigkeit erfuhr. Das tat ich ohne Bitten und diskret; es ist natürlich, daß in einer so stürmischen Zeit viele ohne Schuld in die Enge gerieten.

Wir drei, Beneš, Štefánik und ich, waren absichtlich vom amerikanischen Fond unabhängig. Das Gehalt von der Londoner Universität war klein (die Universität schränkte sich während des Krieges ein), dafür erhielt ich bedeutendere Beträge für meine Artikel, dazu kamen die persönlichen Beiträge meiner Freunde, der Amerikaner, so daß ich versorgt war. Dr. Beneš brachte, wie berichtet, gleich zu Beginn Geld in unser „Unternehmen“ und hatte auch für sich genug. Štefánik hatte Einkünfte — diese Unabhängigkeit wirkte gut auf unsere Leute. Und es wirkte gut, daß wir bescheiden lebten; darüber zirkulierten allerhand Anekdoten, und es gab viele, die eine glänzendere Repräsentation wünschten. Aber wir brauchten diese sogenannte Repräsentation nicht, weil wir arbeiteten; in letzter Zeit kam sie von selbst. Als ich nach Amerika kam, hatten mir Landsleute eine Wohnung in einem ersten Hotel vorbereitet, eine größere ständige Wohnung war zum

Empfang der zahlreichen Gäste nötig. Für uns galt: „Wenig Geld — wenig Musik“, wir arbeiteten alle aus Überzeugung und gern, und darum kamen wir mit wenigem aus. Wir taten für einen Kreuzer mehr als die österreichischen und deutschen Diplomaten für Hunderttausende: eine so billige ausländische Revolutionspropaganda hat es vielleicht niemals gegeben — allerdings gab es, ich will nicht den Bescheidenen spielen, überhaupt nicht viele so durchdachte politische Aktionen\*).

28.

Am 24. September (1915) reiste ich von Paris ab zum ständigen, wenigstens längeren Aufenthalt nach England. Beneš blieb in Paris und fuhr mitunter, ebenso wie Štefánik, nach Italien, und so hatten wir die wichtigsten alliierten Länder offiziell besetzt. Übrigens konnten wir in London und Paris mit dem italienischen und den anderen Botschaftern verhandeln und taten es. Nur Rußland hatten wir nicht besetzt.

Warum ich London wählte, habe ich schon gesagt, auch habe ich über meinen dortigen Aufenthalt im Frühjahr und über das Memorandum für den Minister Grey berichtet. Indem ich mich nun in London niederließ, setzte ich die mit den Memoranden begonnene Arbeit fort.

In London bot mir die Universität (King's College) eine Professur für slawische Angelegenheiten an; es sollten auch noch

\*) Ich will hier die Rechnung darüber wiedergeben, was ich aus Amerika für die Aktion erhalten habe:

1914—1915 .....	37 871 \$
1916 .....	71 185 „
1917 (bis Ende April) .....	82 391 „
1918 (von Mai) .....	483 438 „
	<u>674 885 \$</u>

Während meines Aufenthaltes in Rußland empfing Dr. Beneš Geld, ich schätzte es auf etwa 300 000 \$, so daß die ganze Aktion nicht einmal eine Million Dollar gekostet hat. Der Dollar hatte damals lange Zeit seinen Vorkriegskurs (4,50 K.). Aus den mitgeteilten Angaben ersieht man, daß die amerikanischen Beiträge sich erst nach der Kriegserklärung Amerikas erhöhten.

Das Geld stammt von tschechischen Kolonisten, von slowakischen waren die Beiträge während des Krieges ganz unbedeutend; schon als Präsident erhielt ich 200 000 Dollar von amerikanischen Slowaken, und darin war ein Teil von meinen amerikanischen Bekannten. Dieses Geld und den Rest des tschechischen Revolutionsfonds gab ich als Präsident an Geschenken und Beiträgen aus, die öffentlich verrechnet wurden.

andere slawische Fachleute gewonnen und eine slawische Abteilung gegründet werden. Das Angebot machte mir Seton-Watson im Namen des Rektors Burrows mehrmals; ich sträubte mich, die Stellung anzunehmen, da ich befürchtete, nicht Muße genug für wissenschaftliche Arbeit zu haben, und da ich nicht Slawist bin; aber ich nahm die Stellung doch an. Ich folgte dem Rate meiner Freunde und tat gut daran. Am 2. Oktober schloß ich mit Rektor Burrows ab. Ich gedenke hier in Dankbarkeit und Freundschaft meiner Beziehungen zu diesem ausgezeichneten Kenner Griechenlands und der neugriechischen Politik und Kultur; ich schätze seine Mannhaftigkeit und edle Fürsorge für seine Universität.

Die Antrittsvorlesung hielt ich am 19. Oktober: „Das Problem der kleinen Völker in der europäischen Krise“. Der Vortrag war der erste politische Erfolg größeren Stils. Vor allem führte ich mich beim breiteren politischen Publikum von London damit ein, daß Ministerpräsident Asquith (nach englischer Sitte) den Vorsitz übernommen hatte; da er erkrankt war, vertrat ihn Lord Robert Cecil. Dieser politische Hintergrund nützte unserer Sache beträchtlich. Aber auch sachlich wirkte der Vortrag gut und ausgiebig (ebenso die französische Übersetzung); ich legte darin zum erstenmal die politische Bedeutung jener besonderen Zone von kleinen Völkern dar, die sich in Europa zwischen den Deutschen und den Russen befindet. Ich verwies so auf den deutschen Drang nach Osten in einer neuen Beleuchtung und auch auf die russische Politik. Namentlich das Wesen Österreich-Ungarns und Preußens trat dadurch hervor. Die Teilung Österreich-Ungarns ergab sich als die Hauptaufgabe des Weltkrieges. Und schließlich gab ich, ich glaube, ziemlich treffende Argumente gegen die Furcht vor der sogenannten Balkanisierung Europas und überzeugte davon, daß die kleinen Völker ein Recht und die Möglichkeit einer selbständigen kulturellen und staatlichen Entwicklung haben.

Viele Blätter berichteten über den Vortrag, und man konnte dann seine Wirkung wahrnehmen. Über die kleinen Völker und die Möglichkeit ihrer Selbständigkeit wurde später häufig gesprochen und sachlicher geschrieben; überhaupt trat die positive Aufgabe des Krieges, die Aufgabe der Rekonstruktion hervor: es ging nicht nur um die Abwehr der Mittelmächte, nicht nur um ihre Niederringung — der Krieg war der Anfang der großen Rekonstruktion Mittel- und Osteuropas, ja ganz Europas.

In London hörte ich natürlich viel über das englische Heer und die Lage auf den Kriegsschauplätzen; ich hatte jetzt Gelegenheit, mich über alle militärischen Fragen bei (englischen und französischen) Militärfachleuten zu belehren.

Ich habe schon wiederholt daran erinnert, wie mich die Unsicherheit gequält hat, ob der Krieg lange oder kurz dauern werde. Zu Beginn des Krieges und noch im Frühjahr 1915 rechnete ich mit der Ansicht geradezu aller Militärfachleute und gab manchmal zu, daß der Krieg bis zum Winter 1915 beendet sein werde; doch die Entwicklung auf den Kriegsschauplätzen mußte schon als Anfang eines sich lange hinschleppenden Krieges aufgefaßt werden. Der Stellungskrieg zog sich hin, ohne Entscheidung; er ermöglichte den kriegführenden Mächten, ihre Kräfte im Lande zu sammeln, weitere Abteilungen und Reserven bereit zu stellen und auszubilden und die ganze Industrie den Kriegszwecken anzupassen. Man sprach von der größeren Teilnahme der Flugzeuge und Unterseeboote. Nach den jetzt empfangenen Nachrichten kam es mir nicht wahrscheinlich vor, daß die Alliierten ohne einen größeren Erfolg im Felde Frieden schließen werden, wenn auch einflußreiche Personen auf beiden Seiten für den Frieden arbeiteten. Die Schlacht an der Marne war für uns siegreich gewesen, aber nicht entscheidend; immerhin zeigte sich in Deutschland bereits eine gewisse Nervosität, wenigstens in sozialistischen Kreisen; darauf deuteten viele Meldungen hin, vor allem die Debatte über die Friedensbedingungen im Berliner Reichstag Anfang Dezember (1915 — Scheidemann). Aus allen Gesprächen mit guten Militärs aller Armeen (mitunter auch mit Gefangenen) gelangte ich zu der Anschauung, der Krieg werde militärisch lange dauern; die politischen Erwägungen führten zum selben Urteil.

In London erfuhr ich auch genug über die militärischen Pläne. Das waren nicht immer angenehme Erkenntnisse, — auch in den verantwortlichen Kreisen herrschten beträchtliche Meinungsverschiedenheiten. Und dies nicht allein über das speziell englische Unternehmen an den Dardanellen; auch über die Pläne in Frankreich und Rußland gingen die Urteile auseinander. Sonderbar war, wie nicht nur Politiker, sondern auch Militärs strategische Pläne verfaßten, die selbst dem Laien sichtlich unmöglich und phantastisch erschienen.

In London pflegte ich damals die Artikel des Obersten Repington in den „Times“ und anderen Blättern zu lesen. Sie äußerten ein gewisses Mißtrauen nicht nur gegen die Führung der englischen, sondern auch der alliierten Armeen und der Flotte; ein noch größeres Mißtrauen wurde gegen die Regierung und die Politiker daheim und anderwärts empfunden. Der Zensor frisierete zwar Repingtons Artikel zu, doch lernte ich sie in ihrem ursprünglichen Wortlaut kennen; ich hatte viele und leichte Gelegenheit, von Repingtons publizistischer Tätigkeit und seinen Verbindungen mit Militärs und Politikern aller Lager und alliierten Länder zu hören. In vielem stimmte ich mit ihm überein.

Im Kreise der näheren Freunde diskutierten wir über all dies; auf ihr Verlangen schrieb ich Ende November (1915) für sie ein Memorandum über die Kriegsstärke der beiden kämpfenden Parteien.

Ich wies darin auf die Vorzüge und Nachteile der beiden kriegführenden Parteien hin und nahm insbesondere die Zahl der beiderseitigen militärischen Kräfte durch, über die wir ständig debattierten. Bei ihrer Abschätzung ging ich von der Voraussetzung aus, daß Österreich und Deutschland für den Krieg nicht mehr als 5—6% der Bevölkerung ausmusterten, während Frankreich 2—3% darüber ging. Demnach sollte England, darum handelte es sich mir, mit der Mobilisierung und Ausbildung sich beeilen, damit die Alliierten den Zentralmächten entgentreten könnten, wenn diese den Prozentsatz der Ausgemusterten erhöhten. Den Nachrichten aus Böhmen entnahm ich, daß von unseren Leuten mehr ausgehoben wurden als von den Deutschen, und das gleiche hörte man aus dem Süden, wo z. B. in Bosnien, in der Herzegowina und anderswo (strafweise) sogar über 8% ausgemustert wurden. Mir lag daran zu zeigen, daß die Zentralmächte an Mannschaften den Alliierten gleichkommen, obgleich diese zusammen mehr Einwohner hatten und anfangs auch mehr Soldaten; denn Rußland wurde immer zweifelhafter. Allerdings entscheidet nicht die bloße Stärke der Bevölkerung und der mögliche Prozentsatz der Mannschaft, sondern die beiderseitige Fähigkeit und Möglichkeit, die Mannschaft auszurüsten und im Felde zu verproviantieren. Kitchener hatte aus diesem Grunde schon im Frühjahr 1915 (15. März) im Oberhaus verschiedene

Befürchtungen geäußert, obwohl mir vorkam, daß er mehr an die Vermehrung der Armee als an ihre moderne Ausrüstung denke. Im Ganzen gab ich dann eine scharfe Kritik der alliierten Kriegspolitik und Kriegsführung, wenn auch zumeist indirekt durch die Hervorhebung der deutschen Vorteile; hauptsächlich machte ich auch auf die Uneinheitlichkeit der alliierten Kriegsführung aufmerksam. Die Frage wurde damals auch öffentlich aufgeworfen, doch erst die weiteren Mißerfolge im Felde machten sie zum dringenden Problem der alliierten Strategie und Politik.

Meine Freunde übergaben das Memorandum militärischen Autoritäten; mit einigen hatte ich darauf eine mündliche Diskussion. Die einen erkannten den Ernst der Lage an, hegten aber keine Befürchtungen; sie sagten, die Engländer würden rechtzeitig nach Frankreich kommen, und die Militärpflicht, die am 28. Oktober eingeführt worden war, würde in genügendem Maße ausgenützt werden. Doch fanden sich Kenner, die auch öffentlich eine größere Armee forderten; in diesem Sinne wirkte Repington, und ich gedenke des in England geschätzten Generals William Robertson, der seit Kriegsbeginn selbst an der französischen Front weilte und im Herbst 1916 mit der Forderung in die Öffentlichkeit trat, die Stärke der Armee zu erhöhen. Auch Lloyd George wünschte, wenn ich nicht irre, unter dem Einfluß Repingtons, eine viel höhere Stärke der alliierten Armeen, wenn die deutsche Front durchbrochen werden sollte.

Die Lage auf den Kriegsschauplätzen wurde unerfreulich und immer komplizierter. Rußland enttäuschte, und das wurde überall sehr lebhaft empfunden; die Bulgaren schlossen sich im Oktober (1915) dem Feinde an, — in London wurde über die Verhandlungen der Entente mit Bulgarien viel diskutiert, und in der Tatsache, daß die Bulgaren von der Entente nicht gewonnen worden waren, sah man einen bedeutenden Mißerfolg der alliierten Diplomatie. Saloniki wurde gleichzeitig ein neues Zentrum der Ententekräfte; der Salonikiplan wurde lange erörtert, bis er schließlich in England und Frankreich (dank Briands Einfluß!) gebilligt wurde. Die ersten Schlachten der alliierten Kräfte unter General Sarrail mit den Bulgaren begannen im November (1915) und endigten für uns mit einem Mißerfolg. Einen bedeutenden Eindruck machten die Niederlage der Serben durch Mackensen

und die Einnahme von Belgrad (8. Oktober); doch war der Eindruck nicht deprimierend, denn die Serben führten die Reste ihrer Armee geradezu heroisch über Albanien hinweg, und ihre Regierung übersiedelte auf die Insel Korfu.

In Mesopotamien siegten die Türken.

An der Westfront dauerten die blutigen und unentschiedenen Kämpfe fort; die Deutschen waren zur Defensive verurteilt, weil sie sich mit größeren Kräften gegen die Russen verteidigten.

Da ich die Erregung und die Befürchtungen in unseren Kolonien kannte, ich würde vielleicht gar nicht an die Öffentlichkeit treten, und vor allem, um die Unsrigen daheim zu verhindern, sich zu Konzessionen verleiten zu lassen, entschloß ich mich, ein Manifest zu veröffentlichen und Österreich den unverhüllten Kampf zu erklären; ich fürchtete eine unselige Wirkung der russischen Niederlage und Repressalien in der Heimat. Die Zustimmung zum offenen Auftreten gegen Österreich war mir von dem in der sogenannten „Maffia“ vereinigten Kreis heimischer Politiker vorausgegeben worden; dieser hatte auch die Grundzüge des Manifestes gebilligt.

Das geschah am 14. November 1915, bald nachdem die Entscheidung Bulgariens gegen die Alliierten die Situation erschwert hatte und als die Lage auf den Kriegsschauplätzen überhaupt trübe war. Das Manifest war, wie schon gesagt, vom „Auswärtigen Komitee“ unterzeichnet, von den Repräsentanten aller unserer ausländischen Kolonien.

In der gegebenen Situation erwartete ich von dem Manifest keinen großen Eindruck auf die Alliierten; dennoch erzielte aber unser Auftreten eine ziemliche Wirkung. Das Manifest wurde von den französischen Blättern viel verbreitet. M. Gauvain schrieb einen Leitartikel im „Journal des Débats“; auch die englischen Blätter schrieben hinlänglich darüber. In England waren wir verhältnismäßig weniger bekannt als in Frankreich, doch unser Bekanntwerden verbreitete sich ziemlich rasch, anfangs eher in den Kreisen der Intelligenz und in politischen und Regierungskreisen; das erreichten wir nicht nur durch unsere Arbeit in London und in ganz England, sondern auch durch die schon erwähnte Arbeit Voskas in Amerika, die auch in England gewürdigt wurde. Ich will darüber bei der Darlegung über Amerika mehr sagen.



Anfang 1916 dachte ich daran, nach Paris zu reisen. Dr. Beneš pflegte nach London zu kommen und Bericht über unsere ganze Situation zu erstatten. Wir verabredeten, daß ich Anfang Februar komme. An der Spitze der Regierung in Frankreich stand seit 28. Oktober (1915) Briand, und zu ihm hatte mir Štefánik den Weg geebnet.

Bei Briand war ich am 3. Februar (1916). Ich legte ihm eine kleine Landkarte von Europa vor und erklärte ihm meine Anschauung über den Krieg; Bedingung einer Rekonstruktion Europas und der wirklichen Schwächung Deutschlands, also auch Bedingung der Sicherheit Frankreichs sei die Teilung Österreichs in seine natürlichen und historisch gegebenen Teile. Meine Darlegung war sehr gedrängt, sozusagen schlagwortmäßig, — Briand hat seinen guten französischen Kopf und begriff den Kern der Sache sofort. Und vor allem — er akzeptierte unseren Plan und versprach, ihn durchzuführen. Ich hörte von Štefánik, daß Briand tatsächlich gewonnen worden sei. Über meinen Besuch erschien ein offizielles Communiqué; zur Ergänzung und um die breite politische Öffentlichkeit zu interessieren, veröffentlichte ich im „Matin“, dank der Liebenswürdigkeit M. Sauerweins in Form eines Interviews kurz unser antiösterreichisches Programm. Die Darlegung schlug, wie man zu sagen pflegt, nicht nur in Paris ein, sondern auch in den übrigen alliierten Ländern; ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Entente durch unser Programm der Teilung Österreichs ein positives Programm erhielt, — es genügte nicht, die Zentralmächte niederzuwerfen und sie finanziell und anders zu bestrafen, sondern Osteuropa und Europa überhaupt mußte reorganisiert werden. Meine Unterredung mit Briand machte Eindruck in London und stärkte dort unsere Position; nicht nur die „Times“, sondern auch andere Blätter brachten günstige Nachrichten (der „Matin“ hatte in London einen geschickten Korrespondenten). Im übrigen versteht sich von selbst, daß wir einen so großen Erfolg in allen Blättern gehörig ausnützten. Der Empfang durch Briand wirkte auf die slawischen Politiker sehr und namentlich auch auf die russischen Diplomaten, wie wir uns bald überzeugten.

In Paris hielt ich mich etwa einen Monat auf und stützte und festigte durch viele Besuche die Wirkung von Briands Schritt.

Das war auch darum nötig, weil unsere Gegner, die Freunde Österreich-Ungarns, alarmiert worden waren und in erhöhtem Maße zu arbeiten begannen; in Paris gab es wie in London und überall eine starke austro- und magyrophile Richtung. Den Entscheidungskampf mit dieser Austrophilie hatten wir noch vor uns, denn das österreichische Vorurteil in Europa und Amerika konnte nicht mit einem Schlage beseitigt werden! Österreich war in den Augen der alliierten Politiker die Rettung vor der Balkanisierung („Jetzt haben wir mit einem zu tun, es ist unmöglich, mit zehn zu verhandeln!“) und — die Rettung vor Deutschland! Und dies zu einer Zeit, in der Österreich an der Seite Deutschlands stand!

Ich kann nicht über alle Besuche und Unterredungen berichten; nur zur Kennzeichnung der Arbeit führe ich einige Namen an: Pichon, Déschanel, Leygues, Gauvain, Fournol, Quirielle u. v. a.; ferner Boutroux, Chéradame u. a.

Ich darf die lieben Besuche in der Familie der Mlle. Weiss, jetzt Redakteurin der „L'Europe Nouvelle“, und den gastfreundlichen Salon der Mme. de Jouvenel nicht unerwähnt lassen; bei Štefániks Arzt Dr. Hartmann fand ich gleichfalls eine gewählte Gesellschaft. Den ständigen Verkehr mit Denis, Prof. Eisenmann u. a. brauche ich nicht ausdrücklich zu erwähnen.

## 31.

Öfter waren wir mit Vesnić zusammen und tauschten unsere Nachrichten und Ansichten über die Gesamtlage und die uns betreffenden Fragen aus; gegen Vesnić war unter den Serben in Paris ein Kreis jüngerer Leute, — ich nahm ziemlich viel Persönliches dabei wahr, man tat ihm politisch unrecht.

Interessant war mir der Verkehr mit Izvolskij. Wir standen uns durch den Kampf gegen Ährenthal nahe; ich konnte deshalb erwarten, daß er unserer Sache Aufmerksamkeit schenken werde. Wir sprachen über die Affäre Ährenthal, doch war er ziemlich zurückhaltend; möglich, daß er das Interesse daran verloren hatte, so wie ich, — wir hatten jetzt andere und wichtigere Dinge vor. Was ich vernahm, bestärkte mich in der Meinung, daß in Buchlau weder Ährenthal noch Izvolskij ihre beiderseitigen Forderungen genau und bestimmt genug vereinbart hatten; die Sache ist bisher nicht hinlänglich aufgeklärt, insbesondere ist nicht fest-

gestellt, ob tatsächlich ein Protokoll aufgenommen worden war, wie unlängst der Moskauer Professor Pokrovskij versichert hat. Soviel ich weiß, ist dieses Protokoll nicht aufgefunden worden.

Über die Zustände in Rußland und namentlich bei Hofe sprach Izvolskij ausführlich und mit Befürchtungen für die Zukunft Rußlands. Ich sah, daß er den Hof, alle Hauptpersonen und namentlich auch den Zaren gut kannte. Er kritisierte maßvoll in Worten, aber ziemlich stark in der Sache, obgleich er dem Hofe und besonders dem Zaren unbedingt ergeben war. Darin war er der Typus jener anständigen und vernünftigen hohen russischen Beamten, die die Situation durchschauten und sie verurteilten, aber für die Besserung wenig oder nichts taten. Ich sagte ihm über Rußland meine Meinung; er konnte und wollte sie nicht bestreiten.

Wie so viele offizielle Russen hatte selbst Izvolskij von uns und von den Slawen keine klare Anschauung. Ganz offenkundig dachte er nur an die Slawen oder die rechtgläubigen „Brüder“; die Vereinigung aller Südslawen hatte er nicht auf dem Programm. Die Kroaten sollten abseits bleiben, wenn auch selbständig. In diesem Sinne pflegte er öfter mit verschiedenen Personen zu reden, die mir darüber ausführlicher berichteten; es war klar, daß er aus Rußland einen offiziellen Plan über die Slawen nicht besaß. Briands Eintreten für uns machte auf ihn einen bedeutenden Eindruck. Er versprach, uns in Paris und London zu unterstützen, und ich überzeugte mich, daß er sein Wort gehalten hat.

Beständigen Verkehr mit Izvolskij erhielt Svatkovskij aufrecht, der damals auch nach Paris zu mir gekommen war.

Ich verhandelte mit Russen aller Parteien, die in Paris lebten. Wir hatten sogar eine organisatorische Versammlung, in der ich mit Dr. Beneš eine bessere Berichterstattung aus Rußland und die Konzentration der russischen Politiker im Auslande verlangte. Es war geradezu kläglich, wie sie schon damals unorganisiert und unorganisierbar waren.

Von Izvolskij gehe ich logischerweise zu der Darlegung über, welche Stimmung damals im Westen gegenüber den Russen herrschte. In allen westlichen Ländern trübte sich das Verhältnis zu Rußland. Frankreich hatte seine bindenden Abmachungen mit Rußland und die alte offizielle Freundschaft; aber ein ziemlich ansehnlicher Teil des politischen französischen Publikums

war gegen Rußland immer zugeknöpft gewesen und ein Teil sogar feindselig. Die Liberalen und gar die Radikalen und Sozialisten liebten nicht den Zarismus, bekämpften ihn theoretisch und nach Kriegsausbruch auch praktisch in ihren Journalen und ihrer Propaganda. England hatte seit einigen Jahren sein Verhältnis zu Rußland verändert; doch in den breitesten englischen Kreisen hörte die ungünstige Anschauung nicht auf. In Italien waren die Ansichten über Rußland und die Slawen zu Beginn des Krieges unbestimmt und eher ungünstig.

Die Niederlagen der russischen Armee verstärkten die Stimmung gegen Rußland. Aus vielen Erklärungen französischer und englischer Politiker erkannte ich, daß Frankreich und England von Rußland die Versicherung erhalten hatten, seine Armee sei in bester Ordnung und Rußland fürchte nicht den Krieg, wenn Frankreich hinlänglich vorbereitet sei. Viele Franzosen und Engländer empfanden die Niederlagen der Russen als Nichterfüllung des Versprechens und als Täuschung. Ich glaube allerdings, daß es Pflicht der westlichen Rußlandkenner gewesen war, die Versicherung Rußlands kritischer zu beurteilen. Der japanische Krieg hatte die russische Militärverwaltung zu nachdrücklicherer Reorganisation der Armee veranlaßt, doch in viel geringerem Maße, als notwendig war.

Bei dieser Stimmung in Paris erneuerte Professor Denis sein früheres Gesuch, daß ich an der Sorbonne einen Vortrag über die Slawen halte; es sollte der Anfang von Vorträgen über slawische Angelegenheiten sein, wie sie schon in London am King's College gehalten wurden, und er dachte, mein Standpunkt werde, wenn ich ihn in Paris vortrage, die politische Öffentlichkeit über unsere und aller slawischen Völker Bestrebungen beruhigen; diese seien ja nicht panslawistisch im Sinne irgendeines aggressiven russischen Imperialismus. Denis wies dabei auf unangebrachte slawische Expektationen hin, die sich zuvor Koniček und nach ihm manche unserer Leute hatten zuschulden kommen lassen. Abgeordneter Dürich bestärkte dieses Slawentum durch seine Schwärmerei für die russische Dynastie und die Versicherung, das tschechische Volk werde rechtgläubig werden; seine Ansichten wurden in Paris als Programm des Abgeordneten Kramář kolportiert, und die Austrophilen und unsere Gegner bemächtigten sich ihrer bereitwillig. (Ich bemerke hier ein für allemal: die österreichischen

und magyarischen Agenten machten sich leicht an unsere naiven Leute heran und verstanden es, ihnen allerlei Vernünftiges und — Unvernünftiges zu entlocken.)

Ich glaube auch, daß in Frankreich und England die Behauptung Kaiser Wilhelms und Bethmann-Hollwegs, der russische Panslawismus habe den Krieg verursacht, Eindruck hinterlassen hatte.

Ich hielt also am 22. Februar an der Sorbonne meinen Vortrag über die Slawen und den Panslawismus, in dem ich der Wahrheit gemäß zeigte, daß es bei den Slawen und Russen keinen solchen Imperialismus gebe, wie ihn die Deutschen in ihrem Pangermanismus verkünden. Für den Zarismus trat ich freilich nicht ein, aber das bedeutete nicht einen Verzicht auf das Slawentum; ich setzte mich ja für die Errichtung eines Instituts für slawische Studien an der Sorbonne ein, wir gründeten hier eine wissenschaftliche Revue für slawische Angelegenheiten („Le Monde Slave“), und ich arbeitete überall öffentlich mit den Südslawen und den Polen, später auch mit den Ukrainern zusammen. Und mein Verhältnis zu den Russen überall im Westen war sehr gut. Slawen sind wir und wollen wir sein, aber europäische Slawen, eine Weltnation.

Zu den Gründen, die die Sympathien zu den Russen abschwächen, muß noch das Benehmen von Russen verschiedener Parteien in den westlichen Ländern, namentlich in Paris gezählt werden. Als dann gar eine kleine russische Armee nach Frankreich kam, hielten sich die Franzosen und insbesondere die militärischen Kreise über ihre Undiszipliniertheit sehr auf. Das wirkte allerdings erst etwas später und nach meinem Vortrag, doch kann es in diesem Zusammenhang bereits hier erwähnt werden.

32.

Während dieses Aufenthalts in Paris war ich beständig mit Štefánik zusammen.

Ich hatte Štefánik als Studenten in Prag kennengelernt; er war arm gewesen, und ich sorgte dafür, ihm das Leben zu erleichtern. Von Prag hatte er sich nach Paris begeben (ich glaube im Jahre 1904) und war Sekretär des astronomischen Observatoriums in Paris geworden. Er wurde zu verschiedenen astronomischen und wissenschaftlichen Arbeiten und Missionen entsendet, auf den Mont Blanc, nach Spanien, Oxford und dann in

verschiedene ferne Länder, nach Turkestan, Algier, Südamerika und nach Tahiti.

Ich will einige Mitteilungen machen, die die Tätigkeit Štefániks während des Krieges charakterisieren können. Es wird kein vollständiger Bericht sein, vielleicht in dem und jenem sogar irrig; vor diesem Aufenthalt in Paris hatte ich, glaube ich, mit Štefánik keine schriftliche Korrespondenz während des Krieges geführt, — persönlich waren wir nicht zusammengekommen, hatten uns nur durch Bekannte zeitweise verständigt.

Er hatte damit begonnen, daß er sich bei einem Freunde, einem Beamten der Pariser Polizei, sofort bei Kriegsbeginn dafür eingesetzt hatte, daß die Tschechen, Slowaken und überhaupt alle slawischen Staatsbürger, die offiziell als Österreicher angesehen wurden, der den alliierten Staatsbürgern gewährten Vorteile teilhaftig werden. Bald fing er mit der Propaganda an; er nahm sich vor, jeden Tag wenigstens einen Verbündeten für unsere Sache zu gewinnen. Er meldete sich freiwillig zur Armee; im Juli 1915 nahm er an den Schlachten an der Aisne und bei Ypern teil. Er wurde als Fliegeroffizier nach Serbien gesendet. In Albanien stürzte er mit dem Flugzeug ab und traf aus Valona auf einem besonderen Torpedoboot in Rom ein (Ende November), wo er mit dem französischen Botschafter Barrère und dann mit Sonnino bekannt wurde. Ich fand ihn bald darauf (im Februar 1916) in Paris im Hospital nach einer schweren Magenoperation. Als Astronom kannte er sich gut in der Meteorologie aus und ragte während des Krieges in diesem Fache dadurch hervor, daß er an der französischen Front meteorologische Stationen errichtete. Er war vor dem Kriege naturalisiert worden und hatte also als Franzose überall dort Zutritt, wo man Nichtfranzosen nicht zuließ. Nachdem er genesen war, ging er nach Italien, um dort für uns zu arbeiten; im Sommer 1916 (Juli oder August) fuhr er nach Rußland; dort hatte er Gelegenheit, mit allen militärischen Autoritäten und auch mit dem Zaren zu verhandeln. Als Kuriosum erwähne ich, daß der Zar mir durch Štefánik einen sehr freundschaftlichen Gruß hatte bestellen lassen und die Aufforderung, in meiner Politik fortzufahren; dies zu einer Zeit, in der im Ministerium des Innern Dürich gegen mich ausgespielt wurde. In Rußland hatte Štefánik (auch von der französischen Regierung) die Übertreibungen Dürichs und mancher seiner

Leute zu paralisieren. Er unternahm den Versuch einer Vereinbarung mit Dürich in dem sogenannten Kiewer Protokoll.

Von Rußland reiste Štefánik Ende 1916 an die rumänische Front, wo er für Frankreich mehrere Hundert unserer Gefangenen organisierte, die im Sommer 1917 abgingen. Im Januar 1917 kehrte er nach Rußland zurück und hielt sich auf der Reise nach Paris bei mir in London auf (im April 1917). In Paris pflog er damals häufigen Verkehr mit Südslawen und Italienern; er fuhr auch selbst nach Rom. Im Sommer (Juni—Oktober) war er in Amerika, um unter den Tschechen und Slowaken Freiwillige zu werben, — er hatte eine große Anzahl erwartet, wurde aber darin enttäuscht; in Amerika gewann er für uns Roosevelt. Zu seiner Charakteristik sei erwähnt, daß er in einer am Tage seiner Abfahrt nach Europa abgehaltenen Versammlung in Carnegie-Hall von den Schmerzen seiner seltsamen Krankheit befallen und auf der Bahre nach dem Schiff gebracht wurde. Er eilte damals, wenn ich nicht irre, nach Italien.

Im Jahre 1918 (seit April) war er abermals in Italien und vereinbarte nach einer wirksamen Propaganda die Konvention vom 21. April und 30. Juni mit Orlando. Im Herbst kam er am 6. September zu mir nach Washington, mit General Janin auf dem Wege zu unserer Armee nach Sibirien. Im Februar 1919 kehrte er aus Rußland zurück; in Sibirien hatte er die Absicht gefaßt, die Armee über Turkestan zum Schwarzen und Mittelmeer zu transportieren, — offenbar hatten ihm die russische Eisenbahn durch Zentralasien und die in Vorderasien gegen die Türken operierende Armee diesen Plan eingegeben. Er erkannte jedoch an, daß dieser Plan unpraktisch sei, und gewann dann in Paris auch Foch für den Transport über Wladiwostok. In Paris überzeugte er viele davon, daß die Russen einer Offensive gegen die Bolschewiken unfähig seien.

Im Frühjahr 1919 rüstete er seine Rückkehr über Rom in die Heimat. Er hatte die Absicht, mit d'Annunzio zu sprechen, fuhr nach Venedig, traf ihn aber dort nicht an. Am 4. Mai flog er von Udine ab, — am selben Tage starb er auf heimatlicher Erde . . .

Während des Aufenthaltes in Paris traf ich Štefánik täglich, oft zusammen mit Beneš. Wir hatten Gelegenheit, alle für unsere Bewegung wichtigen Verhältnisse und Personen in den alliierten Ländern zu besprechen und einen detaillierten Plan für die

weitere künftige Aktion festzusetzen. Damals wurden in Paris Verhandlungen über die Entsendung einer russischen Armee nach Frankreich geführt. Die Russen machten große Versprechungen (40 000 Mann monatlich) — aber schließlich trafen unbedeutend wenige Russen ein und, wie schon gesagt, bedauerlicherweise: die russischen Soldaten waren bereits demoralisiert und trugen so dazu bei, den russischen Namen in Frankreich und bei den Alliierten überhaupt herabzusetzen. Wir glaubten damals, mit den Russen auch unsere Gefangenen aus Rußland nach Frankreich transportieren zu können, — in dieser von der französischen Regierung gebilligten Absicht war Štefánik nach Rußland gefahren. Aus den Nachrichten, die ich von mehreren Seiten und auch von meinen zuverlässigen Boten schon damals aus Rußland erhalten hatte, ging klar hervor, daß die russische Regierung die Formation und den Transport unserer Armee nach Frankreich nicht wünschte und daß unsere Leute politisch und organisatorisch schwach waren. Darum mußte jemand von uns dahin reisen.

Wir kamen ferner überein, daß Štefánik in Italien arbeiten werde, damit auch dort unsere Gefangenen organisiert und, wenn möglich, gleichfalls nach Frankreich gebracht würden. Der Plan bestand darin, eine möglichst große Aktionseinheit auf einem Kriegsschauplatz zu haben, und allerdings bestand ein weiterer Plan: mit unserer Armee und mit dem alliierten Heer zur Beendigung des Krieges nach Berlin zu gelangen und dann über Dresden nach Hause. In Italien gewann Štefánik, namentlich in der Armee, viele Freunde, als er (im Frühjahr 1917) an der Front am oberen Isonzo vom Flugzeug aus starke österreichische Abteilungen erkundete, von denen Cadorna nichts gewußt hatte und die ihn überrascht haben würden.

Štefánik knüpfte auch Beziehungen zum Vatikan an und pflegte sie während der ganzen Dauer des Krieges; er, der Protestant, Sohn eines slowakischen Pastors, begriff gut die Wichtigkeit des Vatikans für uns im Weltkrieg.

Štefánik nützte unserer Sache durch seine Propaganda sehr. Er hatte sich in Paris allmählich einen Kreis von Freunden und Verehrern erworben; die Propaganda übte er mehr nach Art der Apostel als der eines Diplomaten und Militärs aus. Er ebnete mir und Dr. Beneš an vielen entscheidenden Orten in Paris (zu Briand u. a.) und in Rom den Weg. Wenn ich mich seiner er-

innere, ersteht in meinem Gedächtnis stets das Bild unseres slowakischen Drahtbinderleins, das durch die Welt pilgert; nur daß dieser Slowak durch alle Fronten der Alliierten, durch alle Ministerien, alle politischen Salons und alle Höfe gegangen ist. Er gewann sich einflußreiche Freunde im Heer, — Foch hörte zum erstenmal durch Štefánik von uns und unseren Bestrebungen gegen Österreich. In der Regierung und der Bureaukratie hatte er allerdings auch seine Gegner.

Štefánik war politisch konservativer als ich: im Oktober 1918 stimmte er, als ich in Washington die Unabhängigkeitserklärung abgab, dem Programm nicht zu, wie ich es in Kürze formuliert hatte. Er pflegte zu fürchten, daß wir eine konsequent demokratische Republik nicht erfolgreich zu organisieren und auszubauen verstehen. Doch nach einiger Zeit erkannte er die Richtigkeit meines Schrittes an und widerrief seinen Protest.

Die Unkenntnis der Verhältnisse und der Personen in Prag stand ihm im Wege; politisch war er nicht immer parat genug; der Kiewer Pakt war so formuliert, daß er z. B. als Nationalitätenprogramm ausgelegt werden konnte, obgleich wir beständig das historische Recht betonten. Ihm kann zur Entschuldigung dienen, daß sich auch Abgeordneter Dürich dieses Versehen zuschulden kommen ließ. Auch in Sibirien war er politisch nicht vorausblickend, wie die Verkennung der wahren Situation in der Armee, die Verkennung unserer und der russischen Leute (Kolčak) bezeugt.

Mich persönlich hatte Štefánik fast ergreifend lieb; ich vergalt seine Ergebenheit mit der meinen und war ihm für seine Hilfe in unserem Kampfe dankbar. Er verdient die Dankbarkeit unser aller.

33.

Nach London kehrte ich von Paris am 26. Februar (1916) zurück.

Durch den Aufenthalt in Paris wurde ich mir des großen Unterschiedes der beiden Großstädte während des Krieges bewußt. Paris erweckte den Eindruck einer Stadt in Trauer — Victor Hugos Hauptstadt des Allfriedens war gleichsam die Nekropolis unserer Zivilisation geworden; mehr als einmal bildete ich mir ein, die Geschütze von Verdun zu hören. Am Tage vor meiner Abreise fiel die Feste Douaumont . . .

In London erblickte man geradezu nirgends Spuren des Krieges, überall Ruhe, „Handel und Wandel wie gewöhnlich“; erst später

kam die Kriegserregung auf — langsam, aber sehr ernst. Die Soldaten fuhren ab und kamen an, bald darauf Verwundete; und schließlich sorgten die Deutschen in ihrer Kurzsichtigkeit dafür, London und England in Aufruhr zu bringen, nämlich durch ihre Zeppeline, die das strategisch unwichtige London und andere Städte bombardieren.

Ich verbrachte in London etwa zwei Jahre; schon vor dem Krieg weilte ich gern in London und erfreute mich auch jetzt der Gastfreundschaft dieser riesigen Stadt, die mehr Einwohner hat als ganz Böhmen. Man versinkt in dieser Menschenwüste unbeachtet und kann sich ganz seiner Arbeit hingeben. Ich wohnte im Norden Londons, in Hampstead, fast auf dem Lande, und in die Stadt pflegte ich auf dem Omnibus zu fahren; ich beobachtete gern von oben das Leben auf den Straßen und brachte so den Verlust an Zeit ein. Regnete es zu sehr oder schneite es, so fuhr ich mit der Untergrundbahn. Fürs Auto langte es noch nicht.

In London fand ich meine alten lieben Freunde, die Dreierheit: Mr. Steed, Mme. Rose und Seton-Watson. Das war die freundschaftliche Zufluchtstätte und das Zentrum, von dem aus ich von Tag zu Tag meine politischen Kreise erweiterte. Mr. Steed war mir in Wien im Kampfe gegen Ährenthal und in der Aktion Pašić-Berchtold behilflich gewesen, zu Seton-Watson hatte mich die Slowakei genähert. Alle drei waren Kenner Österreich-Ungarns und ganz Mitteleuropas, — um so heimischer fühlte ich mich bei ihnen. Bei Steed kam nicht bloß die englische politische Welt zusammen, sondern auch die französische und eigentlich von ganz Europa, wenigstens die alliierte und die neutrale; Menschen aller Gebiete, Militärs, Journalisten, Bankiers, Abgeordnete, Diplomaten, kurzum die tätige politische Welt. Ich erinnere mich z. B. des Autors der Schrift über den Heiligen Franz von Assisi, Professor Sabatier, und vieler anderer.

Die Herren Steed und Seton-Watson haben ein großes Verdienst um unsere Befreiung; nicht so sehr dadurch, daß ich in den Blättern der Northcliff-Gruppe unser Programm propagieren konnte und daß ich durch den Einfluß der beiden Freunde Zutritt in alle und die einflußreichsten Londoner Kreise hatte, sondern auch dadurch, daß sowohl Mr. Steed als auch Mr. Seton-Watson unser Programm verfochten und das antiösterreichische Programm als englische Politiker und Schriftsteller selbst annahmen.

Mr. Steed veröffentlichte bald nach meiner Ankunft in London und fast gleichzeitig mit meiner Antrittsvorlesung in der „Edinburgh Review“ im Oktober 1915 ein Programm, in dem als Bedingung eines dauernden Friedens die radikale Änderung Österreich-Ungarns — die Einigung der Südslawen und „der Vereinigte Tschechisch-Mährisch-Slowakische Staat“ gefordert wurden. Nach meiner Reise nach Paris veröffentlichte Mr. Steed in derselben Zeitschrift (April 1916) ein „Friedensprogramm“, in dem unter anderem die Vereinigten Südslawischen Staaten, das autonome Polen unter russischem Zepher, das unabhängige oder wenigstens autonome Böhmen mit Mähren und der Slowakei, das geeinigte Rumänien usw. verlangt wurden. Daß die Forderung unserer Selbständigkeit mit einer gewissen Reserve gestellt wurde, entsprach der Kriegslage; später fiel die Reserve fort.

Die Beteiligung Mr. Seton-Watsons an der Propagierung und Aufstellung unseres Programms war durch seine Wochenschrift „New Europe“ gegeben; der Einfluß dieses ausgezeichneten Blattes war sehr bedeutend. Dieser Einfluß läßt sich, glaube ich, auch danach abschätzen, daß sich Feinde fanden, die Seton-Watson um jeden Preis zur Armee abschaffen wollten und ihm verboten — zu schreiben.

Die Veröffentlichungen und alle Kundgebungen unserer Freunde fanden ein Echo auch in Frankreich, Italien und Amerika; Mr. Steed hatte ständige Beziehungen zu Frankreich und Italien und weilte während des Krieges oft in diesen Ländern (mit Vorträgen und in ähnlicher Propagandatätigkeit), wodurch seine politischen Anschauungen auch durch den persönlichen Einfluß in den entscheidenden und politischen Kreisen verbreitet und gefestigt wurden. Aber selbst Mr. Steed hatte, wenn auch nur zeitweise, Ungelegenheiten in den offiziellen Kreisen; Lord Northcliff und die „Times“ stellten sich bald nach Kriegsausbruch gegen die auswärtige Politik, Foreign Office unterhielt den ganzen Winter 1914/15 mit den „Times“ keinen Verkehr, erst im Frühjahr 1915 trat eine Wendung ein.

34.

Mit Frankreich war ich in London nicht nur durch Beneš in ständigem Verkehr, sondern auch durch Franzosen, die in London lebten und London besuchten; ich erlebte so in eigener Person

das Bündnis Frankreichs mit England. In mir war dieses Bündnis organisch, familiär, persönlich: die Familie meiner Frau entstammt einer Hugenottenfamilie aus Südfrankreich (Garrigue ist ein Höhenzug in Südfrankreich) und gelangte auf dem Umwege über Dänemark nach Amerika. Englisch und Französisch ist in meiner Familie neben Tschechisch (Slowakisch) die Umgangssprache der jüngeren Generation. Es ist kein Zufall, daß meine erste tschechische Arbeit in Prag eine Abhandlung über den Engländer Hume und den Franzosen Pascal war.

Mit Frankreich wuchs ich seit meiner Kindheit geistig zusammen. Mit dreizehn Jahren begann ich Französisch zu lernen; obgleich ich bis zum Kriege mit Franzosen keinen häufigen Verkehr hatte, verfolgte ich ihre ganze Literatur beständig und erlebte sie sehr lebendig. Ich befaßte mich mit Frankreich, seiner Kultur und Literatur so eingehend, daß ich nicht das Bedürfnis empfand, Frankreich selbst zu besuchen; so war ich bis zum Kriege nicht dort gewesen (abgesehen von Landungen in Havre).

Man sagt mitunter von mir, daß Comte den größten Einfluß auf mich ausgeübt habe; vielleicht ist das in der Soziologie der Fall, aber sein Positivismus war mir noetisch zu naiv. Comte geht von Hume aus, überwindet jedoch seine Skepsis durch Tradition und die sogenannte allgemeine Meinung. Comtes Positivismus hatte in Frankreich starken Einfluß, Wissenschaft und wissenschaftliche Methode werden dort stets hochgeschätzt (z. B. noch der Mathematiker Poincaré!); aber die positivistische Sehnsucht nach Klarheit und Genauigkeit verfällt leicht in einseitigen Intellektualismus. Der Kultus der Vernunft von Descartes bis zur Revolution und zum nachrevolutionären Positivismus ist im Grunde Kants „mathematisches Vorurteil“ und „reine Vernunft“ und endete ebenso mit einem Fiasko wie in Deutschland, — Comte selbst wurde Fetischist, da und dort folgte ein wilder Romantismus. Auch auf die gefeierte französische Klarheit muß man achtgeben!

Mich hat frühzeitig das große Problem der französischen Revolution und Restauration verfolgt: Rousseau, Diderot, Voltaire (den ich irgendwie nicht liebte) u. a. einerseits — de Maistre u. a. und dann Tocqueville u. a. andererseits. Ich erwähne nur die wichtigsten Namen, lernte aber auch die übrigen, größere und kleinere, die hierher gehören, kennen.

Comte interessierte mich als Verbindung der französischen Revolution mit der Restauration; der Gründer des Positivismus und der positivistischen Religion der Humanität vollstreckt die Politik de Maîtres . . .

Den französischen Romantismus machte ich ziemlich akut durch. Gleich in der Jugend ergötzte ich mich an Chateaubriand und der ganzen Romantik; Kollárs Bemerkung gegen den Romantismus machte mich schon damals stutzig, aber erst verhältnismäßig später wurde ich mir über das ungesunde Element des Romantismus klar. Manche meiner kritischen Glossen dagegen, was ich öfter Dekadenz geheißen habe (eine nicht ganz richtige Bezeichnung), zeugen dafür. Im französischen Romantismus fiel mir der besondere nervöse, ja perverse Sexualismus auf; ich glaube, daß bisher Musset der eigentliche Repräsentant dieses Fühlens in Frankreich ist. Ich suchte (wie ich glaube, richtigerweise) in diesem Element der Romantik den Einfluß des Katholizismus auf die Quasi-Katholiken: der Katholizismus weist durch seinen Asketismus und sein Zölibatsideal allzusehr auf das Geschlecht hin und vergrößert seine Bedeutung schon in der zarten Jugend. Dieser katholischen Erziehung schreibe ich speziell den Sexualismus in der französischen Literatur zu, und Frankreich ist darin repräsentativ. Der katholisierende Dichter Charles Guérin formuliert das als „den ewigen Zweikampf zwischen dem Feuer des heidnischen Leibes und der überirdischen Sehnsucht der katholischen Seele“. Und es ist nicht nur Asketismus, es ist übertriebener religiöser Transzendentismus überhaupt, der den Katholiken-Skeptiker und -Ungläubigen zum Extrem des äußersten Naturismus führt. Ich verglich die Franzosen und Italiener mit Engländern, Amerikanern und Deutschen. Bei den protestantischen (und rechtgläubigen) Völkern und Schriftstellern gibt es diesen Sexualromantismus nicht, und nicht diesen besonderen Blasphemismus, der durch den beständigen sichtbaren Gegensatz der religiösen transzendenten Welt und des asketischen Ideals einerseits und der erlebten wirklichen Welt andererseits hervorgerufen wird. Dieser Gegensatz beunruhigt und regt auf. Der Protestantismus ist weniger transzendent, ist realistisch. In Baudelaire ist die romantische Verbindung des Ideals einer katholischen Madonna und einer naturalistischen Venus drastisch und geradezu repräsentativ durchgeführt — das-

selbe Salto mortale wie bei Comte die Kapitulation der positivistischen Wissenschaft vor dem Fetischismus. Zola vollführte dieses Salto mortale in seinem naturalistischen Roman, dieser seltsamen Mischung von nicht positivistischem Positivismus und grobem Romantismus.

Recht angenehm überraschten mich die literarischen Studien Carrières über den Romantismus, die ich jetzt kennengelernt habe. Er sagt allerhand, was ich in meinen Versuchen gesagt habe. Die Analyse und die Kritik des Romantismus ist für die geistige Entwicklung Frankreichs bisher eine große Aufgabe; die Romantik wurde von Tocqueville und dann von Taine und Brunetière verurteilt, heute gibt es eine Reihe von Gegnern der Romantik wie Seillière („Fort von Rousseau“) und seinen Schüler Lasserre, Faguet, Gillouin u. a., auch Maurras.

Wie man aus den Namen sieht, entspringt die Gegnerschaft gegen den Romantismus aus ungleichen Anschauungen und Zielen. Das Problem ist sittlich und vor allem sittlich; daß nämlich die Revolution gegen das alte Regime — letzten Endes den Katholizismus — in Frankreich in übertriebenen Naturismus und Sexualismus, in ungesundem und eben dadurch dekadenten Sexualismus verfällt. Ich erblicke in dieser Dekadenz ein großes Problem Frankreichs, aber auch der übrigen katholischen Nationen und überhaupt der modernen Zeit.

Der akute Charakter des Problems äußert sich auch darin, daß die stärkeren französischen Schriftstellerinnen in so hohem Grade dieser Richtung unterlegen sind (Rachilde — Colette — Marx).

Daß ich mich in Paris und in London mit diesem literarischen und sittlichen Problem befaßte, ist natürlich; das Problem hat eine direkte Beziehung zum Krieg; wie Frankreich und namentlich seine Intelligenz alle Schwierigkeiten des Krieges aushalten werde, das war während des Krieges für mich eine ernste Frage. Ich erkannte zwar die Richtigkeit der Gründe, die für die Prophezeiung einer endgültigen Dekadenz Frankreichs und der romanischen Nationen von den deutschen Pangermanisten angeführt wurden, nicht an, doch selbst eine vorübergehende Dekadenz hatte ihre Gefahr, und diese Gefahr war um so drohender, als die Entvölkerung Frankreichs, die die Franzosen so beunruhigt, mit dieser sittlichen Dekadenz entschieden zusammenhängt. Und

die Gefahr wird, wie mir schien, nicht einmal durch den Sieg der Alliierten beseitigt, wenn es auch im gegebenen Augenblick vor allem um diesen Sieg ging.

Wie ich schon erwähnt habe, sprach man viel von Unordnung in der französischen Armee, die nicht nur durch den pazifistischen Widerstand gegen das Blutvergießen erklärt werden konnte; ich dachte über die Sache im Zusammenhang mit diesem Dekadenz-Problem nach. Joffre, sagte man, habe nur durch die größte Strenge die Armee in Ordnung gebracht. Ich überzeugte mich, daß diese Klagen übertrieben waren.

Gegen die Dekadenz, die zur Passivität führt (gerade in der Intelligenz und hauptsächlich in Paris!), gab es in Frankreich starke aktivistische Strömungen; das muß loyal hervorgehoben werden. Die Richtung des Barrèsschen Nationalismus bewährte sich im Krieg; neben Barrès bereiteten Bourget und Maurras die Jugend zu energischem Widerstand gegen die Pangermanen vor. Die Namen Bourget und Maurras sind mit der neueren katholischen Bewegung verbunden; aber deren bester und einflußreichster Teil, wiederum in der Jugend, war demokratisch („Sillon“).

Die katholische Bewegung selbst und überhaupt die religiöse Frage ist seit der Revolution und speziell seit de Maistre bis heute eine der Hauptfragen in Frankreich wie sonst überall; der Kampf um die Schule und die Trennung von Staat und Kirche sind stets und überall die Tagesfrage. Die französische katholische Bewegung ist gedanklich nicht einheitlich und in ihren literarischen Hauptrepräsentanten (z. B. Claudel, Péguy) keineswegs orthodox; Maurras verbindet einen nationalen Klassizismus mit Katholizismus und andere versuchen die Synthese des Katholizismus mit verschiedenen Elementen der modernen Zeit auf andere Weise. Diese verschiedenen Richtungen übten und üben bedeutenden Einfluß aus und wirkten im Ganzen erneuernd; der Tod Péguy's auf dem Schlachtfelde ist kennzeichnend.

Außer Péguy fiel eine große Reihe junger Schriftsteller im Kriege, — ein beredtes Zeugnis für das moderne Frankreich aller Richtungen.

Neben dem mehr politischen Nationalismus entstand aus dem älteren Humanismus und Internationalismus eine neue Richtung des realistischen Europäismus und Internationalismus, eine aktivi-

stische, propagatorisch energische Richtung. Auf der einen Seite Schriftsteller wie Romain Rolland, Suarès, Claudel, Péguy, zu denen man in dieser Beziehung auch den Dichter Jules Romains hinzuzählen kann; auf der anderen Seite Jaurès, der in gleicher Weise einen konkreteren Internationalismus auf der Grundlage eines neuen Patriotismus erstrebte, welcher nicht dem Verlangen nach Vergeltung entspringt, sondern nach einer positiven Verbindung aller Nationen in ein harmonisches Ganzes.

Den meisten dieser verschiedenen Individualitäten und Führern des französischen Denkens war die Sehnsucht nach Tätigkeit gemeinsam, — mehr oder minder der klare Protest gegen den abstrakten Intellektualismus des positivistischen Erbes und gegen den Skeptizismus, der in seiner künstlichsten Form von Anatole France repräsentiert wurde; auch Bergsons Intuition und Philosophie ist ein Versuch, sie zu überwinden: élan vital — ferveur — ardent sérénité — effort und ähnlich klangen die Losungsworte Bergsons, Gides, Claudels, Jaurès; Sorel steigerte sie in violence. Ich erblicke darin mehr, als die Franzosen sich bewußt wurden, den Einfluß der deutschen Psychologie und ihres Aktivismus und Emotionalismus von Kant bis nach Nietzsche.

Die praktische Bestätigung dieser europäischen Richtung, in der außer deutschen, skandinavischen, englischen, amerikanischen Einflüssen starke russische Kräfte enthalten waren, erblickte ich in der Entente, in dem praktischen Bündnis Frankreichs mit England und Rußland, später auch mit Amerika. Wird durch diese Verständigung und den Krieg das krankhafte Element der romantischen Dekadenz überwunden werden? Die besten und gerade die modernen Geister sind sich des Problems des Verfalls und der Regeneration wohl bewußt, sie analysieren es beständig; charakteristisch für die französische Literatur ist darum die Form des komplizierten Romans, die Romanreihe, in der mittels Analyse einer ganzen Epoche das Bild des modernen Frankreichs gegeben werden soll; nach Balzac haben wir die Romane Zolas, R. Rollands, neuestens Martin du Gard's u. a.

Der Aufenthalt in Paris und London, der ständige Verkehr mit Engländern und Franzosen, die Beobachtung französischer und englischer Militärs, französisch-englischer Harmonien und Dis-



harmonien, die Gedanken über französische und englische Literatur regten mich natürlich zum Vergleich der französischen mit der englischen Kultur an.

Von englischen Philosophen fesselte mich am meisten Hume — das große Problem der modernen Skepsis, das Hume noetisch und am stärksten formuliert hat; der Vergleich mit Comte war dadurch gegeben, daß Comte von Hume ausgeht (wie Kant). Aber welch ein Unterschied zwischen beiden: der Franzose kehrt zum Fetischismus zurück und sucht die Erlösung in altneuer Religion, der Engländer (Schotte!) entgeht der eigenen Skepsis durch die Ethik der Humanität (nicht durch die Religion der Humanität wie Comte!). Der Katholik — der Protestant!

Von neuen Philosophen war mir John Stuart Mill (gewissermaßen auch ein Comteaner) als Repräsentant des englischen Empirismus sympathisch; nur nebenbei gedenke ich Bucles; ich machte mir an ihm das Wesen der Geschichte klar. Darwin war mir ein großes Problem, — ich lehnte und lehne bisher den Darwinismus ab, keineswegs den Evolutionismus; Spencer interessierte mich sehr, und zwar als Philosoph des Evolutionismus und als Soziolog.

Mehr als mit englischer Philosophie befaßte ich mich, aufrichtig gesprochen, mit englischer und amerikanischer Literatur. Ich lernte sie bald ziemlich vollständig kennen; jetzt verglich ich, wie gesagt, Engländer und Franzosen in bezug auf die romantische Dekadenz. Ich hatte schon früher Rossetti und Wilde analysiert, jetzt vertiefte ich in London meine Kenntnis der keltischen Renaissance und verifizierte dabei meine Analyse des französischen romantischen Sexualismus; von Neueren schien mir W. L. George neben dem älteren Geoye Moore ein guter Gegenstand dieses Studiums zu sein. Nun, nach dem Kriege, erblicke ich in Joyce den lehrreichsten Fall der katholisch-romantischen Dekadenz, — den Übergang vom metaphysischen und religiösen Transzendentismus und Asketismus zum naturalistischen und sexuellen Terrestrius in der Praxis kann man bei Joyce geradezu greifen.

Das dekadente Element, das bei französischen Schriftstellern so stark ist, gibt es bei den englischen nicht; freilich — das gibt es nicht nur bei den Franzosen! Es kommt auch in der italienischen und spanischen Literatur vor, in der deutschösterreichischen und in dieser sehr stark. Bei den Polen und bei uns. Die Historiker der englischen Literatur machen vor dieser Eigentümlichkeit halt;

manche reden sehr oberflächlich von englischer Prüderie und Falschheit, andere wissen einfach keine Erklärung für diesen unbestreitbaren Unterschied. England und Frankreich — das ist der Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus, mehr menschlicher, angeborener Moral und der Moral des religiösen Transzendentismus. Deshalb gibt es in England und in der englischen Literatur nicht jene Krise, die es in Frankreich und in der französischen Literatur gibt; es gibt nicht den Dualismus, den Zweikampf zwischen Leib und Seele. Ein Schriftsteller wie Lawrence ist eine Ausnahme, sein Dekadentismus ist eher aus Freud angelesen; dafür gehen allerdings die Iren als Katholiken darin mit Frankreich. Ich sehe die englische Literatur für gesünder an, — trotzdem gebe ich mir, wenn ich mir nach Taine die Frage vorlege: Musset oder Tennyson? die Antwort: Musset und Tennyson, die Franzosen und die Engländer mit den Amerikanern, aber gegen beide kritisch!

Während ich diese Auslegung des dekadenten Erotismus gebe, frage ich mich freilich, ob denn recht hat, wer sie aus Temperament und Rasse ableitet — eine gewiß unrichtige Auslegung und oberflächliche Beobachtung der Völker.

Kurz nach meiner Rückkehr aus Paris wurde der hundertste Geburtstag von Charlotte Brontë gefeiert, — meiner Lieblingsschriftstellerin: Romantik, aber ganz andere als bei den Franzosen, rein und trotzdem stark, kraftvolle, doch keineswegs so materielle Liebe. Ich las sie aufs neue und auch Elizabeth Browning. In London wurde ich mir bewußt, daß die Engländer verhältnismäßig die meisten und stärksten Schriftstellerinnen haben: ich kannte schon früher Mrs. Humphry-Ward und May Sinclair (auch manche Romane von Corelli, die Naivitäten von Ouida und anderer Schriftstellerinnen in der Tauchnitzsammlung), jetzt fand ich eine ganze Reihe: Reeves, Ethel Sidgwick, Kaye-Smith, Richardson, Delafield, Dane, Woolf. Das sind nicht alle: in der englischen Literatur gibt es von Jane Austen angefangen über Charlotte (und Emily!) Brontë bis George Eliot und Elizabeth Browning erstaunlich viele und starke Schriftstellerinnen, im Verhältnis zu den männlichen Schriftstellern mehr, als in anderen Literaturen (auch in der amerikanischen!).

Das zeigt das Eindringen der Frau in die öffentliche Tätigkeit; die Frau befreit sich vom Harem-Küche. In London war während

des Krieges, übrigens auch in anderen Ländern, zu beobachten, wie die Frauen die früher den Männern vorbehaltenen Berufe einnahmen. Das änderte sich nach dem Kriege, sobald der Mann zurückgekehrt war, doch die Frau vermehrt ihre Rechte und allerdings auch ihre Verantwortung. Aus den Tageszeitungen und aus privaten Nachrichten ergab sich eine auffallend bedeutende Zahl von Frauenselbstmorden; die Statistik bestätigt sie nunmehr und weist auf die Überlastung der Frau, an die sie nicht gewöhnt ist, auf den Einfluß der Verlassenheit usw. hin.

In London ergänzte ich mir die Kenntnisse, die ich aus der Literaturgeschichte und der literarischen Kritik hatte, durch die Lektüre der Schriftsteller selbst; bei uns hatten selbst die besten Bibliotheken doch nur große Lücken. S. Butler und sein Humor packte mich nicht; Th. Hardy kannte ich nur aus sensationelleren Romanen, jetzt las ich ihn ganz und ebenso Meredith (der mir besser gefiel als früher); von Neueren ergänzte ich mir die Kenntnis Gissings, Galsworthys, Walpoles, A. Benetts, Conrads; Wells kannte ich schon von früher. Von ihnen kam ich zu einem der jüngeren, Swinnerton; auch fesselten mich Hutchinson, Lawrence und andere.

Ich halte die englische Kultur für die fortschrittlichste und, was ich eben im Kriege wahrnehmen konnte, für die humanste; damit sage ich nicht, daß die Engländer lauter Engel sind. Die angelsächsische Kultur, und das gilt auch von Amerika, hat die Humanitätsideale in der Theorie am sorgfältigsten formuliert und in höherem Maße als andere Nationen praktisch betätigt.

Das war aus den Ansichten über den Krieg und der Führung des Krieges ersichtlich. Für den englischen Soldaten ist besser gesorgt als in anderen Armeen, und man geht besser mit ihm um; namentlich das Gesundheitswesen bei der Armee und der Sanitätsdienst sind gut; religiösen und sittlichen Gegnern des Krieges („conscientious objectors“) wurden Gründe gegen den Krieg ziemlich liberal gelassen. Die Engländer brachten verlässliche Nachrichten über den Krieg und unterdrückten nicht die Urteile des Feindes.

Ob all dies mit dem Reichtum Englands zusammenhängt? Keine Stadt Europas macht so den Eindruck einer reichen Stadt wie London; ich durchwanderte und durchfuhr ganz London in allen Richtungen, — fast überall sind an den Häusern anständige

Klinken, viel glänzende Bronze (allerlei Firmentafeln u. ä.), an den Vorgärten die Zäune in Ordnung, — daraus ersah ich den Reichtum Englands anschaulicher als aus statistischen Ziffern.

Da ich die Stellung an der Londoner Universität angenommen hatte, mußte ich mich außer der Propagandatätigkeit auch den Vorlesungen widmen. Ich hielt dies damals für eine sehr unangenehme Störung, aber heute sehe ich, daß Seton-Watson und Mr. Burrows mir gut geraten haben, als sie mir den Professorenposten so nachdrücklich empfahlen.

36.

Nachdem ich mich in London gründlich orientiert hatte, begann ich mit Besuchen bei offiziellen Persönlichkeiten. Einer der ersten, die ich aufsuchte, war im Auswärtigen Amt unser gegenwärtiger englischer Gesandter Sir George Russel Clerk. Bald besuchte ich auch den ehemaligen Botschafter in Wien Sir Maurice Bunsen und nach ihm eine Reihe von Sekretären und anderen Beamten des Ministeriums des Äußern und Regierungsleute überhaupt. Ich erinnere u. a. an Mr. Carr, den Sekretär Lloyd Georges, und zugleich mit ihm an den Kreis der ersten Revue „Round Table“; zu einigen kam ich in persönliche Beziehung. Die Revue brachte sehr lehrreiche und sachliche Artikel über uns und die europäischen Probleme. Von Abgeordneten nenne ich Mr. Whyte, den Freund Seton-Watsons und bald fleißigen Mitarbeiter der „New Europe“, Sir Samuel Hoar u. a.

Ich setzte die Erweiterung meiner journalistischen Beziehungen fort; dazu boten mir gerade Mr. Steed und Mme. Rose die beste Gelegenheit; nicht nur, daß ich mit hervorragenden Journalisten und Zeitungsbesitzern persönlich bekannt wurde (ich nenne nur Northcliff, Mr. Garvin vom „Observer“, Dr. Dillon, Mr. Har Williams), sondern ich arbeitete mit Artikeln und Interviews. Ich verkehrte allerdings nicht nur mit englischen, sondern auch mit französischen, amerikanischen und vielen anderen Journalisten.

Von Zeit zu Zeit suchte ich hervorragende Männer verschiedener Gebiete auf. Ich erinnere mich z. B. eines Besuches bei Sir E. Vincente Evans, dem bekannten Kenner der kretischen Kultur, doch zugleich Kenner des Balkans, namentlich des südslawischen; gern erwähne ich auch Professor Vinograd. Lord Bryce zu sehen, hatte ich mehrmals Gelegenheit; seine Schrift über das

mittelalterliche Kaisertum und die Schrift über Amerika gaben mir Anlaß, über Deutschland und seine Kriegspläne zu sprechen. Bei Bryce traf ich Morley, und seine Schrift über Gladstone brachte uns wiederum direkt in eine Diskussion über Österreich (der bekannte Ausspruch Gladstones über Österreich!). Sofort nach meiner Ankunft in London hatte ich Mr. Maurice, den bekannten Autor der tschechischen Geschichte, aufgesucht; bei ihm lernte ich einen Kreis von interessanten, eher pazifistischen Schriftstellern kennen. Ich erinnere mich noch des Historikers Professor Holland-Rose, Professor Bernard Pares u. a.; zu dem Historiker O. Browning kam ich in literarische Beziehung. Eine besondere Erwähnung widme ich dem jungen und strebsamen R. F. Young.

In lieber Erinnerung habe ich aus der Reihe politischer Persönlichkeiten den Nestor des englischen Sozialismus Hyndman; er wurde allgemein wegen seiner Kenntnis der europäischen Verhältnisse, nicht nur der sozialistischen Bewegung geschätzt. Frau Hyndman interessierte sich lebhaft für die Ukraina.

Auch muß ich Prof. Ch. Saroleas gedenken, des in Belgien geborenen belgischen Generalkonsuls in Edinburgh. Ich kannte ihn und seine bedeutende literarische Tätigkeit schon lange. Er hatte vor dem Kriege eine Schrift verfaßt, in der er bewies, Deutschland werde bald einen Krieg provozieren. Er gab die ausgezeichnete populäre Wochenschrift „Everyman“ heraus und räumte mir darin sehr viel Raum für unsere Propaganda ein.

Auch mit Mr. Buxton, dem Freund der Bulgaren, kam ich zusammen, wie ich überhaupt Persönlichkeiten anderer und geradezu feindlicher Richtung nicht aus dem Wege ging. Bei einem Vortrag lernte ich Frau Green, die Witwe des bekannten Historikers, kennen; sie war in der irischen Bewegung tätig. Gerade erfüllte sich das Schicksal des unglücklichen Sir Roger Casement; ich kann diese Gelegenheit benützen, um zu zeigen, wie unsere Gegner mich überwachten und wie sie alles gegen uns benützten. Plötzlich tauchte nämlich in mehreren in Irland erscheinenden Blättern die Meldung auf, ich komme nach Irland, um mich an der irischen Bewegung zu beteiligen. Aber die österreichischen und deutschen Agenten überpfefferten die Nachricht so, daß sie gar nicht dementiert zu werden brauchte. In London war der Dozent unserer Universität Dr. Baudyš, der das Irische und überhaupt die keltischen Sprachen Britanniens studierte, stecken-

geblieben. In seinem Interesse sprach ich mit Frau Green über die Herausgabe seiner Arbeit. Übrigens lernte ich mit der Zeit auch andere Iren kennen, die in staatlicher und anderer Stellung in London waren; z. B. Mr. Fitzmaurie, den Kenner der Türkei und des Balkans. Allerdings hätte ich, wenn ich Zeit gehabt hätte, gern Irland bereist; die irische Bewegung kannte ich aus der (schönen) Literatur und aus der Politik; bei uns bestanden alte Sympathien für die Iren. Mich interessierte eine Hauptfrage: in welchem Maße und wie äußert sich der irische Charakter in den jetzigen nicht mehr irisch sprechenden Iren? Die englischen Schriftsteller weisen in ihren Charakteristiken sehr oft auf die keltischen Rassen- und Blutelemente hin. Um eine bekannte Redensart zu gebrauchen: Lebt ein Volk, auch wenn seine Sprache nicht lebt? Dieses Problem hat, wie mir haften geblieben ist, einmal G. Moore sehr scharf für sich und die Iren formuliert.

Ich erwähne auch die Damen Pankhurst, mit denen ich bekannt wurde. Sie zeigten Interesse für unsere Bewegung und unterstützten uns in ihren Kreisen.

Ziemlich regelmäßig besuchte ich die einschlägigen Vorträge und öffentlichen Versammlungen; z. B. die von Mr. und Mrs. Sidney Webbs, mit denen auch Bernard Shaw auftrat. Shaw hatte mich selbstverständlich schon früher literarisch interessiert; jetzt lernte ich den Politiker und Propagandisten (Pazifisten) kennen. In solchen Versammlungen traf ich auch G. A. Chersterton und seinen Bruder (den Antisemiten). Auch den Besitzer des „John Bull“, den nationalistischen Schreihals und Überpatrioten Horatio Bottomley, sah ich mir an; dieser Herr hatte schon vor dem Kriege unfeine Finanzaffären gehabt und mußte auf sein Mandat verzichten; während des Krieges wurde er der Ausrufer der John Bulls und erreichte durch seinen Einfluß sogar die Revision seines alten Prozesses. Ein gewiß talentierter Mensch, ein typischer Ausbeuter des patriotischen Empfindens während des Krieges, der sogar eine offizielle Einladung des englischen Generalissimus in seinen Stab erkroch („Patriotism is the last refuge of a scoundrel“ — wußte bereits Johnson).

Das Niveau in den Versammlungen und namentlich in den Debatten war bedeutend; die Gegner hörten und widerlegten ruhig die Beweise der Gegner.

Unsere Propaganda ging gut vonstatten; das erwähnte Pressebureau und das Schaufenster wirkten ausgiebig. Wir suchten die Geschichte der tschechisch-englischen Beziehungen, die durch die Vermählung der Königin Anna mit Richard II. (1382) begannen, zusammen und verwerteten sie; Wiklif und sein Verhältnis zu Hus und unserer Reformation, Comenius und sein Interesse für das englische Schulwesen wurden hervorgehoben, auf die englischen und amerikanischen Nachkommen der Böhmisches Brüder und auf Hollar hingewiesen. Wir vergaßen nicht das Wappen und den Wahlspruch der Prinzen von Wales, die von König Johann in der Schlacht bei Crécy herkommen. Das alles wirkte gut, vor allem, daß wir solch eine kulturelle Wechselbeziehung hatten.

Einen Zwischenfall will ich noch erwähnen. In London erschien das Buch der Gräfin Zanardi-Landy: einer Prätendentin, die vorgab, eine Tochter der Kaiserin Elisabeth und des unglücklichen Königs von Bayern zu sein (sie deutete das an). Das Buch erweckte (allerdings mehr in den Kreisen der sogenannten Gesellschaft) Aufsehen, die Polizei befaßte sich mit der Autorin; ein Bruder von ihr tauchte auf und behauptete, seine Schwester verübe eine Mystifikation und einen Betrug. Offenbar als Kenner Wiens wurde ich zum Polizeidirektor geladen, um mich über die Sache zu äußern; bei ihm befand sich der erwähnte Bruder, der Beweise seiner Behauptung vorlegte. Für die Gräfin (die an den Grafen Z.-L. verheiratet war) sprach am meisten die Photographie am Anfang des Buches, die sie und zwei Kinder vorstellte — alle drei Physiognomien auffallend aristokratisch. Ich kannte das Buch, konnte mich aber nicht entscheiden, obgleich ich verschiedene Zweifel hegte. Zufällig wohnte die Gräfin um die Ecke von meiner Wohnung, — ich beobachtete sie einigemal unbemerkt auf dem Spaziergang und kam zu dem Schluß, daß ihr Bruder recht habe. Die Ähnlichkeit mit ihm und jüdische Elemente im ganzen Habitus der Dame waren markant.

Sage ich noch, daß ich verschiedene Kirchen besucht habe (unter anderem interessierte mich schon von früher her die ritualistische Bewegung), daß ich Predigten gehört und die Menschen und ihre Frömmigkeit beobachtet habe (die Frage: Wie hat der Krieg gewirkt?), so habe ich zur Genüge meine Londoner Tätigkeit geschildert.

Eine ständige Sorge bildeten für mich Rußland und seine Schicksale; von Zeit zu Zeit suchte ich wieder den russischen Botschafter Benckendorff auf. In London lebte auch der unter dem Namen „Argus“ bekannte Regierungsjournalist Veselickij; ich wurde ebenfalls mit dem Emigranten Dioneo und mit Krapotkin bekannt (Professor Vinogradov habe ich schon genannt). Aus Rußland trafen (im April 1916) Miljukov und andere Mitglieder der Duma mit Protopopov ein. Wir verständigten uns mit Miljukov über das antiösterreichische Programm; in diesem Sinne verhandelte er auch in Paris mit Beneš und veröffentlichte dann eine Erklärung. Später kam er zu einem Vortrag nach Oxford, und hier hatten wir abermals Gelegenheit, uns detaillierter mit der Politik und dem Krieg zu befassen. Schließlich erwähne ich Amfiteatrov, der aus Italien über London nach Petersburg fuhr (Ende November 1916); er sollte eine Tageszeitung Protopopovs herausgeben und versprach mir, sie in radikal-liberalem Sinne führen zu können. Ich gab ihm für alle Fälle einen Artikel, in dem ich den Russen die Notwendigkeit darlegte, Österreich zu vernichten. Das mußte man in Rußland ebenso wie im Westen verkünden, weil viele Russen beständig den unklaren Plan eines etwa kleineren Österreich hatten, in dem wir eventuell die führende Rolle hätten spielen können. An Sazonov schickte ich durch den Belgrader Professor Belić ein Schreiben, worin ich den Abgeordneten Dürich empfahl.

Über die tschechischen Verhältnisse in Rußland war ich durch Briefe, meine besonderen Boten und eine Reihe von Russen und unseren Leuten unterrichtet, die nach London kamen. Dr. Pučálka war einer der ersten; er arbeitete auch für unsere Soldaten in Serbien. Es kam auch der Redakteur Pavlů und hatte Gelegenheit, die Zustände in England und Frankreich kennenzulernen und sich vom Verhältnis des Westens zu Rußland zu überzeugen. Ich erwähne noch die Herren Reiman, Vaněk und Professor Pisecký. Ich hatte in die russischen Zustände, unsere Kolonien und ihre Führer einen ziemlich guten Einblick.

Nach London kam 1916 auch Dmowski; wir stimmten in vielem überein. Er begriff, daß die Fortdauer Österreichs auch für die Polen eine beständige Gefahr sei und sein werde. Von der schlesischen Frage war damals noch wenig die Rede, und im Ver-

hältnis zu unseren gemeinsamen Zielen war dies gewiß eine sehr untergeordnete Frage; ich verhandelte mit ihm später über sie in Washington.

38.

Südslawen gab es in London viele; sie schufen sich London zum politischen Hauptzentrum, insbesondere die Kroaten und Slowenen: Supilo, Hinković, Vosnjak, Potočnjak, Mestrović u. a. Ich erwähnte bereits, daß in London der auswärtige südslawische Ausschuß organisiert war. Von Serben kam als Gesandter nach London der mir aus Wien bekannte Jovanović; sein Vorgänger in der Gesandtschaft war mein guter Bekannter Antoniević gewesen. Von den Londoner Serben führe ich noch die Schriftsteller-Professoren an: Savić und Popović, auch Vater Velimirović und seine geschickte kirchenpolitische Propaganda. Im April (1916) traf der serbische Kronprinz mit Pašić ein; mit beiden gab es freundschaftliche Unterredungen und Verabredungen.

Das Verhältnis zu Italien — der Londoner Pakt — war das stets heikle Thema für die Südslawen und auch für mich. Die Sache wurde darum so akut, weil die Italiener in London selbst nicht faul waren und den Pakt verfochten. Meine Meinung war, daß Italien bei den schließlichen Friedensverhandlungen nachgeben werde; Italien konnte ohne Belohnung am Krieg nicht teilnehmen, und die Frage war, ob Italiens Teilnahme für uns alle nötig sei, damit die Alliierten siegen. Was, wenn die Österreicher und Deutschen siegen? Auch für die Südslawen wäre die Situation auf sehr lange Zeit schlimmer gewesen. Die südslawischen Freunde stellten sich bis auf unbedeutende Ausnahmen sehr schroff gegen Italien; aber taktisch war es nützlich, daß ein Teil milder dachte und mit den Italienern Beziehungen aufrechterhielt. Das offizielle Serbien verhielt sich ruhig, doch das bot den Kroaten und Slowenen Grund zu Mißtrauen und häufig zu Klagen, es verrate nicht anders als Rußland die südslawischen und überhaupt die slawischen Interessen.

Der Londoner Pakt hatte auch dadurch Bedeutung, daß durch ihn dem Wunsche Italiens gemäß die Kurie von der Friedenskonferenz ausgeschlossen war; selbst darin fühlten die Kroaten und Slowenen nicht so wie wir.

Das Verhältnis zu Italien wurde uns durch dessen Eintritt in den Krieg auch darum wichtig, weil wir in dem mit Österreich

kämpfenden Lande bald eine größere Anzahl von Gefangenen hatten; wie in Rußland konnten wir auch in Italien die Gefangenen als Legionen organisieren. Die Beziehung zu Italien wurde deshalb dem Nationalrat sehr wichtig; wie schon gesagt, widmete sich ihr nach Vereinbarung Štefánik; auch Beneš pflegte nach Italien zu reisen und unterhielt mit der italienischen Botschaft in Paris einen beständigen Verkehr. Da ich in dauerndem Einverständnis mit den Südslawen arbeitete, hatte ich mit dem italienisch-slawischen Problem fortwährend zu tun.

Unsere Kolonien gingen mit den Südslawen gemeinsam vor; wir veranstalteten z. B. im August (1916) eine gemeinsame Versammlung gegen Österreich, der Vicomte Templetown präsidierte und in der auch Seton-Watson sprach.

Der Streit über Italien nährte, wie ich beobachtete, die alte Unstimmigkeit zwischen Serben und Kroaten; auch persönlicher Zwist stellte sich ein; die Gegensätze nahmen bereits einen solchen Charakter an, daß sie dem guten südslawischen Namen schaden.

Die Südslawen besaßen in Seton-Watson und Steed warme Verfechter; beide exponierten sich in der italienischen Sache für den Standpunkt des Südslawischen Ausschusses. Seton-Watson organisierte den wichtigen serbisch-englischen Hilfsverein; nach seinem Vorbild wurde etwas später auch der tschechisch-englische Verein organisiert. In Paris bildete sich (im Frühjahr 1917) der Montenegrinische Ausschuß mit regierungs- (königs-) feindlicher Richtung; er gab im März sein Programm der nationalen Vereinigung heraus.

Ich war häufig mit Supilo, meinem Helfer gegen Ährenthal, zusammen; überhaupt verschaffte mir mein früheres Eintreten für die Südslawen (für Bosnien und Herzegowina 1891/93 — der Agramer und der Friedjung-Prozeß — der Kampf gegen Ährenthal und der Prozeß in Belgrad) eine merkwürdige Stellung unter allen Südslawen ein. Supilo war gleich zu Beginn des Jahres 1915 in Rußland gewesen und von dort sehr aufgebracht zurückgekehrt, weil die Russen dem Londoner Pakt beigetreten waren; ich will die Sache im russischen Kapitel erzählen. Hier gedenke ich unseres Verkehrs in London. Er begann in Genf. Es dauerte nicht lange, und Supilo kam nicht bloß mit den Russen und den Serben auseinander, sondern auch mit dem Südslawischen Ausschuß ich;

gab mir Mühe, die Sache einzurenken, — am Tage vor meiner Abreise nach Rußland versprach mir Supilo, sich zu versöhnen. Ich ahnte allerdings nicht, daß wir uns an jenem Tage zum letztenmal gesehen hatten; doch sein Versprechen hat er gehalten.

39.

Die tschechische Kolonie in London und in ganz England war nicht groß; einige persönliche Gegensätze waren schon während meiner ersten Anwesenheit in London ausgeglichen worden. Ich kam mit meinen Landsleuten gewöhnlich bei Herrn Sykora (einem Restaurant) zusammen. Er und Herr Fr. Kopecký hatten viel Mühe mit den englischen Behörden, um die Interessen unserer Leute zu schützen, Herr Kopecký widmete sich außerdem der Agitation für den Eintritt in die englische Armee und ging selbst mit gutem Beispiel voran. Im Juni (1916) traf aus Amerika ein junger slowakischer Jurist, Stefan Osuský, ein; nach einiger Zeit begab er sich nach Frankreich zu Dr. Beneš und wurde, nachdem er rasch französisch gelernt hatte, ein wertvoller Mitarbeiter unserer Bewegung.

Aus meinem mehr privaten Leben erinnere ich mich einer abermaligen Blutvergiftung. Die Ärzte in London vermochten mir die Sache nicht aufzuklären. Der unangenehme Zwischenfall hatte das Gute, daß man für mich eine in Wales geborene Pflegerin fand; so hatte ich Gelegenheit, vieles aus dem nationalen Leben von Wales zu hören. Meine Pflegerin kannte auch Lloyd George, der eine Kirche in Wales zu besuchen pflegte, wo er manchmal auch sprach. Auf ärztlichen Rat reiste ich auf eine Zeit an die See nach Bournemouth; hier wurde ich operiert, der Chirurg behauptete, die Vergiftung sei durch die Wäsche verursacht. Die Vermutung lag nahe, daß sich auf diese Weise die österreichischen Feinde um mich bemühten. Daß sie mir nachspürten, davon hatte ich schon in Genf, dann auch in London Beweise erhalten. Für alle Fälle besuchte ich überall Schießstätten und übte mich im Revolverschießen ein; aber das hätte ich wohl auch ohne all dies getan, — ich hatte immer Scheibenschießen gern und freute mich, wenn ich genau traf. Für meinen Schutz genügte mir, wenn meine Späher sahen, daß ich mich vorbereite.

Ich will auch erwähnen, daß Diebe in meine Wohnung einbrachen; anscheinend waren es Agenten, die mein Archiv be-

suchen wollten. Durch einen glücklichen Zufall wurden sie gestört; für die Zukunft ließ ich auf den Rat der Polizei alle möglichen Zugänge ins Haus mit elektrischen Klingeln versehen.

40.

In London und überall besuchte ich Kinos, um Kriegsfilme zu sehen; man führte den Krieg von den ersten Vorbereitungen in den Fabriken und Werften bis in die Schützengräben vor, überhaupt alle Gebiete der Kriegstechnik; die Franzosen boten mehr politische Stücke. Das französische und das englische Publikum zeigten Gefallen an Sentimentalitäten, doch die englischen und die amerikanischen Filme waren nicht so traurig wie die französischen.

In London, später in Amerika, bemerkte ich, daß beim Auftreten politischer und militärischer Persönlichkeiten am lebhaftesten der König der Belgier akklamiert wurde, mehr als Joffre und Foch, — in England und ebenso in Amerika war das Volk um Belgiens willen in den Krieg gegangen.

Beim Besuche der Kinos wurde mir bewußt, daß in der englischen (neueren) Literatur alle Romane eine nötige Portion von Kinematographismus enthalten, Hardy, Meredith u. a. — eine Vorliebe für rätselhafte und detektivartige Verwicklungen; die Deutschen und in ähnlicher Weise wir analysieren, belehrt und verdorben durch die Russen, die Seele und graben aus, was wir Geheimnisvolles und Krankhaftes in ihr finden; der Engländer und der Amerikaner ist stets naiver, ihn interessiert der eher mechanische Rebus, aber auch er versteht es, sich gründlich durch moderne Theorien, Probleme und Überprobleme und gegebenen Falles selbst durch die lächerliche Psychologie Freuds zu verderben; siehe der erwähnte Mr. Lawrence, der manchmal fast wie Barbusse und Jaeger ist! (Übrigens ist in der älteren französischen Literatur — Balzac! — der Roman bereits ein Detektivroman.)

Im Kino waren die Schützengräben und die Schützengrabenkämpfe bequem zu schauen, — aber bei Verdun kämpfte man seit Ende Februar das ganze Jahr 1916 Monat um Monat furchtbar und blutig. Die Deutschen errangen nicht den Sieg, und das charakterisierte die Kriegslage. Weitere langwierige und blutige Stellungskämpfe (an der Somme). War im Jahre 1915 die Ostfront für die Entwicklung der Gesamtsituation des Krieges wich-

tiger gewesen, so kehrte 1916 der Schwerpunkt an die französische Front zurück; in Rußland führten die Deutschen ihren pangermanischen Plan durch. Anfang 1917 Mitau. An die Spitze der deutschen Armee waren Hindenburg und Ludendorff gestellt worden (August 1916); auch in der Leitung der französischen Armee vollzogen sich ernste Änderungen; Nivelle wurde (im Dezember) an Stelle Joffres, der mit der Marschallwürde entlohnt wurde, zum Generalissimus ernannt, Foch wurde Chef des Generalstabes. General Nivelle versuchte seit April 1917, die deutsche Front durchzubrechen, — vergeblich; die Verluste an Menschenleben waren zu groß. Die Deutschen verkürzten (im März 1917) die Front (Siegfriedstellung) und hatten am 1. Februar den uneingeschränkten Unterseebootkrieg begonnen.

Seit Anfang des Jahres 1916 trafen reichliche englische Kräfte auf dem Kriegsschauplatz ein, und obwohl sie anfangs in Belgien und im Norden verblieben, wurde ihre Ankunft doch an der ganzen französischen Front verspürt. Im Jahre 1916 wurde sichtbar, daß die Alliierten mit ihrer Menge von Waffen und Kriegsmaterial in der Übermacht waren; die deutsche Armee wurde nervös und verlor die Zuversicht.

Ich beobachtete das Wachsen der englischen Armee. Ich sah die Musterungen, das Leben in den Kasernen und in den Lagern — ich hatte die Tommys herzlich gern. Durch London kamen auch die Kanadier; mich interessierten die kanadischen Franzosen und ihre Sprache, ich suchte sie darum auf.

Dem Beobachter auf dem Festlande mußte auffallen, um wieviel besser die ganze Versorgung der englischen Armee war; die Amerikaner übertrafen darin noch die Engländer. Überhaupt muß man den Engländern und Amerikanern eine gute und, ich möchte sagen, große Eigenschaft zuerkennen: Beständigkeit und Ausdauer. Mr. Steed tröstete uns — und die englischen Freunde — immer; der Engländer komme schwer in Schwung, dann aber sei er und bleibe im Schwung, — was 1916 Mrs. Humphry Ward über den englischen Kriegswillen geschrieben hatte, bestätigte sich aufs Wort.

Den unerwarteten Tod Kitcheners empfanden in England viele gleichsam als ungünstiges Omen, doch waren der Rückzug von den Dardanellen (18. Januar 1916) und die Niederlage bei Kut-el Amara in Mesopotamien (28. April) schon vor seinem Tode

(5. Juni) passiert. Die Versenkung des Kreuzers „Hampshire“ soll durch eine deutsche Mine, nicht ein Unterseeboot verursacht worden sein, denn die Abfahrt des Marschalls war absolut geheim gehalten worden; dennoch wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß sie verraten und Kitchener das Opfer eines Unterseebootes geworden sei. Man glaubte in unserem Kreise, der Verrat sei, wenn einer geschehen sei, in Petersburg verübt worden; denn Kitchener war auf Einladung des Zaren dahin gereist, um den Russen einen strategischen Plan gegen Österreich auszuarbeiten. Über die Episode an den Dardanellen wurde in London fortwährend lebhaft debattiert; möglich, daß ein Fehler begangen worden war, aber andererseits wirkte der kühne Versuch auch anfeuernd. Die Seeschlacht bei Jütland (31. Mai—1. Juni 1916) wurde in London zuerst so gemeldet, als hätten die Engländer sie verloren; erst durch die weitere Darlegung wurde die Sache aufgeklärt. Tatsache ist, daß die deutsche Flotte sich nach dieser Niederlage nicht mehr zu einem Seeangriff hervorgewagt hat.

In Mesopotamien machten die Engländer ihre früheren Niederlagen wieder wett und eroberten Bagdad, — ich erblickte darin eine sehr erwünschte Durchlöcherung des pangermanischen Berlin—Bagdad. Auch Jerusalem wurde genommen. Auf dem Balkan eröffnete General Sarrail von Saloniki aus eine erfolgreiche Aktion; dabei konnten sich die Reste der serbischen Armee zur Geltung bringen, was für Serbien eine beträchtliche politische Bedeutung hatte.

Die Italiener erlitten Verluste in Tirol, drangen aber am Isonzo vor und eroberten Görz; es sei vermerkt, daß Italien (Ende August 1916) an Deutschland den Krieg erklärt hatte.

In Rußland machte Brusilov (Juni—November 1916) einen Ausfall gegen die Deutschen und Österreicher und marschierte siegreich vor (Luck!); er nahm Hunderttausende von Österreichern gefangen, darunter viele künftige tschechoslowakische Legionäre, mußte aber bald haltmachen; trotzdem wurden durch seinen Vormarsch die Franzosen entlastet, da einige deutsche Truppenteile vom Westen nach dem Osten gebracht worden waren, ebenso wie die Italiener entlastet worden waren, als die Mitte Mai aus den Tiroler Bergen vorgetragene, anfangs erfolgreiche österreichische Offensive infolge Abtransportes österreichischer Truppen auf den russischen Kriegsschauplatz hatte eingestellt werden müssen.

Auch Rumänien wurde nach langwierigen Verhandlungen mit Rußland und der Entente durch den russischen Vormarsch gewonnen und erklärte den Krieg (27. August), aber nach raschem Vordringen in Siebenbürgen beherrschte Mackensen am Ende des Jahres bereits Bukarest.

Trotz dem Augenblickserfolg Brusilovs brachte das Jahr 1916 die völlige Ausschaltung und den Rückzug der slawischen Heere, — Rußland war endgültig geschlagen; die serbische Niederlage vom Ende 1915 erreichte im Januar 1916 durch die Niederlage und Besetzung Montenegros ihren Gipfel. Am 15. Januar 1916 habe ich in meinem Tagebuch notiert: *ad* Berlin—Bagdad: Der erste Balkanzug Berlin—Wien—Budapest—Belgrad—Sofia—Konstantinopel!

Im April (1916) begann der Aufstand in Irland; Lloyd George wurde Kriegsminister (6. Juli) und Premier (7. Dezember). Für Rußland war kennzeichnend, daß Stürmer Premier wurde (2. Februar—23. November). Benckendorff erblickte einen gefährlichen Germanophilen in ihm. In Österreich folgten die Deutschen dem Vorbild der Magyaren: am 11. Oktober 1915 war „Österreich“ entstanden, um drei Jahre zu vegetieren; der Tod des Grafen Stürgkh (21. Oktober 1916) und Franz Josephs (21. November 1916) waren Vorzeichen des baldigen Falles.

Das Jahr 1917 wurde politisch und militärisch für alle Nationen verhängnisvoll. Vor allem für Rußland. Daß Rußland vor einem Sturm stehe, war schon längere Zeit geflüstert worden; Stürmers Regime wurde allgemein verurteilt. Wenn die russische Zensur auch unbarmherzig keine Nachrichten über die innere Erregung nach Europa durchließ, waren doch nur zu viele Engländer und Franzosen in Rußland, die Alarmnachrichten schickten und brachten. In London und Paris machten die Mitglieder der russischen Duma bei ihrem Besuch im Westen auf die Lage in Petersburg und in der Armee aufmerksam; später beleuchtete Miljukovs Dumarede gegen Stürmer (14. November 1916), die sich in der Frage zuspitzte: Wahnsinn oder Verrat? den breitesten Kreisen die Situation.

Wie in England die russische Revolution zuerst aufgefaßt wurde, ersieht man daraus, daß man vom Fall des germanophilen Regimes erwartete, Rußland werde den Krieg besser und erfolgreicher führen.

Ein zweites weitreichendes Ereignis war die Entscheidung Amerikas, sich den Alliierten im Kampfe gegen die Zentralmächte anzuschließen und Deutschland den Krieg zu erklären.

Neben den Kämpfen auf den Kriegsschauplätzen zu Lande war seit Beginn des Krieges der Kampf zwischen England und Deutschland zur See entbrannt. An diesen Kampf wird gewöhnlich weniger gedacht, aber in Wirklichkeit war er sehr erbittert und für die Entscheidung des Krieges sehr bedeutsam. Deutschland hatte durch seinen übermäßigen Bau der Kriegsflotte und sein Bestreben, alle Meere zu okkupieren, England herausgefordert, so daß dieses sofort nach Erklärung des Krieges die Blockierung Deutschlands und seiner Verbündeten begonnen hatte, um die Einfuhr von Lebensmitteln und Industrierohstoffen unmöglich zu machen. Die französische Flotte half England dabei. Deutschland antwortete mit dem Unterseebootkrieg. Ich will mich über die Entwicklung dieses Ringens zur See nicht verbreiten; ich erinnere nur daran, daß Amerika die Gefahr für seine Flotte und seinen Handel herausfühlte; gleich am 6. August 1914 versuchte es zwischen den kriegführenden Parteien zu vermitteln — ohne Erfolg. Als Deutschland im Februar 1915 die englischen Gewässer als Kriegsschauplatz erklärte, protestierte Amerika unverweilt; die Proteste wiederholten sich, als das Leben amerikanischer Staatsbürger durch die deutschen Unterseeboote bedroht wurde. Die Deutschen verschärften ihren Unterseebootangriff (Februar 1916), bis sie schließlich mit dem uneingeschränkten Kampf begannen (1. Februar 1917). Amerika war gegen Deutschland aufgebracht. Die Abneigung gegen Deutschland war in Amerika durch die deutsche und österreichische Propaganda und den Kampf gegen die amerikanische Industrie und den Handel in Amerika selbst verstärkt worden; darüber will ich berichten, bis ich unsere Teilnahme an der Bekämpfung dieser deutschen Aktion darlegen werde.

Die deutschen Unterseeboote erzielten anfangs bemerkenswerte Erfolge; in England mehrten sich im Frühjahr 1917 warnende und sehr pessimistische Stimmen, die die Aushungerung Englands und die Kapitulation erwarteten. Unter diesen Pessimisten befand sich auch Lloyd George.

Da ich seit Herbst 1915 in England lebte, verfolgte ich dieses Ringen mit Deutschland zur See natürlich aufmerksam; in London



wurde ich beständig darauf gestoßen, bald auch im täglichen häuslichen Leben. Beständig wurde die Möglichkeit einer deutschen Invasion lebhaft diskutiert; die Möglichkeit einer Invasion wurde offiziell noch im Frühjahr 1918 zugegeben; die Frage hatte eine große Bedeutung, weil die Zahl des Militärs abgeschätzt werden mußte, das daheim in Bereitschaft bleiben mußte und daher nicht nach Frankreich gesendet werden konnte.

Ich verfolgte darum auch die amerikanischen Kundgebungen gegen Deutschland mit begreiflichem Interesse; diese Proteste waren schon vor der Versenkung der „Lusitania“ (7. Mai 1915) energisch und verschärften sich in den Noten über die „Lusitania“. Ich erwähne gleichfalls die amerikanische Note gegen Österreich wegen Versenkung der „Ancona“ durch ein österreichisches Unterseeboot (im Dezember 1915). Im Jahre 1916 folgten die Noten wegen Versenkung des französischen Dampfers „Sussex“, bis schließlich am 6. April 1918 der Krieg erklärt wurde. Damit waren gewiß nicht nur die Erfolge der deutschen Unterseeboote, sondern auch der deutschen Armeen aufgewogen. Das war meine feste Hoffnung, als ich mich entschloß, auf eine Zeit nach Rußland zu gehen.

#### 41.

Unsere systematische und unermüdliche Propaganda trug überall Früchte. In den politischen Kreisen half uns ausgiebig Seton-Watsons (seit Oktober 1916 erscheinende) Revue „The New Europe“. In den öffentlichen Erklärungen der alliierten Presse und der Politiker wurde unser antiösterreichisches Programm immer bestimmter verkündet und das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker betont. Allerdings hatte in England der Überfall auf Belgien sofort nach Beginn des Krieges die Aufmerksamkeit auf die kleinen Völker gelenkt.

Allein die gespannte Lage auf den Kriegsschauplätzen war fortwährend beunruhigend. Die Deutschen schrien ihren Sieg aus, fingen aber mit Friedensangeboten an; man kann sagen, daß sie nicht mehr sicher waren, den Sieg festzuhalten. Jetzt wissen wir allerdings, daß Ludendorff u. a. schon Ende 1916 die Lage auf den Kriegsschauplätzen als bedroht ansahen (möglich, daß man durch diese „Befürchtungen“ den Unterseebootkrieg erzwingen wollte?). Die Idee, sich aus Frankreich zurückzuziehen

und den Osten — Rußland — zu behalten, war bei dem Angebot offenbar. Kaiser Wilhelm befahl nämlich am 31. Oktober (1916) Bethmann-Hollweg, einen Friedensvorschlag auszuarbeiten; am 12. Dezember überreichte der deutsche Kanzler dem amerikanischen, schweizerischen und spanischen Vertreter seine Vorschläge. Diese Vorschläge beantwortete als erster Briand ablehnend, nach ihm die übrigen alliierten Staatsmänner; am 30. Dezember antworteten die alliierten Regierungen kollektiv.

Ein neuer und wichtiger politischer Faktor tritt in dieser Zeit in der Person des Präsidenten Wilson auf; er war am 7. November 1916 neu zum Präsidenten gewählt worden, und schon dies gab ihm ein großes Gewicht. Gleich am 21. Dezember wandte er sich mit der Frage nach den Bedingungen eines möglichen Friedens an die kriegführenden Nationen. In dieser seiner Botschaft betont er das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker und Staaten und schlägt einen Völkerbund vor. In der Botschaft fällt der Passus auf, wo der Präsident ausdrücklich hervorhebt, daß seine Aktion nicht durch das Friedensangebot der Zentralmächte hervorgerufen werde: später kam heraus, daß man von Berlin aus schon seit dem Sommer 1916 auf Wilson gewirkt hatte, eine Friedensaktion zu unternehmen, und daß er deshalb durch das Auftreten Berlins und Wiens unliebsam überrascht worden war.

☒ Diese Initiative Wilsons in der Frage des Friedens beantworteten die Alliierten mit einer gemeinsamen Note am 12. Januar 1917, und diese Antwort ist ein glänzender Erfolg unserer Sache; hier lesen wir nämlich unter den Forderungen und Bedingungen des Friedens: „die Befreiung der Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechoslowaken von der Fremdherrschaft.“

☒ Die Antwort rief in unseren Kolonien Aufsehen hervor und stärkte uns sehr; Aufsehen wurde auch in der alliierten Publizistik und in den politischen Kreisen hervorgerufen, vor allem dadurch, daß wir Tschechen und Slowaken besonders genannt wurden. Doch gerade das gab Anlaß zu einer gewissen Unzufriedenheit in der südslawischen und der polnischen Kolonie. Ihnen erschien unser Erfolg unverhältnismäßig groß.

Ich las aus dem Text sofort heraus, daß das Wort „Tschechoslowaken“ in den schon fertigen Wortlaut, der allgemein die Befreiung der „Slawen“ forderte, eingefügt worden war; das wurde mir später bestätigt. Dr. Beneš hatte von der Vorbereitung der

Alliierten-Antwort erfahren; er verhandelte mit M. Berthelot u. a., doch die Schwierigkeiten waren groß, weil die Alliierten zögerten, sich zur völligen Zertrümmerung Österreich-Ungarns zu verpflichten und den Völkern die sichere Befreiung zu versprechen. Dr. Beneš legte mündlich und durch Memoranden Wert darauf, daß dieses Versprechen zur Stärkung des Widerstandes der unterdrückten Nationen gegeben werde, und verlangte hauptsächlich die ausdrückliche Erwähnung der Tschechen und Slowaken. In diesem seinen Bestreben gewann Dr. Beneš einflußreiche Persönlichkeiten (M. Leygues, den Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses); André Tardieu schrieb im „Temps“ einen Artikel zu unseren Gunsten, Redakteur Sauerwein im „Matin“ (beide Artikel am 3. Januar). Durch den Artikel im „Matin“ wurde Minister Briand an das mir im Jahre zuvor gegebene Versprechen erinnert.

Die Verhandlungen über die Antwort erfolgten zwischen Paris, Rom und London, und es wurde beschlossen, nur von Slawen überhaupt zu sprechen, um Unstimmigkeiten zwischen Italienern und Südslawen zu vermeiden. Aber dem französischen Ministerium des Äußern gelang es, dem Drängen des Dr. Beneš stattzugeben.

Das in der Note enthaltene Wort „Tschechoslowaken“ hat eine interessante innere Geschichte; es gab drei Vorschläge: die Befreiung von „Böhmen“ — „des tschechischen Volkes“ — „der Tschechoslowaken“; der letzte Vorschlag wurde in einer Beratung von Dr. Beneš, Štefánik und Dr. Osuský angenommen.

Präsident Wilson verlor nach der Antwort der Alliierten nicht die Hoffnung auf eine verhältnismäßig baldige Verwirklichung des Friedens. Herr Bernstorff berief sich auf die Autorität des Obersten House und forderte von seiner Regierung die deutschen Friedensbedingungen ein (28. Januar 1917). Die deutsche Regierung sandte darauf am 29. Januar das Verzeichnis der Forderungen; Deutschland benützte völlig den Status quo auf den Kriegsschauplätzen und dachte insbesondere an eine Grenzregelung gegen Rußland, wobei es sich Polens als eines Deutschland ergebenen Landes annahm. Der Eindruck dieser Antwort war in Washington nicht befriedigend.

Für die deutsche Diplomatie ist es kennzeichnend, daß sie, während sie ihre Friedensbedingungen überreichte, Wilson zu-

gleich den uneingeschränkten Unterseebootkrieg anzeigte. Die öffentliche Bekanntgabe des Unterseebootkrieges geschah am 31. Januar, und bereits am 5. Februar brachen die Vereinigten Staaten die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab. Und es ist für die Situation charakteristisch, daß Präsident Wilson den Neutralen vorschlug, das gleiche zu tun; ziemlich interessant waren die Antworten dieser Staaten (soweit ich feststellte, antworteten zehn Staaten), ausweichend die einen, ablehnend die anderen.

Parallel mit der deutschen Friedensaktion begann Österreich, als in Amerika die Spannung gegen Deutschland zunahm, eine besondere Friedensaktion. Kaiser Karl wandte sich durch seinen Schwager Sixtus heimlich an Poincaré und die westlichen Staatsmänner. Darüber werde ich eingehender in anderem Zusammenhang berichten.

Alle Friedensaktionen verfolgte ich sehr aufmerksam; sie kennzeichneten die Gesamtlage nicht weniger als die Aktionen auf den Schlachtfeldern. Der Fall des Zarismus und die russische Revolution stärkte überall die Hoffnung auf Frieden und den Pazifismus; die russische Provisorische Regierung veröffentlichte (10. April) eine Erklärung, in der sie allen Nationen das Recht auf Selbstbestimmung versprach; es folgte die Erklärung aller russischen Arbeiter- und Soldatenvertreter (15. April), die einen Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen verlangte, und eine Erklärung der Sozialdemokratie in Deutschland, Österreich und Ungarn (19. April), die sich der Erklärung der russischen Arbeiter und Soldaten anschloß.

Andererseits wurden diese Kundgebungen durch die Kriegserklärung Amerikas abgeschwächt; aus den Kundgebungen Wilsons und der Alliierten sah man, daß Amerika den Krieg wirklich erklärte, keineswegs nur als Druckmittel für den Augenblick. Die rasche und in gewissem Maße vorbereitete Rüstung Amerikas ließ keinen Zweifel daran übrig.

42.

Ich erwartete nicht, daß der große Erfolg in der Antwort der Alliierten an Wilson, der durch die große Anstrengung von unserer Seite und die seltene Freundschaft Frankreichs erreicht worden war, daheim, was ich so fürchtete, ein Desaveu der Abgeordneten bewirken werde.

Die Zustände daheim beobachtete ich natürlich mit großer Sorgfalt; wir erhielten, wie schon berichtet, österreichische und tschechische Blätter, und außerdem wurden uns von verschiedenen Boten aus Prag und Wien Nachrichten gebracht. Dazu bemühte ich mich, die wichtigsten Berichte von den alliierten Regierungen zu erhalten.

Wie ich schon angedeutet habe, warf man uns im Auslande Passivität vor; die feindliche Propaganda wies darauf beständig und ziemlich wirksam hin. Wir verwiesen auf die Verfolgungen; es ist aber begreiflich, daß in den Ententeländern selbst solche Tatsachen wie die Verhaftung und Verurteilung Dr. Kramářs und Dr. Rašins keinen solchen Eindruck hervorriefen wie daheim, — die Menschen hatten überall ihre Sorgen und Schmerzen, insbesondere in Frankreich, wo fast jede Familie den Tod eines Mitgliedes betrauerte. Doch verwerteten wir selbstverständlich alles, was sich für uns anständigerweise verwerten ließ, und dessen gab es genug. Z. B. schilderte die gerichtliche Begründung des Urteils gegen Dr. Kramář unsere antiösterreichischen Bestrebungen sehr beredt — die Dummheit Wiens und des Generalissimus schädigten sich auch in diesem Falle selbst, und wir benützten freilich, was sie uns boten.

Ich beobachtete daheim die Zerrissenheit der Parteien und der Personen; die Verhältnisse hatten sich seit meinem Weggang nicht besonders gebessert; aber das schadete nicht so sehr, weil es unter dem militärischen und politischen Druck kein öffentliches politisches Leben gab. Darum begrüßte ich gegen Ende des Jahres 1916 den Versuch, die tschechischen Abgeordneten und Parteien im Tschechischen Verband und im (unvollständigen) Nationalausschuß zu vereinigen. Als Franz Joseph starb (21. November 1916) und Karl sein Nachfolger wurde, war der Zusammenschluß der Abgeordneten und der politischen Menschen in dieser Situation verständlich und allerdings notwendig. Der Tod Franz Josephs stärkte unsere Position; schon seit vielen Jahren war überall die Meinung verbreitet, daß Österreich mit dem Tode des alten Kaisers infolge seiner Zerrissenheit zerfallen werde. Diese Meinung hatte ich vor dem Kriege oft gehört, in Amerika und anderswo; und der Tod des populären kaiserlichen Greises schien den Leuten ein Omen und der Beginn des Zerfalls seines Reiches zu sein. Der neue Kaiser war unbekannt, und was man von ihm hörte, er-

weckte keine Hoffnungen. Schon die Ermordung Stürgkhs, die dem Tode des Kaisers vorausgegangen war, hatte die Schwächen Österreichs aufgezeigt; später wirkte die Verteidigungsrede Dr. Adlers durch seine Anklage Österreichs (Dr. Adler betonte wirksam die Schuld Österreichs am Kriege) für Österreich wiederum ungünstig. Wir sorgten dafür, daß derartige Dokumente im ganzen Ausland gründlich verbreitet wurden.

Es kam die Antwort der Alliierten an Wilson. Daß die katholische Partei sich mit der Ablehnung beeilt hatte (gleich am 14. Januar 1917), überraschte nicht; und es überraschte nicht, daß die deutschen und österreichischen Organe diese Loyalität der Welt verkündeten. Doch stellte sich auch das Desaveu des Tschechischen Verbandes ein. Ich begriff die schwere Lage, in die die Abgeordneten geraten waren, und erwartete, daß sie, insbesondere durch die Erklärung der Klerikalen, gezwungen sein würden, etwas zu sagen; es handelte sich freilich nur darum: wie. Ich stellte mir vor, wie sich die Antwort formulieren ließe, — sie fiel anders aus. Doch war sie dadurch abgeschwächt, daß man mich nicht nannte, die Blätter und die politische Öffentlichkeit beachteten darum die Verleugnung in dieser Unbestimmtheit nicht so; vor allem aber erwies uns Czernin einen Dienst dadurch, daß nur eine kurze Zuschrift veröffentlicht wurde, die von drei Abgeordneten unterschrieben war, deren Namen man im Ausland nicht kannte. Die austrophilen Kreise nützten allerdings die Verleugnung reichlich aus; es bereitete uns ziemlich viel Arbeit.

Unsere Gegner fanden auch Gefallen an der Erklärung des Tschechischen Verbandes des Nationalausschusses (19. November), die sich zur Dynastie und ihrer historischen Sendung bekannte. Und ebenso erblickten sie in der Beteiligung beider Körperschaften an der Krönung Kaiser Karls in Budapest (30. Dezember) einen Beweis gegen unsere Auslandsaktion; das Desaveu verbanden sie dann ziemlich geschickt mit diesen Handlungen.

Ich selbst erklärte mir die Verleugnung als eine Dankbezeugung für die Amnestierung Dr. Kramářs und seiner Genossen. Aber Kaiser Karl bestätigte durch seine Amnestie die Anschauung Franz Josephs, der die Anklage wegen Hochverrats als Schwäche ansah; das hatten wir draußen gehört, Wien hätte es nicht gewagt, an das Leben unserer Gefangenen zu rühren, und es war nicht

nötig, die Amnestie so teuer zu bezahlen. Unsere Politik daheim konzentrierte sich, so schien es uns draußen, allzu ängstlich auf die Befreiung der Häftlinge. Mir kam auch der Gedanke, das Desaveu sei durch den Einfluß des Kaisers hervorgerufen, der in jener Zeit sich schon auf Sonderfriedensverhandlungen mit Frankreich und der Entente vorbereitete und die Unsrigen durch die Aussicht auf baldigen Frieden gewann. Das war ein gewiß ernster Umstand. Einen schlimmeren Eindruck hatte ich vom späteren Glückwunschtelegramm, das an Boroewić gesandt wurde; er hatte nur einen der damals üblichen Siege in einer kleineren Aktion an der italienischen Front errungen, — desto auffallender war, daß man besonders gratulierte.

Im Sommer 1916 erschien unter der Redaktion Dr. Tobolkas ein Buch über das tschechische Volk („Das böhmische Volk“); die Austrophilen benützten es als Beweis dafür, wie Österreich für seine Völker gesorgt hat und sorgt. Sie konnten sich auf die Tatsache berufen, daß nirgends im Buche etwas gegen Österreich gesagt werde. Das bekämpften wir leicht durch den Hinweis auf die Militärzensur; die Magyarophilen beriefen sich gegen uns auf die Landkarte darin, die die Ausbreitung der tschechischen Nation nur auf dem österreichischen Gebiet veranschaulichte und die Slowaken außer acht ließ; dagegen verwiesen wir auf den Text, wo von den Slowaken die Rede ist. Sachlich benützten wir Tobolkas Publikation reichlich durch Verarbeitung der wirtschaftlichen und anderen Aufsätze.

Mehr und überflüssige Arbeit bereitete uns das Sammelbuch „Austria Nova“ und die Monatsschrift „Das neue Österreich“ mit Aufsätzen von unseren Leuten.

Das Desaveu entging bald der Beachtung — die russische Revolution und die Teilnahme Amerikas am Kriege nahmen die Gedanken gefangen und stärkten die Hoffnungen auf den Sieg der Alliierten. Wir sahen, daß auch bei uns daheim die Abgeordnetenkundgebung am 14. April (1917) offenbar durch die russische Revolution hervorgerufen worden war; uns draußen half sie, denn sie enthielt, wenn auch noch indirekt, eine Kritik Österreichs.

Als angesichts dieser Lage in Wien das Parlament einberufen wurde, hegte ich keine so großen Befürchtungen mehr wie früher.

## V

### Der Panslawismus und unsere Revolutionsarmee

(Petersburg—Moskau—Kiew—Wladiwostok: Mai 1917—1. April 1918)

43.

Die ersten Meldungen über die russische Revolution waren unbestimmt und unglaubwürdig; ich hatte sie von allem Anfang an befürchtet, und als sie eintrafen, war ich doch, und zwar unangenehm, überrascht: — was werden die Folgen für die Alliierten und die Kriegführung sein? Nachdem ich mich aber informiert und halbwegs orientiert hatte, sandte ich am 18. März an Miljukow und Rodzianko ein Telegramm, worin ich meine Befriedigung über den Umsturz ausdrückte. Ich legte Nachdruck auf das slawische Programm; das war nach der Situation weder für Rußland noch für den Westen überflüssig. Es war mir nicht leicht gewesen, vom Plan der Alliierten, die kleinen Nationen zu befreien und die Demokratie zu stärken, zu sprechen, solange ich wußte, daß einer der Alliierten, das zarische Rußland, Demokratie und Freiheit nicht begehrte; darum konnte ich jetzt, nach der Revolution, ohne jeden Vorbehalt sagen, daß das freie Rußland das volle Recht habe, die Befreiung der Slawen zu verkünden. Ich formulierte das slawische Programm kurz in folgenden Worten: Vereinigung Polens im engeren Verband mit Rußland, Vereinigung der Serben, Kroaten und Slowenen und desgleichen Vereinigung und Befreiung von uns Tschechen und Slowaken. Dem fügte ich hinzu, daß es sich nicht allein um uns Slawen handle, sondern auch um die lateinischen Nationen, um Franzosen, Italiener und Rumänen, und ihre gerechten nationalen Ideale.

Wie man sieht, entsprach dieses Programm der jüngst an Wilson gerichteten Antwort der Alliierten und den Anschauungen der uns nahestehenden politischen alliierten Kreise; auch mußte ich auf

die damalige russische Regierung und speziell auf Miljukov als Außenminister Rücksicht nehmen. Miljukov antwortete sofort freundschaftlich.

Die Nachricht von der Revolution und namentlich von ihrem raschen Verlauf beunruhigte mich, wie gesagt. Bei aller Kenntnis Rußlands kannte ich im gegebenen Augenblick nicht alle handelnden Personen und ihre Bedeutung. Man kann Befürchtungen hegen, eine Ahnung haben, kann sich ein Bild von der Gesamtlage machen und vermuten, wie sie sich wohl äußern werde, aber es ist etwas anderes, im gegebenen Moment die konkrete Kenntnis der Wirklichkeit, d. i. letzten Endes der wichtigsten handelnden Personen, ihrer Triebfedern und Pläne zu haben. Und diese Kenntnis fehlte mir. Von der Bourgeoisie und den Sozialisten (den Demokraten und den Revolutionären) hatte ich die Revolution nicht erwartet, ich wußte, daß sie nicht vorbereitet waren; ich hätte nach den Niederlagen einen demonstrativen Putsch erwartet (eine solche Demonstration war die Tagung der Duma, obgleich sie durch den Zaren aufgelöst worden war), aber daß die Armee und der ganze Staatsapparat mitsamt dem Zarismus so in der Tiefe aufgewühlt waren, wie sich zeigte, das war doch nur eine Überraschung, so sehr ich auch den Zarismus und seine Unfähigkeit längst durchschaut und verdammt hatte. Mein Verhältnis zum offiziellen Rußland war unliebsam. Ich befand mich längst auf dem Index; dagegen hatte ich Freunde in den fortschrittlichen Parteien. Schon die Übersetzung meines ersten Buches (über den Selbstmord) war vernichtet worden, doch hatte sie z. B. Tolstois Interesse erweckt. Meine „Kritik des Marxismus“ war von der zarischen Zensur freigegeben worden, wurde in russischer Übersetzung viel gelesen und machte mich bekannt; sie schreckte selbst Marxisten nicht ab, obgleich sie mit ihr nicht übereinstimmten. Meine Studien über Rußland waren allerdings wieder verboten worden; trotzdem lenkten sie in der deutschen Ausgabe die Aufmerksamkeit auf sich; ablehnend schrieb z. B. Trockij vom einseitig marxistischen Standpunkt über „Rußland und Europa“ (im Herbst 1914 in der Wiener sozialdemokratischen Zeitschrift „Der Kampf“).

Da ich die Abneigung der reaktionären Elemente gegen mich und gegen die Alliierten kannte, war ich während der zarischen Regierung nach Rußland nicht geeilt; ein Konflikt mit der rus-

sischen Regierung, der möglich war, hätte unsere Feinde gestärkt. Deshalb trachtete ich immer, auf das offizielle Rußland durch die russischen und alliierten Gesandten, durch Svatkovskij und auch durch Russen, die ziemlich häufig nach dem Westen kamen, einzuwirken; mit unseren Leuten war ich durch Briefe, besondere Boten und Mitglieder der Kolonie, die mich aufsuchten, in Verbindung. Als durch die Revolution meine persönlichen Bekannten und Freunde zur Macht gelangten und manche sogar in die Regierung, entschloß ich mich, nach Rußland zu reisen und die Schaffung einer Armee aus unseren Gefangenen durchzusetzen; ich zählte hauptsächlich auf Miljukov als den Außenminister. Wir kannten uns schon längst, waren während des Krieges in England zusammengekommen und hatten uns über die Hauptpunkte des Kriegs- und Friedensprogramms geeinigt.

Zur Reise nach Rußland bewog mich auch die ernste Lage, wie sie sich 1917 an der Hauptfront (im Westen) entwickelt hatte. Ich rechnete damit, in Rußland einige Wochen zu bleiben. Ich richtete alles Nötige in London ein und sprach u. a. noch mit Lord Milner, der gerade von seiner offiziellen Mission aus Rußland zurückgekehrt war, über die dortigen Verhältnisse und machte mich mit einem englischen Paß am 16. April (1917) auf die Reise. Die deutschen Unterseeboote hatten auch gegen die Überfahrt von England nach Rußland einen unerbittlichen Kampf eröffnet; ich sollte am 17. April von dem kleinen Hafen Amble abreisen, aber das Schiff traf nicht ein, weil es versenkt worden war. Ich wartete einen, zwei Tage, da erhielt ich plötzlich ein Telegramm aus London, daß Štefánik aus Rußland zurückgekehrt sei; zugleich kam ein Bote an, ich solle nach London zurückkehren. So hatte der Unglücksfall mit dem Schiff das Gute, daß mir Štefánik einen detaillierten Bericht über den Stand der Dinge in Rußland erstatten konnte. Er gab mir eine Darlegung über die bisherige Entwicklung der Legionen; über die russische Revolution teilte er die Meinung mit hervorragenden russischen Militärs, daß das Vorgehen der russischen Armee gegen die Deutschen nun lebhafter und wirksamer sein werde, denn die germanophilen Einflüsse in der Armee würden jetzt aufhören. Viele leitende Personen im Heere hatten den Umsturz begünstigt und hofften, seine Errungenschaften würden durch den militärischen Sieg gesichert werden.

Auch Beneš kam noch aus Paris, und wir konnten uns so nach Štefániks Nachrichten über die Aktion in Rußland und die weitere Arbeit in Europa noch einmal eingehend beraten.

Ich suchte mir ein zweites Schiff aus und fuhr am 5. Mai nach Aberdeen; das Schiff stach diesmal in See, begleitet von zwei Torpedobootzerstörern. Ich gelangte glücklich nach Bergen; in der Nacht wären wir beinahe auf eine feindliche Mine gestoßen, doch der Kapitän verhütete noch im letzten Augenblick durch eine rasche Drehung das Unglück. Das erfuhr ich erst am Morgen.

In Bergen hielt ich mich kurz auf. In der Stadt war überall zu sehen und zu hören, daß Norwegen mit den Alliierten sympathisierte. Von Bergen fuhr ich über Oslo nach Stockholm und blieb dort einen Tag. Ich wollte nicht übernachten, um nicht durch die Paßformalitäten auf mich aufmerksam zu machen (obgleich ich einen Paß auf fremden Namen besaß); man hatte mir nämlich in London gesagt, die schwedischen Beamten könnten unter österreichischem Druck ihre Neutralität so verstehen, daß ich als erklärter Feind Österreichs interniert werden solle. Ein schweizerisches Präzedens empfahl Vorsicht.

In Stockholm erwartete mich Redakteur Pavlů; man bereitete hier die Versammlung der Internationale, namentlich der skandinavischen und holländischen Sozialisten, vor. In der Internationale gärte es; im April hatte sich die deutsche Sozialdemokratie in Gotha in zwei Lager gespalten und sich die Unabhängige Partei konstituiert. Überall spürte man schon den Einfluß der russischen Leninisten (Lenin war am 4. April in Rußland angekommen), der Pazifismus machte sich geltend und damit auch eine gewisse Germanophilie.

Über Haparanda erreichte ich am 16. Mai Petersburg; bei der Abfahrt vom Bahnhof bemerkte ich eine schwarze Wolke von Raben; in früheren Jahren war mir das offenbar nicht so aufgefallen wie diesmal . . .

Sofort nach der Ankunft suchte ich Miljukov auf, aber er war gerade im Begriffe, von der Regierung zurückzutreten, — eine unliebsame Überraschung; doch knüpfte ich allmählich Beziehungen zu den übrigen Mitgliedern der Provisorischen Regierung an, zum Ministerpräsidenten Fürsten Lvov, zum neuen Außenminister Tereščenko u. a. Natürlich interessierten mich das Außen- und das Kriegsministerium am meisten. Ich fand, wie

ich erwartet hatte, hier und da ein paar vernünftige Menschen, die Argumenten zugänglich waren und den Alliierten ihre Sympathien bewahrt hatten.

In Petersburg waren damals bei der offenkundigen Unfertigkeit und Schwäche der Regierung die Beziehungen zu den alliierten Repräsentanten nützlich. Das war vor allem die französische Militärmission in Petersburg, hauptsächlich General Niessel und Oberst Lavergne; im Hauptquartier Major Buchsenschutz und General Janin, der später unser Generallissimus wurde (er war in Rußland seit April 1916), in Kiew General Tabouis, in Jassy General Berthelot — lauter aufrichtige Freunde und hilfsbereit. Der französische Botschafter M. Paléologue hatte eben Petersburg verlassen (unsere Züge hatten sich anscheinend gekreuzt); dafür befand sich der uns freundschaftlich gesinnte Albert Thomas in Petersburg, während Paléologue ein Austrophile war. M. Thomas Sekretär war Redakteur P. Comert, ein guter Bekannter von Steeds hier.

Sehr bereitwillig erwies sich der englische Botschafter Sir George William Buchanan; er übte im damaligen Petersburg als loyaler Freund der Provisorischen Regierung und der liberalen Kreise überhaupt einen bedeutenden Einfluß aus. Dafür streuten die Konservativen und Reaktionäre handgreiflichen Klatsch über ihn aus, er habe die Revolution hervorgerufen usw.

Sehr regen Verkehr pflog ich mit dem italienischen Botschafter (Marchese Carlotti); er unterstützte mich bei seiner Regierung darin, daß aus den italienischen Gefangenen eine Legion gebildet werde. Lebhaft war schließlich mein Verkehr mit dem serbischen Gesandten Spalajković (bei uns aus dem Friedjung-Prozeß bekannt) und mit dem rumänischen Gesandten Diamandi.

Damals kam nach Petersburg eine amerikanische Mission unter Führung des Senators Root; bei ihr befanden sich auch mein alter Freund Mr. Charles Crane, Dr. John R. Mott u. a. Zugeteilt war ihr der Slawist Professor Harper, ein Sohn des ehemaligen Rektors der Chicagoer Universität zur Zeit, da ich dort Vorträge gehalten hatte. Aus Amerika traf auch Herr Voska ein, der abgesandt worden war, um für die amerikanische Regierung eine Berichterstattung zu organisieren (Slav Press Bureau); ihm standen Landsleute, die Herren Koukol, Redakteur Martinek und Švarc zur Seite. Auch Henderson, der Führer der englischen Arbeiter,

kehrte in Petersburg ein; er war von der englischen Regierung entsandt, um sich über die Zustände in Rußland zu informieren. Auch Vandervelde; wir standen schon früher in literarischer Verbindung miteinander, persönlich waren wir uns auf der Überfahrt von Aberdeen begegnet.

Wie überall, begann ich auch in Petersburg meine Beziehungen zu den Repräsentanten der wichtigsten politischen Parteien und Richtungen anzuknüpfen. Miljukov habe ich bereits erwähnt; ich kam auch mit Struve und anderen Kadetten zusammen. Von den Sozialisten erneuerte ich den Verkehr mit Plechanov, den ich zuletzt in Genf gesehen hatte, und suchte auch Gorkij auf, der damals seine Tageszeitung herausgab. Ich lernte auch manche Sozialrevolutionäre kennen, die Redakteure ihrer Hauptblätter (Sorokin); Savinkov sah ich später in Moskau.

Ich beschränkte mich nicht nur auf politische Personen, sondern erneuerte den Verkehr mit den Universitäts- und akademischen Kreisen.

Als die Regierung Kerenskijs kam, mußte ich mit ihren Mitgliedern verhandeln. Kerenskij selbst begegnete ich nicht, weil er zu oft außerhalb Petersburgs, vor allem an der Front weilte; und ich reiste gleichfalls oft zwischen Petersburg, Moskau und Kiew hin und her; doch häufiger sah ich Professor Vasiljev, seinen Oheim, dem ich meine Botschaften und Gesuche zu übergeben pflegte.

Wie in London und in Paris, veranstaltete ich auch in Petersburg, Moskau und Kiew öffentliche Vorträge oder erweiterte Zusammenkünfte mit hervorragenden und einflußreichen Persönlichkeiten. Ich informierte die Redakteure und schrieb mehrere Artikel. Der kurze Sinn meiner Propaganda war allerdings — Österreich zu zerschlagen! In Rußland war diese Propaganda nicht weniger nötig als im Westen, da auch in Rußland die entscheidenden Kreise keinen bestimmten antiösterreichischen Plan hatten, sondern eher den Plan einer Verkleinerung Österreichs annahmen. Besonders erwähnen muß ich den Verkehr mit den (russischen) Polen; gleich nach meiner Ankunft war ich mit ihren führenden Männern bekannt geworden. Ich kam mit den Polen in allen Hauptstädten zusammen — ihr Zentrum befand sich in Moskau — und wir verständigten uns später über unser gemeinsames oder wenigstens paralleles Vorgehen in der Armeefrage. Die

Polen formierten ihre künftige Armee aus ihren Soldaten und hatten selbstverständlich dabei alle und ähnliche Schwierigkeiten wie wir zu überwinden.

44.

Bevor ich von London abgereist war, hatte ich mit meinen Freunden vereinbart, ihnen so bald wie möglich einen Bericht über den Zustand in Rußland zu schicken: es ging freilich darum, ob und in welchem Maße sich die Alliierten noch auf die Beteiligung Rußlands am Kriege verlassen können. Ich vermochte ziemlich bald herauszubringen, daß die Alliierten mit dem militärischen Rußland nicht mehr rechnen können und sollen. Diese Erkenntnis formulierte ich in einem Telegramm an die „Times“ um den 25. Mai herum; da Telegramme der Zensur unterlagen, vermag ich nicht zu sagen, ob der abgedruckte Text mit meinem Entwurf und damit, was ich mit dem Petersburger Korrespondenten verabredet hatte, übereinstimmt. Ich konnte nicht anders, als ein- für allemal die Hoffnung auf Rußlands militärische Hilfe zu verscheuchen, — in unser aller Interesse lag es, sich keinen Illusionen hinzugeben. In England und auch in anderen alliierten Ländern faßten viele die Revolution als einen Protest gegen die schwächliche Führung des Krieges auf; aber die vollständige Zerrüttung der Armee, der Soldaten und der Offiziere, war überall und in allem offenbar. Ich will nicht schildern, wie diese Zerrüttung von Tag zu Tag sich steigerte; ich erinnere mich unter anderem des peinlichen Eindrucks, den ich vom späteren Frauenbataillon gewann, — viele naive Europäer und Russen nahmen in seiner Formierung nicht ein Symptom und einen Teil der Zerrüttung des Heeres und der allgemeinen Demoralisation wahr.

Das offizielle Rußland und insbesondere der Zarenhof sind durch die Affäre Rasputin eindringlich charakterisiert. Ich erhielt schon in London Nachrichten darüber, in Petersburg lernte ich die ganze Geschichte im Einzelnen kennen. Stellen wir uns nur vor, daß der Zarenhof und mit ihm die Regierung Stürmer und Treppov unter dem Einfluß eines so groben und fast analphabetischen, wenn auch ziemlich klugen und begabten Menschen gestanden hatte, wie es Rasputin war. Dazu dauerte die Rasputinade am Zarenhof — sechs Jahre! Wenn zur Entschuldigung gesagt wird, es sei religiöse Schwärmerei gewesen, so muß man sagen, daß diese Religiosität grober Aberglaube und eine ab-

scheuliche Schwärmerei gewesen ist. Und Rasputin war nicht der erste Abenteurer, der das Vertrauen des abergläubischen Zarenhofes gewonnen hat.

Doch es ist nicht richtig zu sagen, daß nur der Zarenhof dieser moralischen Pest unterlag; es ist Tatsache, daß die offizielle politische und kirchliche Gesellschaft sich nicht genug auflehnte und weder die Autorität noch die Fähigkeit hatte, den Zaren und Rußland vor dem Einfluß Rasputins zu bewahren. Stellen wir uns die sittlichen und rechtlichen Zustände vor, wenn man Rasputin nicht anders als durch Mord zu beseitigen vermochte, und wenn dieser Mord von einem Mitglied des Hochadels, einem konservativen Abgeordneten und einem Mitglied der Zarenfamilie (dieses wußte von dem Mord und war bei der Tat anwesend) verübt wurde. Und wenn ich die detaillierte Schilderung dieses Mordes (von Puriškevič selbst) lese, sehe ich, wie diese Menschen auch dabei unfähig, oberflächlich und infolge ihrer Oberflächlichkeit überflüssigerweise brutal waren; auch dieser Mord, die Art seiner Ausführung, verrät den Verfall und die Demoralisation des offiziellen Rußland, — es klingt zynisch, ist aber wahr, daß diese Menschen nicht einmal ordentliche Verbrecher sein konnten. Um so schlimmere Verbrecher!

Und wie sah diese Zarenfamilie, dieser Schwarm von Großfürsten aus, die die entscheidenden Stellen der Armee und der Zivilverwaltung beherrschten! Was in Rußland war, gab es auch, ich gestehe es, mutatis mutandis in Österreich und in geringerem Maße ebenfalls im preußischen Deutschland.

Dieser moralische und politische Sumpf bei Hofe riecht auch aus dem Adel. Dieser war gegen Rasputin keineswegs aus moralischen oder religiösen Gründen, sondern aus Motiven der Kaste. Und darum entstand in seiner Mitte der Plan, sich des Zaren zu entledigen, im schlimmsten Fall à la Paul. Solch ein äußerstes Mittel ist stets die Waffe von passiven Menschen, die dem Bösen nicht durch systematische Arbeit widerstehen. Ich erhielt über diesen Plan einer Palastrevolution von mehreren Seiten sichere Nachrichten, die übrigens schon hier und da in die Presse durchgesickert sind.

Was vom Adel gesagt wird, gilt auch von der Kirchenhierarchie.

Mir handelte es sich jetzt freilich in erster Reihe darum, die militärische und politische Lage zu erkennen, und es ist klar, daß

ich zu keinem anderen Ergebnis gelangen konnte, als ich für das Londoner Blatt formuliert habe.

Von diesem Rußland konnten die Alliierten keine Hilfe erwarten, und von solch einem Rußland konnten auch wir keine politische Hilfe erwarten. Die Niederlage im Felde hatte ihren entscheidenden Grund in der moralischen Fäulnis der russischen höheren Gesellschaft und eines bedeutenden Teils des ganzen russischen Volkes. Die Affären Masojedov (auch er war in Fühlung mit Rasputin — er wurde im März 1915 gehängt) und Suchomlinov (im Mai 1916 verhaftet) hatten gezeigt, daß die Leitung der russischen Armee demoralisiert war. Auch wenn nicht Verrat für die Deutschen geübt wurde, obgleich man es allgemein behauptete, so genügt die Tatsache dieser Prozesse zur Verurteilung der Militärverwaltung. Ich lege kein Gewicht darauf, ob Protopopov auf seiner Reise mit den Dumaleuten, wie viele behaupteten, in der deutschen Gesandtschaft in Stockholm mit Wahrburg über einen Separatfrieden mit Deutschland verhandelt hat (es scheint, daß er dies nicht tat, doch machte er sich durch die überflüssige Unterredung einer politischen Taktlosigkeit schuldig) — ich erblicke die Verfehlung und Schuld des Zarentums darin, daß es unvorbereitet, unüberlegt, gegen sein eigenes Interesse gewissenlos in den Krieg gezogen ist. Dadurch wurde es sofort nach den ersten Niederlagen zu Deutschland hingetrieben; schon im März 1916 kamen Meldungen, Stinnes bemühe sich um eine Verständigung mit Rußland, und Stürmer wurde Minister mit Rücksicht auf Deutschland. Und ebenso sein Nachfolger Trepov. Es ist begreiflich, daß die Alliierten das Vertrauen zu Rußland verloren; eine Zeitlang fürchteten sie bereits, den Russen Waffen und Munition zu liefern, weil sie gegen sie selbst benützt werden könnten.

Es ist auch natürlich, daß der strategische Plan der Alliierten infolge der militärischen Unzulänglichkeit der Russen abgeändert werden mußte. In Frankreich mißtrauten viele den Russen auch darum, weil sie die Armee, die sie Frankreich versprochen, nicht geschickt hatten. Das russische Kriegskommando beschwichtigte nach seinen Niederlagen die Alliierten damit, daß es Millionen und Millionen Soldaten habe; und wirklich verlangte angeblich besonders General Alexëjev die Millionemusterungen, indem er vergaß, daß es nicht genug Waffen und Brot geben werde und daß



die Menschenmasse sich nicht werde beherrschen lassen. Mir wurde übel, als russische Generäle nach Brusilovs Offensive damit prahlten, daß sie über 15 und mehr Millionen Mannschaften verfügten. Sie versprachen, nach Frankreich wenigstens eine halbe Million zu schicken, und es kamen (1916) nicht mehr als unbedeutende 16 000, und diese mußten interniert werden, weil sie schon disziplinlos waren. Wenn manche Russen bereits damals und bisher dem Westen vorwarfen, undankbar zu sein und für Rußland wenig getan zu haben, so ist das unberechtigt; die Alliierten könnten den Russen vorwerfen, ihre Versprechungen nicht gehalten zu haben. Gewiß ist, daß man im Westen vielfach die Russen gleich nach den Niederlagen 1914 so beurteilte; man erkannte, daß Rußland unvorbereitet, hasardmäßig in den Krieg gegangen sei. Nicht nur einmal habe ich in Paris, London und Washington solche Zweifel an Rußland gehört.

Trotzdem erkenne ich an, daß man Rußland den guten Willen nicht abstreiten kann. Rußland versprach gleich zu Beginn des Krieges den Serben aufrichtig Hilfe; die Russen unternahmen den Einfall in Ostpreußen, als Paris bedroht war; Brusilov begann seine Aktion, um Italien zu entlasten, und auch Kerenskij wollte helfen.

Von russischer Seite entschuldigt man sich häufig damit, daß sich nur die deutsche Hofclique unter Führung der Zarin des Verrats schuldig gemacht habe. Das ist nicht richtig. Die Zarin ließ sich keinen Verrat zuschulden kommen; ich habe nachgeprüft, was darüber auch in Dumakreisen herumerzählt wurde, und mich überzeugt, daß sie gegen Rußland nicht weniger loyal war als die Russen. Ich will nicht sagen, in der Umgebung der Zarin sei nicht dadurch Verrat geübt worden, daß sie zu Rasputin vertrauensselig war, und dieser befand sich in den Händen von Schlauköpfen, die sein Verhältnis zur Zarin ausnützen konnten. Ein verhängnisvoller Fehler. Das Vergehen der Zarin bestand in Unbildung, krankhaftem und grobem Aberglauben und politischer Unfähigkeit bei starker Herrschsucht; ihr größter Fehler war der Schwächling-Zar, — daß sie ihn nämlich vollständig beherrschte. Er glaubte an sie wie an einen wirklichen Propheten, und so wurde sie die größte politische Macht Rußlands! Die Zarin war eine geschworene Feindin des Konstitutionalismus und der Duma, und der Zar teilte diese Feindschaft: man stelle sich vor, daß er erst

während des Krieges, im Februar 1916, zum erstenmal die Duma besucht hat! General Alexëjev wollte die Zarin gefangen setzen, — aber dazu war es schon zu spät, und es hätte nicht mehr genützt.

Der Zar war gegen die Alliierten loyal; als Graf Eulenburg, der Berliner Hofmarschall, bereits im Dezember 1915 durch Vermittlung des Grafen Fredericks eine Friedensaktion einleitete, lehnte der Zar ab und ebenso, als es Ende März 1916 der hessische Großherzog (der Bruder der Zarin) versuchte. Nicht weniger war er gegen Wittes germanophile Agitation. Er war auch für eine energische Führung des Krieges, — — aber all das nur mit Worten; den Krieg energisch zu führen, verstand er nicht. Er war eben „eine hölzerne Seele“, wie man ihn in Petersburg charakterisiert hat. Selbst als er den unseligen Stand der Dinge erkannt hatte, unternahm er nichts. Ja, er benahm sich gleich unmännlich auch dann, als ein Teil der Hofclique den Plan aussann, die Deutschen bis Petersburg zu lassen, damit sie das Zarentum retten. Daß dieser Plan nicht vereinzelt bestand, kann ich mit der Nachricht darüber belegen, was ich bereits in London über Goremykin erfahren hatte. Schon damals schreckte dieser im Vergleich mit seinem Nachfolger verhältnismäßig bessere russische Minister vor der Niederlage und dem Vormarsch der Deutschen auf Petersburg nicht zurück; die Deutschen würden den Russen Ordnung machen.

Für die Schwäche und Unzuverlässigkeit des Zaren gibt es doch aus der Geschichte seiner Regierung mehr als einen Beweis; ich erwähne hier die Affäre in Bjorkö (1905); er gab den Einflüsterungen Wilhelms nach und sagte die Hilfe Rußlands in einem Bündnis mit Deutschland und Frankreich gegen England zu — der Außenminister Lamsdorff und Witte mußten die Ratifikation des Vertrages im letzten Augenblick verhindern. Allerdings muß konstatiert werden, daß auch Kaiser Wilhelm mit seinem Plan eine bedeutende politische Kurzsichtigkeit bewies. Während des Krieges ging der Zar ebenso unmöglich vor; nach dem Willen der Zarin übernahm er das Oberkommando und richtete damit nur Böses an, entließ bessere Menschen wie Sazonov und akzeptierte die Stürmer und andre Kreaturen. Was uns betrifft, brach er, wie wir hören werden, sein Versprechen ebenso, wie er das in Bjorkö eigenhändig unterschriebene Versprechen gebrochen hat.

Witte sagt in seinen Erinnerungen von Nikolaj, er sei ein sehr wohlherzogener Mensch gewesen, aber was seine Bildung anbelangt, habe er das Niveau eines Gardeobersten aus guter Familie gehabt — die Proben seines intimen Tagebuches aus den Tagen der Revolution und der Abdankung, die schon veröffentlicht wurden, bestätigen Wittes Urteil geradezu furchtbar — ein reines Nichts! Ich sehe, daß ich dem Zaren nicht unrecht getan habe, als ich seiner ganzen Politik und seinem Charakter mißtraute.

Das zarische Sodom und Gomorrha mußte mit Feuer und Schwefel ausgerottet werden. Und das waren nicht nur der Hof und die Hofgesellschaft — die Demoralisation hatte sich sehr ausgebreitet und alle Kreise ergriffen, namentlich die sogenannte Intelligenz und auch den Mužik. Der Zarismus, das ganze politische und kirchliche System hatten Rußland demoralisiert.

Wenn ich so auf die moralische Seite des zarischen Regimes den Nachdruck lege, bin ich mir bewußt, daß die Moral und Unmoral der Gesellschaft sich natürlich in der ganzen staatlichen und militärischen Verwaltung äußern. Die ungenügende Versorgung der Armee und der Zivilbevölkerung war z. B. eine der Folgen dieses moralischen Zustandes, und sie rächte sich an der Regierung und am System; die Revolution in Petersburg wurde praktisch durch Hunger hervorgerufen, die ersten Regimenter, die in Aufruhr gerieten, waren Provianttruppen. Der Mangel an Waffen, die unsinnigen Massenmusterungen im Herbst 1916, die einen Abgang an Arbeitskräften auf den Feldern verursachten usw., all das waren Anzeichen und Folgen der zum Tode verurteilten Verwaltung.

Ich habe das Recht, das Rußland des Krieges darum so zu beurteilen, weil ich Rußland schon vor dem Kriege so beurteilt und verurteilt habe; mein Urteil gründe ich nicht nur auf die Mißerfolge des Krieges, denn diese sind das Ergebnis einer schweren sittlichen Krankheit des ganzen zarischen Regimes und damit auch des russischen Volkes. Darüber läßt das Studium des vorrevolutionären Rußland und namentlich seiner Literatur nicht im Zweifel. Die größten Schriftsteller zeigen uns die russische Seele ohnmächtig und krank, zeigen uns aber auch ihre elementare Sehnsucht nach der Wahrheit. Tolstoj hat nur reliefmäßig ausgedrückt, wonach alle sich sehnten, als er die Grundlage der

Kunst in der Wahrheit, der Wahrhaftigkeit erblickte. Der Zarismus war eben nicht die Wahrheit, und der Krieg entblößte die Unwahrheit nicht mehr und besser, als Puškin, Gogol, Lermontov, Gončarov, Turgenëv, Dostojevskij, Tolstoj, Gorkij! Die Russen heißen jetzt Dostojevskij den Propheten der Revolution — der Krieg und die Revolution sind die blutige Bestätigung der russischen Literatur . . .

Rußland ist gefallen, es mußte durch seine innere Unwahrheit, wie Kirějevskij sagen würde, fallen. Der Krieg war nur eine große Gelegenheit, bei der die innere Unwahrheit in ganzer Nacktheit zutage trat, und der Zarismus brach in sich und durch sich selbst zusammen. Der Zarismus hatte verstanden, Rußland im groben zu zivilisieren, d. i. dem Adel, der Bureaukratie, den Offizieren die europäischen Errungenschaften zu leihen, aber der Mužik und der Mužik-Soldat — Rußland — lebten außerhalb dieser zarischen Zivilisation, und deshalb nahmen sie sie nicht in Schutz, als sie sich im Krieg infolge ihrer Unzulänglichkeit und inneren Armut nicht bewährte.

Eine große Schuld daran wird der russischen Kirche und ihrer Passivität zugeschrieben; sie ist schuld durch das, was sie nicht getan hat, d. i. daß sie sich um die moralische Erziehung des Volkes nicht genug gekümmert hat. Das, was die Slawjanophilen, namentlich Kirějevskij an der russischen Kirche loben, ist gerade ihre große Unzulänglichkeit. Čaadajev sah besser als die Slawjanophilen.

45.

Zu dieser Überzeugung über die moralische Grundlage des Zarismus bin ich schon längst vor dem Kriege gelangt; in meinem Buche über Rußland, das gerade vor dem Krieg erschienen ist, habe ich den unseligen Zustand Rußlands beschrieben und analysiert. Selbstverständlich konnte ich mich nach Ausbruch des Krieges mit den unkritischen Russophilen daheim und in Rußland nicht einigen.

Die tschechische Kolonie in Rußland erwartete die Befreiung der Nation vom Zaren; das war nach der politischen Bildung unsrer Kolonie in Rußland um so begreiflicher, als der Zar sich persönlich zu den Unsrigen anständig verhielt. Gleich nach Kriegsbeginn, am 20. August, empfing er eine tschechische Deputation. Ich erwähnte schon die Hoffnungen, die durch

diesen Empfang des Zaren auch bei uns zu Hause hervorgerufen wurden. Etwas später, am 27. September 1914, empfing der Zar wiederum eine tschechische Deputation und äußerte sein Interesse an der Slowakei, indem er um eine Denkschrift über sie ersuchte; 1915 sandte er Orden für unsere Legionäre in Frankreich, 1916 sprach er über die tschechische Frage mit Štefánik, den General Janin in den russischen Militärkreisen und bei Hofe sehr nachdrücklich unterstützt hatte; der Zar stimmte im Juni der Freilassung der slawischen Gefangenen zu und empfing im Dezember abermals eine tschechoslowakische Deputation.

Persönlich benahm sich also der Zar in der Sache anständig, aber um so mehr äußert sich der Unterschied zwischen dem Zaren und dem Zarismus auch in diesem Falle. Mag sein, die Äußerungen des Zaren zu den Unsrigen waren unverbindlich, aber unsere Landsleute in Rußland berauschten sich an jeder Kundgebung, in der von slawischen Brüdern gesprochen wurde; ich habe darüber meine Meinung gleich zu Anfang gesagt und darauf aufmerksam gemacht, daß das offizielle Rußland unter Slawen vor allem die Rechtgläubigen verstand.

Rußland und namentlich der Zar verpflichtete sich von allem Anfang an für Serbien, das ist wahr; aber für Serbien erklärten sich sofort auch die übrigen Mächte, niemand wollte zulassen, daß Wien die Unabhängigkeit Serbiens antaste. Mit einer „Strafexpedition“ wäre auch Rußland einverstanden gewesen, so wie England.

Unsere russischen Landsleute wiesen besonders auf die Audienz vom 17. September 1914 hin; wer aber den Bericht über sie aufmerksamer durchliest, wird gerade von dieser Audienz enttäuscht sein. Politische Kinder lassen sich allerdings namentlich von einem politischen Kind, wie der Zar es war, mit Worten abspeisen; er äußerte sein Interesse, aber etwas Verbindliches versprach er nicht. Die Deputation zeigte ihm auf der Landkarte das Gebiet des künftigen Staates, das auch Wien und Oberösterreich umfassen sollte, der Zar sagte zu dieser Phantasie nichts und schloß: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Informationen. Ich hoffe, daß Gott uns helfen werde und daß Ihre Wünsche sich erfüllen werden.“ Ich glaube auch an Gott, aber nicht an einen rasputinschen Gott, — es ist auch danach ausgefallen!

Der Zar hatte, wie bekannt ist, am Hofe seines Vaters allerlei über die Slawen gehört und soll sich insbesondere für die Wenden interessiert haben; er hatte aber keinen allslawischen Plan, und den hatten nicht einmal seine Minister. Sonst hätte er nicht einen Menschen wie Stürmer, von dem er wußte, daß er entschiedener Germanophile sei, als Außenminister eingesetzt. Der Zar stimmte im März 1916 auch mit Baron Rosen, der durch sein Antislawentum und sein germanophiles Programm bekannt war, darin überein, daß Rußland und die Alliierten so bald wie möglich Frieden erlangen müssen (tunlichst unter Führung der Vereinigten Staaten).

Ich habe bereits den Hauptinhalt der Rede Sazonovs in der Duma (8. August 1914) angeführt. Ich kannte die Vergangenheit und die Anschauungen Sazonovs, den der Zar entließ, weil er ihm als Liberaler geschildert worden war. Sicherlich war er mit der Rasputinade nicht einverstanden und war überhaupt ein anständiger Mensch, aber einen positiven slawischen und tschechischen Plan hatte auch er für den Krieg nicht. Sazonov war, das wußte man im Westen gut, gegen den Krieg gewesen und hatte sich insbesondere bemüht, dem Konflikt mit Deutschland auszuweichen, und schon deshalb hatte er keinen solchen slawischen Plan, wie unsere Leute ihm naiverweise zuschrieben. Sazonov dachte, wie andere hohe Würdenträger, wenn er von den Slawen sprach, vor allem an die Rechtgläubigen. Ich habe seine Äußerung in der Duma bei Kriegsbeginn angeführt. Auch aus der Unterredung mit der zweiten Deputation, die am 15. September empfangen wurde, geht es hervor; unsere Leute legten großes Gewicht auf sie. Sazonov fragte, wie die Tschechen sich das Verhältnis der rechtgläubigen Dynastie zu dem katholischen Volke vorstellen, und äußerte Zweifel; die Deputation berief sich auf unsere tschechische — Toleranz. Sazonov sprach sich, wie der Bericht lautet, sehr günstig über unser Volk aus und berief sich gleichfalls auf Gott — „wenn Gott den russischen Waffen einen entscheidenden Sieg senden werde, werde die Erneuerung des völlig selbständigen Königreiches mit den Absichten der russischen Regierung übereinstimmen; diese Frage sei schon vor Beginn des Krieges erwogen und grundsätzlich in einem für die Tschechen günstigen Sinne entschieden worden“. Ich gebe diesen Bericht nach Notizen der Deputation wieder; jedermann sieht, wie Sazonov

vorsichtig und unverbindlich spricht. Ich werfe ihm dies nicht vor, als Russe und verantwortlicher Minister hat er dazu das Recht und geradezu die Pflicht; mir handelt es sich nur darum, daß wir die slawjanophilen und russophilen Illusionen loswerden. Das Interesse Sazonovs für die Rechtgläubigen deckt sich mit dem, was ich über Izvolskij gesagt habe. Paléologue erzählt in seinen Erinnerungen aus dem zarischen Rußland, er habe am 1. Januar 1915 Sazonov vorgeschlagen, die Entente solle Österreich-Ungarn gegen Deutschland gewinnen; Österreich würde vielleicht Galizien an Rußland abtreten, Bosnien-Herzegovina an Serbien, und damit wäre die Sache geregelt. Darauf fragte Sazonov den französischen Diplomaten, was mit Böhmen und Kroatien geschehen solle? Paléologue antwortete darauf, daß das tschechische und südslawische Problem für Frankreich untergeordnet sei, es genüge, wenn die Tschechen und Kroaten eine umfangreiche Autonomie erhalten. Auf Sazonov schien, wie Paléologue weiter darlegt, die Argumentation Eindruck zu machen und er gab zu, daß der Plan verdiene, überlegt zu werden. Wenn Paléologue die Szene richtig schildert, so muß ich daraus folgern, daß Sazonov in der ersten Zeit des Krieges einen slawischen Gesamtplan nicht hatte: wenn er ihn gehabt hätte, würde er nicht haben umhin können, den Argumenten des französischen Diplomaten seine eigenen entgegenzustellen. (Man bemerke, daß Sazonov nur von Böhmen und Kroatien spricht, keineswegs von den dazugehörigen Ländern.)

Soweit es sich um das slawische Programm des offiziellen Rußland handelt, kann man beobachten, daß Rußland mit dem Fortschreiten des Krieges — mit den Niederlagen — in seinen Erklärungen über die Slawen immer zurückhaltender wurde. Ich erwähnte schon verschiedene Proklamationen vom Beginn des Krieges. Sazonov gedachte noch am 29. Mai 1916 in der Duma der „slawischen Brüder“, sprach jedoch nur von ihrer „künftigen Organisation“ und versprach den Polen die weiteste Autonomie. Aber Trepov spricht, als er etwas später (Dezember 1916) über die Kriegsziele redet, nicht mehr von den Slawen; und der Zar wiederholt in seinem Befehl an Heer und Flotte, die Ziele des Krieges seien Konstantinopel, das freie, allerdings mit Rußland unzertrennlich verbundene Polen, wie es Trepov und vor Trepov Stürmer gesagt hat.

Das wahre russische Kriegsprogramm sehen wir klar in den geheimen Abkommen, in denen Rußland seine eigentlichen Absichten enthüllt hat. Das wichtigste ist vor allem der Geheimvertrag mit Frankreich und England (Sommer 1915), dessen Hauptforderung die Eroberung Konstantinopels ist; ein gewiß sehr wichtiger Vertrag, insbesondere mit Rücksicht auf England. Der zweite (provisorische) Vertrag ist das Abkommen zwischen Doumergue und Pokrovskij vom 12. Februar 1917. Frankreich bedingt sich die Grenzregelung am Rhein aus, Rußland in seinem Westen. Nach der Situation und namentlich nach dem Geheimvertrag mit Rumänien (September 1916), dem die Bukowina (die ganze mitsamt den Ruthenen), Siebenbürgen und der Banat versprochen wurden, hätte Rußland in Übereinstimmung mit seinem polnischen Programm die Westgrenze durch Galizien, Posen und vielleicht einen Teil von Preußisch-Schlesien erweitert. Soweit ich erfahren konnte, waren die Einzelheiten dieser Regelung nicht genauer bestimmt.

In manchen nichtoffiziellen slawjanophilen russischen Zirkeln wurde schon früher in entsprechender Weise an die Eroberung der Slowakei, wenigstens der östlichen und mittleren, gedacht, ohne Rücksicht auf die böhmischen Länder; diese, namentlich Böhmen, wurden dem Westen überlassen (Mähren wurde von einigen dieser Slawjanophilen in Gnadon aufgenommen). Diesen Plan brachten auch manche unserer Leute (Slowaken) in Erinnerung, namentlich während des Vormarsches der Russen im Winter 1914 und dann während der Offensive Brusilovs im Sommer 1916.

Das zarische Rußland hatte, wie gesagt, kein durchdachtes tschechoslowakisches Programm; im Gegenteil, das offizielle Rußland war dadurch antislawisch, daß es ohne Rücksicht auf einzelne slawische Völker völlig nach seinen strategischen Absichten sein Großreich abrunden und vor allem nach Konstantinopel gelangen wollte. Daß es dabei bedeutende Teile slawischer Nationen geopfert hat, entspringt nicht bösem Willen, — es war mehr: Schwäche und Unfähigkeit.

Wie das offizielle Rußland die slawische Frage verstand, davon gibt auch General Alexëjev eine Probe. Ich hatte mit ihm eine Unterredung (eigentlich eine Polemik) über die Weltlage und über Rußland. Ein vorsichtiger, kritischer Mensch von zwar konser-

vativen und eng russischen Anschauungen, aber er hätte nicht gezögert, selbst den Zaren zu opfern, um Rußland zu erlösen. Er erkannte als einer der ersten, und zwar sehr frühzeitig (1915!), daß die russische Armee gegen die Deutschen nicht genüge, und deshalb konnte er in der Zeit, in der ich ihn kennen lernte, wirkliche slawische Pläne gar nicht haben. Auf unsere Landsleute in Rußland blickte er ziemlich kritisch, der Petersburger Wirrwarr gefiel ihm nicht. Über Europa und namentlich über uns und die österreichisch-ungarischen Völker hatte er unklare Ansichten. Er hatte sich zu Beginn des Krieges vorgestellt, Österreich-Ungarn lasse sich in Staaten gliedern, die Rußland dienstbar sein sollten; die Tschechen sollten sich bis zum Adriatischen Meer nach Triest und Fiume ausbreiten und so bedeutende Teile des deutschen Österreich (mit Wien!) einnehmen, aber von der Slowakei nur den Teil bis Košice und dafür viel Magyaren erhalten. Der tschechische Staat sollte also nach diesem russischen Plan eine nichttschechische Mehrheit haben! Serbien sollte sich bis Rußland ausbreiten, im Norden also bis Użhorod! Der Zar habe Serbien seine Hilfe versprochen, und darum sollte Serbien an Rußland grenzen — im Norden! Dabei rechnete man nicht mehr mit den Magyaren, obgleich bei Kriegsbeginn auch Alexějev sehr stark damit gerechnet hatte, daß die Magyaren sich von Österreich — losreißen; in diesem Falle hätte man ihnen die slawischen Brüder ohne Gnade geopfert. Die Russen hatten längst Gelegenheit und die Pflicht gehabt, gegen die Polen und Kleinrussen eine slawische Politik zu treiben; die Geschichte dieser Politik ist ein trauriges Kapitel der russischen Geschichte und zugleich ein Beweis dafür, wie unslawisch Rußland war.

Das zarische Rußland war nicht slawisch, sondern byzantinisch; es war durch das dekadente Byzanz verfälscht. Was speziell uns Tschechen betrifft, so fürchtete Petersburg unsern Liberalismus und Katholizismus. Ich erfuhr aus dem Ministerium des Äußern (dort waren manche anständige und ehrbare Männer), daß man über uns näher erst nachzudenken begonnen hat, als Paris und London anfangen, uns anzuerkennen. Ich habe darauf hingewiesen, daß mein Empfang durch Briand auf die russische Diplomatie Eindruck gemacht hat; so auch in Petersburg, wie mir mitgeteilt wurde. Meine Darlegungen gegen den deutschen Plan Berlin—Bagdad erweckten in Petersburg Aufmerksamkeit; aber

es gefiel Petersburg nicht, daß ich in London Professor geworden war, man sah darin die Absicht Englands, sich unserer Freiheitsbewegung zu bemächtigen. Man hatte in Petersburg auch kolportiert, daß ich in London für einen englischen Prinzen als künftigen König arbeite. Auf diese Weise machten London und auch Paris das zarische Rußland auf unsre revolutionäre Bewegung und unsre Frage überhaupt aufmerksam und Böhmen wurde für Petersburg wichtig als Barriere gegen den deutschen Druck am Balkan und im Osten überhaupt; aus diesen Erwägungen entsprang im Herbst 1916 die Politik, die mit der Schaffung von Dürichs regierungsfreundlichem Nationalrat endete.

46.

Ich habe mehrmals den Abgeordneten Supilo und seine Reise nach Rußland erwähnt; ich will die Sache eingehender nach einem Bericht von Supilo selbst hier schildern.

Supilo verließ London im Januar 1915 und fuhr über Rom nach Niš (dort befand sich die serbische Regierung), um sich mit Pašić zu beraten. Von Niš begab er sich über den russischen Süden nach Petersburg, um Sazonov und Rußland gegen die Pläne zu gewinnen, von denen man schon damals munkelte und die sich im Londoner Pakt mit Italien konkretisierten. Supilo weilte Ende März in Petersburg; in Genf erstattete er mir (Anfang Juni) ausführlichen Bericht über seinen Aufenthalt in Rußland.

Er hatte sich davon überzeugt, daß das offizielle Rußland die slawischen Angelegenheiten überhaupt nicht verstand und nur an die Serben als Rechtgläubige dachte. Sazonov bewies ihm z. B., daß Spalato eine gänzlich italienische Stadt sei; auch machte er einen Unterschied zwischen dem katholischen und dem rechtgläubigen Dalmatien und meinte, daß die Rechtgläubigen (die Serben) den Süden bewohnen; er sei sehr überrascht gewesen, als Supilo ihm gezeigt habe, sie lebten hauptsächlich in Mitteldalmatien, keineswegs im Süden, und diesen Teil trat Rußland an Italien ab. Dadurch verriet ihm Sazonov den Pakt mit Italien: Sazonov sagte ihm in diesem Zusammenhang, daß die Südslawen den vermeintlich rechtgläubigen Süden und Spalato erhalten werden; aus der Hervorhebung Spalatos erriet Supilo, daß Sazonov nicht mit dem Norden Dalmatiens für die Südslawen rechne, und stellte ihm direkt die Frage, was mit Sebenico ge-

schehen werde? Daraus soll der russische Außenminister geschlossen haben, daß Supilo von den Alliierten-Plänen mit Italien wisse, und er teilte ihm darauf weitere Einzelheiten mit. So lernte Supilo den Londoner Pakt vor dem Londoner Pakt kennen; er telegraphierte an Pašić und Trumbić davon und schrieb nach Paris an Delcassé ein ausführlicheres Memorandum.

Supilo handelte es sich nicht nur um das Ausmaß der territorialen Konzessionen an Italien, sondern auch darum, ob die Südslawen vereinigt oder auch weiterhin in drei Teile geteilt bleiben werden (Serbien—Kroatien—Montenegro). Der Londoner Vertrag war, daran kann man nicht zweifeln, gegen die Vereinigung der südslawischen Länder und kam eher dem großserbischen Programm entgegen. Man sagte im Westen, Sazonov sei lange Zeit sehr entschieden gegen Italien gewesen; andere versicherten, er sei nur soweit dagegen gewesen, als er nicht wollte, daß Italien das südliche Dalmatien bekomme, das er irrtümlich für rechtgläubig hielt. Die Sachen sind noch nicht genug aufgeklärt.

Supilo war auch bei Nikolaj Nikolajewiĉ; sein Bericht über die lange Unterredung mit dem russischen Generalissimus und seiner Umgebung lieferte ein unheimliches Bild von der politischen Naivität der russischen Führer und ihrer Unkenntnis nicht nur in den slawischen Dingen.

Supilo hatte recht; aber ich stimmte nicht mit seiner aufgelegten Taktik überein, durch die er Petersburg nicht nur gegen sich aufhetzte, sondern ebenso auch gegen die Kroaten, und durch die er so den Gegensatz zwischen Kroaten und Serbien verschärfte. Supilo begriff nicht die schwierige Lage, in die Rußland durch seine Niederlagen geraten war, und daß es mit seinen Verbündeten das Abkommen mit Italien aus Not vereinbart hatte; auch mußte damit gerechnet werden, daß Serbiens Dynastie und auswärtige Politik konservativ und zarenfreundlich orientiert waren. Pašić wollte nach dem Abschluß des Londoner Paktes selbst nach Petersburg reisen, aber Sazonov hielt es nicht für angebracht und notwendig.

Vom ganzen zarischen Slawentum wurde nichts verwirklicht, als daß aus Petersburg Petrograd wurde. Ich habe berichtet, daß ich dem offiziellen Petersburg frühzeitig unser nationales und slawisches Programm habe zukommen lassen; ich legte es öfter vor und auch die Londoner und Pariser Botschafter referierten,

wie ich voraussetze, darüber. Doch die Botschafter in Paris, London und Rom hatten betreffs unser keine politischen Instruktionen; ich weiß nur von einigen geringeren und wenig bedeutenden Korrespondenzen zwischen Petersburg und den russischen Ämtern im Auslande. Es gibt keinen einzigen Akt der zarischen Regierung, der dem Eintreten Briands für uns oder gar der programmatischen Erklärung des Präsidenten Wilson gleichkäme. Diese erste programmatische Erklärung der Alliierten über unsere Befreiung war nicht — wie wir erwarten würden — auf russische Initiative oder Mitwirkung zurückzuführen, sondern auf das Verständnis und die Hilfe der westlichen Verbündeten, vor allem Frankreichs (Izvolksij unterschrieb nur die Erklärung). Übrigens ist die Geschichte unserer Armee die treffendste Illustrierung des zarischen Slawentums.

47.

Wie alle unsere Kolonien hatte sich auch die russische sofort bei Kriegsbeginn für die Freiheit und Selbständigkeit der Nation erklärt und begonnen, sich um eine Armee aus russischen Tschechen und Slowaken zu bemühen. Diese Kundgebungen der tschechischen Kolonien geschahen überall spontan und waren die logische Folge unsres nationalen Programms. Nach der Pariser Kolonie, die als erste hervortrat, reichten die Moskauer Tschechen (am 4. August) der Regierung das Projekt einer tschechoslowakischen Legion ein; das war noch einen Tag vor der Kriegserklärung Österreichs an Rußland. Ende August begann die tschechoslowakische Legion, sich zu organisieren. Ende Oktober brach die Družina — dieser Name bürgerte sich für die russische Legion ein — zur Front auf.

Die Družina wurde von den Behörden den russischen Tschechen als russischen Staatsbürgern bewilligt und bildete einen Bestandteil der russischen Armee; als sich jedoch Gefangene zur Družina zu melden begannen, zeigte sich eine politische Ungleichheit zwischen den Družina-Angehörigen aus den russischen Staatsbürgern und aus unsern Staatsbürgern. Viele Offiziere waren gegen die nichtrussischen Staatsbürger; aber nach Überwindung der von den Behörden gemachten Schwierigkeiten wurde die Ausmusterung von „zuverlässigen“ Gefangenen genehmigt, und sie bildeten bald die Mehrheit. Die „Neu-Družina“

entstand Anfang 1915 bei Tarnopol durch Eintritt von Gefangenen, aber diese Bezeichnung wird für die später in die Družina Eingetretenen nicht benützt. Die Regierung verlangte, daß die Gefangenen um die russische Zugehörigkeit einreichen, das Offizierkorps mußte wenigstens zu einem Drittel aus Russen bestehen.

Die Regierung wollte aus unsern Leuten eine zuverlässig russische Armee haben; außerdem wiesen die Militärbehörden, namentlich auch der Generalstab, gleich anfangs der Družina eine nichtmilitärische, sondern politische Aufgabe zu: bei der Besetzung Österreichs sollte die Družina ein Korps von Propagatoren sein, die den Russen die Besetzung bei den Einwohnern erleichtern sollten. Der nichtmilitärische Charakter der Družina wurde offiziell auch dadurch besiegelt, daß man von ihr keine solche Disziplin forderte wie von der Armee; sie brauchte angeblich nur soviel Disziplin, um in Ordnung an den Ort ihrer Propaganda-Bestimmung gelangen zu können.

Die Entwicklung brachte es mit sich, daß die Družina zu Kundschafterzwecken benützt wurde; das bewirkten die Geschicklichkeit, Intelligenz und Sprachenkenntnis unserer Jungen. Die Družina-Angehörigen gewannen trotz dem Widerstand der Militärbehörden und vieler russischer Offiziere die Gunst Radko Dmitrijevs, Brusilovs und anderer Kommandanten und sicherten sich den Kundschafterdienst. Allerdings wurde die Družina dadurch auf die lange Front verstreut und konnte sich als Ganzes nicht geltend machen.

Ich will die Mühsal unserer ersten tschechischen Soldaten nicht schildern, nicht die Zurücksetzungen und Enttäuschungen, die sie von russischer und auch von tschechischer Seite erfuhren —, aber sie hielten aus und verloren nicht ihr slawisches Empfinden und ihre Sympathien für die Russen, allerdings vor allem für den russischen Mužik-Soldaten. Auf die russischen Offiziere blickten sie bald skeptisch.

Die russische Regierung und die Militärbehörden wünschten keine größere tschechoslowakische Armee; aus allem ging klar hervor, daß die Militärbehörden eine größere fremde Armeeinheit nicht beisammen haben wollten. Trotzdem gelang es, im Januar 1916 aus der Družina ein tschechoslowakisches Schützenregiment zu bilden, und im Mai die Erlaubnis zur Aufstellung einer Brigade

zu erhalten. Es ist wahr, daß dies mehr dem Namen nach geschah, denn die Zahl der Mannschaften war sehr gering; aber es war ein Anfang. In jener Zeit befand sich bereits Štefanik in Rußland und trug durch seinen Einfluß zu dieser vorläufig eher formalen Erweiterung der ursprünglichen Družina bei. Im Oktober wurde sogar die Formierung einer Division erlaubt, aber diese Erlaubnis bald wieder aufgehoben.

Unsere Kolonie, die frühzeitig zum „Bund“ organisiert worden war (seit 11. März 1915), kümmerte sich mit Liebe und Begeisterung um das Entstehen der Družina; auf allen Seiten war große Opferbereitschaft; namentlich nach Zborov kümmerten sich die Kiewer auf alle mögliche Art um die Verwundeten und die Kranken. Ich gedenke gern der Familie Červený; unsere Soldaten hatten auch eine vorzügliche ärztliche Pflege — Dr. Girsa, Dr. Haerink u. a.

Persönlich verstand ich, von der Verschiedenheit der politischen Gesinnung zu abstrahieren, und verkehrte mit konservativen Landsleuten; ich konnte aber nicht übersehen, daß vielen die politische Übersicht fehlte und daß sie keinen militärischen Sinn aufbrachten. Der Bund war eine russische Vereinigung (von russischen Staatsbürgern) und regierungstreu, daher nahm er gleichfalls die offizielle Anschauung über die propagatorische Aufgabe der Družina an; die Führer des Bundes gaben sich mit einem kleinen Heer auch in der Befürchtung zufrieden, die Nation würde durch den Kampf seine künftigen Bürger verlieren. Viele begnügten sich mit militärischem Symbolismus (Fahnenweihen u. ä.), agitierten für den Übertritt unserer Leute zur Orthodoxie (auch die Gefangenen agitierten für die Orthodoxie, z. B. der feierliche Übertritt gefangener Offiziere in Murom) und benahmen sich überhaupt äußerst unmilitärisch. Manche ersannen geradezu ungeheuerliche Definitionen dessen, was und wie ein wahrer tschechischer Soldat zu sein habe, und ähnliche Spielereien.

Es entstanden Unstimmigkeiten zwischen Petersburg und Kiew, dann Unstimmigkeiten in Kiew selbst; hier wurde ein seltsamer „Tschechoslowakischer Verband“ gebildet, und der griff den Bund an und denunzierte alle Welt, insbesondere auch mich und mein angebliches Westlertum. Diese Anklagen und Denunziationen, Unwahrheiten und Lügen wurden an die russischen Militärbehörden und Ministerien dirigiert; die anständigeren Soldaten

(General Alexějev selbst) wurden dadurch angewidert, aber bei vielen, und auch im Ministerium des Äußern, fanden sie Gehör.

Ich will all die Unmöglichkeiten und Ungeheuerlichkeiten nicht beschreiben, wie sie mir in Rußland von den Behörden selbst geschildert wurden —, unter der Firma des Slawentums wurden wahre Orgien der Schwarzen-Hundert-Gesinnung und politischen Kurzsichtigkeit begangen. Aber die Tatsache, daß in unsrer Armee immer mehr unsre Gefangene entschieden, und schließlich die Revolution überwand, diese Früchte der russischen Erziehung. Der politische Analphabetismus des russischen Zarentums und seine Bestechlichkeit hatten nicht nur die russische Gesellschaft, sondern auch viele unsere Leute verdorben.

Als ich in Petersburg ankam, waren die Gegensätze zwischen (dem fortschrittlicheren) Petersburg und (dem im ganzen konservativen) Kiew, zwischen dem Bund und dem Verband usw. formal erledigt. Die Petersburger Opposition hatte sich stets zum Pariser Nationalrat gemeldet, ebenso die Mitarbeiter des Bundes und große Mehrheiten der Gefangenenlager. Wenigstens hatte, wie schon erwähnt, unsere Brigade den Pariser Nationalrat als leitende politische Autorität anerkannt und mich am 20. März 1917 als Diktator proklamiert. Darauf zeigte mir am 23. März auch der Bund an, daß er mich als einzigen Repräsentanten der tschechoslowakischen Nation anerkenne. Anfang Mai tagte endlich in Kiew der (III.) Kongreß des Bundes, der Štefánik's Programm des Nationalrates mit großer Mehrheit annahm. Formale Bedeutung hat der sog. Kiewer Pakt, der von Štefánik, Dürich, Vertretern des Bundes und der amerikanischen Delegation unterzeichnet wurde. Dadurch wurden die geradezu seit Beginn des Krieges sich hinziehenden Streitigkeiten beseitigt, wenigstens nach außen; ich fand aber noch persönlicher Verbitterung und Verstimmung genug.

Ich will nicht ungerecht sein gegen unsere Politiker aus der tschechischen und slowakischen Kolonie in Rußland; in der ersten Zeit setzten unsere Gefangenen und unsere Leute aus Böhmen und der Slowakei, die, vom Kriege überrascht, in Rußland stecken geblieben waren, ihre Hoffnungen auf das offizielle Rußland. Erst als sie dieses kennengelernt hatten und dann schließlich durch die Revolution änderten sie ihre Meinungen. Um so größer ist das Verdienst der Petersburger Lands-

leute, die von Anbeginn und besonders während Stürmers Regierung einen kritischen Standpunkt einnahmen und an der Einheitlichkeit der Befreiungsaktion festhielten. Ich gedenke hier dreier Namen: Pavlů, Čermák, Klecanda. Zur Petersburger Richtung meldeten sich zur selben Zeit unsere Gefangenen: in den letzten Monaten 1916 und in den ersten Monaten 1917, noch vor der Revolution, ließen sich aus unseren Lagern Stimmen für die Einheitlichkeit der Aktion, für den Pariser Nationalrat vernehmen.

Es wird interessant sein, zu studieren, wie sich in den einzelnen Lagern die Gefangenen politisch organisierten und ihre Anschauungen in allerlei Denkschriften, die sie nicht nur an den Bund, sondern auch an die russische Regierung sandten, aussprachen. Die Lager waren abgeschnitten, die Mehrzahl ihrer Kundgebungen geschah, glaube ich, ohne Verständigung mit anderen Lagern.

48.

Meine erste Sorge in Petersburg war, sich über die Lage zu orientieren und näher kennenzulernen, was sich seit 1914 in unserer Militärangelegenheit ereignet hatte. Ich war zwar von Zeit zu Zeit schriftlich unterrichtet worden, aus Rußland waren unsere Leute und auch Russen zu mir gekommen, ich hatte meine eigenen Boten nach Rußland gesandt und besaß schließlich Informationen von Štefánik, aber nun bot sich mir die Möglichkeit, die Geschichte unserer Aktion in Rußland bis ins Detail kennenzulernen. Nach meiner Kenntnis des offiziellen Rußland hatte ich von vornherein keine große Bereitwilligkeit zur Schaffung unserer Armee erwartet; die Niederlagen gleich 1914 und 1915 hatten natürlich die Stimmung und die Lust nicht gesteigert, sich um irgendein nichtrussisches Heer zu kümmern. Das Jahr 1916 brachte Brusilovs Offensive, die Hoffnungen stiegen, und dazu nahm sich unserer Aktion in Rußland Frankreich durch General Štefánik an, von dessen Plan, wie wir ihn in Paris verabredet hatten, ich berichtet habe. Doch auch Brusilovs Offensive scheiterte, wieder entstand eine pessimistische Stimmung, gleichgültig gegen irgendeine neue Aktion.

Die Unklarheit unserer Leute darüber, was sie eigentlich zu wollen haben, und die peinlichen Zwistigkeiten schreckten die



Russen ab; oft habe ich mich, aufrichtig gesagt, gewundert, daß sie den Unsrigen so viel Geduld entgegenbrachten. Im Januar 1915 hatte Dr. Vondrák den Ministerien des Äußern und des Krieges namens der Kiewer das Projekt einer tschechischen Armee eingereicht. Darin wurde verlangt, daß der Bund von der russischen Regierung als Repräsentant der tschechischen Nation anerkannt werde; den Petenten fiel nicht ein, daß sie irgendeine Legitimation von der Nation haben müßten, wenn sie in Rußland Autorität genießen sollten, und daß die russische Regierung nicht bestimmen konnte, wer unsere Nation repräsentieren solle. Sie konnten als russischer Staatsbürger nur unsere Kolonisten, die selbst russische Staatsbürger waren, repräsentieren. Man wünschte keine große Armee, — höchstens etwa eine Division; aber diese Armee sollte erst bei der Besetzung der Slowakei, die einen Teil des künftigen tschechischen Staates bilden würde, in Aktion treten. Die Kiewer fürchteten, die Österreicher würden gefangene tschechische Soldaten mit dem Tode bestrafen; dem sollte durch die Besetzung der Slowakei, die Proklamierung der Unabhängigkeit des tschechischen Staates und die Absetzung der Habsburger Dynastie vorgebeugt werden, und außerdem sollte Rußland den Tschechen in irgendeiner Form die Zukunft verbürgen, etwa so wie den Polen, also durch ein Manifest des Oberkommandanten. Sollten die Österreicher dann trotzdem die tschechischen Gefangenen hinrichten, so sollte an ihnen in gleicher Weise Vergeltung geübt werden, — diese politischen Naivitäten fanden natürlich weder bei den Militärs noch in den Ministerien Gehör, und darum entschied das Ministerium des Innern (Maklakow) im Mai durch eine kategorische Erklärung, daß dem Gesuch nicht stattgegeben werde.

Zur Charakteristik des Projektes sei noch angeführt, daß darin erklärt wird, Offiziere, mögen sie auch Tschechen sein, würden in die Armee nicht aufgenommen werden, — solche und ähnliche überflüssige Probleme wurden in der Kolonie sehr lebhaft erörtert; viele Offiziere, die sich in die Družina und dann in die Brigade meldeten, wurden von den zivilen Projektanten im wahren Sinne des Wortes moralisch mißhandelt. In dem Bestreben, eine geradezu ideal slawische, demokratische, brüderliche Armee zu haben, tauchten Pläne auf, die in fruchtloser Rabulistik über die Eigenschaften unseres wahren Soldaten endeten.

Der Wahrheit gemäß muß zugegeben werden, daß derartige sehr gut gemeinte Einfälle auch in der Neu-Družina und unter den Soldaten-Gefangenen auftauchten.

Auf dem zweiten Kongreß der tschechoslowakischen Vereine in Kiew (25. April bis 1. Mai 1916) wurde beschlossen, aus der Brigade eine Armee zu formieren und sich um die Befreiung der Gefangenen zu bemühen. Dieser Beschluß entsprach dem Plan, den wir im Februar in Paris bis ins einzelne formuliert und über den wir einen ausführlichen Bericht nach Rußland erstattet hatten. Abgeordneter Dürich kam Ende Juni nach Rußland und verhandelte (wenigstens anfangs) im selben Sinne.

Der Bund (jetzt in Kiew) reichte im Juni (1916) dem Hauptquartier ein neues Projekt einer tschechischen Armee ein, und dieses wurde vom General Alexějev dem Generalstab zur Überarbeitung und Formulierung empfohlen. Der Generalstab tat dies, allerdings auf seine Art und Weise, — doch das Hauptquartier genehmigte nicht einmal diesen vom Generalstab formulierten Plan; das Ministerium des Äußern erhob Einwände; General Alexějev erfuhr durch General Červinka von allerhand Unordnung in der Armee und von Klagen des „Verbandes“ usw. und wandte sich gleichfalls gegen das Projekt des Bundes. So wurde das Projekt Anfang August begraben.

Unsere Landsleute setzten große Hoffnungen darein, daß der Zar selbst die Befreiung der slawischen Gefangenen wünsche. Er stimmte der Befreiung grundsätzlich schon am 21. April 1916 zu und genehmigte am 10. Juli den Rapport des Generals Šuvajev, der für die Erleichterung der slawischen Gefangenen warm eintrat. Das war freilich nur die Bewilligung zur Befreiung der Gefangenen; davon bis zur Formierung einer Armee war noch weit. Übrigens wußten das die Kiewer, und darum verlangten sie gleich in ihrem ersten Entwurf, in dem sie sich auf die Worte des Zaren bei der Audienz beriefen, eine Kundgebung der verantwortlichen Regierung, — Rußland war, wenn auch unvollkommen, doch nur konstitutionell.

Zugunsten der Gefangenen äußerten sich selbst nach dem Mißerfolg im August manche einflußreiche Persönlichkeiten; unter ihnen General Brusilov, in einem dem General Alexějev am 6. Januar 1917 eingereichten ausführlichen Rapport. Aber nicht einmal Brusilov hatte Erfolg.

Aus Opposition gegen den Westen, aus Abneigung gegen die Gunst, die uns in England und Frankreich bewiesen wurde, widmete das Ministerium des Äußern, wie schon gesagt, im Herbst (1916), der tschechoslowakischen Freiheitsbewegung größere Aufmerksamkeit und entschloß sich, diese Bewegung zu kontrollieren und zu lenken. Anfang Dezember begannen die zivilen und militärischen Reaktionäre, ihren Plan durch Gründung eines besonderen Nationalrates für Rußland zu verwirklichen; am 17. Dezember wurde dem Kriegsministerium der Vorschlag eingereicht, den Abgeordneten Dürich an die Spitze des regierungstreuen Nationalrates zu stellen, der Ministerrat genehmigte ihn am 18. Januar 1917, der Kriegsminister Bělajev am 2. Februar.

Wenn das offizielle Petersburg den Abgeordneten Dürich auch unterstützte, so war es nicht ganz mit seiner russischen Politik einverstanden. Abgeordneter Dürich gab sich nämlich überall, auch in Rußland, als Anhänger der Politik des Dr. Kramář aus und verkündete den Anschluß unserer Länder an Rußland, ja er sprach sich für die Annahme der Orthodoxie aus. Aber im Ministerium des Äußern kannte man die Angst Englands und Frankreichs vor dem Panslawismus und dem Panrussismus und lehnte darum Dürichs Plan der Annexion mit irgendeiner Autonomie ab oder restringierte ihn wenigstens; auch gefielen, wie gesagt, unser Liberalismus und Katholizismus nicht. Deshalb nahm man mein Programm der vollständigen Selbständigkeit an, erstrebte aber die Kontrolle über uns.

Einzelheiten darüber, wie es von der grundsätzlichen Zustimmung des Zaren, die slawischen Gefangenen zu befreien, zu den uns feindlichen Akten des Ministers Stürmer und nach ihm Trepovs (der am 23. November 1916 Stürmer gefolgt war) kam, will ich nicht berichten; man gab mir verschiedene Auslegungen, und ich hatte, aufrichtig gesagt, weder Zeit noch Lust, mich mit der Sache lange zu befassen. Es ist natürlich, daß unsere Leute Stürmer germanophile Hinterhältigkeit zuschrieben; bis zu welchem Grade hier politische, germanophile Tendenzen mitsprachen, will ich nicht entscheiden; gewiß spielten sie irgendeine Rolle.

Ich will eine Erklärung geben, die mir am sachlichsten erschien. Stürmer war auf Wunsch kapitalistischer Kreise gegen die Befreiung der Gefangenen (der unseren und der slawischen überhaupt). Insbesondere die tschechischen Gefangenen waren gut

qualifizierte Arbeiter in den Fabriken und eigneten sich auch für Kohlen- und andre Gruben. Das paßte auch manchen unsrer Fabrikanten in Kiew, und sie waren darum für eine kleine und nicht militärische Legion.

Diese Auslegung läßt sich durch die Tatsache stützen, daß später auch die Provisorische Regierung unsre Arbeiterspezialisten nicht vergaß und sie nicht zur Armee entlassen wollte.

Der Zar selbst unterlag dem Drucke Stürmers und gestattete, daß seine im Juni gegebene Zustimmung zur Befreiung der slawischen Gefangenen nicht ausgeführt wurde. So wurde mir die Sache von einem zuverlässigen Informator geschildert. Dafür spricht ein Brief der Zarin an den Zaren vom 17. August 1916, die im Namen Rasputins verlangt, die slawischen Gefangenen nicht zu befreien. (Die Briefe der Zarin sind im Druck erschienen.) Möglich, daß die Zustimmung des Zaren (so lautet wenigstens meine Information) durch die allmähliche Einberufung einer kleinen Anzahl von Gefangenen in die Armee Genüge getan werden sollte; dadurch wäre unsere Brigade unbedeutend gewachsen, eine Armee wäre aus ihr nicht entstanden. Ein zweiter Brief der Zarin an den Zaren darüber vom 27. August legt diese Erklärung nahe.

49.

Štefánik und mit ihm die französische Mission drang (1916 bis 1917) in die militärischen und zivilen Behörden, unsere Armee formieren zu können. Der Generalstab (in Petersburg) setzte eine Kommission zur Ausarbeitung eines Reglements für die Formierung unsrer Armee ein. Wie so viele Kommissionen diente auch diese dazu, die Sache zu verschleppen; im Oktober war das Reglement dennoch fertig, aber sein Inhalt entsprach nicht unserm Plan. Eine etwas größere Družina sollte formiert werden; die Armee war nicht autonom, nicht unser, sondern völlig russisch, mit russischen höheren Offizieren, mit russischem Kommando usw. Dieses Reglement wurde durch General Červinka dem Hauptquartier übergeben. Der Bund schritt ein und verlangte mit Recht, daß unsere Armee wenigstens auch tschechisch, nicht nur russisch sei; das Hauptquartier übertrug dem Generalstab die Überarbeitung des Projekts. Die endgültige Redaktion zog sich bis Februar 1917 hin —, inzwischen brach

die Revolution aus, und erst die neue Revolutionsregierung bestätigte sie.

Als die Revolution ausbrach, wandelten sich unsere Leute so wie die Russen. Der Bund reichte dem Vorsitzenden der Provisorischen Regierung (3. April) eine Erklärung gegen Dürichs Nationalrat ein, der Führer sei ich; in einer ausführlichen Eingabe an die Provisorische Regierung formuliert der Bund sein Gesuch so, daß der Repräsentant der tschechoslowakischen Nation in internationalen Angelegenheiten ich, in den Angelegenheiten der Tschechen und Slowaken in Rußland der Bund sei; der konstitutionelle Fehler, dessen sich die Kiewer gleich in ihrem ersten Projekt schuldig gemacht hatten, wiederholt sich. Aber nicht nur der Bund, sondern auch der Verband beeilte sich mit einem Memorandum an den Präsidenten der Duma, worin er Stürmer, Dürich usw. arg angriff. Ich wunderte mich nicht einmal über die Umkehr dieser unserer Leute: im Ministerium des Äußern hatte sich Herr Priklonskij vor einer Weile eifrig für den Abgeordneten Dürich eingesetzt — nach der Revolution drohte er ihm sofort, ihn einsperren zu lassen . . .

Kriegsminister in der Provisorischen Regierung war Gučkov. Er hielt sich an die alten Entscheidungen gegen uns und lehnte dem Bund die Bildung einer Armee ab; dagegen ordnete er an, daß unsere qualifizierten Arbeiter in die für die Verteidigung Rußlands arbeitenden Unternehmungen gesendet werden. Doch Miljukov, der Außenminister, nahm sich unserer Sache an; er ersucht Gučkov (20. März), gemäß dem Gesuch des Bundes die Armee zu bewilligen; was die gewünschte einheitliche Führung der ganzen Aktion betreffe, solle gewartet werden, bis ich nach Rußland komme. Miljukov verlangt auch (22. März), daß Dürichs Nationalrat aufgelöst werde; Gučkov stimmt zu (26. März). Schließlich bestätigte am 24. April der Militärerrat der Provisorischen Regierung das „Reglement über die Organisation der tschechoslowakischen Armee“. Die Formierung der Armee nach dem neuen Statut begann im Mai, General Červinka als Vorsitzender der Formationskommission leitete sie; am 22. April gab der Generalstab den militärischen Departements den Befehl, die Musterung unserer Gefangenen zuzulassen. Im Mai traf ich dann gerade zur rechten Zeit in Petersburg ein.

Im Westen waren wir schon längst anerkannt, die Entente hatte unsere Befreiung als eine der Hauptbedingungen des Friedens erklärt, und mit der Entente war der diplomatische Vertreter Rußlands in Paris einig, aber in Rußland selbst wurden wir dank der Revolution in zwölfter Stunde schließlich auch anerkannt, wenigstens indirekt.

Bringen wir uns die Gründe dieses schreienden Unterschiedes zu Bewußtsein.

Schon aus der gegebenen pragmatischen Schilderung — ich habe nur ein Gesamtbild gegeben und Einzelheiten fortgelassen — ist ersichtlich, daß die russischen Zivil- und Militärbehörden, beginnend beim Zaren, die Formierung unsrer Armee versprochen, aber wirklich nicht ausgeführt hatten. Wir besaßen ein bestätigtes Projekt, doch seine Durchführung stieß überall und namentlich im Hauptquartier selbst auf Widerstand. Man verzögerte die Durchführung und bereitete immer neue Schwierigkeiten.

Dieser Stand der Sache ist eine Folge des eigentlichen Wesens des offiziellen Rußland und seiner Grundlagen: Absolutismus — Orthodoxie — (offizielle, russische) Nationalität. Wir waren dem zarischen Rußland Brüder und Slawen zweiten Ranges.

Die Last dieses zarischen Absolutismus erfuhr ich von Tag zu Tag bei meinen geradezu unzählbaren Interventionen bei allen möglichen und unmöglichen Militär- und Zivilbehörden. Ich besaß das bestätigte Statut zur Formation unserer Armee, man machte mir Versprechungen, man erteilte Befehle usw. — aber die Durchführung blieb stecken und stieß ganz offenkundig auf Widerstand im Hauptquartier selbst. Die einzelnen Menschen machten immer Zusagen, hielten sie aber nicht. Ich verhandelte mit den höchsten und einflußreichsten Persönlichkeiten, mit Kornilov, nach ihm mit Brusilov usw., sie machten alle Versprechungen, aber Monat um Monat wurde die Verwirklichung der Armee hinausgezogen.

Ich nahm Mißtrauen und Unverständnis auf allen Seiten wahr. Die Militärbehörden hatten allerdings zu jener Zeit Sorgen genug mit der eigenen Armee; sie hatten Überfluß an Mannschaften und legten darum auf ein tschechisches Heer keinen Wert. Und die russischen Beamten waren ganz offenkundig bereits müde. Ruß-

land war im Begriff, zu verlieren, die Armee zerfiel — wozu da die tschechische Armee, wozu solch eine Anstrengung? Das war wenigstens ein Argument, ein sachliches Argument. Aber viele fürchteten ganz offenkundig unseren Liberalismus und Katholizismus, diese Begriffe verschwammen ineinander. Zugleich wurden völlig gemäß der russischen absolutistischen Dreiheit Befürchtungen ausgesprochen, man müßte nationale Armeen auch den Polen und den anderen Nationen in Rußland bewilligen, wenn eine tschechische nationale Armee errichtet würde. Deshalb wurde die schwache Brigade als ein Teil der richtigen Armee erhalten und unsere Soldaten mußten Rußland die Treue schwören, obgleich manche Generale begriffen, daß sie aus rein militärischen Gründen vor allem der eigenen Nation schwören sollten.

Sehr häufig hörte ich über den Undank der Bulgaren klagen — gewiß würden die Tschechen sich in gleicher Weise gegen Rußland undankbar erweisen!

Ein großer Teil des russischen Militärs in den Ämtern betrachtete unsre Gefangenen immer noch als Österreicher; sie konnten nicht begreifen, daß sie Tschechen und Slowaken sein sollen, der Legitimus wurde auch für Österreich anerkannt. Wie sie die russische Revolution haßten, so ließen sie die tschechische Revolution nicht gelten. Immer wieder mußten unsere Jungen in den Gefangenenlagern darüber hinweg hören, daß sie Franz Joseph die Treue geschworen, und daß sie, wenn sie ihn verraten, auch den Zaren verraten werden. Zur Entschuldigung dieser Russen sei daran erinnert, daß auch in Italien, England, Amerika und mitunter selbst in Frankreich, allerdings nur zu Beginn, dieses Argument gegen uns vorgebracht wurde. Erst durch die Darlegung und häufige Wiederholung unserer Argumente wurden wir entösterreichert. Bei vielen russischen Generälen und Beamten war der Legitimus so festgesetzt, daß sie mit unserer Revolution gar nicht sympathisieren konnten. Das gilt in gewissem Maße auch von Alexëjev, den die Unsrigen als unseren besten Freund ansahen; das war er, vermochte aber seine alt-russischen Anschauungen nicht loszuwerden.

Praktisch wurde das legitimistische Argument auch in dem Sinne vorgebracht, daß ebenso die Österreicher und die Deutschen ihre russischen Gefangenen gegen Rußland benützen könnten; dieses Argument wurde namentlich auch in Italien (Sonnino) ver-

wendet. Was Rußland betrifft, war das Argument nicht ganz richtig, denn die Deutschen trieben tatsächlich und systematisch schon Propaganda für Deutschland unter den russischen Gefangenen.

Ein starkes Argument gegen die große Armee hatten jene Reaktionäre, die in ihrem Innern gegen den Westen und die Entente eingenommen waren; sie wünschten nicht, daß unsre Armee nach Frankreich gehe. Dabei konnten sie sich auf unsre Landsleute berufen; auch General Červinka war nicht für die Entsendung der Armee nach Frankreich. Ich führe als Beispiel an, wie mir ein sehr einflußreicher Reaktionär seine Abneigung gegen den Westen begründete: Brusilovs Aktion im Vorjahre — so argumentierte er — habe Rußland keinen Vorteil eingetragen, trotzdem eine halbe Million Feinde und geradezu eine Million Geschütze weggeführt wurden (in Wirklichkeit etwa 250 000 Gefangene — die Anzahl der Geschütze ist allerdings noch mehr herabzusetzen). Brusilov habe auf Drängen des Zaren seine Aktion beschleunigen müssen, obgleich er mit der Vorbereitung noch nicht fertig gewesen sei; aber den Zaren habe dazu der italienische König bewogen, — hier haben sie den Beweis, daß Rußland nicht für den König von Preußen, aber für die Könige und Präsidenten im Westen arbeitet!

Ich habe schon gesagt, daß die Streitigkeiten unserer Landsleute, die gegenseitigen Denunziationen und viele Klagen die russischen Militärs verstimmten; und es gab viele Militärs, denen die militärischen Spielereien mißfielen. Aber hauptsächlich wirkte auf die russischen Militär- und Zivilbehörden die Abneigung unsrer eigenen Leute gegen eine große Armee. Davon sprachen Alexëjev u. a. immer zu mir. Ich hatte von Mitgliedern der „Zweigstelle“ die Nachricht, der Vorsitzende des Bundes habe noch im Herbst 1916, als er also über die Armee verhandelte, ausdrücklich nur eine kleine Armee gewünscht. Er hatte Furcht vor Verlusten an Menschenleben.

Die Revolution brachte schließlich die Besserung; Miljukov hatte ich schon in England für unsern Plan gewonnen, und durch eine glückliche Fügung des Schicksals war er Außenminister geworden. Der neuen Richtung nachgebend, befahl General Duchonin (damals Hauptquartiermeister) am 13. Juni 1917, die Brigade auf vier Regimenter zu erweitern und auch das Reserve-

bataillon für die erwartete fernere Vermehrung der Armee zu erweitern. Schließlich besserte sich nach Zborov, wo unsere Brigade nicht nur ihre Tapferkeit, sondern auch ihre strategische Geschicklichkeit bewies, die Situation auch militärisch. Unsere Jungen wurden offiziell belobt, der Name der tschechischen Brigade drang in breitere russische Kreise. Zur Belohnung befahl das Oberkommando die Formation einer zweiten Division.

Trotzdem zog sich diese Formation immer mehr hinaus. Man muß sich nämlich bewußt werden, daß die Petersburger Revolutionsregierung sich von der Armee und ihrer Leitung grundlegend unterschied. In der Regierung saßen Liberale und Sozialisten, aber die höheren Militärbehörden legten entweder eine monarchische oder wenigstens rein militärische Gesinnung an den Tag, der ganze Militärapparat war der alte geblieben. Miljukov und die Liberalen erkannten mich, den Pariser Nationalrat und unser Programm an, aber die Militärs gingen nach ihrer Gewohnheit vor.

Doch auch Sozialisten und Liberale aller Richtungen waren gegen uns; wir seien Chauvinisten. Die freisinnigen und fortschrittlichen Russen befanden sich immer seit jeher in Opposition gegen die Regierung und ihren offiziellen Nationalismus, und darum waren sie gegen unsere Bestrebungen, namentlich als sie durch den Gegensatz und Streit unserer beiden Flügel, des rechten und des linken, erkannten, daß viele unserer Leute grundsätzlich oder wenigstens aus opportunistischer Taktik reaktionär waren. Aus diesem Grunde gab Kerenskij als Kriegsminister direkt den Befehl, unsere Brigade aufzulösen, und dasselbe befahl der neue Kommandant des Kiewer Kreises Oberučev, ein Sozialrevolutionär. Dem Minister Kerenskij setzte ich die Sache im Memorandum vom 22. Mai auseinander; auch Oberst Oberučev mäßigte sich auf mein Einschreiten. Zborov brachte darin die Wendung.

Nach der Revolution waren der neuen Regierung die Registraturen aller Ämter in die Hände gefallen, und man hatte verschiedene offizielle und nichtoffizielle Berichte gefunden, durch die manche unsrer Leute kompromittiert wurden; auch wurden die liberalen Beamten redseliger und teilten mir mit, was während der zarischen Regierung im Ministerium des Äußern und anderswo vor sich gegangen war. Man versicherte mir, ein einflußreiches Mitglied des Bundes sei direkt mit der Ochrana und Protopopov

in Verbindung gestanden, und daher sei die Abneigung gegen unsre Armee nicht nur in Regierungs-, sondern auch in Militärkreisen gekommen; denn gegen die Ochrana und Protopopov waren auch die anständigen konservativen Russen.

Unsere Situation tritt sehr anschaulich hervor, wenn wir die Schicksale unserer Brigade mit der serbischen Legion vergleichen. Den Serben hatte der serbische Gesandte Spalajković leicht die Bewilligung erwirkt, aus den österreichischen Gefangenen eine serbische Legion zu bilden. Die Serben hatten einen selbständigen Staat, die Serben waren Verbündete, waren in Petersburg offiziell vertreten, waren rechtgläubig, und darum bewilligten die russischen Behörden trotz den legitimistischen Einwänden, die sie gegen uns vorbrachten, den Serben ohne weiteres die Sammlung „österreichischer“ Gefangener. Gleich im Jahre 1915 wurden mehrere Transporte nach Serbien geschickt. In Odessa befand sich der serbische General Živković, dem die serbischen Offiziere und Unteroffiziere gesendet wurden, und so wurde im Jahre 1916 die erste serbische Division gebildet. Zu dieser Division traten viele unserer Offiziere und Soldaten über, da sie die tschechische Armee nicht erwarten konnten. Die Serben hatten den Unsrigen versprochen, eine selbständige tschechische Abteilung zu schaffen, doch kam es dazu nicht; von Kiew aus wurde dagegen agitiert; darauf verließ eine bedeutende Anzahl der Unsrigen die serbische Division.

Das Schicksal dieser serbischen Division und unserer Jungen darin war traurig. Gegen den deutschen Vormarsch Mackensens blieben die tapferen Kämpfe in der Dobrudscha strategisch unfruchtbar; aber sie näherten uns den Serben an und stärkten die intime Zusammenarbeit. Hier ist nicht der Ort, darzulegen, wie mit der Formierung einer zweiten serbischen Division begonnen wurde und wie sie infolge inneren Zwistes und Kampfes aufgelöst werden mußte. Ich führe aus der Geschichte der serbischen Legion nur soviel an, als den Unterschied zwischen der Haltung des offiziellen Rußlands gegen uns und gegen die Serben veranschaulicht. Doch zugleich benütze ich diese Gelegenheit, um dankbar jener unserer Offiziere und Soldaten zu gedenken, die auf den Ebenen der Dobrudscha für die gemeinsame Freiheit und für Serbien ihr Leben ließen. Zu Beginn des Jahres 1917 (im April) wurden die Unsrigen vom serbischen Kommando aus der Legion

entlassen und kehrten nach Kiew zurück, um in unsere Armee eintreten zu können.

Es gibt eine Anekdote über Kaiser Joseph, wie der Kommandant einer Festung ihm hundert Gründe vorgab, warum er seine Ankunft nicht durch Salut gefeiert habe; der letzte war, daß kein Pulver dagewesen sei. In ähnlicher Lage befanden sich die russischen Militärbeamten mir gegenüber. Sie hatten alle möglichen Erklärungen, Gründe und Ausflüchte, wie ich sie nach ihren Reden formuliert habe, sagten mir aber nicht, was ich erst nach der bolschewikischen Revolution erfuhr: daß die leitenden Militär- und Regierungsbehörden schon 1915 formell beschlossen hatten, die tschechische Armee nicht aufzustellen. Wie gesagt, erfuhr ich dies erst nach dem bolschewikischen Umsturz; der serbische Militärattaché Lontkevič\*) brachte mir eine Nachricht darüber.

Ich verstand, daß die an Gehorsam gewöhnten Militärs sich durch diese Entscheidung und das Amtsgeheimnis gebunden fühlten; aber es verdroß mich doch, daß weder Kornilov noch Brusilov es bei aller Bewunderung für unsere Jungen wagten, einen Beschluß zu ändern, der unter ganz anderen Verhältnissen gefaßt worden war. Es wurde mir klar, warum die Versprechungen des Zaren nicht erfüllt worden waren und warum das schließlich anerkannte Formationsreglement unserem Programm nicht entsprochen hatte. Ich erhielt aus Wien sichere Nachrichten, daß man dort von der Verschleppung und dem Widerstand der russischen Behörden wußte und daß man sich darüber sehr freute. Unsere Jungen erblickten in der systematischen Verschleppung durch die russischen Militär- und Zivilbehörden eine Bestechung seitens Österreich, und der Gedanke, daß es sich um österreichischen Einfluß handle, wurde in der „Zweigstelle“ öfter erörtert. Auch in den Streitigkeiten unsrer Parteien und in der Bildung des Nationalrates Dürichs erblickten viele die Wiener Finger (ohne Wissen des Abgeordneten Dürich); von Priklonsky, dem Organisator des regierungstreuen Nationalrates, behauptete man öffentlich (auch Russen beschuldigten ihn), daß er bezahlter Magyarophile sei (er war vor dem Kriege Konsul in Budapest gewesen,

\*) Leider ist er gestorben; er versprach in Kiew, mir durch die Gesandtschaft eine Abschrift der Protokolle jener Beschlüsse nach Paris oder Amerika zu senden; ich habe sie, wenn er sie gesendet hat, nicht erhalten.

nach der Revolution wurde er dort wieder gesehen). General Štefánik äußerte zu mir den angeblich begründeten Verdacht auch gegen eine der Kiewer Persönlichkeiten, — es war der vereinzelte und einzige Fall von Verrat. Ich drückte gegenüber Štefánik Zweifel an der Sache aus; er versprach mir detaillierte schriftliche Beweise; sie dürften beim Absturz seines Flugzeuges verbrannt sein. Ich bezweifle auch heute, daß sie beweiskräftig genug waren.

51.

Nachdem ich die Situation und die Hauptpersonen kennengelernt hatte, richtete ich mir meinen Plan ein.

Unsre militärische Aktion war sehr erschwert durch die Verschiedenheit und die große Anzahl der Instanzen. In Petersburg das Kriegsministerium, der Generalstab, dazu das Ministerium des Äußern, und der Ministerrat, in Mogilev das Hauptquartier, in Kiew die Behörden des militärischen (Kiewer) Kreises, und schließlich hatten auch der Generalissimus und der Kommandant und der Stab des Armeekorps dreinzureden, dem unsre Abteilungen zugeteilt waren. Es war ein fortwährendes Pilgern von Pontius zu Pilatus; und die langen Fahrten von Ort zu Ort! Überall und von jedermann mußten wir irgendeine „Bumaga“ erhalten, und die wurde nicht schnell geschrieben —, in Rußland ist auch das Militär, wie alles, bureaukratisiert.

Eine ausgiebige Hilfe boten mir die Gesandten der alliierten Mächte; alle halfen sie und unterstützten uns bei den russischen Behörden, wenn wir verschiedene kleinere Sachen zu erwirken hatten; ebenso gingen uns die Militärattachés an die Hand, die gewöhnlich im Hauptquartier in Mogilev weilten.

Durch die Gründung und Einrichtung der „Zweigstelle“ des Pariser Nationalrates war die Arbeit vereinfacht; es fielen nämlich verschiedene landsmännische Instanzen weg. Vorher gab es den Bund und den Verband, und beide Organisationen hatten in die militärische Aktion eingegriffen; neben dem Bund war dann der regierungsfreundliche Nationalrat (Dürichs) entstanden. Der Bund war ein mehr konsularisches Organ geworden. Der Družina wurden politische (propagatorische) Helfer zugeteilt; das entsprach dem ursprünglichen Plan einer propagandistischen Družina; sie waren das Verbindungsglied zwischen den militärischen Kommandanten der Družina und den Freiwilligen zwi-

schen dem Kommando der Družina und anderen höheren Kommandanten und der Verwaltung des Bundes (und auch zwischen unseren Soldaten und unseren Organisationen im Hinterland). Anfangs gab es nur einen solchen Helfer (Herrn Tuček), der vom Generalstab eingesetzt war, später wurden noch zwei hinzugenommen (die Herren Reimann und für die Slowaken J. Orszak), die vom Kommandanten der Družina ernannt wurden.

Durch die Einrichtung der Zweigstelle des zentralen Pariser Nationalrates trat eine Vereinfachung ein. Mit meiner Ankunft in Rußland wurde ich nach der Organisationsordnung das Haupt der Zweigstelle. Größere Ordnung kam herein, man arbeitete einheitlicher, und wir gewannen dadurch das Vertrauen der Russen und der Ententevertreter.

Wir erweiterten die Zweigstelle des Nationalrates und teilten uns in die Arbeit; unsre Hauptbeschäftigung galt allerdings der Armee und ihrer Vermehrung. Die Korrespondenz mit den Gefangenen — mit einzelnen und mit ganzen Lagern — war riesig. Mitglieder der Zweigstelle und viele Offiziere und Soldaten mußten die Lager besuchen und die Musterungen leiten. Bald erwuchsen uns finanzielle Sorgen; ein schon älterer Plan wurde zurecht gemacht und eine nationale Anleihe ausgeschrieben. Die Vereinfachung führte ich nach Möglichkeit auch in den russischen Einrichtungen durch. In Kiew gab es z. B. eine Militärkommission, die die Formation der Armee leitete; die Kommission war russisch, an Stelle der mehrgliederigen Kommission setzte ich einen Inspektor durch, allerdings auch darum, weil die Mitglieder der Kommission uns feindlich waren.

Eine große Hilfe war mir der leider so früh gestorbene Jiří Klecanda, ein lieber, der Sache ergebener Mensch und unermüdlicher Arbeiter.

Klecanda war Sekretär der Zweigstelle; mein Privatsekretär war der junge Historiker Papoušek.

Für die technische Formierung unsrer Armee wurde von der Regierung General Červinka als geborener Tscheche bestimmt. Er war ein geeigneter Vermittler zwischen der russischen Regierung und dem Bund, später dem regierungstreuen Nationalrat; bald nach Ausbruch des Krieges war er dem Kiewer Militärkreis zugeteilt worden und erhielt dort die Leitung der tschechischen Militärangelegenheiten; später, als im Herbst 1916 der General-

stab die Formationsordnung herausgab, wurde er mit der Formation unsrer Armee betraut. Er war russischer Militär, und schon dadurch hatte er Streitigkeiten mit dem Bund und dem Verband, aber für die tschechische Sache arbeitete er ergeben; er war konservativ und stimmte nicht in allem mit mir überein, aber das schadete uns nicht in der Zusammenarbeit.

Die Aufgabe bestand darin, die Armee aufzubauen oder, wie wir in Rußland sagten, den „Korpus“ aus der ursprünglichen Družina, die in eine Brigade, dann in eine Division mit dem Kern der zweiten Division umgewandelt worden war. Der Plan sah vor, zunächst einen Korpus zu schaffen und den zweiten vorzubereiten, denn Gefangene, die sich freiwillig zur Armee meldeten, gab es genug. Ich setzte dort fort, wo Štefánik aufgehört hatte. Dieser hatte gegen den russischen Plan, eine Propagandaarmee und eine politische Armee aufzustellen, unsere Anschauung vertreten, daß ein wirkliches und möglichst großes Heer nötig sei und daß es nach Frankreich gesandt werden soll. Das hatten wir sofort nach Briands Anerkennung unsres antiösterreichischen Programms vereinbart.

52.

Um ganz klarzumachen, wodurch mein Plan sich vom russischen und vom Plan des Bundes unterschied: mir ging es darum, in Rußland unsre selbständige Armee zu haben, mit der wir disponieren konnten. Es genügte nicht, daß sie ein Bestandteil der russischen Armee sei; in diesem Falle hätte man sie stückweise über die ungeheuer lange Front zerstreuen können, und die Armee wäre als Ganzes nicht zur Geltung gelangt. Ferner handelte es sich darum, eine möglichst große Armee zu haben, eine wirklich militärische, keinesfalls politische Armee. Es handelte sich um den Geist unsrer Armee —, sie sollte unser sein, nicht russisch, wenn auch russophil, mir war es z. B. nebensächlich, ob das Kommando russisch oder tschechisch sei. Hauptsache war, wie die Kommandanten waren, wie der Geist der Armee beschaffen war, wofür und wie sie diente. Die tschechische Armee mußte klar wissen, warum sie kämpfte und welche politischen Ziele sie erreichen sollte; sie mußte unsrer Nation schwören — kurzum, sie mußte unsre Armee sein.

Und zweitens: die Armee sollte nach Frankreich überführt werden. Das war im Vorjahre in Paris vereinbart worden, und

Stefánik hatte dafür seit jener Zeit in Rußland bis zu meiner Ankunft gearbeitet.

Die Gegner Frankreichs und überhaupt des Westens waren dagegen und gegen den Abtransport unserer Gefangenen nach Frankreich; während des zarischen Regimes wurde in einzelnen Ministerien und im Ministerrat darüber verhandelt. Als M. Albert Thomas nach Petersburg kam, erneuerte er namens der französischen Regierung das Ersuchen, unsre Armee nach Frankreich zu überführen; der Generalstab genehmigte damals (durch Entscheidung vom 14. Mai 1917) und begründete sehr hübsch den Plan — es war eben schon nach der Revolution, und das Eis gebrochen. Ich kam mit der französischen Militärmission überein, vorläufig 30 000 Gefangene nach Frankreich zu schicken, darunter einige Tausend Südslawen; M. Thomas stimmte zu und half auf alle mögliche Weise, die Aktion zu beschleunigen; die Vereinbarung mit M. Thomas ist der erste unterschriebene Vertrag des Nationalrates mit einem Staat, und wiederum ist es Frankreich, das so als Erstes unsern Nationalrat als Kompaziszenten anerkannte. Ein Teil der Gefangenen sollte in Frankreich in den Fabriken arbeiten. Man versprach uns (vom Ministerium des Äußern und dem Generalstab) die Transporte möglichst bald über Archangelsk zu leiten. Trotzdem verzögerte sich die Sache — der erste Transport geschah de facto erst im November. Und die Zahl war viel kleiner, als wir gewünscht hatten. Doch hofften wir, bald über Sibirien nach Frankreich zu gelangen.

Rücksichten auf den künftigen Aufenthalt der Armee in Frankreich hatten selbstverständlich einen gewissen Einfluß auf ihre Organisation; wir führten französische Disziplin ein, damit nach der Überfahrt in Frankreich nicht Schwierigkeiten entstehen, und französische Verbindungs-offiziere wurden in die Armee aufgenommen.

All meine Sorge war darauf gerichtet, nicht in das russische militärische Chaos hineingezogen zu werden und die Armee beisammenzuhalten; bis zu einem gewissen Maße ist dies gerade infolge des Verfalls der russischen Armee und des ganzen Zerfalls Rußlands gelungen. Unsere Jungen sahen den Zerfall, und das wirkte abschreckend; administrativ half uns der Zerfall insofern, als wir uns oft brevi manu aus den russischen Magazinen mit Material versorgten, das übrigens ohne uns zerstoßen worden wäre. Wir

folgten darin in bedeutendem Maße der Taktik des *fait accompli*; Verhandlungen mit den Behörden waren geradezu unmöglich, so groß war überall die Unsicherheit, und die entscheidenden Persönlichkeiten wechselten von Tag zu Tag. Ich vereinbarte etwas mit Kornilov, aber am Tage darauf war schon Brusilov da, usw. — der Zerfall, die Unsicherheit war vollständig.

Die Bewilligung der Formation durch die Regierung stellt nur eine Rahmenverordnung dar; bei der Durchführung ging es um Einzelheiten, hauptsächlich um die endgültige Bestimmung der Größe unsrer Armee. Allerdings forderte ich zuerst einen Korpus, dann je nach den Umständen einen zweiten. Und diese wichtige Entscheidung erreichte ich schließlich am 9. Oktober vom General Duchonin, dem neu eingesetzten Chef des Generalstabes im Hauptquartier; er kannte und schätzte unsre Jungen, ihre Kundschaffertätigkeit und die Aktion bei Zborov und hatte die Entschlossenheit, den veralteten Beschluß der russischen Regierung nicht zu beachten. Duchonin erweiterte, wie schon gesagt, im Juni die Brigade; er unterschied sich von Brusilov, Kornilov, Alesceo u. a., die uns ebenso anerkannt und geschätzt, aber das alte Regierungsverbot aufzuheben sich nicht getraut hatten. Wir besaßen also einen Korpus, und zwar einen nach der Vereinbarung unabhängigen; ferner war mit Duchonin ausdrücklich abgemacht worden, daß unsre Armee nur gegen den äußern Feind bestimmt sei. Dadurch wurde mein Hauptprinzip der Nichteinmischung von den Russen selbst angenommen und bestätigt. Wir erreichten dadurch die Gewähr, in den russischen Parteistreitigkeiten und Kämpfen nicht herangezogen zu werden, heute von diesem, morgen von jenem. Mit dieser Formel befriedigte ich auch die konservativen und reaktionären Elemente in der russischen Armee, die sich bis zum letzten Augenblick gegen eine selbständige Armee auflehnten und sich vor ihr ängstigten.

Bald nach Duchonins Entscheidung wählte ich von den russischen Generalen zum Befehlshaber des Korpus den General Sokorov. An die Spitze des Generalstabes stellte ich den früheren General Dieterichs; ich hatte erfahren, daß er sich in Kiew aufhalte und im Bahnhof als einfacher Tagelöhner arbeite (ich wußte schon im Hauptquartier von ihm); um so eher wählte ich ihn für unseren Generalstab. Praktisch wurde erst durch die Einsetzung der beiden leitenden Befehlshaber die Formation des Korpus gesichert.



Hier muß ich noch ein Wort über General Duchonin sagen. Er war ein junger, energischer und fähiger Offizier und ein sehr ehrenwerter Mann; er wehrte sich gegen die Befehle Lenins, mit den Zentralmächten einen Waffenstillstand zu schließen. Er begriff unsre Situation und half uns. Unglücklicherweise wurde er von den Bolschewiken getötet (2. Dezember), als er unter Krylenko sich des Hauptquartiers bemächtigte. Der Leichnam des Ermordeten wurde mehrere Tage auf dem Bahnhof von Mogilev auf barbarische Weise geschändet; endlich konnte er doch nach Kiew zur Bestattung überführt werden. Wir versammelten uns zum Begräbnis, aber es wurde nicht erlaubt; erst auf weitere Bitten und Drängen aller Beteiligten durfte der Leichnam in der Nacht begraben werden.

Einige Tage nach dem Begräbnis besuchte ich die Witwe, und erfuhr da zu meinem Entsetzen, daß der Verstorbene bereitwillig die Stellung des Hauptkommandanten unsres Korpus angenommen hätte; und Frau Duchoninova deutete an, daß er dieses Angebot erwartet hatte. Ich aber hatte, als ich einen Kommandanten einsetzte und mich mit Duchonin beriet, an ihn nicht gedacht, da ich vermutete, er würde das Kommando eines Korpus als Herabsetzung seines hohen Ranges ansehen, und deshalb hatte ich ihm den Posten nicht angeboten. Gewiß wäre er als unser Kommandant, der den Posten in Mogilev verlassen hätte, am Leben geblieben sein . . . Wir werden ihm ein treues Andenken bewahren — er verwandelte Wort und Papier in einen Körper, er machte aus der günstigen Entscheidung der Provisorischen Regierung Wirklichkeit.

Nur mit einem Wort sei hier auf die russischen Offiziere in unsrer Armee hingewiesen. Unter den Gefangenen hatten wir nur niedrigere Offiziere. Generäle und Chefs der einzelnen militärischen Abteilungen und Behörden hatten wir nicht, und deshalb nahmen wir als Hauptkommandanten russische Offiziere. Wir konnten nicht unsre unvorbereiteten und unerprobten, in der Mehrzahl jungen Offiziere einsetzen. Das ergab sich überall aus der Situation: in Rußland hatten wir russische höhere Offiziere, in Frankreich französische, in Italien italienische. In Rußland wurde seit Beginn auf die russische Leitung unsrer Armee um so mehr hingearbeitet, als die Armee russisch und nicht tschechisch sein sollte. Es versteht sich von selbst, daß dadurch überall Schwierig-

keiten entstanden. Hauptsächlich dadurch daß unter den russischen Offizieren ein größerer Teil seine Mission nicht begriff. Viele zeigten außerdem eine sichtbare Wirkung der allgemeinen Demoralisation des zarischen Regimes in der Administration und im Militärdienst. Mir wurden damit viele Schwierigkeiten bereitet. Auch ein Teil unserer Offiziere und Soldaten verstand z. B. nicht sofort, warum ich bald nach meiner Ankunft den Kommandanten der Brigade Mamontov abberief, der in der Armee Beliebtheit und Vertrauen genoß; er war gewiß ein geschickter Mensch, aber mehr Journalist und Tribun, als Soldat.

In der Družina war das Kommando russisch; schon in der zweiten Division war das Kommando tschechisch, im Korpus wurde es tschechisch eingeführt; in vieler Hinsicht allerdings nur dem Namen nach, denn es gab nicht Zeit noch Fähigkeit genug, das russische Kommando nicht nur schnell zu übersetzen, sondern auch nach unsern Bedürfnissen auszugestalten. Das hing mit der ganzen militärischen Einrichtung zusammen.

### 53.

Man muß sich überhaupt die Schwierigkeiten vorstellen, die wir mit der Organisierung der Armee hatten. Es gab nicht bloß die Frage des Kommandos und der militärischen Signale, sondern es handelte sich auch um die ganze militärische Administration.

Die Soldaten waren ferner Freiwillige; sie meldeten sich freiwillig, und schon das gab ihnen eine gewisse Freiheit. Uns schwebte das Ideal einer demokratischen Armee vor; es ist begreiflich, daß in dem russischen Chaos das Ideal der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht selten etwas anarchisch aufgefaßt wurde. Und als schließlich nach dem bolschewikischen Umsturz der Bolschewismus auch in unsern Reihen Fuß zu fassen begann, war es eine schwere Aufgabe, rasch ein demokratisches System der Disziplin und des Gehorsams, das einem Heer im Felde unerlässlich ist, auszuarbeiten. Wir nahmen, wie gesagt, die französische Disziplinarordnung mit den nötigen provisorischen Änderungen an.

Unter den Freiwilligen gab es natürlich Anhänger aller unsrer Parteien und Richtungen, und auch das verursachte gewisse Beschwerden. Die Soldaten, und insbesondere die Offiziere, wußten nicht immer zwischen Politik und Strategie zu unterscheiden.

Aber die Gegensätze waren nicht so scharf wie daheim, weil wir in der Fremde waren, ohne das heimische Milieu.

Es war keine leichte Aufgabe, unter solchen Umständen die Armee rein militärisch zu organisieren und ihre militärische Tüchtigkeit zu erzielen. Es ging, ich wiederhole es, nicht nur darum, ob das Kommando russisch oder tschechisch sein sollte, und darüber wurde sehr lange verhandelt, sondern auch um den Sinn dieses Kommandos, um weitreichende Probleme, darum, welche Strategie und Taktik dem Geiste unserer Nation entsprechen. Jedenfalls ging es darum, die freiwillige Armee militärisch tüchtig zu machen. Ich konnte mir nicht verbergen, daß bei der Organisation der Armee und ihrer Leitung, des Ganzen und der einzelnen Abteilungen und Fächer, trotz aller Vorsicht eine gewisse Portion von Dilettantismus mit unterlief. Ich selbst, der Nichtmilitär, mußte viel nachdenken, um einzelnen Aufgaben zu genügen. Es handelte sich nicht bloß um die Zusammensetzung des Heeres, sondern um ein Heer, das seine Aufgaben gewachsen sein sollte, sobald wir mit dem militärisch hervorragenden Feind zusammenstoßen mußten. Es war natürlich, daß die Unsrigen sich mit ihrer russischen Umgebung verglichen; aber wir mußten an die Deutschen und Preußen denken, mit denen wir kämpfen wollten. Die militärische Fachkenntnis und Disziplin verbürgen im Kampfe geringere Verluste; auch die Menschlichkeit, nicht nur der Militarismus, verlangt eine gute Bewaffnung und gute militärische Schulen.

Die Verhältnisse forderten von den einzelnen Selbständigkeit des Urteils und der Aktion; im Ganzen bewährte sich die Legion gerade darin gut. Im kleinen wie im großen zeigte sich Talent und improvisatorische Begabung.

Die bolschewikischen Vorbilder ließen sich nicht einfach verbieten. Deshalb beschränkten wir z. B. die Betriebsausschüsse schon unter Kerenskij auf wirtschaftliche, Bildungs- und ähnliche Aufgaben. Die demokratische Verwaltung des — nota bene freiwilligen — Heeres erforderte eine gewisse Mitentscheidung der Soldaten selbst.

In einer demokratischen Armee ist natürlich das Offiziersproblem schwierig. Welche Vorrechte und Freiheiten kann und darf der Offizier noch genießen? Z. B. entstand sofort die Frage, ob die Offiziere sich besonders verköstigen sollen, und ähnliche

größere und kleinere Probleme. Es war nicht möglich, sie rasch, ohne Erfahrung im Pauschal und endgültig zu lösen; bei den gegebenen Umständen war eine straffe Uniformierung gar nicht möglich, und darum ging man in den einzelnen Abteilungen mehr oder minder selbständig vor.

Der Sokol, seine Grundsätze und Ideale waren uns Vorbild und Schule. Allerdings war ich mir des Unterschieds zwischen Soldat und Sokol wohl bewußt, doch die Sokolidee hatte einen bedeutenden und guten Einfluß. Wir machten Fehler, aber im ganzen ist der Versuch doch nur gelungen.

Sehr schwer war die Aufgabe der Verpflegung; wir hatten bald mehr als 40 000 Soldaten und mußten für sie Waffen, Monturen und Schuhe, Brot und Fleisch verschaffen. Bis zu einem gewissen Grade half uns, wie schon gesagt, der Zerfall der russischen Armee dabei. Es war nicht leicht, von dem ukrainischen Mužik Getreide und Mehl zu erhalten, weil er für Geld nicht verkaufen wollte — er verlangte Werkzeug, Nägel u. ä.; und schließlich hinderte uns die stets sich wandelnde politische Lage.

Ursprünglich und zunächst waren wir von den russischen Militärbehörden abhängig gewesen. Als wir uns jedoch in der Ukraina sammelten, machten die russischen Behörden allmählich den ukrainischen so weit Platz, als die Ukraina sich eben selbständig machte. Zugleich konnten wir es nicht vermeiden, mit der neu entstehenden bolschewikischen Obrigkeit, die zur Herrschaft gelangte, zu verhandeln.

Es entstand die schwere Aufgabe des Transports; wie sollte nämlich unser Heer nach dem Osten geschafft werden, denn wir hielten daran fest, über Sibirien und über das Meer nach Frankreich zu kommen. Die russischen Eisenbahnen wurden, was Verwaltung und Material betrifft, von Tag zu Tag schlechter. Deshalb war die Transportfrage so schwierig.

Es ist natürlich, daß unter der großen Anzahl von Freiwilligen nicht alle von gleicher Qualität und Wert waren. Und ebenso versteht sich von selbst, daß nicht alle sich nur aus idealer patriotischer Begeisterung gemeldet hatten. Die Mehrzahl der russischen Gefangenenlager waren für unsere Leute sehr schlimm; übel wirkten vor allem die Unfreiheit und der bürokratische Druck der ungebildeten Lagerkommandanten, — und deshalb bedeuteten die Legionen die Befreiung für sie. Das gilt aller-

dings für die spätere, die Zeit nach der Revolution, für 1917 und besonders für 1918. Die Legionen gewährten ihnen eine größere persönliche Sicherheit und bessere Versorgung, zumal in Krankheitsfällen; der Eintritt in die Legionen schützte sie auch vor Österreich — wenn sie nach Hause zurückgekehrt wären, wären sie in die österreichische Armee gekommen und in dieser schlechter drangewesen, und es hätte mehr Menschenleben gekostet. Gerade darin war unsere Armee eine Rettung.

Die Jungen gaben selbst gut Obacht auf die verschiedenen Formen von Drückebergerei; vor der Schlacht bei Zborov hatten sich etwa hundert Mann der Alt-Družina entfernt — das waren in Rußland geborene und erzogene Leute. Doch die große Mehrzahl unsrer Soldaten waren gute und zuverlässige Menschen und erfüllten ihre schwere Aufgabe erfolgreich und ehrenvoll. Ich habe viele Erfahrungen gemacht und viel Gelegenheit gehabt, unsern Soldaten und damit den tschechischen Menschen zu beobachten.

Ich kenne nicht die Anzahl der tschechischen und slowakischen Gefangenen in Rußland und vermag deswegen nicht, das genaue Verhältnis der Legionäre zu den Gefangenen zu bestimmen; mir schien, daß die Anzahl derer, die sich zu uns nicht gemeldet hatten, ziemlich groß war. Die genaue Konstatierung wäre ein guter Maßstab der allgemeinen Bewußtheit und politischen Entschlossenheit.

Mein Verhältnis zu den Soldaten war gut, freundschaftlich, kameradschaftlich, obgleich meine Urteile streng und nach Bedarf auch sehr streng waren. Die Aufrichtigkeit scheint mir die beste Eigenschaft für ein gutes Verhältnis jedes höheren oder niedrigeren Kommandanten zu den Soldaten zu sein; außer Aufrichtigkeit ist Konsequenz und vor allem Gerechtigkeit notwendig. Die Armee beruht unbedingt auf Autorität, und namentlich im Kriege sind Offiziere und Kommandanten das, was im politischen Leben Führer sind. Aber der militärische Führer darf nicht Demagoge sein, das rächt sich bald, auch an ihm selbst, denn in der Gefahr des Krieges geht es um das Leben, und in der Gefahr werden die Menschen Realisten und beurteilen ihre Vorgesetzten unerbittlich. Unrichtig verstandener Demokratismus verleitet die Offiziere zu demagogischer Unaufrichtigkeit und Falschheit.

Der Soldat ist aufrichtiger als der Zivilist; er kennt in seinem gegenseitigen Verhältnis des einen zum andern, des niedrigeren zum höheren und umgekehrt nicht die Formalitäten, die wir im bürgerlichen Leben finden. Es entsteht eine Art von Lakonismus, der durch die Genauigkeit, Bestimmtheit und Praktikizität des ganzen militärischen Mechanismus gegeben ist; die verhältnismäßig große Gleichheit, der Umstand, daß der Soldat um Brot, Kleidung und Wohnung nicht zu sorgen braucht, daß es für ihn keine wirtschaftliche Konkurrenz und keinen Kampf um die Existenz gibt, bewirkt eine gewisse Aufrichtigkeit und Offenheit. Der Soldat lebt stets in Gesellschaft seiner Kameraden, in der Öffentlichkeit, und wird dadurch und den ganzen Beruf objektivistischer, weniger subjektivistisch. Sein Beruf ist im Wesen nicht skeptisch. Der Soldat ist naiver, ist ein Kind und hat auch kindliche Schwächen; es gibt viele Eifersüchteleien, die ihren Ursprung darin haben, daß die Armee eine Stufenleiter von Würden und Pflichten darstellt; ein Held vor dem Feind kann in der Rote kindlich und kleinlich sein. In unsern Legionen ist fast jeder einzelne durch das Feuer der Kritik und Eifersucht gegangen. Es bestand eine bald größere, bald kleinere Spannung und Reibung zwischen den Mitgliedern der Alt-Družina und den späteren Legionären, man kritisierte scharf die Ankömmlinge aus der serbischen Legion, man gedachte der großen und der kleinen Sünden, die sich insbesondere die Offiziere in der österreichischen Armee hatten zuschulden kommen lassen, die Angehörigen der verschiedenen Lager in Rußland waren aufeinander eifersüchtig usw.

Allerdings müssen wir bei alledem die ganz abnormalen russischen Zustände bedenken, unter denen die Armee formiert wurde.

Aus dem Verkehr mit den Soldaten überzeugte ich mich, daß sie Vertrauen zu mir haben. Sie wußten, daß ich daheim die Notwendigkeit einer kritischen und nüchternen Politik verfochten hatte; sie erwarteten deshalb, daß ich in Rußland nicht anders verfahren werde und daß ich mir wohl überlegt habe, was ich unternehme und von ihnen fordere. Ich bot ihnen ein begründetes Programm, und das wurde angenommen; unsere Soldaten waren gebildet genug, um die historischen und politischen Schlüsse beurteilen, verstehen und akzeptieren zu können. Ich appellierte an die Vernunft, ich arbeitete auf die Überzeugung und die

Opfermütigkeit aus Überzeugung hin. Ich sprach mit ihnen über unsre Hauptschwierigkeiten ganz unverhüllt. Sie sahen auf eigene Augen und überzeugten sich durch tägliche Erfahrung, daß ich mich um die Verpflegung und den ganzen Zustand der Armee kümmerte; und schließlich wirkte, glaube ich, mein einfaches Leben und daß ich selbst keine Furcht hatte oder, besser gesagt, keine Furcht verriet, günstig auf sie. Ich gab ihnen während der bolschewikischen Revolution in Petersburg, Moskau, Kiew Beweise, daß ich bei der Erfüllung meiner Pflicht der Lebensgefahr nicht aus dem Wege ging. Dadurch empfing ich das Recht, von ihnen Opfer zu verlangen, auch das höchste Opfer des Lebens.

Unser Soldat ist ein guter Kämpfer, tapfer bis zum kühnsten Heldentum; er muß aber wissen, wofür er kämpft; Opfermütigkeit aus blindem Gehorsam, wie sie in der österreichischen Armee gefordert und gepflegt wurde, war bald überwunden. Die Wiederbelebung des hussitischen Geistes war kein bloßes Schlagwort, sondern ein reales Gefühl und ein Entschluß; deshalb war auch die Benennung unsrer Regimenter nach Hus, Zizka usw., die nach der Schlacht bei Zborov vorgenommen wurde, kein bloßer historischer Zierat. Daß die hussitische Idee nicht im ganzen Gebiet des Kriegswesens und der Militärverwaltung konsequent durchgeführt wurde, ist aus der Unmöglichkeit zu erklären, in der Eile die gegebenen militärischen Zustände (die österreichische und die russische Tradition) zu überwinden und die eigene Idee mit der nötigen Rücksicht auf die Forderungen der Zeit zu verwirklichen.

Eine anekdotische, aber charakteristische Kleinigkeit: unsre Jungen hatten Kelche und Löwen in ihren Wappen; die russischen Bauern erblickten darin „rjumocky“ und „sobacky“ (Gläschen und Hündchen), und ich glaube, es hat dazu beigetragen, daß diese Wappen nicht allgemein benutzt wurden.

Mein erstes Hervortreten gegen Österreich in der Schweiz am Hustage war eine organische Folge unsrer Geschichte — organisch und zugleich national im besten Sinne des Wortes war die Wiederbelebung der hussitischen und taboritischen Soldatentradition.

Unser Soldat ist im Handeln rasch; er beobachtet rasch, rasch orientiert er sich; aber den Mißerfolg erträgt er schlecht. Doch aus einer gefährlichen Situation versteht er sich herauszuhauen.

Ich habe schon erwähnt, wie unsere Soldaten in der Schlacht bei Zborov nicht nur persönliche Tapferkeit, sondern auch ein bedeutendes taktisches Talent bewiesen.

Der Slowak ist gleichfalls ein guter Soldat; er ist noch gewöhnt, mehr zu gehorchen als zu befehlen und zu leiten.

Ich weiß wohl, daß eine gute Armee nicht nur durch die persönliche Tapferkeit und Tüchtigkeit einzelner gesichert ist; die Tüchtigkeit muß durch allgemeine Disziplin erhalten werden; es handelt sich nicht nur um Furchtlosigkeit im Feuer, sondern auch um Ausdauer im ermüdenden und entkräftenden Felddienst. Und der Soldat lebt nicht allein von Disziplin, sondern auch vom Brot — eine gute Versorgung ist in unsrer Zeit eine Grundbedingung des Erfolges. Derselbe Soldat, dasselbe Regiment und die ganze Armee kann heute tapfer sein, morgen unterliegt sie der Panik. Ein Heer erfordert die richtige Organisation, Administration und braucht eine beständige Führung, der Mut der einzelnen ist nur ein Faktor, der den Sieg verbürgt. Darum ist gerade in einem demokratischen Heere die Offiziers- und Unteroffiziersfrage so wichtig.

54.

Neue Schwierigkeiten bereitete uns der bolschewikische Umsturz vom 7. November 1917.

Ich beobachtete die bolschewikische Bewegung in Petersburg und war Zeuge davon, wie sie nach Moskau und Kiew überging. Es war wirklich ein sonderbarer Zufall, daß ich jedesmal in den Mittelpunkt der bolschewikischen Kämpfe geriet. In Petersburg wohnte ich in der Morska, in der Nähe der Dvorka, und mir gegenüber befanden sich Telegraphen- und Telephonamt; um alle diese Objekte wurde auf der Straße, in der ich wohnte, gekämpft. Die Zweigstelle hatte anfangs ihre Räumlichkeiten in Basejna, dann in der Znamenska; zu den täglichen Beratungen ging ich von der Morska in die Znamenska und mußte da auch über den Litejni-Prospekt kommen, wo sich damals oft die Straßenkämpfe abspielten. Ich ging zu den Beratungen regelmäßig und täglich; oft kam ich durch Gassen, wenn geschossen wurde. Die Kollegen in der Zweigstelle sahen das nicht gern; ich glaube, es war der jetzige Gesandte Šeba, der mir einen physiologischen Mangel an Sinn für Gefahr vorwarf. Es wurde abgemacht, mir einen Wächter

an die Hand zu geben; so erhielt ich den Gefangenen Hûza. Und auf Drängen der Zweigstelle sollte ich, damit mir nichts passiere, nach Moskau übersiedeln. Die Zweigstelle sollte mir bald nachfolgen. Ich begab mich also nach Moskau, aber an dem Morgen, an dem ich eintraf, begann der Kampf zwischen den Bolschewiken und den Truppen Kerenskij, und ich sah mich plötzlich in dem bekannten Hotel Metropol, das Kerenskij rasch zu einer Festung verwandelte; ich erlebte darin sechs heiÙe Tage der Belagerung durch die Bolschewiken. Als die Junker schließlich bei Nacht unbemerkt abzogen und die Bolschewiken am nächsten Morgen die Hotelfestung eroberten (das Hotel war wirklich sehr solid, die Mauern massiv), wurde ich zum Sprecher der Ausländer gewählt, für die Russen ein Pole, denn die Russen fürchteten, die Funktion zu übernehmen. Als ich darauf von Moskau nach Kiew abreiste, geriet ich während der Belagerung Kiew durch die Bolschewiken in das französische Hotel auf dem Krescatik, also an einen schon durch seine Lage gefährlichen Ort (auch in das Hotel flog während einer Beratung im Nebenzimmer eine riesige Granate, die aber zufällig nicht explodierte); auf Drängen der Freunde übersiedelte ich in ein Sanatorium, doch die Gefahr wurde dadurch nicht geringer, weil ich regelmäßig zur Beratung in die Zweigstelle ging und Schüsse selbst in das Sanatorium und in mein Zimmer einschlugen. Eines Nachmittags schritten und liefen wir mit Hûza durch ein wahres Hagelwetter von bolschewikischen Geschossen . . . Noch jetzt, wenn ich nach Jahren mich der verschiedenen Erlebnisse bei der bolschewikischen Besetzung der Hauptstädte Rußlands erinnere, kommt mir alles wie ein Alpdrucktraum vor.

Mich interessierte der Umsturz hauptsächlich in Hinblick auf unser Heer und die militärischen Pläne. Bald war es klar, daß die Bolschewiken, wollend oder nicht, mit den Deutschen Frieden schließen werden. Auch darin folgten sie dem Beispiel des Zaren und ihrer Vorgänger. Merkwürdige Spiele des Schicksals: Miljukov trat aus der Provisorischen Regierung vor Kerenskij zurück, weil dieser die Revision des Programms in pazifistischem Sinne wünschte; später machte Kerenskij den Versuch zu kämpfen, Miljukov war bereit, mit den Deutschen Friedensverhandlungen zu führen.

Ich wurde fest in meiner Überzeugung: mich nicht einzumischen in die russischen innern Geschehnisse, die durch die

Revolution verursacht wurden, und aus Rußland nach Frankreich zu gelangen, wie ich es dort vereinbart hatte.

Als die Bolschewiken daher unter Muravjev gegen den bürgerlichen Nationalrat in die Ukraina gezogen kamen und Kiew eroberten, schlossen wir mit ihnen einen Vertrag: sie verbürgten uns die bewaffnete Neutralität und den freien Abzug von Rußland nach Frankreich. Durch das Zugeständnis der bewaffneten Neutralität wurden wir als regelrechte und selbständige Armee und Regierung anerkannt.

Kiew wurde am 8. Februar von den Bolschewiken eingenommen: am Tage vorher erklärte ich nach Vereinbarung mit der französischen Militärmission unsre Armee zum Bestandteil der französischen Armee, um so unsre Position zu stärken.

Muravjev selbst trachtete, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen; der Kiewer bolschewistische Sowjet schickte aber, angeblich ohne Wissen Muravjovs, tschechische Agitatoren zu unseren Truppen, damit diese in die Rote Armee eintreten. Das war damals einer der kritischen Augenblicke, wie wir sie häufig erlebten. Nach reiflicher Erwägung entschied ich, die bolschewikischen Agitatoren von unseren Jungen anhören zu lassen. Das geschah, und die Folge war, daß von unserm ganzen Heer sich im ganzen, ich glaube, 218 Mann in die Rote Armee meldeten; und von ihnen kehrten einige schon am nächsten Tag zu uns zurück, — selbstverständlich, denn sie erkannten bald die Mängel der bolschewikischen Armee. Als Beispiel erwähne ich, daß einer von unsern Roten gleich am andern Tag mit einer Tasche voll Uhren prahlte. Solch ein Argument öffnete besseren Menschen die Augen gründlicher, als es mein Verbot getan hätte, die Gründe der Bolschewiken anzuhören. Es ist wahr, daß manche russischen und französischen Offiziere meine Entscheidung sehr skeptisch aufgenommen hatten, aber das Ergebnis fiel für mich aus und gegen den militärischen Bureaukratismus.

Ich bestreite nicht, daß sich unter denen, die zu den Bolschewiken übergingen, auch anständigere und anständige Menschen befanden. Einige erwiesen uns dann in ihrer Stellung in der bolschewikischen Armee gute Dienste.

Das Wüten der Bolschewiken in Kiew und Umgebung legte uns eine schwere Geduldprobe auf; insbesondere wurden wir durch die Meldung beunruhigt, daß man entgegen der Vereinbarung

unsere Soldaten, die unweit von Kiew die Militärvorräte bewachten, erschlagen habe. Und in ihrer Brutalität hatte sich die bolschewikische Übermacht nicht mit dem Totschlagen unserer Wachen begnügt, sondern die der Kleidung und Schuhe beraubten Leichen verunreinigt und besudelt. Damals war es nicht leicht, der natürlichen Regung, sie zu bestrafen, zu widerstehen; aber nach Erwägung aller Umstände begnügte ich mich mit einem entschiedenen Protest und dem erhaltenen Versprechen, daß die Täter bestraft und die Abmachungen loyal eingehalten werden.

Ich sah viel Schreckliches und Unmenschliches während der bolschewikischen Revolution; aber infolge einer seltsamen Assoziation erinnere ich mich beim Worte Bolschewismus eines Bildes. Einige Zeit nach den Straßenkämpfen in Petersburg und anderswo wurden die Leichen der gefallenen Opfer den Familien zugeführt, gewöhnlich auf dem bekannten russischen Izvosčik. Der erstarrte Körper lag wie ein Balken in dem Wägelchen; auf einer Seite ragten die Füße hervor, auf der andern der Kopf, manchmal eine Hand. Häufig war die Leiche im Wagen aufgestellt und mit einem Fetzen oder einem Bindfaden befestigt. Ich sah sogar, wie eine mit dem Kopf nach unten aufgestellt war, die Beine ragten in die Höhe. Das überflüssige, vernunftlose, barbarische Umbringen von Menschenleben wird stets in meiner Erinnerung heraufbeschworen, so oft ich an diese unheimlichen Anblicke denke.

Den Vertrag mit Muravjev unterschrieben unsere Jungen vor der Einnahme von Kiew; mit Muravjev verhandelte ich am 10. Februar 1918 in seinem Salonwagen in Gegenwart der Ententevertreter, die mich zum Unterhändler gewählt hatten (sie konnten selbst nicht russisch). Am 16. Februar empfing ich von Muravjev eine Zuschrift, die unsern bewaffneten Soldaten den freien und ungestörten Abmarsch nach Frankreich verbürgte.

Über Muravjews Beziehung zu mir wurde in Kiew von manchen Reaktionären viel Klatsch verbreitet; der bolschewikische Generalissimus soll mich „auffallend“ umworben haben u. ä. Mir selbst sagte er gelegentlich, daß er mich längst aus Berichten und Büchern kenne, und darum komme er mir entgegen. Er war, wie ich hörte, Polizeioffizier gewesen und wurde Bolschewik durch Zwang; später wurde er auf Befehl aus Moskau erschossen. (Wie erzählt wurde, wegen finanzieller und anderer Veruntreuungen.)

Mir war der Bolschewismus zu jener Zeit, wie gesagt, vor allem ein militärisches Problem. Wie wird sein Verhältnis zu unsrer Armee werden? Aber es ist selbstverständlich, daß ich die bolschewikische Bewegung mit soziologischem Interesse verfolgte. Ich hatte die Arbeiter- und sozialistische Bewegung längst in ganz Europa und bei uns daheim beobachtet, und so war meine „Kritik des Marxismus“ entstanden. Als ich mich mit dem Studium Rußlands befaßt hatte, folgte ich der Richtung Lenins von ihrem Anfang an; bei der Ankunft in Petersburg während des Krieges hatte ich dann den Beginn seiner revolutionären Propaganda beobachtet. Fast ein halbes Jahr hatte ich dann unter bolschewikischem Regime gelebt, hatte es aufkeimen gesehen und folgte seiner Entwicklung.

Hier ist nicht der Raum, den Bolschewismus zu erörtern; ich will über ihn nur so viel sagen, als zu meiner weiteren Darstellung nötig ist; mein Standpunkt zu den Bolschewiken bereitete genug Leuten Kopfzerbrechen, und so will ich meinen Standpunkt auch aus diesem Grunde erklären.

Was das Prinzip betrifft, so betrachte ich den Kommunismus nicht als soziales und sozialistisches Ideal, wenn unter Kommunismus die absolute wirtschaftliche und soziale Gleichheit verstanden wird. Der politische und soziale Normalzustand der Gesellschaft läßt sich ohne starken Individualismus nicht verwirklichen, d. h. ohne freie Initiative des einzelnen. Das bedeutet praktisch ein Regime, daß die Entfaltung mannigfacher physisch und geistig von der Natur ungleich begabter Individualitäten ermöglicht. Ungleich ist die Lage eines jeden Individuums in der Gesellschaft, ungleich seine gesellschaftliche Umgebung, der einzelne vermag seine eigenen Kräfte und seine Umgebung am besten nach eigener Erkenntnis zu benützen; entscheidet über den Menschen ein anderer und führt ihn, so besteht die Gefahr, daß nicht alle Kräfte des Geführten voll und gründlich ausgenutzt werden. Das ist überall zu sehen, auch politisch in allen Regierungsformen, die einen stärkeren Zentralismus hervorbringen, und der Kommunismus ist eben zentralistisch. Gerade der bolschewistische Zentralismus ist sehr starr, ist ein abstraktes, aus der These abgeleitetes und gewaltsam durchgeführtes Regime; der Bolschewismus ist die absolutistische Diktatur eines Menschen und seiner

Gehilfen; der Bolschewismus ist unfehlbar und inquisitorisch und hat eben darum mit der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Philosophie nichts gemein; die Wissenschaft ist ebenso wie die Demokratie ohne Freiheit unmöglich.

Ich halte die konsequent und richtig angewandte Demokratie, die nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche und soziale Demokratie für den unsrer Zeit und einer ziemlich langen Zukunft angemessenen und wünschenswerten Gesellschaftszustand. Das kapitalistische Regime ist unvollkommen durch seine Einseitigkeit; der Kapitalismus ermöglicht zwar vielen — nicht allen! — die individuelle Initiative, Unternehmungslust und Produktivität, aber die Verteilung der geschaffenen Werte, ihre Aneignung richtet sich nicht nach der produktiven Tüchtigkeit, sondern nach den Regeln für die Aneignung fremder Arbeit und ihres Ertrages. Praktisch bedeutet die Demokratie eine erträgliche Ungleichheit, die geringste und stets geringer werdende Ungleichheit. Allerdings — das ist leicht gesagt; aber die Durchführung kann mannigfach sein. Deshalb gibt es auch und kann es sehr viele Systeme von Kommunismus geben.

Über all dies belehrt uns auch das russische Experiment, seine rasche Entwicklung und seine großen Wandlungen.

Im Jahre 1917 handelte es sich Lenin eigentlich nicht um die Verwirklichung der Grundsätze und Ideale des Kommunismus in Rußland, sondern darum, Rußland dazu zu benutzen, diese Ideale in Europa zu verwirklichen oder wenigstens zu beschleunigen.

Darüber äußerte Lenin öfter seine Meinung; er irrte jedoch, und zwar weil seine Ansicht über den Zustand Europas sowie den Zustand Rußlands unrichtig war. Seine Geschichtsphilosophie war zweifelhaft. Schon Marx und Engels irrten in ihrer Erwartung und Prophezeiung der endgültigen Revolution; Lenin und seine Anhänger ließen sich dadurch nicht zurückschrecken und erwarteten aufs neue die soziale Revolution. Wann? Wo?

Was Marx nach Feuerbach über den religiösen Anthropomorphismus sagt, gilt auch auf sozialem und politischem Gebiet: der Mensch schafft sich nicht nur nach sich selbst den überirdischen Himmel, sondern auch die irdische Zukunft. Die Russen sind unfähig, den marxistischen Kommunismus durchzuführen; sie sind als Ganzes noch zu unkultiviert und durch den Zarismus verdorben, als daß sie die Ansichten von Marx über den

Kommunismus als endgültiges Stadium eines langen historischen Prozesses verstehen und durchführen würden. Das, was Lenin und seine Leute durchführten, konnte gar nicht der Kommunismus, konnten höchstens kommunistische Kleinigkeiten sein: als System war es primitiver (agrarischer) Kapitalismus und primitiver Sozialismus unter Aufsicht eines primitiven Staates, der aus anarchistischen, aus dem zaristischen, gleichfalls primitiven Zentralismus sich ergebenden Einheiten entstand. Überhaupt der russische Primitivismus: — die Masse der analphabetischen, in ihren Dörfern isolierten Bauern, der Mangel an Kommunikation, der Verfall von Armee und Bürokratie infolge des verlorenen Krieges, der Zusammenbruch des Zarismus und Zäsaropapismus, die Ratlosigkeit der politischen Parteien und Stände ermöglichten dem energischen Usurpator in den Hauptstädten den bolschewikischen Umsturz und die Regierung einer unbedeutenden, aber organisierten Minderheit.

Die Mängel und Unzulänglichkeiten des sozialen und politischen Anthropomorphismus waren überall zu sehen; die verantwortlichen administrativen und militärischen Posten wurden zumeist durch junge unerfahrene und fachlich ungebildete Menschen eingenommen. Die Besseren von ihnen trachteten so gut wie möglich ihre Aufgabe zu erfüllen, suchten und erfanden, was längst bekannt war und schon existierte; viele mißbrauchten jedoch nur ihre Stellung und nützten sie für ihre persönlichen Zwecke aus. Wer erst die Kenntnis der Ziffern und das Zählen lernen muß, kann nicht Integralrechnungen gebrauchen. Wenn Lenin selbst so oft zugibt, daß Fehler begangen werden, und daß man lernen müsse, so ist etwas von russischer Ehrlichkeit dabei, aber zugleich eine Anklage: heute braucht auf keinem Gebiet, weder in der Verwaltung noch in der Politik, das Alphabet neu und selbständig erfunden zu werden. Unzählige Improvisationen ergaben durch ihre Systemlosigkeit das bolschewikische System. Die bolschewikische Halbbildung ist schlimmer als Unbildung. Die bolschewikische Diktatur entspringt unkritischer, völlig unwissenschaftlicher Fehlbarkeit; ein Regime, das die Kritik und Anerkennung denkender Menschen fürchtet, ist eo ipso unmöglich.

Die Unzulänglichkeit der Kultur, dieser seltsame Primitivismus ist auch in der offiziellen Übernahme aller Ungeheuerlichkeiten der sogenannten modernen Kunst zu sehen.

In der Administration rächte sich auch die unrichtige marxistische Anschauung von der Ideologie des Staates, auf dessen Organisation und Administration die Marxisten niemals Aufmerksamkeit und Studium genug gewendet haben, da sie es beim Anarchismus (Astatismus) bewenden ließen und den absoluten Vorrang der wirtschaftlichen Verhältnisse betonten (ökonomischer oder historischer Materialismus). Dieser marxistische Materialismus paßte der russischen Passivität, — man mußte sich ex thesi um nichts anderes kümmern, als um Brot! Aber der Staat, die Literatur, die Wissenschaft, die Philosophie, die Schule und Erziehung, die Gesundheit und Sittlichkeit der Nation, kurzum die ganze Geisteskultur ist nicht durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gegeben, sondern muß neben ihnen erarbeitet werden, und die Kultur sichert und ermöglicht auch die wirtschaftliche Entwicklung und — das Brot.

Die Russen, und auch die Bolschewiken, sind Kinder ihres Zarismus; er hat sie jahrhundertlang erzogen und geformt. Sie verstanden, den Zaren zu beseitigen, beseitigten aber nicht den Zarismus. Sie tragen die zarische Uniform, wenn auch gewendet; der Russe kann bekanntlich auch die Stiefel gewendet tragen.

Die Bolschewiken gebrauchten ihre langjährige, wie sie sie nannten, unterirdische Taktik; sie waren auf eine positive administrative Revolution nicht vorbereitet, sondern waren nur einer negativen Revolution gewachsen. Negativ in dem Sinne, daß sie in ihrer Einseitigkeit, Engbrüstigkeit und Kulturlosigkeit vieles ganz überflüssigerweise zerstörten. Insbesondere werfe ich ihnen vor, auf völlig zarische Weise in der Vernichtung von Menschenleben zu schwelgen. Der Grad der Barbarei äußert sich überall darin, in welchem Maße die Menschen mit ihrem und ihrer Nächsten Leben zu wirtschaften verstehen. Die bolschewikische Hinmordung der Intelligenz hat ihr warnendes Vorbild im römischen Severus und der Tötung alter römischer, zumeist Senatorenfamilien; Severus erzielte damit die Barbarisierung des Staates und der Verwaltung, zugleich beschleunigte er aber den Verfall des Reiches. Übrigens findet der Historiker nähere Vorbilder in — Rußland, in Ivan dem Schrecklichen oder noch besser in Stenkov-Razinov. . . .

Der Bolschewismus entspricht viel mehr Bakunin, als Marx; und er folgt Marx eher in seiner ersten Revolutionszeit — 1848 —, wo sein Sozialismus noch unausgearbeitet war.

Auf Bakunin könnten die Bolschewiken sich wegen ihres erklärten Jesuitismus und Macchiavellismus berufen. Zu ihm wurden sie durch die Verschwörerheimlichkeit geleitet, an die sie sich gewöhnt haben, und durch das Streben nach der Macht, nach Diktatur; die Macht zu erobern und sie festzuhalten, wurde ihr erstes Ziel; wer glaubt, den höchsten endgültigen Grad der Entwicklung erreicht, die unfehlbare Kenntnis der ganzen gesellschaftlichen Einrichtung gewonnen zu haben, gibt die Mühe um den Fortschritt und die Vervollkommnung auf und wird die Haupt- und einzige Sorge haben, seine Position und Macht zu erhalten. So war es während der Reformation des Katholizismus, und es entstand die Inquisition und die Gegenreformation; so ist es in Rußland.

Die Bolschewiken kennen wenig — ihr Rußland. Der Zarismus zwang sie, im Ausland zu leben, und sie sind darum Rußland entwöhnt; ich sage nicht, daß sie den Westen besser kennen gelernt haben; sie kannten auch den nicht, da sie in ihren Zirkeln lebten. Sie lernten ihn so weit kennen, daß sie sich für ihn interessierten und ihn zum Maßstab Rußlands machten. Da sie glaubten, die soziale Revolution werde auch im Westen kommen, und zwar früher als in Rußland, widmeten sie sich der Propaganda im Westen derart, daß ihre Aufmerksamkeit für die russischen Verhältnisse zersplittert wurde. Dazu gaben sie für diese Propaganda noch verhältnismäßig große Geldsummen aus. Die bolschewikische Politik ist mit einem Wort extensiv, nicht intensiv; extensiv innen und nach außen. Alles in allem primitiv, sage ich.

Der russische Bolschewismus ist keinesfalls identisch mit Kommunismus; er ist im besten Falle ein Staatssozialismus und -kapitalismus. Ein wahrer, dauerhafterer Kommunismus ist nach den bisherigen Erfahrungen nur auf sittlicher und religiöser Grundlage, ist nur unter Freunden möglich; doch bis zur freundschaftlich — auf der Grundlage der Sympathie — organisierten Gesellschaft haben wir alle noch weit. Kommunistische Versuche gelingen zu Beginn einer Revolution, in augenblicklicher Begeisterung, aber später, wenn sich die Begeisterung im alltäglichen Leben bewähren soll, verfallen sie und entarten.

Das Regime Lenins war durch Kerenskij und schon durch die Provisorische Regierung vorbereitet; sowohl die Provisorische Re-



gierung als auch Kerenskij zeigten administrative Unfähigkeit und gewährten unfähigen und schlechten Leuten ein bedeutendes Wirkungsfeld. Lenin setzte das fort. Ihm war die Bahn durch das anarchische Vorgehen der Intelligenz seit 1906 geebnet; damals begriffen nicht einmal die nichtsozialistischen Parteien, daß nach der Revolution und Erlangung der, wenn auch unvollkommenen, Konstitution das politische Vorgehen positiver werden müsse. Lenin war die logische Folge der russischen Unlogik. Die plombierten Waggonen Deutschlands spielten dabei eine sehr untergeordnete Rolle. Lenin bemächtigte sich Rußlands, wie sich vor ihm andere Usurpatoren seiner bemächtigt haben — die Usurpation ist ja ein langes Kapitel der russischen Geschichte. Lenin benutzte agitatorisch die Kriegsmüdigkeit, den Zerfall der Armee und die Sehnsucht nach dem Boden, die von allen sozialistischen und liberalen Richtungen seit der Bauernbefreiung 1862 genährt worden waren. Die Bauern nahmen den Boden, von Kommunismus war bei ihnen keine Spur, und die Bauern — das ist Rußland. Unrichtig ist der Vorwurf, Lenin und sein Versuch sei nicht russisch; doch, er ist ganz russisch; auch das Sowjetsystem ist eine Erweiterung des primitiven russischen Mir und Artel.

Wenn Lenins Regime nicht den Kommunismus heraufgebracht und wenn er große Mängel und Sünden aufzuweisen hatte und hat, so ist damit nicht gesagt, daß mit dem Übel dem russischen Reich und besonders der Masse der Mužiks nicht auch etwas Gutes geschehen ist. Der Bolschewismus hat ihren Freiheitssinn geweckt, insbesondere erwuchs in den Bauern das Bewußtsein der eigenen Macht, alle empfingen die Lehre von der Macht der Organisation; die Überzeugung von der Notwendigkeit der Arbeit und des Fleißes bürgerte sich ein (Lenin selbst und viele Führer geben darin ein gutes Beispiel); in den Städten und in der Intelligenz kam eine gewisse (Rousseauische) Einfachheit zur Herrschaft. Diese und andre relativ gute Eigenschaften des Bolschewismus darf und muß der gerechte und sachliche Beobachter der russischen Entwicklung konstatieren. Demgegenüber ist der moralische Verfall, der Rückgang des Schulwesens und der Erziehung, die sittliche und kulturelle Anarchie ein großes und nach meiner Meinung das größte Minus. Allerdings, warum tat Rußland ein so gewaltsames Erwachen aus dem zaristischen Schlum-

mer not? Darüber wird jeder, der Rußland liebt, nachdenken; in erster Linie sollten das die Anhänger des Zarismus und der Kirche tun.

Ich füge hinzu, daß das, was ich hier sage, vor allem für die erste Zeit des Bolschewismus gilt; in der folgenden Zeit und bis heute entwickelt sich in Rußland der Kommunismus, man versucht ihn zu verwirklichen. Allerdings auf Kosten des Wohlstandes. Was die Interventions- und überhaupt die Politik gegen Rußland betrifft, stehe ich weiter auf dem Standpunkt der Nichtintervention: der Bolschewismus bedeutet eine innere Krise Rußlands — die läßt sich nicht durch Eingriffe von außen heilen. Freilich, die Bolschewiken unterstützen die Interventionsbestrebungen, indem sie so sehnsüchtig auf die Anerkennung de jure durch die — Bourgeois drängen!

56.

Für unsere Truppen hatte der Bolschewismus dadurch Bedeutung, daß sich, ein Teil von ihnen, wenn auch geringer, mehr oder minder konsequent zu ihm meldete. Dieser tschechische Bolschewismus in Rußland ist mit dem Namen Muna verknüpft. Ich habe selbst mit Muna verhandelt, als die erste Nummer seiner Kiewer „Svoboda“ (1. November) erschienen war.

In Kiew befanden sich ziemlich viele Arbeiter-Gefangene, die in den dortigen tschechischen und russischen Fabriken einen sehr anständigen Lohn bezogen; manche von ihnen weigerten sich, in die Armee einzutreten, und wollten keine Beiträge für sie zahlen: sie deckten sich mit dem bequemen Schlagwort, daß wir Bourgeois seien und unsere Legion dem Bourgeois kapitalismus dienen solle. Selbst dienten sie ihm, Muna trieb ein Doppelspiel, nach beiden und allen Seiten hin.

Wie unsachlich der Grund war, ist daraus zu ersehen, daß von drei oder vier Genossen Munas, die mit ihm zu mir gekommen waren, um für die „Svoboda“ zu verhandeln, gleich zwei auf der Stelle sich zu unsrer Armee meldeten, als ich die geschmacklosen Reden Munas widerlegte. Muna selbst verteidigte sich mit der Spitzfindigkeit, er müsse den Kiewer Arbeitern zuliebe die Legion angreifen, er tue das aber nur zum Schein, und mit der Zeit werde er die Kiewer „Drückeberger“ unserem Lager zuführen. Die „Svoboda“ bekämpfte anfangs die Bolschewiken und warf

ihnen scharf allerhand Fehler vor; nach dem Umsturz wandelte sie sich, Muna und sein Blatt wurden bolschewikisch.

Das die Bolschewiken in der Armee nicht viele Mann gewannen, habe ich schon gesagt.

Als Muravjev sich mit seiner Armee näherte, kamen die Mitglieder des Nationalrates in Kiew überein, in meine Hand den feierlichen Schwur der Treue zu meiner Person und zu den Grundsätzen der Revolution zu legen (30. Januar). Das sollte zugleich ein Vorbild für die ganze Armee und alle unsre Leute in Rußland sein.

Selbstverständlich fanden sich allerlei Schwächlinge und Schlauköpfe, die sich von der schwärzesten Schwarze-Hundert-Gesinnung bis in das roteste Rot hinüberschwangen. Manche spielten nach beiden Seiten (z. B. Šnepp). Und es gab auch tschechische Unternehmer, die in ihrer kurzsichtigen Habgier den Kampf gegen die Armee nicht bloß duldeten, sondern direkt unterstützten. Auch das soll bedacht werden, wenn die Bemühungen um eine „politische“ Armee beurteilt werden.

Kurz nach der Reise von Kiew bildete sich nach russischem Muster ein tschechoslowakischer Arbeiter- und Soldatenrat. Unter dem Einfluß des Bolschewismus bereitete sich heimlich ein Umsturz im Nationalrat vor; ich erhielt rechtzeitig Nachrichten darüber, wartete aber ruhig ab. Ich mußte nach Moskau reisen, um dort praktisch zu erreichen, daß wir ein Bestandteil der französischen Armee werden; es ging darum, unsre Armee finanziell zu sichern. Während dieser meiner Abwesenheit von Kiew konstituierte sich irgendein neuer Nationalrat, der aber zum revolutionären Führer doch wieder — mich wählte. Mich verdroß, daß dieses Stücklein von sozialistischen Mitgliedern des Nationalrates ausgeführt wurde, die mir gegenüber die Umtriebe unsrer tschechischen Bolschewiken verurteilt hatten. Diese neue Zweigstelle des Nationalrates wurde am 24. Februar errichtet, doch die ganze Aktion hatte keine praktische Bedeutung. Allerdings vermag auch der dümmste Mensch zu schaden und hinderlich zu sein, und auch die Muna-Anhänger schadeten uns mit ihren parteilichen Interventionen bei den (russischen) Bolschewiken.

Damals wurden in Kiew schon die deutschen und österreichischen Truppen erwartet, und als der Feind sich schließlich wirk-

lich näherte, retteten sich die Kiewer Oppositionellen mit einemmal durch den Eintritt in die „bourgeoise“ Armee. Am 20. Februar begann der Abmarsch unserer Truppenteile aus der Ukraina, und bereits am 2. März kam es zum Kampf mit den Deutschen auf der Kiewer Brücke, bald darauf bei Bachmač.

Seit der Zeit, da die Bolschewiken sich in Friedensverhandlungen eingelassen hatten — das geschah formell am 3. Dezember 1917 mit dem Ersuchen um Waffenstillstand —, mußte uns klar sein, daß unsere Armee in Rußland nichts mehr zu tun habe, und eben darum brachen wir so früh wie möglich zum Marsch aus der Ukraina nach Rußland auf, indem wir die Richtung nach Wladiwostok und nach Frankreich einschlugen.

Am 3. März wurde in Brest-Litowsk der Frieden unterzeichnet.

57.

Zugleich mit den Schwierigkeiten mit den Bolschewiken häuften sich Schwierigkeiten mit den Ukrainern. Unser Korpus lag rings um Kiew auf ukrainischem Gebiet. So lange Rußland dort herrschte, war unser Verhältnis zu Rußland einfach; Rußland gewährte uns die Möglichkeit, den Korpus zu organisieren, zu bewaffnen und mit den nötigen Vorräten zu erhalten. Dafür überwachten wir auf dem von uns besetzten Gebiet, vor allem in Kiew, das militärische Eigentum aller Art und sorgten für die Ordnung.

Doch bald nach dem bolschewikischen Umsturz begann die Ukraina selbständig zu werden. Am 20. November 1917 wurde der III. Universal ausgerufen, wonach die Ukraina Republik und autonomer Bestandteil der russischen Föderation wurde. Dadurch entstand die Notwendigkeit, mit der ukrainischen Regierung zu verhandeln; wir verständigten uns unter den gleichen Bedingungen, wie wir sie mit Rußland vereinbart hatten (15. Januar 1918). Allerdings war besonders in der ersten Zeit der ukrainischen Selbständigkeit das Verhältnis zwischen der Ukraina und Rußland und vor allem zwischen dem ukrainischen und dem russischen Heere nicht klar; dadurch wurde auch unser Verhältnis zur Ukraina unklarer. Aber im ganzen hatten wir keine unliebsamen Zwischenfälle; manche Beschwerden entstanden durch die Unausgeglichenheit der inneren ukrainischen Zustände und insbesondere durch Parteistreit.

Schon im Januar bereitete sich die Losreißung der Ukraina von Rußland vor; am 12. Januar wurde die Ukraina von den Zentralmächten anerkannt. Ich wurde über die Geschehnisse gut unterrichtet und stellte mich danach ein. Ich hielt es für unmöglich, in der von Rußland völlig abgetrennten Ukraina zu bleiben; nicht nur wegen der älteren Verpflichtungen und Versprechungen an Rußland, sondern mit Rücksicht auf unsere Landsleute im bolschewikischen Rußland und vor allem auf unsere Gefangenen (damit diese nicht verfolgt würden); und ohne Rußland konnten wir nicht nach Sibirien gelangen, um nach Frankreich zu gehen. Darum teilte ich, als am 25. Januar der IV. Universal verkündet wurde, wonach die Ukraina als Staat die volle Selbständigkeit erreichte, am 26. Januar dem Außenminister A. J. Sulgin mit (dem ukrainischen Sulgin zum Unterschied zum russischen V. V. Sulgin in Kiew), daß durch den IV. Universal unser Vertrag nichtig geworden sei und wir deshalb unsere Truppen so bald wie möglich aus der Ukraina hinausführen werden: die Armee sei in Übereinstimmung mit Rußland formiert worden, unsere Soldaten hätten Rußland die Treue geschworen, Rußland seien wir ergeben — wir könnten nicht einfach umsatteln, obgleich wir gegen die Ukraina und ihre Politik in keiner Weise auftreten wollten; die ukrainische Frage werde gleichfalls von Rußland gelöst werden, wir mischen uns in seine inneren Angelegenheiten grundsätzlich nicht ein. Ich sagte zu Minister Sulgin, daß ich in der gegebenen Lage die Losreißung von Rußland für einen Fehler halte, vor allem weil die aufgewühlte und administrativ unfertige Ukraina unter den übermäßig starken österreichischen und deutschen Einfluß gerate. Ich hatte für diese Anschauung ziemlich ernste Beweise. Ein formaler Grund war schließlich, daß wir nicht auf dem Gebiete eines Staates bleiben konnten, der mit den Deutschen und Österreichern Frieden geschlossen hatte. Was ebenso für unser Verhältnis zu den Bolschewiken galt. Die Ukraina hatte mit den Deutschen und Österreichern am 9. Februar (in Brest-Litowsk) Frieden geschlossen, am Tage nach der Einnahme Kiews durch die Bolschewiken. Es ist nicht uninteressant, daran zu erinnern, daß diese Nichtanerkennung des IV. Universals uns sehr bald die Verhandlungen mit Murawjew erleichterte.

Nur kurz sei vermerkt, daß unsere Propagandaarbeit in Kiew

nicht aufgehört hatte, und daß wir jede Gelegenheit benutzten, unser Programm der russischen und dann auch der ukrainischen Öffentlichkeit darzulegen. Ich hielt Vorträge auch in Kiew; wir veranstalteten dort eine große Versammlung der unterdrückten Nationen (12. Dezember), vorher, am 29. August, hatten wir Dr. Girsu zum Moskauer Kongreß entsendet usw.

58.

Der Weg von Kiew nach Frankreich durch Sibirien — ein phantastischer Plan, wie ich mir selbst manchmal sagte; aber so oft ich alle Umstände erwog, war es der praktischste Plan, wenn er auch einen so langen Weg erforderte. Man schmiedete freilich allerhand Pläne; so schlugen Leute von uns und den Verbündeten vor, wir sollen nach dem Kaukasus zu den Kosaken gehen oder über den Kaukasus nach Asien zu der englischen Armee. . . . Frankreich war uns die Direktive wie dem Schiffer auf der See die Magnetnadel.

Eine Möglichkeit hatte bestanden — die, gegen die Österreicher und Deutschen an der Seite der Rumänen und Russen auf rumänischem Boden zu kämpfen. Das hatten wir ziemlich eingehend in Petersburg mit der französischen Militärmission und dem rumänischen Gesandten Diamandi erwogen, als der Korpus noch nicht formiert war. Mit den Rumänen waren wir beständig in freundschaftlicher Fühlung; unsere Jungen halfen in den Lagern der Rumänen bei der Werbung von Freiwilligen für die rumänische Armee. Auch in Paris wünschte man, daß wir unsere Armee an die rumänische Front führen. Ich verhandelte deswegen mit General Berthelot, der an der Spitze der französischen Militärmission in Rumänien stand; die russischen Truppenteile kommandierte dort General Ščerbačev. Ich hatte Nachrichten über die Zustände in Rumänien und kannte vor allem das Schicksal der Gefangenen durch Štefániks im Vorjahre dort erhaltene Informationen; danach mußte ich schließen, daß Rumänien schon 1916 Schwierigkeiten mit der Versorgung hatte. Bevor ich mich entschied, wollte ich die Zustände in Rumänien und an der rumänischen Front selbst sehen, und darum begab ich mich Ende Oktober nach Jassy; dieser Teil Rumäniens war vom Feinde nicht eingenommen.

In Jassy sah ich nicht nur die französische Mission und den russischen Kommandanten, sondern auch die rumänischen poli-

tischen und militärischen Führer; ich hatte eine Unterredung über die Situation mit dem König und dem Minister Bratianu. Take Jonescu war mir gut bekannt und von englischen Freunden empfohlen, neu waren mir die Minister Duca und Marcescu. Von Offizieren sah ich die Generale Averescu, Grigorescu u. a.; ich fuhr nämlich an die Front, um den Zustand des Heeres und vor allem auch die Verpflegung zu beobachten. Bei einem nicht langen Artilleriegefecht konnte ich die Soldaten in Tätigkeit sehen; ich hatte einen guten Eindruck, insbesondere bemerkte ich, wie der Sieg bei Marazesti die Geister ermuntert und ihnen den Mut zu weiterem Vorgehen und Ausharren eingeblößt hatte.

Die fremden Gesandten besuchte ich alle, namentlich erinnere ich mich des Verkehrs mit dem serbischen Gesandten Marinković und dem Militärattaché Hadžić; wichtig waren die Besprechungen mit dem italienischen Gesandten Fasciotti, mit dem ich einen eingehenderen Plan über die Organisation unserer Legionen in Italien vereinbarte und so die Verhandlungen fortsetzte, die ich in der Sache mit dem italienischen Botschafter in Petersburg geführt hatte. Ich erwähne noch den amerikanischen Botschafter, unseren Landsmann Vopička.

Danach, was ich kennenlernte und was ich hörte, gelangte ich zu der Anschauung, daß unsere Armee an die rumänische Front nicht gehen könne. Es kam mir vor, daß die Verpflegung schon sehr schwierig sei, und ich zweifelte daran, daß Rumänien den Zuwachs von 50 000 Mann leicht ertragen würde; vor allem aber hatte ich den Eindruck, daß Rumänien sich in seinem Widerstande gegen den Feind nicht halten werde. Die rumänischen Truppen und die Offiziere machten einen sehr anständigen Eindruck; die Stimmung war, wie gesagt, gut; die französischen Offiziere erfüllten in der rumänischen Armee ihre Aufgabe sehr ehrenvoll, aber die Gesamtlage schien mir dem Frieden zuzusteuern, und die russischen Truppen in Rumänien schienen mir nicht mehr zuverlässig zu sein. Das bolschewikische Rußland wird, das war nur eine Frage von kurzer Zeit, mit Deutschland Frieden schließen — wird Rumänien den Kampf gegen Deutschland aushalten? Was sollten wir nach Abschluß des Friedens auf rumänischem Gebiet tun? Die Erfahrung bestätigte bald meine Entscheidung. Mit den Friedensverhandlungen der Russen stellten sich auch

Verhandlungen der Rumänen ein. Am 9. Dezember 1917 wurden die Waffenstillstandsverhandlungen eröffnet, am 5. März 1918 wurde der provisorische Frieden vereinbart, am 7. Mai der endgültige. Es ist interessant, Rumänien mit der Ukraina und Rußland zu vergleichen — die rumänischen Verhandlungen zogen sich ein halbes Jahr hin, mit der Ukraina und Rußland ging die Sache schneller.

In Paris vermochte man damals die Verhältnisse aus der Entfernung nicht richtig genug zu beurteilen, und man war mit meiner Entscheidung unzufrieden. Bald jedoch erkannte man ihre Richtigkeit an.

Der politische Aufenthalt in Jassy trug gute Früchte; die persönliche Bekanntschaft und unser Zusammenwirken mit den Rumänen in Rußland waren der Keim des Dreiverbandes. Als Rumänien sich für den Krieg entschieden hatte, sandten wir (mit Beneš und Štefánik) an Bratianu ein Telegramm, Rumänien kämpfe zugleich für die Befreiung unseres Volkes; das gemeinsame Interesse führte uns auch nach dem Kriege zusammen. Und ebenso die Südslawen; es ist wahr, daß zwischen Serben und Rumänen damals über die Abgrenzung des Banats nicht Klarheit genug herrschte; ich hatte Gelegenheit, mit beiden Parteien darüber zu sprechen und zu friedlicher Verständigung zu raten.

In Jassy erhielten wir Nachrichten über Caporetto — meine Einschätzung der rumänischen Politik wurde dadurch nur gestützt.

59.

Die Regel, der wir in Rußland (auch in der Ukraina und überhaupt gegen alle neuen politischen Formationen in Rußland) folgten, war, uns nicht in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen, jeglichem Eingriff in die Streitigkeiten und Kämpfe der Parteien auszuweichen. Da wir die bewaffnete Neutralität uns ausbedungen hatten, besaßen wir im Bedarfsfalle Waffen zur Selbstverteidigung; als Bestandteil der französischen Armee hätten wir die Waffen natürlich zur Verteidigung der französischen und aller übrigen Verbündeten gebraucht, wenn wir angegriffen worden wären.

Von allem Anfang an hatten wir erklärt, unsere Feinde seien Österreich und Deutschland; gegen sie wollten wir auch in Ruß-

land kämpfen. Wir beteiligten uns an diesem Kampfe, und zwar sehr ehrenvoll, bei Zborov. Als aber Rußland nicht länger kämpfen konnte, als das bolschewikische Rußland und auch die Ukraina mit den Österreichern und Deutschen Friedensverhandlungen begannen und wir sahen, daß der Frieden geschlossen wurde, konnten wir mit unseren Feinden nicht mehr in Rußland kämpfen; und daher war all unser Bemühen darauf gerichtet, nach Frankreich zu gelangen, — dort konnte unsere Armee zur Geltung kommen. Anfang November brachten wir die ersten Truppenteile nach Frankreich (unter Führung Husáks). Im Februar 1918 reisten Mitglieder der Zweigstelle, Šeba und Chalupa, nach Italien ab, um dort nach russischem Muster Legionen zu organisieren.

Bei dem Bemühen, nach Frankreich zu gelangen, wurde ich durch eine nebensächliche, keineswegs aber unwichtige Rücksicht geleitet. Rußland hatte mit dem Westen keine Verbindung; aus Rußland kamen die Nachrichten schwer und unvollständig nach dem Westen, außerdem war diese Verbindung von den Deutschen und Österreichern kontrolliert. Und die verschwiegen oder entstellten alles, was wir taten. In Frankreich würden Freunde und Feinde unsere Armee besser sehen.

Gegen unseren Abzug waren die Politiker und Heerführer des zarischen und vorbolschewikischen Rußland. Die Generale Kornilov und Alexějev, ebenso Miljukov u. a., drangen in mich, gemeinsam mit ihnen gegen die Bolschewiken zu kämpfen. Und auch die Bolschewiken und die Ukrainer waren insofern gegen unseren Abzug, als beide trachteten, unsere Armee für sich zu gewinnen. Namentlich Muravjev verhielt sich zu mir liebenswürdig und gewinnend, wie ich schon gesagt habe.

Alle diese Pläne lehnte ich ab. Insbesondere war ich überzeugt, daß die russischen Kommandanten und Politiker die Gesamtlage Rußlands unrichtig beurteilen, und hatte kein Vertrauen zu ihrer Führung und Organisationsfähigkeit. Die Augenblicksunternehmungen Kornilovs, Alexějews u. a. bestärkten mich darin. Die Herren vergaßen auch, daß wir mit ihnen, resp. mit ihrem Nachfolger, dem General Duchonin, einen Vertrag abgeschlossen hatten, wonach unsere Armee nur gegen den äußeren Feind kämpfen würde, und dieser Vertrag war bereits während der Herrschaft der Bolschewiken abgeschlossen worden.

Ein weiterer Grund war die Unfertigkeit unseres Korpus und der Mangel an Waffen und Munition; namentlich besaßen wir keine schwere Artillerie, ohne die ein weiterer regelmäßiger Kampf undenkbar war. Wir hatten keine Aeroplane, und überhaupt war unsere Ausrüstung unzulänglich. Das fällt deswegen ins Gewicht, weil wir einen Kampf mit den Deutschen und Österreichern hätten erwarten müssen, die gegen uns vorgestoßen wären. Wir konnten Muravjev und seine gegen Kiew angesetzte Armee zerschlagen, hätten aber einem Kampf gegen die Bolschewiken in Moskau und Petersburg nicht genügt: und da sollten wir riskieren, daß die Bolschewiken von den Deutschen und Österreichern gegen uns verteidigt worden wären? Von der Unmöglichkeit eines regelrechten Transportes auf den verdorbenen und vom Feinde belagerten Bahnen will ich gar nicht reden.

Der Mißerfolg der polnischen Legionen sofort im Jahre 1917 und ihre spätere Entwaffnung (durch Pilsudski, Musnicki, Haller) waren ein abschreckendes Beispiel für den Kampf mit den Deutschen und Österreichern; übrigens hatten wir uns auch in unseren Kämpfen bei Kiew und Bachmač überzeugt, daß wir gegen die Deutschen schwach waren.

Uns hätte — und das fiel sehr ins Gewicht — die russische Bevölkerung nicht verstanden, die durchwegs gegen den Krieg war, sie hätte uns als fremde Eindringlinge betrachtet und uns die Verpflegung unmöglich gemacht. Die Schwarzen-Hundert hätte sich an uns gehängt, und auch darum hätte ein großer Teil der Bevölkerung Grund gehabt, gegen uns zu sein; schließlich hatte das russische Volk damals neben der Losung: Frieden ein einziges Ziel und Programm: Boden, und den hätten wir ihm nicht geben können.

Die Zustände in Rußland diktierten kategorisch die Regel, sich nicht einzumischen. Diese revolutionären Zustände wurden dadurch komplizierter, daß nicht nur einzelne Nationalitäten, sondern auch Kreise, einzelne Städte sich in gewissem Maße selbstständig machten. Wir hatten nicht mehr nur mit dem zentralen Rußland und seiner Regierung zu verhandeln, sondern auch mit der Ukraina und weiteren autonomen Schöpfungen, mit denen wir in Berührung kamen (z. B. mit den Kosaken).

Mit 50 000 Mann kann man nicht das ungeheuer große Gebiet des europäischen Rußland besetzen und halten; wir hätten nicht

nur Kiew, sondern auch eine ganze Reihe von Städten und Ortschaften gegen Moskau okkupieren, überall Besatzungen zurücklassen müssen — dazu reichten wir mit unserer Stärke absolut nicht aus. In Rußland — noch nicht in Sibirien — begannen die Bolschewiken schon eine Armee zu organisieren; weiter gegen Osten und in Sibirien gab es nicht so viele Soldaten, und eben deshalb konnten wir auf diesem Wege am sichersten nach Frankreich gelangen.

Was die Alliierten betrifft, muß leider festgestellt werden, daß sie keinen bestimmten Plan betreffs Rußlands hatten und daß sie nicht einheitlich gegen die Bolschewiken vorgingen. In der ersten Zeit nach dem Umsturz waren die Alliierten nicht dagegen, die Bolschewiken anzuerkennen, wenigstens mit ihnen zu verhandeln. Ich wußte, daß der französische Botschafter Noulens mit Trockij (im Dezember 1917) verhandelt hat; der amerikanische Botschafter versprach kurz darauf (Anfang Januar 1918) den Bolschewiken Hilfe und formale Anerkennung, wenn sie sich gegen Deutschland wendeten. General Tabouis in Kiew schloß sich meinen Verhandlungen mit den Bolschewiken an. Bald waren die Alliierten jedoch gegen die Bolschewiken; daß sie den Aufstand gegen die Bolschewiken unterstützten, hielt ich für verfehlt, namentlich wenn die Unterstützung auch ausgemachten Abenteurern wie Semjonov u. a. zugute kam. Für einen wirklichen Kampf mit den Bolschewiken besaßen die Alliierten nicht Kräfte genug, örtliche Kämpfe waren ohne Bedeutung. Erst 1918 wurde im Herbst daran gedacht, von der Armee in Saloniki sechs Divisionen gegen die Bolschewiken zu senden; aber weder Clémenteau noch Lloyd George gingen auf den Plan ein, aus Furcht, die Soldaten würden nicht mehr gehorchen und nicht marschieren.

Unsere Stellung zu den Alliierten war schwer. Wir waren eine autonome Armee, waren aber doch ein Bestandteil der französischen Armee; wir waren von Frankreich und der Entente finanziell abhängig. Zwar war vereinbart worden, daß wir nur eine Anleihe erhalten, die unser Staat zurückzahlen werde, doch praktisch waren wir im Augenblick abhängig. Trotz alledem setzte ich aber meinen Willen durch, wir brachen zum Marsch nach Frankreich auf.

Eine eingehendere Schilderung unseres Verhältnisses zu den Alliierten in Rußland überlasse ich der künftigen Darlegung des

Dr. Beneš; die Tatsache, daß wir eine Armee hatten und daß wir in Rußland die einzige größere militärische und politische Organisation waren, verlich uns Gewicht; die Rücksicht auf unsere Armee spielte in den Verhandlungen über unsere Anerkennung eine bedeutende Rolle.

Die Alliierten waren nicht eines Sinnes darin, was unsere Armee tun solle; Paris war für die Überführung nach Frankreich, London hätte uns lieber in Rußland oder eigentlich in Sibirien gesehen. Möglich, daß dabei schon die bolschewikischen Agitationsversuche in Indien mit entschieden.

Dieses Kapitel könnte viel länger sein; doch will ich nur noch ein paar Worte sagen. Spricht man von Nichtintervention und Intervention in Rußland (ich benutze selbst diesen Ausdruck), so muß man zwischen der Nichteinmischung in die russischen Verhältnisse während der bolschewikischen Regierung und dem Krieg mit den Bolschewiken unterscheiden. Daß sich die Alliierten in die inneren Verhältnisse Rußlands nicht einmischen sollten, versteht sich nach den internationalen Gepflogenheiten von selbst; allerdings sollten sich ihrerseits die Bolschewiken nicht in die Verhältnisse der alliierten Staaten einmischen. Die bolschewikische Lehre über die proletarische Internationale und ihre Aufgaben bildeten da freilich ein ernstes Hindernis. In jedem Falle war der Kampf gegen die Bolschewiken schon damals ein Kampf gegen das offizielle Rußland: wenn der Krieg gegen Rußland — das bolschewikische Rußland, denn ein anderes gab es nicht — notwendig war, so mußte er formell erklärt und die Gründe angegeben werden. Das ist nicht geschehen. Ich gestehe ohne Umschweife, daß ich den Mangel an politischer Formalität im Vorgehen gegen die Bolschewiken nicht gebilligt habe; und dies um so weniger, als ich, was die Grundsätze betrifft, ein viel radikalerer Gegner des Bolschewismus bin, als viele Herren in Paris und London. Ich hatte über den Krieg gegen die Bolschewiken und Rußland nachgedacht; ich hätte mich mit unserem Korpus einer Armee angeschlossen, die für einen Krieg gegen die Bolschewiken und die Deutschen stark genug gewesen wäre und die die Demokratie verteidigt hätte. Für den Kampf gegen die Bolschewiken bestand eine einzige Möglichkeit: die Mobilisation der Japaner. Aber dazu war weder Amerika noch auch Paris und London gewillt. Das sah man, als im Som-

mer 1918 unsere Legionen in Kämpfe mit den Bolschewiken gerieten, wie ich berichten werde.

Doch auch mit Rücksicht auf die parteilichen Zustände in der Armee empfahl sich in unserer Isoliertheit die Neutralität. Besonders ein Mißerfolg und Niederlagen hätten die Einheitlichkeit der Armee zertrümmert, und wir hätten überhaupt für ein zu negatives Programm zu kämpfen gehabt. Der Kampf mit den Bolschewiken war mir auch darum negativ, weil ihre russischen Gegner selbst untereinander uneinheitlich und unklar über die Schicksale Rußlands und unfähig einer Organisation waren.

Und schließlich waren die Bolschewiken auch Russen. Lenin war für mich nicht weniger Russe als Nikolaj; trotz seiner mongolischen Abstammung hatte er mehr russisches Blut in sich als der Zar.

Hier will ich für alle Fälle einen Kiewer Zwischenfall erwähnen. In den Kämpfen mit den Ortsbolschewiken führte während meiner Abwesenheit (am 29. Oktober) der russische Kommandant einen Teil unseres 2. Regiments nach Kiew gegen die Bolschewiken; das geschah in betrügerischer Weise mit Hilfe des Obersten Mamontov, der sich den Soldaten gegenüber auf einen angeblichen Befehl von mir berief. Maxa liquidierte den unbesonnenen Zwischenfall sofort. Auch Abgeordneter Dürich erschien bei dieser Gelegenheit mit einigen Unzurechnungsfähigen auf der Szene. Ich erwähne dieses Faktum deshalb, weil man es von unseren und den russischen Bolschewiken oft gegen mich ausgespielt hat.

Im Interesse der historischen Wahrheit muß ich feststellen, daß die Bolschewiken noch nach Schließung des Waffenstillstandes (6. und 15. Dezember 1917) und während der Verhandlungen in Brest-Litowsk an die Reorganisation der russischen Armee für den Kampf gegen die Deutschen dachten. Trockij hatte zu Beginn des Krieges eine scharfe kleine Broschüre gegen die Deutschen und Österreicher verfaßt; im Februar 1918 machte er im Zentralausschuß in Petersburg den Vorschlag, Frankreichs und Englands Hilfe für die Reorganisation der Armee zu gewinnen. Lenin billigte diesen Plan. Soviel habe ich an Ort und Stelle von glaubwürdigen Zeugen erfahren; ich könnte nicht Einzelheiten angeben. Es ist bekannt, daß auch Sadoul im Januar und Februar 1918 über den Wunsch der Bolschewiken,

von der Entente Hilfe für die Reorganisation des Heeres zu erhalten, nach Paris Nachricht gab. Und es ist bekannt, daß die Abmachungen in Brest-Litowsk von den Bolschewiken nur unter dem starken Druck Lenins angenommen wurden; Trockij war bei der Abstimmung nicht anwesend.

Und ferner kann ich die Tatsache anführen, daß Trockij noch im März nach Friedensschluß mit einigen Vertretern der Ententestaaten verhandelte, um den mit seiner Militärmission aus Rußland zurückkehrenden General Berthelot zu gewinnen. Botschafter Noulens, damals in Wologda, setzte sich dem Plan entgegen.

(Dieses Faktum stellte ich bereits nach meinem Fortgehen aus Rußland fest; ich kann nicht sagen, wie sich damals Lenin verhielt.)

Über die Verhandlungen Trockijs mit Noulens und das Versprechen des amerikanischen Botschafters habe ich schon berichtet.

In diesem Zusammenhang kann auch daran erinnert werden, daß bei Bachmač die Bolschewiken mit den Unsrigen gegen die Deutschen gekämpft hatten; das waren allerdings ukrainische Bolschewiken, und ihre nicht ausgiebige Teilnahme am Kampfe entsprang nicht einer überlegten antideutschen Aktion, sondern einer zufälligen Konstellation.

Ich kannte die Stimmung der Sowjets gegen die Deutschen gut und beobachtete sie beständig; ich hatte darüber zuverlässige Nachrichten. Selbstverständlich rechnete ich mit dieser Stimmung der Bolschewiken und trieb sie auch aus diesem Grunde nicht durch unseren Angriff den Deutschen in die Arme. Und noch das eine: aus dieser Stimmung der Bolschewiken schöpfte ich die Hoffnung, daß sie unseren Jungen keine Schwierigkeiten auf dem Wege durch Rußland und Sibirien machen werden.

Ich weiß, daß man den Bolschewiken einseitige Germanophilie vorwirft, weil sie mit den Deutschen Frieden geschlossen haben. Ich stimme mit dieser Anschauung nicht überein. Für die Bolschewiken gab es keinen Ausweg. Was sollten sie machen und was nicht? Die ganzen Verhandlungen in Brest-Litowsk, die Art und Weise, wie die Deutschen den Frieden — namentlich den sogenannten Ergänzungsvertrag — erzwangen, beweist, daß die Bolschewiken ungerne Frieden schlossen. Sie folgten darin ihren Vorgängern während des zarischen Regimes, aber auch des

nachzarischen. Miljukov war, wie ich schon erwähnt habe, ebenfalls zum Friedensschluß mit den Deutschen bereit gewesen, und Tereščenko verhandelte mit Österreich über den Frieden, obgleich er grundsätzlich für die Fortsetzung des Krieges war. Darüber will ich später sprechen. Die Bolschewiken beschleunigten, das kann ihnen mit Recht vorgeworfen werden, ganz unvernünftig die Zersetzung der Armee (auch das begann während des Zarenregimes, bewußt während der Provisorischen Regierung und unter Kerenskij) und mißbrauchten den Pazifismus agitatorisch, obwohl sie sehr bald selbst die Armee reorganisieren mußten; man kann zugeben, daß sich unter ihnen einseitige Germanophile befanden. Aber die Hauptfehler des Bolschewismus liegen nicht in ihrer äußeren, sondern in ihrer inneren Politik. Und soweit sie germanophil waren — auch darin waren sie Söhne des Zarismus.

Die Unkenntnis Rußlands und damit auch der Bolschewiken seitens der Ententeländer verschuldete in hohem Grad das unrichtige Verhältnis zu Rußland, erst dem zarischen und dann dem revolutionären. Wie unkritisch und wie kenntnislos man über die Bolschewiken urteilte, beweist die Veröffentlichung der antibolschewikischen Dokumente. Ich weiß nicht, was die Amerikaner, Engländer und Franzosen für sie bezahlt haben — der Inhalt verrät dem Kenner deutlich, daß unsere Freunde Fälschungen erworben haben. (Das wurde sehr anschaulich nachgewiesen; die angeblich aus verschiedenen Ländern stammenden Dokumente waren auf derselben Maschine geschrieben). Es ist wahr, daß die Bolschewiken in diesen Dingen nicht besser waren. Gleich nach dem Umsturz begannen sie das Geheimarchiv des Ministeriums des Äußern zu veröffentlichen; sie verkündeten das als großes Ereignis — de facto kam nichts ans Tageslicht, was man nicht gewußt hat. Trockijs Kampf gegen die geheime zarische Diplomatie war auch ziemlich naiv.

Ich handelte gegen Rußland in allen Phasen seiner Entwicklung nach meiner Kenntnis der Verhältnisse und nach unserem nationalen Programm; es war mir nicht lieb, in der Entente vielfach nicht sofort verstanden zu werden. Das Gesamtergebnis und der Erfolg gaben mir recht. Und was den Bolschewismus betrifft, so konnte man in Paris und London nicht die russische Lage und wie der Bolschewismus sich notwendig aus ihr entwickelte; doch viele Franzosen und Engländer, die in Rußland waren und den

Stand der Dinge beobachteten, eigneten sich richtigere Anschauungen an.

Was schließlich das Verhältnis der Deutschen zu den Bolschewiken anbelangt, ist es unrichtig zu sagen, daß die Deutschen seit Beginn und unter allen Umständen die Bolschewiken unterstützt haben. Daß sie den bolschewikischen Umsturz und bereits die Agitation und den Kampf gegen die zarische und die Provisorische Regierung ausnützten, ist wahr, und es war eine kurzsichtige Taktik. Aber nicht alle deutschen Staatsmänner und entscheidenden Stellen in der Armee stimmten in ihrer Meinung über die Bolschewiken überein; die bürgerlichen Parteien, die Monarchisten und auch die Sozialdemokratische Partei waren nicht für die Bolschewiken. Andererseits konnten die Bolschewiken zu Beginn ihres Regimes nicht mit den monarchistischen Deutschen gehen und gingen weder politisch noch militärisch mit ihnen. Die Deutschen mißtrauten den Bolschewiken und fürchteten sie in gewissem Maße; das ersieht man aus den Verhandlungen in Brest-Litowsk und läßt sich aus der Tatsache schließen, daß die Deutschen im Frühjahr 1918 in Rußland bedeutende Truppenteile hielten, die sie besser in Frankreich hätten verwenden können. Um das wirkliche Verhältnis der Deutschen zu den Bolschewiken festzustellen, trachtete ich auf alle mögliche Weise, die Stärke des deutschen und österreichischen Heeres in Rußland festzustellen; im Hauptquartier schätzten manche russischen Offiziere die Stärke auf eine Million; nach meiner Schätzung betrug sie etwa eine halbe Million, sicherlich genug, um darüber nachzudenken, warum die Deutschen eine so starke Front aufrechterhielten. Diese Armee war nicht allein gegen die Bolschewiken gerichtet; die Deutschen rechneten damals noch mit der Möglichkeit, daß die Bolschewiken sich nicht halten und daß also der neue Herrscher Rußlands, insbesondere ein Monarch, die russische Armee gewiß wieder ins Leben zurückrufen würde. Das schloß ich auch daraus, daß General Hoffmann den Bolschewiken mit dem Marsch auf Petersburg und der Ausrufung der Monarchie drohte. Ad vocem Petersburg; es war zu erwarten, daß die Deutschen auf Petersburg marschieren; daß es nicht geschah, ist ein Beweis, daß sie nicht sicher waren und ihr Verhältnis zu einem neuen Rußland nicht verderben wollten.

Eine detailliertere Untersuchung des Verhältnisses der Bol-



schewiken zu den Deutschen würde eine sorgfältigere Analyse erfordern, als sie hier nötig ist. Die bolschewikischen Theoretiker — das möchte ich noch erwähnen — haben ihre Bildung zumeist in Deutschland und Österreich empfangen und waren dadurch in gewissem Maße deutsch orientiert; aber andererseits hatten sie politisch gerade in den Deutschen und auch in den deutschen Marxisten ihre härtesten Gegner. Die Nähe der Unabhängigen (und Liebknechtianer) entschied nicht in entgegengesetzter Richtung, eher umgekehrt. Den deutschen Vormarsch nach Finnland und nach der Ukraine und die Berliner Politik gegenüber den Randstaaten konnten die Bolschewiken überhaupt nicht verstehen.

Betrachte ich die Gesamtentwicklung der Dinge nach der Niederlage der zarischen Armee, so scheint mir, daß die russische Revolution 1917 für uns und unsere Befreiung eher ein Plus als ein Minus war. Dabei ziehe ich nicht nur unsere Legionen in Rußland in Betracht, sondern auch den Einfluß, den die russische Revolution auf uns daheim, auf Österreich und auf Europa überhaupt ausgeübt hat. Nicht einmal die bolschewikische Revolution hat uns geschadet.

60.

Ich war nach Rußland in der Hoffnung gekommen, nach einigen Wochen wieder nach dem Westen zurückkehren zu können; allein die Verhältnisse in Rußland hielten mich nicht viel weniger als ein ganzes Jahr zurück. In Rußland mußten wir die größten Schwierigkeiten überwinden, Schwierigkeiten mit dem zarischen und dem nachzarischen Regime. Aber die Hauptforderung unseres auswärtigen Programms, an der ich seit allem Anfang unserer Aktion festhielt und die ich betonte, wurde erreicht: wir hatten eine Armee, und eine selbständige Armee. Ich sage selbständige, weil es gerade darauf ankam, und darum hatte ich mit dem offiziellen zarischen Rußland eine Meinungsverschiedenheit. Mir handelte es sich nicht nur darum, eine Armee zu haben, sondern darum, mit der Armee selbst zu disponieren und den Nationalrat politisch und militärisch über sie entscheiden zu lassen.

Dann handelte es sich darum, die Armee aus Rußland nach Frankreich zu bekommen. Nach der Gesamtlage war der Weg durch Sibirien am sichersten; in Archangelsk fror das Meer im Winter zu und der Murmanische Meerbusen und die Eisenbahn dahin waren unsicher; Transporte aus beiden Häfen, namentlich

regelmäßige und längerdauernde Transporte, wären von deutschen Unterseebooten bedroht worden; den Weg über das Festland konnten wir nicht nehmen, daran hinderten uns die Österreicher und Deutschen, die den Westrand Rußlands besetzt hielten. Es blieb auch deshalb nur Sibirien übrig, weil die Bahnen dort, Meldungen zufolge, noch besser funktionierten als in Rußland; manche der wilden Pläne (Kaukasus, Asien) konnten überhaupt nicht ernst genommen werden.

Die Verhandlungen in Brest-Litowsk und die ganze Lage auf den Kriegsschauplätzen im Jahre 1918 kündigten das Ende des Krieges und den Frieden an. Um daher die Armee nach Frankreich zu bekommen, mußte ich, wie ich den Jungen als ihr Quartiermeister sagte, unerläßlich nach Europa reisen. Am 22. Februar fuhr ich von Kiew nach Moskau, um dort die letzten Vorbereitungen zu besorgen. Ich erfuhr, daß auch die französische und die englische Mission abreisen, und entschloß mich, diese Gelegenheit mit zu benutzen; das englische Rote Kreuz, das nach Wladiwostok fuhr (Lady Paget und Konsul Bagge), überließ mir bereitwillig einen Platz in einem seiner Wagen.

In Moskau verhandelten wir mit den Bolschewiken, um ihnen unsere Lage und den Sinn unserer Vereinbarung nachdrücklich darzulegen; es bestanden Befürchtungen, daß Mißverständnisse aus der Unkenntnis der Sache entstehen könnten. Klecanda verhandelte vielemals mit Frič, dem bolschewikischen Kommissar in Moskau (einem Literarhistoriker).

Die Nichteinmischung bedeutete nicht, daß unsere Armee sich nicht wehren sollte, wenn sie angegriffen werden würde. Darüber herrschte in der Zweigstelle des Nationalrates keinerlei Zweifel. Die Selbstverteidigung und die Verteidigung angegriffener Verbündeter war die natürliche Forderung einer selbständigen Armee.

In diesem Sinne wurde mit den Bolschewiken verhandelt. Die bewaffnete Neutralität war uns zugesichert. Dem stand nicht entgegen, daß wir den Bolschewiken einen Teil der Waffen, die sie als russisches Eigentum beanspruchten, herausgaben. Wir hatten vereinbart, daß unsere Armee ohne Hindernis nach Frankreich gebracht werde, und es verstand sich demnach von selbst, daß sie in Frankreich und in der französischen Armee französisch ausgerüstet werden müsse. Die Forderung, einen Teil der Waffen

abzuliefern, kennzeichnete auch die militärische Lage der Bolschewiken.

In Moskau mußte ich mit den Franzosen die Finanzfrage abmachen: wie wir Geld erhalten werden. Es handelte sich darum, für die Armee, und zwar rechtzeitig, genügend Geld zu haben, denn wir mußten alles, was wir brauchten, bezahlen. Darauf wurde sehr streng gesehen. Das erste Geld hatte ich noch in Kiew von den Engländern verschafft, weil die französische Mission auf die Auszahlung noch nicht vorbereitet war; ich hatte 80 000 Pfund erhalten, hörte aber dann, daß mit dem Wechseln große Schwierigkeiten bestanden. In Moskau wurden mit der französischen Mission, der General Rampont angehörte, alle Finanz- und Verpflegungsfragen sehr bald und befriedigend erledigt. Für die Armee leitete die Finanzaktion der Legionär Šíp.

Am 6. März nahm ich in einer besonderen Proklamation Abschied von den tschechischen Landsleuten, am 7. März von der Armee. Es war mir nicht leicht, die Armee und die Zweigstelle allein in Rußland zurückzulassen, aber ich wußte, daß ich nach dem Westen reisen müsse. Im russischen tschechischen Lager war die Eintracht hergestellt. Die Armee war einträchtig und ihr Geist gut. Ich erwartete zwar noch verschiedene, noch viele Schwierigkeiten auf ihrer langen Fahrt, war jedoch überzeugt, daß die Armee bei Nichteinmischung in die russischen Verhältnisse ohne Schaden und noch rechtzeitig aufs Schiff gelangen werde. Einer der Hauptgründe, warum ich nach dem Westen eilte, war auch der, daß ich Schiffe für unsere Soldaten zur Fahrt nach Frankreich vorbereiten wollte.

Vor der Abreise aus Moskau gab ich, schon im Zug, dem Sekretär Klecanda die Vollmacht zu politischen Verhandlungen. Mit Klecanda hatte ich ziemlich lange Zeit gearbeitet und er war so in alle Probleme unserer ausländischen Aktion eingeweiht. Wir hatten alle Möglichkeiten besprochen, die ich erwartete. Die Bahnen waren schon in einem schlimmen Zustand; daraus konnten Verpflegungs- und Unterkunftsschwierigkeiten entstehen. Ich erwartete auch Schwierigkeiten mit den örtlichen Sowjets; ich hatte am Beispiel Moskau gesehen, wie das bolschewikische Regime noch nicht zentralisiert war und wie Rußland von Tag zu Tag in mehr oder minder autonome Teile zerfiel. Davon drohten uns Mißverständnisse. Ferner konnten für uns Schwierig-

keiten aus dem Streit der russischen Parteien untereinander entstehen. Gerade bevor ich abreiste, wurde, wenn nicht ein Aufstand, so doch ein scharfes Eingreifen der Sozialrevolutionären Partei in die Moskauer bolschewikische Verwaltung erwartet. Ich versprach mir davon keinen Erfolg; Klecanda war darauf vorbereitet, im Falle dieser antibolschewikischen Aktion in Moskau streng an der Direktive festzuhalten: sich nicht in die russischen Angelegenheiten einzumischen.

Ich habe die Sozialrevolutionäre erwähnt. In Moskau weilte damals Savinkov; das wurde mir von einem Bekannten gemeldet. Ob ich mit Savinkov nicht sprechen wolle? Ich habe in meinem Buche über Rußland den philosophischen Romanen Savinkovs einen besonderen Abschnitt gewidmet, und es interessierte mich daher, mit dem Autor des „Fahlen Pferdes“ zu sprechen. Ich wurde enttäuscht: politisch — er beurteilte Rußlands Lage nicht richtig und unterschätzte die Kraft des Bolschewismus; philosophisch und moralisch — er drang nicht bis zum Verständnis des großen Unterschiedes zwischen Revolution und persönlichem terroristischen Akt vor. Er begriff nicht den Unterschied zwischen Krieg und Revolution in Abwehr und im Angriff, er ragte moralisch nicht über den Primitivismus der elementaren Blutrache hervor. Die spätere Entwicklung Savinkovs — er diente sogar Kolčak — erwies seine Schwäche, — die Schwäche eines terroristischen Titans, der zum Hamlet geworden war.

Die Bolschewiken hatten Frieden mit den Deutschen und Österreichern, und darin war ausbedungen, daß sie gegen die deutsche Regierung, den Staat und die Armee keine Agitation in Rußland erlauben. Daraus konnten die Deutschen von den Bolschewiken viele unangenehme Maßnahmen gegen uns erzwingen. Und schließlich konnten wir Schwierigkeiten für die Armee davon erwarten, daß die Alliierten über Rußland und gegenüber Rußland keinen einheitlichen Plan, ja, überhaupt keinen Plan hatten.

Über alle diese und andere Möglichkeiten hatten wir uns mit Klecanda in Moskau bis ins Detail verständigt; für den Fall, daß wir in Rußland oder in Sibirien von irgendeiner russischen Partei (den Bolschewiken) angegriffen werden sollten, lautete meine schriftliche Instruktion: energische Abwehr! Wir hatten uns mit Klecanda auch über verschiedene unsere Leute verständigt, wie

und wer in der Armee und in der Zweigstelle zu verwenden sei. Leider haben wir Klecanda so unerwartet verloren; er starb in Omsk am 28. April.

61.

Um acht Uhr abends, am 7. März, fuhr ich von Moskau ab. Über Saratov, Samara traf ich mit der Sibirischen Eisenbahn am 1. April in Wladiwostok ein. Ich fuhr in einem Sanitätswagen III. Klasse; in Moskau hatte ich mir eine Art Matratze gekauft, auf der ich nachts auf der Bank schlief. Der Wagen war mit Engländern voll besetzt, die nach Europa reisten. Die Reise verging mit der Beobachtung Sibiriens, mit Lektüre, mit der Vollendung meines kleinen Buches „Das Neue Europa“ und in hohem Maße mit der Sorge um das tägliche Brot; man mußte sich während der ganzen langen Zeit selbst verpflegen, in den Orten, wo wir hielten, Einkäufe machen. Doch reiste man durch Sibirien besser, als im europäischen Rußland. Man mußte oft in den Stationen und außerhalb der Stationen lange warten, die Wagen, die Lokomotiven und die Strecke waren nicht in Ordnung. So hielten wir z. B. lange in der Station Amazar; wir wurden rechtzeitig verständigt, daß vor uns ein Zugzusammenstoß erfolgt und die Strecke beschädigt worden war. In Irkutsk hielten wir einen ganzen Tag, konnten die Stadt besichtigen und die Einkäufe erledigen. Ich sammelte überall die verschiedene Zeitliteratur und -publizistik, auch ältere Publikationen, soweit man sie noch bekam. Selbstverständlich kauften wir überall die Lokalblätter und Flugblätter ein. Außerdem erhielt ich von Klecanda gemäß unserer Vereinbarung in manchen Stationen chiffrierte und gewöhnliche Depeschen.

Die englische Mission wurde seit Kiew von einer bolschewikischen Wache, die aus vier Soldaten bestand, begleitet. Mit ihrem Vorgesetzten hatte ich in täglichen Unterredungen und Diskussionen Gelegenheit, die ganze soziale Frage und den Sozialismus durchzunehmen — es waren sonderbare Sozialisten und noch sonderbarere Kommunisten!

In Wladiwostok blieb ich einen ganzen Tag; ich besuchte den tschechischen Verein „Palacký“ und verweilte unter den Landsleuten. Vor allem benutzte ich Post und Telegraphen. Verschiedene Briefe nach Europa sandte ich durch Mitreisende, die

Telegramme gingen vor allem nach Paris, London und nach Amerika. In Wladiwostok verschaffte ich mir von den Alliierten manche Nachricht, die mir ergänzte, was ich in den sibirischen Blättern gelesen und was ich telegraphisch erfahren hatte.

Für unsere Armee war mir am wichtigsten, daß die Kämpfe mit den Deutschen bei Bachmač liquidiert waren, und daß nach dem Übergang unserer Truppenteile aus der Ukraina nach Rußland im Kurland (am 16. März) zum erstenmal ein Teil unserer Waffen freiwillig abgeliefert worden war. Am 26. März wurde mit den Bolschewiken der Vertrag über die ungestörte Fahrt nach Sibirien und Wladiwostok geschlossen. Zwar war das schon gleich nach der Ankunft der bolschewikischen Truppen in der Ukraina mit Muravjev vereinbart worden, doch verhandelten wir aus Vorsicht noch in Moskau mit dem dortigen Sowjet, damit der Vertrag eingehalten und quasi ratifiziert werde. Kommissar Stalin telegraphierte am 26. März aus Moskau den Lokalsowjets, daß die Tschechoslowaken nicht als Kampfeinheiten, sondern als freie Bürger reisen und daß sie eine bestimmte Anzahl von Waffen zur Verteidigung gegen Kontrarevolutionäre mit sich führen: „der Sowjet der Volkskommissare wolle ihnen auf russischem Boden alle Hilfe angedeihen lassen“.

Auf der Reise las ich die Nachrichten über den Krieg im Westen. Ich las über die neue deutsche Offensive, und es versteht sich, daß der französische Mißerfolg und namentlich der des englischen Heeres damals in den bolschewikischen Blättern ausgiebig ausgebeutet und vergrößert wurde. Ich hätte viele interessante Einzelheiten und Beobachtungen von der sibirischen Reise zu berichten, Beobachtungen nicht nur Rußlands, sondern auch meiner englischen Mitreisenden, aber ich schreibe nicht eine Reiseschilderung, sondern einen politischen Bericht.

## VI

### Im Fernen Osten

(Tokio: 6.—20. April 1918.)

62.

Von Wladiwostok wollte ich mit dem Schiff direkt nach Amerika reisen, aber wegen verschiedener Hindernisse mußte ich die Mandschurische Bahn benutzen und durch ganz Korea bis zum Meere nach Fusan fahren und von dort mit dem Schiff nach Japan. Ich reiste am 1. April über Charbin und Mukden. Am 6. kam ich in Schimonoseki an, am 8. war ich in Tokio und damit eigentlich wieder in Europa, denn ich konnte dort sofort wieder Beziehungen zu den europäischen Gesandtschaften anknüpfen.

Amerika wurde von Mr. R. S. Morris, England durch Sir Conyngham Green vertreten. Mr. Morris ersuchte mich um ein Memorandum über den Stand Rußlands und des Bolschewismus für den Präsidenten Wilson und legte mir dazu mehrere Fragen vor; ich beantwortete sie mit einer kurzen Darlegung über die Notwendigkeit einer überlegten Politik der europäischen Staaten in Rußland. Ich gebe hier den Wortlaut des kurzen Memorandums wieder, das nach den Darlegungen über Rußland keiner weiteren Erklärung bedarf, es sei denn des Hinweises auf das Datum und den Stand der Dinge zu der Zeit, als ich meine Anschauungen so formuliert habe.

Privat.

Vertraulich.

Geschrieben am 10. April 1918  
in Tokio.

1. Die Alliierten sollten die bolschewikische Regierung anerkennen (de facto — über die Anerkennung de jure braucht nicht diskutiert zu werden); die Botschaft des Präsidenten Wilson an ihre Moskauer Versammlung war ein Schritt in dieser

Richtung: werden die Alliierten zu den Bolschewiken in einem guten Verhältnis stehen, so werden sie Einfluß auf sie ausüben können. Die Deutschen haben sie anerkannt, indem sie Frieden mit ihnen schlossen (ich kenne die schwachen Seiten der Bolschewiken, aber ich kenne auch die schwachen Seiten der anderen Parteien — sie sind weder besser noch fähiger).

2. Die monarchistische Bewegung ist schwach; die Alliierten dürfen sie nicht unterstützen. Die Kadetten und die Sozialrevolutionäre organisieren sich gegen die Bolschewiken; ich erwarte von diesen Parteien keinerlei größeren Erfolg. Die Alliierten haben erwartet, Alexëjev und Kornilov würden am Don einen großen Erfolg erzielen; ich habe es nicht geglaubt und die Verbindung mit ihnen abgelehnt, obwohl ich von den Führern eingeladen worden war. Ich sage das Gleiche von Semenov u. a.

3. Die Bolschewiken werden sich länger an der Macht erhalten, als ihre Gegner voraussetzen: sie werden so wie alle übrigen Parteien am politischen Dilettantismus sterben, — es ist der Fluch des Zarismus, daß er das Volk nicht gelehrt hat, zu arbeiten, zu administrieren, und die Bolschewiken wurden durch ihren Mißerfolg bei den Friedensverhandlungen und in der Bodenfrage geschwächt, aber andererseits gewinnen sie Sympathien, weil sie arbeiten lernen und weil die übrigen Parteien schwach sind.

4. Ich würde glauben, daß eine Koalitionsregierung (der sozialistischen Parteien mit der kadettischen Linken) nach einiger Zeit die allgemeine Zustimmung erlangen könnte (allerdings auch mit den Bolschewiken in der Regierung).

5. Eine dauernde demokratische und republikanische Regierung in Rußland wird einen großen Druck auf Preußen und Österreich ausüben (Sozialisten und Demokraten); das ist ein Grund, warum die Deutschen und Österreicher gegen die Bolschewiken sind.

6. Alle kleinen Nationen im Osten (Finnländer, Polen, Esten, Letten, Littauer, Tschechen und Slowaken, Rumänen usw.) brauchen ein starkes Rußland, sonst werden sie auf Gnade und Ungnade den Deutschen und Österreichern ausgeliefert sein: die Alliierten müssen um jeden Preis und mit allen Mitteln Rußland unterstützen. Unterwerfen die Deut-

schen sich den Osten, so unterwerfen sie sich sodann den Westen.

7. Eine fähige Regierung könnte die Ukrainer dazu bringen, sich mit einer autonomen Republik zu begnügen, die einen Teil Rußlands bildet; das war der ursprüngliche Plan der Ukrainer selbst, erst später erklärten sie ihre Unabhängigkeit, obgleich die unabhängige Ukraina in Wirklichkeit eine deutsche oder österreichische Provinz sein wird; die Deutschen und Österreicher verfolgen mit der Ukraina dieselbe Politik wie mit Polen.

8. Es sei daran erinnert, daß der Süden Rußlands der reiche Teil des Landes ist (fruchtbarer Boden, das Donbecken, das Schwarze Meer usw.), der Norden der arme: die russische Politik wird nach dem Süden gravitieren.

9. Die Alliierten müssen einen gemeinsamen Plan haben, wie Rußland zu unterstützen ist.

10. Die Regierungen der Alliierten dürfen ihre Beamten in Rußland nicht ohne Direktiven lassen; mit anderen Worten: die einzelnen Regierungen müssen einen klaren Plan über Rußland haben.

11. Die Japaner werden, hoffe ich, nicht gegen Rußland sein; das würde den Deutschen und Österreichern passen; im Gegenteil, die Japaner sollten mit den Alliierten gemeinsam kämpfen, der Riß zwischen Japan und Deutschland würde sich erweitern.

12. Nirgends in Sibirien sah ich (vom 15. März bis 2. April) bewaffnete deutsche und österreichische Gefangene; in Sibirien ist die Anarchie nicht größer, als in Rußland.

13. Die Alliierten müssen die Deutschen und Österreicher in Rußland bekämpfen:

a) Es organisiere sich eine Gesellschaft, die das Getreide (Weizen usw.) zusammenkauft und dort verkauft, wo es gebraucht wird: dadurch werden die Deutschen das Getreide nicht erhalten können. Aber die russischen (ukrainischen usw.) Bauern werden ihr Getreide nicht für Geld verkaufen, weil das für sie nichts wert ist, sie brauchen Waren (Schuhe, Kleider, Seife, Instrumente usw.)

Da die Deutschen und Österreicher keine Fabrikate haben, haben die Alliierten beste Gelegenheit, sich des russischen Marktes zu bemächtigen.

Der Plan erfordert nur Energie und Organisation: das in diesem Geschäft angelegte Kapital kehrt zurück.

b) Deutsche und österreichische Agenten werden sich auf Rußland stürzen; eine notwendige Gegenaktion muß organisiert werden (amerikanische und andere Agenten müssen Muster bringen, vielleicht eine kleine Reiseausstellung ausgewählter Fabrikate, illustrierte Kataloge usw.).

c) Die Deutschen üben Einfluß auf die russische Presse nicht so sehr durch ihre besonderen journalistischen Agenten aus, sondern durch ihre Kriegsgefangenen, die in allerlei Blätter im ganzen Lande schreiben (nicht so sehr in den großen Städten).

In gewissem Maße arbeiten unsere tschechischen Gefangenen dagegen, aber die ganze Aktion muß organisiert werden.

d) Die russischen Eisenbahnen müssen gepflegt werden; ohne Eisenbahnen wird es keine Armee, keine Industrie geben usw.

e) Die Deutschen haben russische Papiere zusammengekauft, um in Zukunft die Industrie zu kontrollieren.

f) Es ist bekannt, daß die Deutschen ihren Einfluß auf die Kriegsgefangenen ausüben, indem sie z. B. die Gefangenen aus der Ukraina für eine ukrainische Armee ausbilden usw.; die Alliierten könnten auf die deutschen Gefangenen, soweit diese in Rußland bleiben (durch die Presse, besondere Agenten usw.) Einfluß ausüben.

g) Es ist mir gelungen, in Rußland aus tschechischen und slowakischen Gefangenen einen Korpus von 50000 Mann zu organisieren; ich habe mit der französischen Regierung vereinbart, sie jetzt nach Frankreich zu senden. Die Alliierten können durch den Transport dieser Armee helfen: es sind ausgezeichnete Soldaten, wie sie in der erneuten Offensive im verfloßenen Juni bewiesen haben.

Wir können einen zweiten Korpus von derselben Größe organisieren: das muß geschehen, damit unsere Gefangenen nicht nach Österreich zurückkehren, wo sie gegen die Alliierten an die italienische oder französische Front geschickt werden würden.

Die Alliierten sind übereingekommen, uns die nötigen Mittel zu verschaffen. Auch in Frankreich haben wir schon eine kleinere, zum Teil aus Rußland gesandte, zum Teil aus Flücht-

lingen formierte Armee; und ich hoffe, daß wir ebenfalls in Italien eine Armee bilden werden.

Die Bedeutung der ganzen tschechischen Armee in Frankreich ist offenkundig: ich muß anerkennen, daß Frankreich die politische Bedeutung der Sache von allem Anfang an begriffen und unsere nationale Bewegung mit allen Mitteln unterstützt hat. Minister Briand war der erste Staatsmann, der unserer Nation öffentlich die Hilfe der französischen Republik versprochen hat. Und er war es, dem es gelungen ist, der Antwort an Wilson die ausdrückliche Forderung einzufügen, die Tschechoslowaken zu befreien (die Tschechoslowaken sind die westlichste slawische Barriere gegen Deutschland und Österreich).

Unter den gegebenen Umständen haben 100 000, ja nur 50 000 ausgebildete Soldaten eine große Bedeutung.

14. Meine Antwort auf die oft wiederholte Frage, ob in Rußland eine Armee formiert werden könne: in 6—9 Monaten kann, sagen wir, eine Million Mann formiert werden.

Die Rote Armee bedeutet nichts, und die Bolschewiken haben die Offiziere (der ehemaligen zarischen Armee) aufgefordert, in ihre Armee als Instruktoren einzutreten. (Für die Armee braucht man Eisenbahnen.)

Anmerkung: Der heutige „Advertiser“ (11. April) bringt diese Nachricht:

„Die Freiwilligen legen die Waffen nieder.

Der nach Frankreich ziehende tschechoslowakische Korpus von Trockij angehalten.

Moskau, 5. April. — Als Ergebnis einer Vereinbarung zwischen Trockij und dem französischen Botschafter lieferte die Armee der tschechoslowakischen Freiwilligen, die nach Frankreich zog, ihre Waffen den Sowjetbehörden ab. Die Offiziere wurden mit Ausnahme des Generals Dieterichs, der den Korpus nach Frankreich begleitete, entlassen.“

Die Nachricht ist sehr günstig: die nach Frankreich ziehende Armee braucht keine Waffen zu haben, weil sie in Frankreich neu ausgerüstet wird; die Offiziere, die erwähnt werden, sind in unsere Armee eingetretene russische Offiziere.

\*

Diese Ansichten trug ich (mündlich) auch dem französischen Gesandten M. Regnault vor.

In der englischen Botschaft erfuhr ich, was in Europa vorging. Ich besuchte auch den japanischen Minister des Äußern. Den Japanern waren wir — selbstverständlich — in jener Zeit wenig bekannt. Ich gab dem Sekretär des damaligen provisorischen Ministerium Shidehari ein (russisch geschriebenes) Memorandum ab und ersuchte besonders den englischen Botschafter und ebenso den amerikanischen, sich bei der japanischen Regierung für uns einzusetzen. Wir brauchten die japanische Hilfe für die Fahrt unserer Truppenteile von Wladiwostok gegebenenfalls durch Japan und für die Versorgung mit Kleidung, Schuhen und allem übrigen, was man in Rußland und Sibirien nicht bekam. Mit allen sprach ich darüber, wie Schiffe zu beschaffen seien.

In Japan knüpfte ich auch, wie überall, Beziehungen zur Journalistik an. Einige Tage hatte ich Schwierigkeiten mit der Tokioter Polizei; sie nahm an meinem englischen Paß Anstoß; die Blätter schrieben von mir unter meinem Namen, der Paß aber lautete auf einen andern. Ich wunderte mich nicht, daß die Polizei in Tokio sich diese Ungereimtheit erst nach mehreren Tagen zusammenreimte; in London war mir dasselbe geschehen. Dort hatte ich zwar einen Paß auf meinen Namen, aber einen serbischen, und die Polizei verstand nicht, wie sich das mit der Wirklichkeit vertrage. Ich las schon an der Londoner Universität vor, Ministerpräsident Asquith hatte mich durch seinen Vertreter eingeführt, doch die Polizei meines Bezirkes war tagelang beunruhigt. Der heilige Bureaokratius ist überall gleich — übrigens war's ganz in Ordnung, daß die Beamten ihre Pflicht taten.

In Japan las ich die Rede Czernins vom 2. April. Der persönliche Angriff Czernins überraschte mich nicht; wichtig war, daß der französische Minister Painlevé und dann vor allem Clémenceau den österreichischen Lügen über die Friedensangebote Österreichs ihre kategorischen Erklärungen entgegensetzten und daß der Brief des Prinzen Sixtus von Bourbon vom 31. März 1917 veröffentlicht wurde. Österreich log, der Kaiser selbst benahm sich unschön und feig, und die Affäre endigte mit dem Rücktritt Czernins am 15. April 1918. Für uns erlangte, wie ich noch darlegen werde, diese Episode eine große Bedeutung, da sie die Unzuverlässigkeit und Falschheit Österreichs für die Alliierten in so eindringlicher Weise dokumentierte.

In Tokio bekam ich auch einige Nachrichten über den Kongreß der unterdrückten Völker Österreich-Ungarns in Rom (8. April 1918); davon sowie von dem wichtigen Abkommen in Korfu (20. Juli 1917) will ich mehr in der zusammenfassenden Betrachtung unseres Verhältnisses zu den Südslawen sagen.

Mein zweiwöchiger Aufenthalt in Japan hat meine Erkenntnis Japans nicht besonders bereichert. Meine ganze Aufmerksamkeit war dem Schicksal der Legionen, dem Kriege und dem erwarteten Frieden zugewendet. Ich besuchte in Tokio den einen oder andern Tempel der verschiedenen Konfessionen, besichtigte vieles, was zugänglich war, kann aber nicht sagen, Japan studiert zu haben. Mich interessierte der wirtschaftliche Zustand Japans, über ihn trachtete ich mich zu belehren; ich wollte sehen, wie der Krieg sich im regsamen Japan wirtschaftlich auswirkte. Die Tatsache, daß England und in gewissem Maße auch Frankreich durch den Krieg von der gewohnten Wareneinfuhr in den fernen Osten abgehalten waren, gab den Japanern natürlich die Möglichkeit, ihr Geschäft in Asien, bis nach Ägypten auszudehnen.

Mit Interesse besichtigte ich die Buchhandlungen und Kunstgeschäfte. Es gelang mir, hübsche japanische Holzschnitte und manches europäische Buch zu erwerben. Der Einfluß der deutschen Literatur, namentlich der medizinischen, war in den Buchhandlungen offenbar; ich fand einen Bücherantiquar, der hauptsächlich mit deutschen Büchern handelte.

Am 19. April 1918 übersiedelte ich nach Yokohama. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß der große Dampfer „Empress of Asia“ nach Kanada abfuhr; das Schiff war für einen Militärtransport von Amerika nach Europa bestimmt. So gelangte ich sehr schnell nach dem amerikanischen Festlande; wir fuhren am 20. April mittags ab und liefen schon am 29. April in Victoria und Vancouver ein.

## VII

### Die amerikanische Demokratie: Finis Austriae.

(Washington: 29. April—20. November 1918.)

63.

Auf dem englischen Schiff war ich wieder in Europa und Amerika; nicht nur nach internationalem Recht, — die ganze Umgebung der Reisenden war europäisch oder amerikanisch. Schönes Wetter und ruhige Fahrt gewährten mir Erholung (ich pflege nicht seekrank zu sein). Dem Meere, den Wellen, den Strömungen, der Witterung, den Farben der Flut und des Himmels widmete ich ziemlich viel Aufmerksamkeit wie immer — darin besteht eben teilweise die Erholung; ich habe notiert, am 24. April, die sogenannte Mittagslinie, 181 Grad ö. L. passiert zu haben. Ich erinnerte mich Jules Vernes Reise um die Erde, des unerwarteten Gewinns eines Tages.

In der Schiffsbibliothek fand ich manch einen englischen Roman und las mit Interesse die Jubiläumsschrift über Ch. Brontë von May Sinclair, einer mir wohlbekannten Schriftstellerin.

Auf dem Schiff befand sich u. a. auch Mr. Wright von der Petersburger amerikanischen Botschaft; wir hatten Gelegenheit, immer von neuem die russischen Zustände zu erörtern.

Viel Zeit widmete ich der Rekapitulation der ganzen Lage seit dem Tage, an dem ich England verlassen hatte. Rußland war also endgültig vom Kriege ausgeschaltet und durch erzwungenen Frieden gebunden; die russische Offensive (Kerenskijs) 1917 war zu spät gekommen. Die Deutschen selbst — Ludendorff — hatten gefürchtet, sie würde sich früher einstellen und dadurch gefährlich sein. Die russische Niederlage und die Revolution hatten den Sturz des Zaren herbeigeführt, der verlorene Krieg dürfte — so ließ sich erwarten — nach Nikolaus auch Wilhelm und Karl und

ihr System hinwegfegen. Europa wäre vom Absolutismus befreit, die Demokratie im Gewinn und die Freiheit der kleinen Nationen dadurch besser verbürgt. Andererseits lag das Minus darin, daß Rußland nicht mehr kämpfen konnte und seine innere Entwicklung unsicher, vielleicht sogar bedroht war.

Die Deutschen fuhren nach der Besetzung Polens mit der Besetzung der Randstaaten fort; sie nahmen allmählich Riga, die Inseln Ösle, Moon, Dagö ein (vom September bis Oktober 1917), kamen nach Finnland (2. April 1918) und schlugen dort die Bolschewiken, die Finnlands am 19. Juli 1917 proklamierte Selbständigkeit nicht anerkannten. (Auch das ist ein Beweis, daß die Deutschen nicht vorbehaltlos für die Bolschewiken waren.) Schritt für Schritt hatten die Deutschen seit Gorlice Polen und dann die Randstaaten eingenommen, der pangermanische Drang nach Osten schien in diesem Teile Europas gestillt zu sein. Deutschland erkannte dort die kleinen Staaten an, die unter seiner Patronanz entstanden waren; Kurland wurde am 15. März 1918 anerkannt, Litauen am 23. März, Lettland am 9. April und Estland am 10. April; die beiden letzten meldeten sofort (13. April) ihre Zugehörigkeit zu Deutschland an.

Die Ukraina hatte Frieden geschlossen, indem sie in Wirklichkeit dem Druck des stärkeren Kompaziszenten unterlegen war. Ebenso Rumänien.

Die Deutschen und Österreicher waren Herren von Polen. Das polnische Land war schon im Sommer 1915 besetzt worden und befand sich in deutsch-österreichischer Verwaltung; plötzlich entstand (unter dem Warschauer Gouverneur General von Beseler) der deutsche Plan, eine polnische Halbmillionenarmee aufzustellen; deshalb wurde das Königreich Polen errichtet (5. November 1916), aber die polnische Armee verwirklichte sich nicht, und Deutschland rang lange, wenn auch unter dem Mantel der Einigkeit, mit Österreich um die Vorherrschaft in dem neuen Königreich. Rußland hatte in der polnischen Frage seit Anbeginn große Fehler begangen; es schränkte die ersten Versprechungen ein — die Zensur erlaubte nicht einmal, über die Autonomie zu schreiben! — die Proklamation des unabhängigen polnischen Staates durch die Provisorische Regierung kam am 30. März 1917 zu spät.

Eine ähnliche Ein- und Unstimmigkeit herrschte zwischen Deutschland und Österreich in der rumänischen Frage.

Dagegen hatte sich nach Vertreibung des Königs Konstantin Griechenland (27. Juni 1917) den Alliierten angeschlossen.

England setzte seinen Siegeslauf in Asien fort, die Türken verloren im Winter viele Mann durch Hunger und Krankheit. In England rief der Unterseebootkrieg ziemlich schwere Befürchtungen hervor, aber Ende 1917 begannen die Deutschen selbst, an seiner Wirksamkeit und Opportunität zu zweifeln; sie hatten anfangs wenige Unterseeboote gehabt, doch mit ihnen Eindruck hervorgerufen.

Im November 1917 machte England den vorzüglichen Zug, daß es sich für einen jüdischen Nationalstaat in Palästina erklärte, — dadurch gewann es die Zionisten und auch die nichtzionistischen Juden der ganzen Welt.

In Frankreich verspürte man den Zuwachs der amerikanischen Armee schon seit Juni 1917, aber der deutsche Druck war stets gefährlich. Nivelles drang mit seinem Plan, die deutsche Front durchzustoßen, nicht durch. Ende Mai 1917 hatte es in der französischen Armee größere Explosionen infolge Unzufriedenheit mit der Leitung gegeben; sie wurden jedoch unterdrückt. Im Kommando vollzogen sich abermals Änderungen: Generalissimus wurde Pétain (15. Mai 1917), der Gegner des Planes Nivelles, der immer an eine größere Aktion gedacht hatte; im Frühjahr (24. April 1918) wurde Foch als Oberkommandant der alliierten Armeen eingesetzt. Ein früherer Versuch, die Leitung zu vereinigen, hatte sich nicht ganz bewährt, doch war im November (1917) der Oberste Militärerrat der Alliierten gebildet worden. Die einheitliche Führung war längst nötig gewesen; jetzt um so mehr, als die Deutschen sich nach Erledigung Rußlands zu einer großen Offensive anschickten. Sie begann am 21. März und schien anfangs so siegreich, daß die Franzosen wiederum daran dachten, die Regierung aus Paris zu verlegen. Aber der Mißerfolg von Amiens, dem Hauptziel des deutschen Angriffs, bewies den Deutschen ihr Fiasko oder wenigstens das Scheitern ihres strategischen Planes und die weitere Unentschiedenheit der „großen Schlacht“ in Frankreich.

Politisch war in Frankreich am 16. November 1917 das energische Regime Clémenceaus eingeführt worden, der Premier und Kriegsminister in einer Person wurde; zur Charakteristik der inneren Lage Frankreichs erwähne ich die Ausweisung Malvys,



des früheren Innenministers (7. August), die Erschießung des Redakteurs Duval (15. August); der ehemalige Premier und Finanzminister Caillaux wurde verhaftet (14. Januar 1918), Bolo Pascha erschossen (5. Februar). Allerdings sei daran erinnert, daß das Gesetz gegen den Defaitismus und seine Friedenspropaganda vom Parlament schon vor Clémenceau abgestimmt worden war (26. Juni 1917). Italien ermannte sich nach der Niederlage bei Caporetto. Österreich hatte seinen Sieg über die Italiener mit Hilfe der Deutschen errungen — offenbar genügte Österreich allein weder militärisch noch strategisch mehr. Wir wissen nun, daß der Angriff im Oktober (ich hatte den Versuch seit allem Anfang an erwartet) den Zweck verfolgt hatte, die Italiener so zu vernichten, daß der Feind über die Alpen in Südfrankreich eingebrochen wäre; Italien reorganisierte jedoch mit Hilfe englischer und französischer Truppenteile seine Armee.

Charakteristisch für die militärische und politische Gesamtlage waren die erwähnten zahlreichen Friedensverträge, die Deutschland mit seinen östlichen Gegnern abschloß; diese Friedensverträge, namentlich der mit Rußland, schienen mir Vorboten des Friedens auch im Westen zu sein. Tatsächlich wurden im Jahre 1917 und in den ersten Monaten des Jahres 1918 viele Friedensversuche von beiden Seiten, insbesondere von den Zentralmächten unternommen. Deutschland und seine Verbündeten hatten den westlichen Alliierten ein offizielles Angebot schon am 12. Dezember 1916 gemacht; danach eine ganze Reihe geheimer Angebote. Ihre Zahl läßt sich wohl nicht genau feststellen; sie gingen entweder direkt von den entscheidenden Stellen aus oder von einflußreichen Persönlichkeiten, die der Zustimmung dieser Stellen sicher waren.

Österreich trat nach dem Tode des alten Kaisers (Anfang Dezember 1916) mit der Entente in geheime Verhandlungen, die sich bis ins Frühjahr 1918 hinzogen. Ich will davon bald eingehender sprechen; inzwischen weise ich hier auf die symptomatische Bedeutung dieser Verhandlungen des neuen Kaisers hin, die durch Vermittlung seines Schwagers Sixtus erfolgten und ein Jahr später von Clémenceau öffentlich enthüllt wurden. Sie sprachen für die Schwächung der Zentralmächte; sie zeigten auch, daß zwischen Österreich und Deutschland nicht mehr jene Einmütigkeit bestand wie unter Franz Joseph. Czernin malte

Österreichs Schwäche offiziell (12. April 1917) in seinem vertraulichen Bericht an den Kaiser aus; diesen Bericht erhielten die Alliierten, wie man sagt, infolge Erzbergers Indiskretion, — Erzberger selbst bestreitet dies. Czernins Memorandum bietet gewiß eine Erklärung für Karls Friedensverhandlungen; wir werden sehen, daß sie nicht vereinzelt waren, daß Österreich eigentlich das ganze Jahr 1917 hindurch den Weg zu allen Alliierten suchte.

In Deutschland hatte der Reichstag am 19. Juli 1917 mit 214 Stimmen gegen 116 (bei 17 Stimmenthaltungen) die Friedensresolution angenommen, in der nach russischem Vorbild ein Frieden ohne Annexionen und politische und wirtschaftliche Vergewaltigung gefordert wird; aber auch das offizielle Deutschland näherte sich ebenfalls geheim den Alliierten. Bethmann Hollweg war bereit, mit Frankreich unter Verzicht auf Elsaß-Lothringen oder einen Teil davon Friedensverhandlungen zu führen; so wurde wenigstens in Wien behauptet und von österreichischen Agenten verbreitet. Über einen französisch-deutschen Versuch sind Einzelheiten bekannt; Freiherr v. d. Lancken, ein ehemaliger Beamter der Pariser deutschen Botschaft, damals in Belgien tätig (er hat Miß Cavell erschießen lassen!) knüpfte durch verschiedene Personen Beziehungen zu Briand an; es kam so weit, daß er am 27. September bereits verabredungsgemäß Briand in der Schweiz erwartete, doch dieser traf nicht ein. Die Affäre hatte ihr Nachspiel in der Polemik Clémenceaus gegen Briand.

Im Monat Oktober (6.) wandten die Deutschen sich über Spanien an England; doch führten auch noch andere Wege aus Deutschland nach England (über Haag u. a.).

Verschiedene Verhandlungen wurden zwischen Deutschland und Rußland geführt. Ich habe zwei dem Zaren gemachte deutsche Angebote erwähnt; anscheinend richtete Rußland im Oktober 1916 an Deutschland Angebote, im Dezember Deutschland an Rußland. Im Jahre 1917 verhandelte Bethmann Hollweg noch während des zarischen Regimes über einen Separatfrieden (im Februar); dann folgte während der Provisorischen Regierung der Versuch mit Miljukov. Andere Verhandlungen führte in skandinavischen Ländern der bulgarische Gesandte in Berlin, Rizov, — ich bin nicht sicher, ob er dabei nicht mehr Initiative zeigte als der deutsche Kanzler; Deutschland verhandelte in der Zeit des Waffenstillstandes durch Erzberger mit Rußland (auch in

Stockholm). Auch Kerenskij machte durch Vermittlung des Polen Ledvinski, des Vorsitzenden der polnischen Liquidationskommission, Friedensangebote.

Es ist schon bekannt, daß Kaiser Wilhelm im Herbst 1917 einem milderem Frieden geneigt war, als im Dezember 1916 angeboten worden war; er konferierte Anfang Juli mit dem Nuntius Pacelli, von dem sofort die Rede sein wird, und ersuchte den Papst um energische Friedenspropaganda. Trotzdem trat aber Bethmann Hollweg zurück (13. Juli), weil Hindenburg und Ludendorff sich gegen ihn gewendet hatten, damit das Friedensangebot des Reichstags nicht als Schwäche ausgelegt werde. De facto brachen jedoch Ende Juli in der deutschen Flotte Revolten aus, und Ludendorff selbst wankt bald darauf.

In England war Lloyd George in dieser Zeit (Sommer 1917 bis Sommer 1918) durch die Lage auf dem Kriegsschauplatz, besonders durch die Möglichkeit, daß die deutschen Unterseeboote die Lebensmittelfuhr stören könnten, beunruhigt. Er fürchtete, wie ich schon erwähnt habe, England werde nicht genug Mannschaften aufbringen und verfocht daher den Plan, gegen die Türkei energisch vorzugehen (was wirklich geschah) und in Frankreich inzwischen nur in der Defensive zu verharren. Ich weiß nicht, wessen Kopf dieser Plan entsprungen war; ich erfuhr, daß hervorragende Heerführer der Alliierten — selbst Foch — ihm zustimmten. Die Leser erinnern sich gewiß, wie nach der friedensfreundlichen Rede Lloyd Georges (5. Januar 1918) Oberst Repington öffentlich gegen ihn auftrat; der englische Premier beschuldigte den Obersten des Hochverrates. Die Bereitwilligkeit Englands zum Frieden wurde auch durch das pazifistische Hervortreten Lord Lansdownes, Wimborns u. a. gekennzeichnet. Was Lloyd George betrifft, so beteiligte er sich an den geheimen Verhandlungen Sixtus' mit Österreich, wenn auch sehr vorsichtig; ich habe im Frühjahr 1917 in Londoner informierten Kreisen gehört, daß Lloyd George an Frieden denke und daß er den Deutschen beträchtliche Zugeständnisse machen würde.

In Zusammenhang damit sei auch daran erinnert, daß 1916 und 1917 die Möglichkeit japanischer Truppensendungen nach Europa diskutiert wurde; strittig war, ob sie zur See oder über Sibirien kommen sollten. Der Plan fand Anhänger und Gegner, nicht nur in Amerika.

Wichtig war die Friedensaktion des Vatikans vom 1. und 30. August 1917 und die daran sich schließende diplomatische Korrespondenz aller Staaten; die alliierten Regierungen waren durch den Vatikan in keiner Weise gewonnen worden. Seine Friedensnote war unbestimmt, und die führenden alliierten Regierungen nahmen sie deshalb nicht als Grundlage für Friedensverhandlungen an. Der Vatikan verhandelte aber neben seiner öffentlichen Aktion damals auch geheim sehr nachdrücklich mit Deutschland und den Alliierten. Er sondierte durch die englische Regierung die Friedensbedingungen; durch Vermittlung des Münchener Nuntius Pacelli, mit dem Wilhelm vorher selbst verhandelt hatte, verständigte der Vatikan (30. August) den deutschen Kanzler Michaelis davon, daß England die wahren Absichten Deutschlands, vor allem die bezüglich Belgiens, kennenzulernen wünsche. Die Antwort Deutschlands lautete unbestimmt und war daher unannehmbar.

Sehr wichtig wurde die Botschaft des Präsidenten Wilson an den Senat (8. Januar 1918), in der Wilson sein Programm in den bekannten vierzehn Punkten zusammenfaßte; für Deutschland lehnte Hertling, für Österreich Czernin es in einer Form ab, die die dauernde Verblendung Berlins und Wiens bewies. Ich will zu dieser Kundgebung Wilsons bald zurückkehren.

Auf die Friedensversuche der sozialdemokratischen Parteien, der deutschen und der österreichischen, denen die russischen Sozialisten vorangegangen waren, habe ich schon aufmerksam gemacht; ich ergänze dies durch den Hinweis auf die Konferenz der Internationale in Stockholm (Juni 1917), wo auch unsere tschechischen sozialdemokratischen Parteien vertreten waren (Habrman — Němec — Šmeral). Dr. Šmeral verfocht seine Austrophilie, erklärte aber, daß 95% unserer Arbeiterschaft und überhaupt des tschechischen Volkes mit mir gehen, nicht mit ihm; die öffentliche Erklärung aller drei Sozialdemokraten, in der ein selbständiger tschechischer Staat im Rahmen eines föderativen Österreich-Ungarn gefordert wurde, war gegen den Plan der österreichischen Sozialdemokraten gerichtet, die den Völkern nur eine Kulturautonomie versprochen. Das war die erste offizielle Stimme aus Böhmen, die jenseits der Grenzen laut wurde. Das Bekenntnis Dr. Šmerals veröffentlichten wir in allen Blättern mit guter Wirkung. Ich sandte Professor Maxa nach Stockholm, um

dort unsere Abgeordneten über unsere günstige Lage in Rußland und in Europa zu informieren. Abgeordneter Habrman bereitete sich damals vor, für immer im Ausland zu bleiben; mir schien jedoch, daß er daheim besser wirken könne, als jenseits der Grenzen, und darum ließ ich ihm bestellen, er möge zurückkehren und darauf drängen, daß man in der Heimat keine Kompromisse und Konzessionen mache und uns nicht mehr desavouiere.

Die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie, ihre allmähliche Scheidung in zwei Richtungen und Parteien, war charakteristisch für das Jahr 1917; zu Beginn des Jahres 1918 fangen schon die politischen Streiks an, in Wien (16. Januar), in Berlin (28. Januar); in Deutschland organisieren sich Arbeiterräte.

Wenn ich die Gesamtlage überblickte, konnte ich nur zu dem Schluß gelangen, daß die Entscheidung nahe; Rußlands Ausscheiden aus der Reihe der Kämpfenden — der Einfluß des Bolschewismus auf die sozialistischen Parteien in Europa — die Erstarkung des Pazifismus — die Ermattung der kämpfenden Armeen und die sichtbare Unzufriedenheit der Truppen — die Schwierigkeit, einen entscheidenden Sieg an der Front zu erringen, — die geheimen und öffentlichen Friedensverhandlungen, — all dies drängte zu der Erkenntnis, daß der Krieg nicht mehr lange dauern werde. Und die weitere Folgerung aus den bisherigen Kriegereignissen war, daß die Entscheidung zu unseren Gunsten ausfallen werde; das war nicht nur eine Hoffnung, sondern eine in mehr als dreijähriger kritischer Beobachtung gewonnene Überzeugung. Gewiß gab es auf seiten der Alliierten genug Nachteile, sie hatten viele und sehr schwere politische und strategische Fehler begangen; aber das war auch auf deutscher und österreichischer Seite geschehen. Es blieb nur ein gewisser Zweifel darüber, ob die amerikanische Truppenexpedition nach Frankreich den Krieg nicht noch bis ins Jahr 1919 verlängern werde.

Es gab nämlich politische und militärische Fachmänner, die glaubten, daß der Krieg bis ins Jahr 1919 dauern werde; selbst Marschall Foch erwartete noch im Herbst 1918, nach den ersten Siegen über die Deutschen, die Entscheidung im Frühjahr 1919. Nach der Gesamtlage urteilte ich jedoch, daß der Krieg 1918 enden werde, und darum eilte ich aus Rußland nach dem Westen.

Über die Mehrzahl der geheimen Friedensverhandlungen in den Jahren 1917 und 1918 herrscht bisher keine Klarheit, die Tat-

sachen sind von den teilnehmenden Persönlichkeiten nicht geschildert worden. Ich habe dies und jenes erfahren, in der Regel nur so viel, daß wieder geheim verhandelt werde, man nannte die Verhandlungen, Einzelheiten waren aber nicht festzustellen; mir genügte das Faktum — die Folgerung daraus zog ich mir selber, ich glaube die richtige: daß der Krieg kaum über 1918 hinaus dauern werde.\*)

Wir waren Ende 1917 und Anfang 1918 auch schon für den Frieden vorbereitet. Unser großes Plus bildeten die Legionen. Durch ihren Erfolg in Rußland wurde die Formierung der Legionen in Frankreich beendet und in Italien beschleunigt. In Frankreich hatten wir im Jahre 1916, wie ich dargelegt habe, den großen Plan einer nationalen Armee entworfen, und zwar in Übereinstimmung mit der französischen Regierung; Štefánik war darum offiziell nach Rußland geschickt worden. Wie es ihm erging und warum, habe ich geschildert. Seit Mai 1917 setzte ich die Arbeit in Rußland fort; wie und mit welchem Gelingen, habe ich auch schon beschrieben.

Als mit der Formierung der Armee in Rußland ernstlich begonnen worden war, hatte ich Dr. Beneš aufgefordert, mit Frankreich Verhandlungen wegen unserer Armee einzuleiten und mit der französischen Regierung einen Vertrag zu schließen. Zugleich trachtete ich, nach Frankreich wenigstens einige Transporte auszurüsten; das geschah. Die Transporte enthielten einen Teil unserer Gefangenen aus Rumänien. Auch aus Amerika, wo Štefánik 1917 die Musterung organisiert hatte, kam ein Teil der Freiwilligen nach Frankreich. Die Verhandlungen des Dr. Beneš mit der französischen Regierung hatten Erfolg. Schon im August wurde ein Übereinkommen getroffen, und nach weiteren Verhandlungen erließ die Regierung am 16. Dezember ein Dekret über die Errichtung unserer Armee in Frankreich. Die definitive Abmachung des Dr. Beneš mit dem Premier Clémenceau erfolgte im Januar und Februar 1918. Bereits diese Abmachungen sicherten uns selbst für den schlimmsten Fall bedeutende Vorteile bei den Friedensverhandlungen.

\*) Ich will an dem Falle Sixtus zeigen, wie ich die Friedensverhandlungen verfolgte; ich telegraphierte aus London am 20. April 1917 an die Unsrigen nach Paris wie folgt: „Liebe Freunde, gebet acht — angeblich wird abermals ernstlich über einen Sonderfrieden mit Österreich verhandelt. Das Haupt der Regierung ist deswegen dort eingetroffen. Alle haben anscheinend den Krieg satt. Für uns Selbstverwaltung usw., ein ein wenig verkleinertes Österreich.“

In Italien gab es etwas größere Schwierigkeiten. Wir Tschechen waren den Italienern wenig bekannt, und die antisüdslawische Propaganda gewann stets breitere Kreise. Štefánik und Beneš arbeiteten in Italien sehr nachdrücklich, und ich verhandelte überall, insbesondere in Rußland, mit den italienischen Gesandten. Im Januar 1917 erhielten wir die Erlaubnis, die Tschechen und Slowaken in einem Lager zu sammeln. Fortwährend bemühten wir uns um die Formierung des Heeres. Darin kam uns der Vorfall von Carzano im September 1917 zugute. Dort hatte nämlich (an der Tiroler Front) der Offizier Pivko, ein Slowene, in aller Stille den Übergang seiner Soldaten zu den Italienern angestiftet. Unter den Überläufern gab es eine ansehnliche Anzahl von Tschechen. In Italien machte das Eindruck und warb Sympathien für die Slawen; die Wiener Blätter schrieben über den „Verrat“ von Carzano, im Parlament reichten die Deutschen eine Interpellation ein. Bald darauf, im Oktober, wurde von Italien der Nationalrat anerkannt und die Errichtung von Arbeitsabteilungen bewilligt, die Überläufer von Carzano blieben größten Teils an der italienischen Front und kämpften im Oktober 1917 auf dem Monte Zebio und bei Asiago. Seit Februar 1918 begannen die Gefangenenmusterungen — sie wurden von Sychrava und Osuský durchgeführt —, die Formation der Armee war erreicht. Den ersten Vertrag zwischen der italienischen Regierung und dem Nationalrat über die Errichtung der tschechoslowakischen Armee in Italien schloß Štefánik mit Orlando am 21. April 1918.

Unter solchen Umständen wurde in Rom am 8. April 1918 der Kongreß der unterdrückten Völker Österreich-Ungarns abgehalten, gerade an dem Tag, an dem ich in Tokio ankam. Welche politische Bedeutung er hatte, werden wir gleich sehen.

Die Nachrichten, die ich über die Zustände in Böhmen und Wien erhalten hatte, waren befriedigend. Auf das Desaveu im Januar folgte die schon erwähnte erste Kundgebung unserer Abgeordneten im April, dann vor allem das Manifest unserer Schriftsteller im Mai; ich spürte eine Ermunterung der Parlamentspolitik heraus und erklärte mir die politische Belebung im Frühjahr 1917 mit dem Einfluß der russischen Revolution. Diese mußte den Monarchismus schwächen und den Republikanismus stärken. In ähnlicher Weise hatte die russische Revolution nach

dem Kriege mit Japan bei uns gut gewirkt. Die staatsrechtliche Erklärung in dem während des Krieges zum erstenmal einberufenen Parlament (30. Mai 1917) lautete noch für Österreich und die Habsburger; das Programm eines Staatenbundes, bestehend aus den Nationalstaaten, wurde aufgeworfen. Die Erklärung verursachte uns draußen keine Unannehmlichkeiten, denn neben der deutlich platonischen Anerkennung des Gesamtreiches, der Dynastie und des Bundesstaates wird in ihr der Kampf um den tschechischen Staat und den Anschluß der Slowakei betont. Überhaupt konnte uns das Parlament jetzt nicht mehr schaden, ich dachte mir, im Gegenteil. Das sah man sofort nach der Interpellation der sozialdemokratischen Abgeordneten wegen Beschlagnahme der Stockholmer Entschließung u. a. Sehr wichtig und für uns draußen vorteilhaft war der Beschluß der Abgeordneten vom 23. Juli in Wien; die, wenn auch unscheinbare Mehrheit (von drei Stimmen) verwarf die Teilnahme an den Verhandlungen über die Änderung der Verfassung. Wenn ich nicht irre, übten auf diesen Entschluß die aus Stockholm mitgebrachten Auslandsnachrichten Habrmans. Dr. Rašín und Dr. Kramář wurden aus dem Kerker entlassen; sie konnten ihre Abgeordnetentätigkeit nicht aufnehmen, aber das war besser, Dr. Rašín konnte sich völlig Prag und der Arbeit widmen. Sehr gelegen kam mir die Interpellation der Deutschen im Parlament (5. Dezember 1917) über unsere Illoyalität; ich wußte, daß der tschechische Abgeordnetenverband seit Ende September 1917 vollzählig war, und erblickte in dieser Einmütigkeit einen Beweis, daß sich die Unsrigen der nahenden Entscheidung ebenfalls bewußt geworden waren.

Die Deklaration vom 6. Januar 1918 befriedigte mich, wenn auch die darin ausgesprochene Billigung der früheren Erklärungen zugleich die Annahme der anlässlich der Eröffnung des Parlaments abgegebenen Erklärung bedeutete; das wurde jedoch in dieser Unbestimmtheit draußen um so weniger verstanden, als der übrige Inhalt eigentlich mit unserem Auslandsprogramm übereinstimmte. Mir sagte die Unbestimmtheit, daß eine klar habsburgische und österreichische Politik in den eigenen Reihen und vielleicht bei der Mehrzahl der Abgeordneten auf Widerstand stoße. Übrigens betonten der österreichische Ministerpräsident und dann der Minister des Äußern den „hochverräterischen“ Charakter der Deklaration.

Der Deklaration vom Dreikönigstag folgte der persönliche Angriff Czernins; der schadete ihm in England und Amerika (persönliche Schmähungen sind in diesen Ländern längst verfehmt), und uns nützte er, da Czernin in seiner Wut die Nation anklagte, mit mir übereinzustimmen. („Auch innerhalb der Grenzen des Reiches gibt es solche Masaryks.“)

Von uns im Ausland wußten die Unsrigen daheim schon genug; sie hatten von Zborov erfahren, und Abgeordneter Habrman, der Gefangene Pšenička u. a. hatten ausführliche Nachrichten gebracht, — ich erwartete kein Desaveu mehr, wenn die Lage an der französischen Front auch mehr als unangenehm war. Der feierliche Schwur am 13. April verhiess es, und freudvoll war für mich die Nachricht über die erste revolutionäre Handlung der Slowaken in Lipt. Sv. Mikuláš unter Führung Šrobárs.

Am 29. April, fast am Morgen, legten wir in Victoria und nachmittag in Vancouver an. Hier empfing ich ein Kabeltelegramm aus Wladiwostok über Klecandas Tod . . . Herr Schelking, ehemaliger Beamter des Petersburger Ministeriums des Äußern, erwartete mich; mit seinen Nachrichten und Hinweisen hatte er in Petersburg unseren Leuten viele, wichtige Hilfe gewährt, als sie gegen Stürmers und Protopopovs Politik arbeiteten. Wieder diskutierten wir über Rußland, die Ursachen seines Sturzes und die Zukunftsaussichten.

In Vancouver trafen einige Landsleute für ihre Organisationen (Herr Bosák für die Slowaken) und Herr Pergler ein, den mir die amerikanischen Landsleute als Sekretär bestellt hatten; ich hatte aus Tokio um ihn gekabelt, um die lange Reise von Vancouver sofort zur Arbeit auszunützen. Herr Pergler blieb während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Amerika bei mir und arbeitete mit großem Fleiß; er hatte sich schon vor meiner Ankunft an unserer Bewegung beteiligt.

Am 30. April verließ ich Vancouver und fuhr durch Kanada nach Chicago. Die Reise dauerte beinahe fünf Tage; ich unterbrach sie in St. Paul wegen einer Zusammenkunft mit Landsleuten, deren mehrere ich bereits von meinem früheren Aufenthalt kannte.

In Chicago kam ich am 5. Mai an. Hier begann schon eine neue Phase meiner Tätigkeit, und zwar sofort in großem Maßstab.

In Chicago hatten mir die Landsleute nach amerikanischer Art einen auffallenden Empfang bereitet. Chicago war nach Prag die größte tschechische Stadt und das Zentrum unserer Finanzaktion. Hier lebte Herr Štěpina, den ich gleich von Venedig aus mit Briefen um Geld zu bombardieren angefangen hatte; Dr. Fisher stand an der Spitze des Nationalverbandes; Vojta Beneš bereiste unsere Kolonien und sorgte um das Gelingen der Sammlungen für unsere Befreiung. Es war unseren Leuten geglückt, fast ganz Chicago zu gewinnen, nicht bloß die slawischen Kolonien, die sich uns anschlossen, sondern auch die Amerikaner. Vom Bahnhof zum Hotel bewegte sich ein riesiger Zug, die Stadt war von unseren nationalen und den slawischen Farben überflutet. Dieser Anfang war glänzend und wurde zum Vorbild für andere Städte, in denen wir tschechische und slowakische Kolonien besitzen. Im Festzug wurden auf der Straße tschechische und englische Reden gehalten. Dann folgten größere und kleinere Versammlungen, tschechische oder tschechisch-amerikanische. Ich mußte ein zweitesmal (Ende Mai) nach Chicago kommen und Versammlungen für die einzelnen Organisationen veranstalten; damals hielt ich Versammlungen und Reden in einigen amerikanischen Institutionen wie in der Universität, im größten journalistischen Klub usw. In Chicago hatte ich im Jahre 1902 Vorlesungen an der Universität gehalten und unter Tschechen und Amerikanern viele Freunde gewonnen; der jetzige Präsident Mr. Judson war mir in sehr liberaler Weise behilflich.

Später erlebte ich ähnliche Empfänge und Versammlungen in New York, Boston, Baltimore, Cleveland, Pittsburg, Washington. Überall wurden die Versammlungen und Umzüge so veranstaltet, daß sie das Interesse der Amerikaner erweckten; unsere Trachten, Fahnen und Wappen und die künstlerische Gestaltung der Umzüge gefielen und machten so auf unsere Befreiungsaktion aufmerksam, die auf diese Weise für die breitesten Schichten der amerikanischen Bevölkerung augenfällig wurde. Ich habe vor dem Krieg genug gegen die Fahnenpielerei gewettert — in Amerika überzeugte ich mich davon, daß ich übertrieben hatte —, ich war doch nur auch ein Professor gewesen („ein Kantor“) und hatte nicht abgeschätzt, daß ein gut arrangierter Umzug nicht weniger wert sei als ein angeblich weltumstürzender poli-

tischer Artikel oder eine Parlamentsrede . . . Ich erinnere mich lebhaft, wie mir in Chicago auf dem Wege mit dem Umzug der Ausspruch des bekannten Predigers Spurgeon einfiel, er wolle sich auf den Kopf stellen, wenn er damit die Aufmerksamkeit auf eine gute Sache lenken könne, — mit den Füßen nach oben in der Kirche, warum nicht auf der Straße?

Auch in Amerika gab es, wie in den anderen Kolonien, anfangs persönliche und politische Streitigkeiten; Amerika war neutral, die deutschen, österreichischen und magyrischen Einflüsse machten sich stark geltend; daher hegte man auch in unserer Kolonie Mißtrauen gegen die revolutionäre Aktion, und es gab ziemlich viele Austrophile. Aber unsere Richtung schlug durch, der Nationalrat wurde seit Beginn als führendes Organ unserer Bewegung anerkannt. Es gab noch einzelne, die die österreichische Orientierung verfochten, doch sie fielen nicht mehr ins Gewicht. Die Hauptstreitigkeiten waren bereits früher in öffentlicher Diskussion erledigt worden. Die Affäre Dürich hatte eine gewisse Erregung hervorgerufen: Štefánik sprach darüber in Versammlungen und Vereinen; Dürich wurde vom Herrn Horký verteidigt. Die Affäre war unliebsam, verursachte jedoch keinen politischen Schaden.

Es ist natürlich, daß Amerika auf unsere Kolonien einen großen und vielfach entscheidenden Einfluß ausübte, als es an Deutschland den Krieg erklärte (6. April 1917). Bis zur Kriegserklärung waren viele in Zweifeln befangen; nach ihr gab es keine Zweifel mehr, die Einmütigkeit der politischen Anschauungen festigte sich. Der Einfluß dieser Tatsache äußerte sich auch, wie ich schon gezeigt habe, bei den Sammlungen für unsere Aktion.

Zwei Ergebnisse verdienen besondere Erwähnung.

Zunächst, daß unsere Katholiken einträchtig mit den Freidenkern und den Sozialisten vorgingen; wer weiß, wie die beiden Richtungen in früherer Zeit zueinander standen, erkennt mit Freude die einigende Kraft der Freiheitsbewegung an. Die Katholiken hatten sich schon ein Jahr vorher (18. November) in Chicago auf ein Memorandum geeinigt, das für den Papst Benedikt XV. bestimmt war; es wurde dem päpstlichen Delegaten übergeben, der das Werk des „Nationalverbandes tschechischer Katholiken“ billigte und versprach, es dem Papst zuzustellen. In der Denkschrift wurde die Selbständigkeit der Tschecho-

slawen und die Befreiung der tschechoslowakischen Nation in den historischen Ländern und in der Slowakei gefordert.

Ich beteiligte mich selbst am katholischen Kongreß in Washington am 20. Juni. Ich beleuchtete meinen religiösen Standpunkt gegen alte Vorwürfe, vor allem, wie und warum ich entschiedener Gegner des politischen Katholizismus, wie er sich in Österreich und Ungarn durch das Wirken der Habsburger entwickelt hatte, geworden sei. Ich äußerte mich für die Trennung von Staat und Kirche nach amerikanischem Vorbild. Gerade die amerikanischen Katholiken begriffen, daß die Unabhängigkeit vom Staat der Kirche in keiner Weise zum Schaden gereiche. Ich versprach, mich für die Trennung ohne Kampf einzusetzen; was bei dieser Trennung die Kirchengüter betrifft, lehnte ich die Beschlagnahme ab. Als der Exekutivausschuß des „Nationalverbandes tschechischer Katholiken“ in Amerika am 25. Oktober 1918 beschloß, Vertreter in die Tschechoslowakische Republik zu entsenden, um die Geistlichkeit und das katholische Volk über das Wesen der Trennung zu belehren, begrüßte ich diese Absicht sehr erfreut (mit einem Schreiben vom 15. November). Ich bemerke noch, daß auch der „Verband der slowakischen Katholiken“ in Amerika die Regelung des Verhältnisses der Kirche zum Staat im Sinne der amerikanischen Trennung empfahl, allerdings mit Rücksicht auf die slowakischen Zustände (am 27. November).

Die anderen wichtigen Verhandlungen vollzogen sich in Pittsburg zwischen Slowaken und Tschechen. Am 30. Juni unterzeichnete ich das Abkommen („Das tschechoslowakische Abkommen“ — nicht Vertrag!) zwischen Slowaken und amerikanischen Tschechen. Dieses Abkommen wurde zur Beruhigung einer kleinen slowakischen Fraktion geschlossen, die von weiß Gott was für einer Selbständigkeit der Slowakei träumte; die Ideen einiger russischer Slavjanophilen, Štúrs und Vajanskijs, hatten auch unter den Slowaken in Amerika Wurzel gefaßt. Dagegen hatten sich unsere Tschechen und Slowaken auf das Abkommen geeinigt, in dem für die Slowakei eine eigene Administrative, ein Landtag und Gerichte gefordert werden. Ich unterschrieb das Abkommen ohne Zögern, weil es eine lokale Abmachung der amerikanischen Tschechen und Slowaken untereinander war; es ist von amerikanischen Staatsbürgern unter-

schrieben, nur von zwei Nichtamerikanern (nachträglich erhielt es in unerlaubter Weise weitere Unterschriften). In dem Abkommen wird festgesetzt, daß die legalen Vertreter des slowakischen Volkes selbst über die Einzelheiten des slowakischen politischen Problems entscheiden werden. Ähnlich habe ich in der eigentlichen Unabhängigkeitserklärung festgesetzt, daß diese nur ein Versuch sei, die künftige Verfassung zu kennzeichnen, und daß über die Verfassung selbst endgültig die legalen Vertreter des Volkes entscheiden werden. Das geschah durch die Annahme unserer Verfassung nicht bloß durch die Tschechen, sondern auch durch die Slowaken; dadurch sprachen sich die legalen Vertreter der Slowakei für die vollständige Einheit aus, und dieses auf die Verfassung geleistete Gelübde bindet nicht allein die Slowaken, sondern gleichfalls die Tschechen und allerdings auch mich. Für die Einheit hatten sich die Vertreter der Slowaken am 30. Oktober 1918 in Turč. Sv. Martin, und vorher, am 1. Mai, also vor dem Pittsburger Abkommen, in Lipt. Sv. Mikuláš erklärt. Um diese Einheit geht es, — die Autonomie ist eine ebenso berechnete Forderung wie der Zentralismus, aber die Hauptaufgabe besteht darin, das richtige Verhältnis zwischen beiden festzusetzen.

Man sprach unter den Slowaken und Tschechen davon, daß zu Beginn des Jahres Graf Károlyi nach Amerika gekommen sei, um von der amerikanischen Regierung die Anerkennung der Unteilbarkeit Ungarns zu erlangen; den Tschechen wünschte er angeblich die Freiheit, doch die Slowaken sollten bei Ungarn bleiben. Oberst House benachrichtigte die Tschechen davon, und sie verständigten sich mit den Slowaken, für den Einheitsstaat einzutreten.

Die nachdenklicheren Wortführer der Slowaken begriffen, daß die territoriale Autonomie den Slowaken nichts Gutes bringen würde und eine selbständige Befreiungsaktion der Slowaken mit einem Fiasko enden müßte. Das erörterten wir alles lang und breit in der Versammlung. Ich konnte den Slowaken zeigen, wie unbekannt sie in der politischen Welt waren und was für einen Mißerfolg wir uns zugezogen hätten, wenn sie selbständig aufgetreten wären. Über eine selbständige Slowakei konnte ernstlich gar nicht verhandelt werden; es wäre die Möglichkeit übriggeblieben, daß sie autonom in Ungarn wurde. Das war nach

den gegebenen Umständen auch nicht möglich, und so blieb nur die Vereinigung übrig. Alle kleinen Nationen forderten während des Weltkrieges Freiheit und Vereinigung. Die Slowaken und Tschechen wußten, daß ich selbst mich immer für die Slowakei eingesetzt hatte; durch Herkunft und Tradition Slowak, fühle ich slowakisch und habe für die Slowakei stets nicht nur geschwärmt, sondern gearbeitet. In Böhmen waren die Sympathien für die Slowakei immer lebendig. Die Tschechen — Havlíček! — erkannten an, daß die Slowaken und Mähren ihre Nationalität erhalten haben. Ich kenne die Slowakei und die slowakischen Menschen ziemlich gut; ich stand mit der älteren und der jüngeren Generation in Fühlung, mit beiden arbeitete ich an der Wiedergeburt des Landes. Ich weiß gut, wie selbst der Russophile Vajanskij, als es ernst wurde, für die Einheit war, nicht anders als sein Vater und vor diesem schon Kollár u. a. Aber ich weiß auch, wie sich viele Slowaken in ihrer nationalen und politischen Erniedrigung mit Visionen ohne Tat und Arbeit getröstet haben. Wenn manche Russen — auch Lamanskij — an den Slowaken wegen ihrer nationalen Ursprünglichkeit Gefallen fanden, so begnügten sich diese damit, doch gegen den magyarischen Druck bäumten sie sich damit wenig auf.

Während des Krieges war der Romantismus unter den Slowaken in Rußland aufgelebt. Sie waren von den russischen offiziellen Kundgebungen besonders begeistert; sie wiesen darauf hin, daß der Zar in jener Audienz Interesse für die Slowaken gezeigt habe; auch Nikolaj Nikolajewič hatte sie in dem Manifest an die österreichischen Völker erwähnt. Auf die Slowaken in Rußland taten die Ideen Lamanskijs u. a. ihre Wirkung, und manche slowakische Arbeiter träumten infolgedessen von der selbständigen oder einer mit Rußland verbündeten Slowakei; aber es fanden sich auch Leute, die den Anschluß der Slowakei an Polen und sogar an Magyarien verkündeten. In Moskau hatte sich gleich 1915 der „Slowakisch-russische Verein zum Gedächtnis Štúrs“ gebildet; dort wurden unter Führung einiger politisch naiver Russen allerhand antitschechische Illusionen eines unklaren und unreifen Panlawismus und Panrussismus geschaffen. Darin waren manche Tschechen mit den Slowaken eins. Schon im Memorandum an den Zaren wird im September 1914 von dem „zweieinigigen Königreich“ gesprochen; Konfčeks erwähnter National-

rat der tschechoslowakischen Gemeinden in Paris verspricht (15. Februar 1915) in seiner Botschaft an die Slowakei die vollständige Selbständigkeit der „slowakischen Gegenden“ mit eigenem Landtag in Nitra; der Bund der tschechoslowakischen Vereine in Rußland erklärt (31. Mai 1915), daß die Slowakei ihren Landtag, ihre politische und sprachliche Selbstverwaltung haben werde.

In Amerika veröffentlichte die Slowakische Liga, die bis 1919 nur dem Namen nach existierte (die Statuten wurden behördlich erst 17. Mai 1919 genehmigt), als für Amerika der Krieg ausbrach, ihr vorher verfaßtes Memorandum, worin nach dem alten Memorandum von Sv. Martin die Autonomie im Rahmen des ungarischen Staates gefordert wurde; seit einiger Zeit wurde von Einzelpersonen und kleinen Gruppen lokaler Richtung das in Rußland beliebte Programm wiederholt, also der Plan einer selbständigen Slowakei, einer mit Rußland irgendwie verbündeten Slowakei („Slowakische Föderation“ u. a.). In diesem Sinne agitierte in Rußland und in Amerika auch Herr Koníček.

Die große Mehrzahl der Slowaken jedoch und ihre Wortführer in Amerika und in Rußland waren für den einzig vernünftigen und möglichen Plan — den einheitlichen tschechoslowakischen Staat; im Kongreß von Cleveland (Oktober 1915) einigten sich Slowaken und Tschechen auf die Einheit und Zusammenarbeit; auf dem ersten antiösterreichischen Manifest vom 14. November 1915 sind die amerikanischen Slowakenführer mit unterschrieben. Das tschechoslowakische Abkommen von Pittsburg ist eines dieser Programme und, wie man sieht, keineswegs das radikalste.

Mit diesen beiden Aktionen ist aber die Beteiligung der amerikanischen Kolonie am Kriege nicht vollständig charakterisiert; es ist noch nötig, auf ihre politische Propaganda hinzuweisen, die sie seit Beginn des Krieges ausgeübt hat.

Die amerikanische Kolonie trat durch ihre Organisationen bald öffentlich hervor und erlangte auf die amerikanische Öffentlichkeit einen bedeutenden Einfluß. Diese Tätigkeit hat eine um so größere Bedeutung, als Amerika zweieinhalb Jahre neutral war. Der Nationalverband veröffentlichte schon 1916 ein Manifest, worin er dem neutralen Amerika unsere Freiheitsbewegung darlegte; im Mai 1917 überreichte er mit der Liga durch Vermittlung des Obersten House ein Memorandum an Wilson,

worin unsere politischen Aspirationen erklärt wurden, im Februar 1918 dem auswärtigen Ausschuß des Senats ein Memorandum, das eine Verwahrung gegen das die Autonomie versprechende Österreich enthielt. Neben der publizistischen Tätigkeit wirkten zahlreiche politische Versammlungen und Vorträge. So trug die amerikanische Kolonie zur Eroberung der Freiheit nicht nur finanziell, sondern auch politisch bei — auf diese Weise vielleicht noch mehr; es gelang unseren Leuten, den Senator von Jowa, Kenyon, zu gewinnen, der (25. Mai 1917) dem Senat eine Entschließung vorschlug, in der für den künftigen Frieden die Befreiung der Tschechen und Slowaken gefordert wurde; ein Jahr später (31. Mai 1918) stellt der Senator von Utah, King, dieselbe Forderung. Nach meiner Ankunft erwirkte der Verband im Kongreß (29. Juni) die Erweiterung der Novelle zum Einwanderungsgesetz, wodurch unseren Legionären so wie den amerikanischen Freiwilligen, die in die alliierte Armee eintraten, die unbehinderte Rückkehr in die Vereinigten Staaten ermöglicht wurde.

Bald nach meiner Ankunft organisierten wir das Slavy Press Bureau (14. Mai 1918), womit unsere Propaganda ein offizielles publizistisches Zentrum erhielt; Redakteur Tvrzický, Smetánka, auch Vojta Beneš kümmerten sich aufopferungsvoll um unsere Presse und überhaupt um unsere ganze Aktion.

65.

Nach Washington kam ich am 9. Mai; meine Arbeit begann sofort mit mehreren Interviews und der engen Fühlungnahme mit Mr. Charles R. Crane, den ich zum letztenmal in Kiew gesehen hatte. Ich stand mit Mr. Crane seit 1901 in guter Verbindung; er hatte damals einen slawischen Fond für die Universität in Chicago gestiftet, wo ich schon 1902 meine Vorträge gehalten habe. Seither widmete er sich im stillen, aber intensiv den slawischen Dingen; zugleich wurde er durch seine Stellung in der amerikanischen Industrie ins politische Leben seines Vaterlandes eingeführt. Die Einleitung meiner amerikanischen Tätigkeit bildete eine Fahrt mit ihm und seinen Bekannten, dem Landwirtschaftsminister Houston (wie ich erfuhr, dem Schützling des ehemaligen Präsidenten der Harvard-Universität, Elliot) und dem englischen Major Innes, auf das Schlachtfeld von Gettysburg, wo am 3. Juli



1863 Lee von Meade geschlagen wurde. Gettysburg macht als Denkmal des für die nationale Einigung geführten Krieges auf den Europäer einen großen Eindruck. Es gibt da eine Menge großer und kleiner Monumente, keineswegs nur eines oder mehrerer Feldherren; die Demokratie äußert sich auch darin. Nicht ohne Bewegung liest man in Metall Lincolns Botschaft, die den Geist der amerikanischen Demokratie in dem bekannten Spruch: „Aus dem Volke, durch das Volk, für das Volk!“ erfaßt. Zur Erinnerung an den Besuch bekam ich eine Kugel, die der Ortspfarrer in einem Grabe gefunden und als abschreckendes Symbol des Kriegsgeistes aufbewahrt hat; als dasselbe Symbol liegt sie bis heute auf meinem Arbeitstisch.

Ich hegte die Hoffnung, in Amerika und insbesondere mit dem Präsidenten Wilson Glück zu haben. Ich bin mit Amerika persönlich und familiär eng verbunden. Schon seit 1878 habe ich das Land wiederholt besucht; die amerikanische Demokratie und die Entwicklung der amerikanischen Kultur überhaupt interessiert mich lebhaft seit dem Beginn meiner wissenschaftlichen und politischen Laufbahn.

Es gibt eine solche und eine solche Demokratie. Die amerikanische Demokratie ist auf religiöser Grundlage entstanden; das zeigen die neueren historischen Arbeiten über die Entwicklung der amerikanischen Republik klar; Tocqveville weist richtig auf die Wichtigkeit des moralischen Einflusses der Religion auf die amerikanische Republik hin. Die große Zersplitterung Amerikas in die vielfältigsten Sekten hat Republik und Demokratie nicht geschwächt; das Sektierertum ist ein Beweis der religiösen Energie und zugleich der modernen Individualisierung. Auch die Katholiken sind in Amerika, ähnlich wie in England, religiös gefestigter als in den katholischen Staaten Europas; darin wirkt die protestantische Umgebung auf sie.

Dieser religiöse Faktor war für die amerikanische Republik gerade bei ihrem Entstehen wichtig; die unzulänglichen Verkehrsmittel in dem riesigen, wenig bevölkerten Gebiet ließen eine durchdringende Verwaltung vom Zentrum aus nicht zu; darum erlangten die einzelnen religiösen Gemeinden und Kirchen durch ihre Organisation und als verbindendes Element große Wichtigkeit.

Die amerikanische Republik ist das Werk von Pionieren; das waren energische Menschen, die ihre Energie schon dadurch be-

wiesen, daß sie sich daheim vom gewohnten Milieu getrennt und in Amerika nur dadurch zu erhalten vermocht hatten, daß sie ihre Energie und Arbeitsamkeit steigerten. Die Pioniere suchten Freiheit und Wohlstand, — die amerikanische Republik dient bis heute vor allem dem ökonomischen Zweck und Ideal, und dies um so mehr, als sie politische und nationale Probleme nicht hat wie Europa. Independentismus und Puritanismus waren die wahre Religion der Pioniere. Die Verfassung, die im Geiste rationalistischer Rechtsphilosophie, wie sie damals in England und Frankreich verbreitet war, formuliert ist, stellt geradezu einen Kodex des Ökonomismus von Pionieren dar. Die amerikanischen Kolonien waren der englischen Dynastie durch die Auswanderung entfremdet; ohne Dynastie, hatten sie auch keinen Adel, keine Armee und keinen Militarismus. Die Republik entstand auf der Grundlage religiös organisierter Gemeinden, ihre Gründer waren nicht expansive Militärs, sondern Pioniere, vor allem Farmer, ferner Handelsleute und die allerdings unvermeidlichen Juristen. Dadurch unterschied sich der amerikanische Staat von den europäischen, namentlich von Preußen, Österreich und Rußland; auch die französische Republik hat die Einrichtungen des alten Regimes (Adel, Armee) geerbt, die es in Amerika nicht gab und nicht gibt. Der amerikanische Staat ist durch seine Entwicklung in die Ausmaße eines Kontinents gewachsen, aber das hat seine ursprünglichen Eigenschaften nur noch gestärkt. Und insbesondere blieb das Pioniertum durch die allmähliche Einnahme des Westens und Südens ein beständiger sittlicher und politischer Faktor.

Unser Staat würde, darüber habe ich mehr als einmal und auch auf dem Gettysburger Schlachtfeld-Friedhof nachgedacht, Amerika darin ähnlich sein, daß auch wir keine Dynastie haben und gegen eine fremde Dynastie voreingenommen sind; wir haben keinen Adel, keine Armee und keine militärische Tradition. Dagegen ist unser Verhältnis zur Kirche wegen der überlieferten Reformation nicht intim, und darin läge ein Minus, wenn wir uns nicht bewußt würden, daß Demokratie und Republik auf Sittlichkeit beruhen müssen. Unser erneuter Staat, unsere demokratische Republik muß auf einer Idee beruhen, — der neue Staat muß seine von der Welt allgemein anerkannte *raison d'être* haben.

Die amerikanische Verfassung hat Besonderheiten, die Beachtung verdienen. Namentlich die Präsidentschaft. Der Präsident hat eine große, von der Verfassung verbürgte Macht; er wählt sich selbst die Regierung, und zwar nicht aus dem Parlament, — der amerikanische Präsident ist nach englischem Muster de facto ein wählbarer konstitutioneller König. Die Mängel des Parlamentarismus, gegen die heute überall protestiert wird, seine Uneinheitlichkeit infolge Anwachsens und Zersplitterung der Parteien könnten im amerikanischen Vorbild ein gewisses Korrektiv haben. Bedeutungsvoll ist auch die Einrichtung, daß die Verfassungsmäßigkeit der Gesetze dem Urteil der Richter unterliegt, und andere Gewohnheiten.

Eine politische Lehre bietet Amerika uns auch dadurch, daß Republik und Demokratie föderativ sind; es ist das Gegenteil des europäischen Zentralismus, der sich nirgends bewährt hat. Auch die schweizerische Republik, eine kleine Republik, weist auf Autonomismus und föderativen Charakter hin. Aber die amerikanische Föderation und Autonomie muß sich gegen die Zentralisierung, die sich auf Kosten der Autonomie kräftig entwickelt, zur Wehr setzen; und zwischen der Autonomie der Staaten und der Zentralregierung ist noch keine innige Harmonie erreicht worden, die technischen Mängel dieser Disharmonie (Uneinheitlichkeit der Gesetzgebung, überflüssige Pleonasmen usw.) sind nicht überwunden. \*)

\*) Ich will hier das amerikanische Credo anführen, das in den Jahren 1916 und 1917 durch öffentliche Ausschreibung entstanden ist; Präsident Wilson und eine Reihe politisch und publizistisch tätiger Männer unterstützten die Ausschreibung, deren Ergebnis dieses Credo war, das vom William Tyler Page, einem Nachkommen des Präsidenten Tyler, abgelegt wurde. Der Text ist aus verschiedenen geeigneten Sätzen der Verfassung, der Unabhängigkeitserklärung, der Reden hervorragender Staatsmänner zusammengesetzt. Er lautet:

„Amerikanisches Credo.

Ich glaube an die amerikanischen Vereinigten Staaten als an die Regierung des Volkes, aus dem Volke, für das Volk; deren wahre Macht aus der Zustimmung der Regierten fließt; an die Demokratie in der Republik; an die souveräne Nation vieler souveräner Staaten; an die vollkommene einzige und untrennbare Einheit; gegründet auf den Grundsätzen der Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, für die die amerikanischen Patrioten Gut und Blut geopfert haben.

Darum glaube ich, daß es meine Pflicht gegen mein Vaterland ist, es zu lieben; seine Verfassung zu stützen; seinen Gesetzen zu gehorchen; seine Flagge zu ehren; und sie gegen alle Feinde zu verteidigen.“

In Europa, hauptsächlich in Deutschland und Österreich, wird oft gegen den „Amerikanismus“ als eine einseitig mechanistische und materialistische Weltanschauung polemisiert; man weist auf die Allmacht des Dollars, auf den Mangel politischen und staatlichen Sinnes, auf die Unzulänglichkeit der Wissenschaft und Bildung hin — das sind einseitige, übertriebene und gerade vom deutschen Standpunkt unberechtigte Vorwürfe. Als ob in Deutschland nicht der Mechanismus, der militärische, militaristische, staatliche Mechanismus, geherrscht hätte; der Materialismus feierte in Deutschland in der Philosophie und im praktischen Leben Triumphe, die deutsche Wissenschaft und Philosophie ordnete sich dem preußischen, pangermanistischen Gewalthabertum unter. Daß Mitglieder europäischer regierender Familien und Aristokraten aller Länder nach amerikanischen Dollarprinzessinnen zu suchen pflegen, ist bekannt, und der Gothasche Kalender enthält Belege dafür; daß diese Menschen mit dem amerikanischen, absolut unmilitärischen Humanismus nicht sympathisieren können, ist begreiflich. Wenn es aber als Beweis gegen den amerikanischen Demokratismus angeführt wird, so muß es ebenso gegen den europäischen Aristokratismus angeführt werden. Mir ist die amerikanische Kultur sympathisch, und ich glaube, daß sie unseren Auswanderern, also einem beträchtlichen Teil der Nation, sympathisch ist. In Amerika können und müssen wir nicht nur das Maschinenfach lernen, sondern auch die Liebe zur Freiheit und zur individuellen Selbständigkeit; die republikanische politische Freiheit ist die Mutter der eigentümlichen amerikanischen Naivität und Unverhülltheit im gesellschaftlichen, doch auch politischen und wirtschaftlichen Verkehr. Das Humanitätsideal ist praktisch in vorbildlichen Krankenhäusern verwirklicht (das Pflegewesen!). In Amerika hat sich eine menschenfreundliche, generöse Verwendung von Geld entwickelt, — Amerika bringt in vieler Beziehung schöne Vorbilder der künftigen Kultur hervor.

66.

Ich will und kann nicht behaupten, daß es in Amerika keine Schattenseiten und keine schweren Probleme gebe. In der Literatur wird der Kampf mit den veralteten Formen des Puritanismus und seiner Beschränktheit und Härte schon ziemlich

lange geführt (Hawthorne, *Scarlet Letter* 1850, und auch das ist nicht der erste Angriff) und ebenso mit der amerikanischen Krähwinkerei der kleinen und großen Städte und Landschaften. Die jüngere Kritikergeneration ficht gegen den Mangel an Sinn für die Kunst aller Gebiete, gegen den Mangel an Verständnis für soziale und sozialistische Gesinnung, gegen die Typisierung und die Standardisierung alles geistigen und kulturellen Lebens. Wenn der amerikanische Philosoph Baldwin mit großem Nachdruck das Primat des ästhetischen Bewußtseins („Pankalismus“) verfehlt, so kann man daraus folgern, daß es diesen Sinn im amerikanischen Leben nicht gibt.

In der Literatur kann man den Ursprung und die Entwicklung der Dekadenz studieren; eine Reihe von Schriftstellern befaßt sich mit diesem Problem, unter anderen auch die bekannte Schriftstellerin Mrs. Wharton. Von Zeit zu Zeit liest man auch bei uns Nachrichten aus Amerika über gewerbsmäßige Fruchtabtreibung, über die große Anzahl von Scheidungen usw. Denkt man über die Ursachen der Dekadenz nach: in Frankreich soll sie hauptsächlich durch Militarismus verursacht, Frankreich durch seine Kriege und Revolutionen ausgeblutet und geschwächt sein; Amerika dagegen, das Land ohne Armee, ohne Militarismus, ein reiches Land, verkümmert angeblich gerade infolge Friedens und Reichtums! Spricht man außerdem von Amerika als von einem jungen Lande, so muß betont werden, daß Amerika nicht jung, neu ist, — die Bewohner kommen alt aus Europa und erschöpfen sich durch ihre Pioniersenergie. In Europa wird die Dekadenz auch der Übervölkerung und ihren Folgen zugeschrieben, — Amerika hat wenig Bevölkerung und weist trotzdem Merkmale der Dekadenz auf! Wer weiß, wie das Gemisch und Durcheinander der Nationen („great melting-pot“ sagen die Amerikaner) nicht nur moralisch, sondern auch biologisch wirkt? Nervosität und Psychose sind sehr verbreitet, die Zahl der Selbstmorde wächst wie in Europa. Insbesondere wird auf die Nervosität — ich sagte lieber Nervigkeit — der amerikanischen Frau hingewiesen.

Ich war wiederholt in Baltimore und besuchte das Grab Poes: ein Dekadent; der Vergleich mit Baudelaire liegt nahe, obgleich der Unterschied klar ist: Poe weist z. B. nicht die nervöse Sexualität in solchem Maße auf. Mir fiel auch Dostojewskij ein, gewiß auch ein Dekadent; ich dachte darüber nach, daß man auch

in der „neuen“ und „frischen“ amerikanischen und russischen Welt findet, was das „alte“ Frankreich darbietet — man wird die gewohnte Klassifikation der Nationen gründlich revidieren müssen.

Alle diese und die übrigen amerikanischen Fragen verfolgte ich stets mit großem Interesse, auch in der schönen Literatur. Ich kam zu Amerika in enge und intime Beziehung in der Zeit (1877), da sich dort ein besonderer Realismus und mit ihm neue Strömungen geltend machten: der durch den Bürgerkrieg entstandene Riß in der Nation war vernarbt, und die Einigung und Kraft äußerten sich in einem kritischen und realistischen Bewußtwerden des besonderen Wesens Amerikas und des Amerikanismus.

Mein Interesse konzentrierte sich seit meiner ersten Berührung mit Amerika auf Howles und seinen Realismus: an ihm ließe sich die These beweisen, daß der Realismus die Methode der Demokratie ist — die Beobachtung und künstlerische Gestaltung des sogenannten alltäglichen, de facto nichtaristokratischen Lebens. Gerade in der Zeit, als ich mich eifriger mit der amerikanischen Literatur zu beschäftigen begann, spielte sich der berühmte Vorfall mit Comstock und sein Feldzug gegen die einheimische und fremde Literatur ab. Durch meine persönliche Verbindung mit Amerika wurde ich in lebhaften Verkehr mit den damals lebenden großen amerikanischen Schriftstellern gebracht; im Jahre 1877 und in den zwei folgenden Jahrzehnten lebten und starben die Repräsentanten der älteren Generation — W. C. Bryant, Longfellow, Whittier, Lowell, Whitman, Holmes, Emerson. Durch meine Familienbeziehungen wurde ich zum Studium der älteren Literaten und Geistesarbeiter angeregt, Thomas Paines, Theodore Parkers, der beiden Dana, Daniel Websters u. a. Hawthornes Namen habe ich schon erwähnt — durch seinen Inhalt und künstlerischen Wert reiht er sich an Poe.

In Europa und namentlich bei uns ist die amerikanische Literatur nur stückweise bekannt: zu Unrecht. Ich gebe zu, daß ich an den amerikanischen Philosophen keinen Gefallen gefunden habe, weder an der Richtung Edwards noch der Franklins: auch die neueren Richtungen haben mich nicht interessiert. Der Pragmatismus James' ist mir erkenntnistheoretisch ebenso unannehmbar wie der Positivismus. Mehr interessierte mich James' Bruder, vor allem durch seine Versuche, den Charakter der

Amerikaner (Daisy Miller) und der Europäer zu schildern, — wie ich die geistige Entwicklung Amerikas überhaupt mehr in der schönen Literatur verfolgt habe.

Inbesondere der Kampf gegen den Puritanismus und Calvinismus ragt durch eine modernere, humanere Anschauung hervor. In der Literatur sieht man auch den Kampf gegen die Sklaverei, der dort lange vor dem Bürgerkrieg geführt wurde. Überhaupt läßt sich in der amerikanischen Literatur ein starkes Element des Fortschritts beobachten; der Amerikaner hat keine Furcht vor dem Neuen, er ist sich bewußt, daß sein Staat und seine Nationalität durch Revolution entstanden sind; daher auch die wahrhafte Sympathie mit allen Völkern, die sich befreit haben. Auch wir fanden in Amerika Sympathien um unseres Aufstandes gegen Österreich willen, wie vor uns andere Nationen.

Die Frauenfrage und die Liebe bilden freilich ein wichtiges Thema der amerikanischen Romanschriftsteller; gerade auf diesem Gebiet sieht man das Emporwachsen des amerikanischen Realismus, der sich parallel zum Realismus der europäischen Literaturen und keineswegs ohne seinen Einfluß entfaltet hat.

In der amerikanischen Literatur lernt man natürlich die mannigfaltigen, mehr äußeren Seiten des amerikanischen Lebens kennen. Man kann das Leben der verschiedenen Teile des kontinentalen Staates, den Osten, Westen, die Mitte und den Süden, und die soziale Existenz der besonderen Volksschichten, vor allem der Neger und auch der verschiedenen Einwanderer, studieren. Auch die hervorragenden Phasen der amerikanischen Geschichte und ihre Heroen werden uns (etwas unkünstlerisch) dargeboten; man kann beobachten, wie die amerikanischen Schriftsteller sich allmählich des Wesens des Amerikanismus (in Sprache, Sitten, Gesamtanschauung) und ihres Unterschiedes vom Europäertum und speziell vom Angelsachsentum bewußt werden.

Charakteristisch ist die kurze Novelle — im Zeitalter des Telegraphen und des Telephons wird auch im wissenschaftlichen und literarischen Stil Kürze und Gedrängtheit erreicht, obgleich zu bemerken ist, daß die kurze Erzählung ziemlich alt ist (Poe!). Die kurze Novelle gedeiht ja auch in Europa.

In Europa wurde 1914 der Krieg vorbereitet, während in einer amerikanischen Wochenschrift satirische Gedichte als Stimmen Verstorbenen zu erscheinen begannen, die die lügnerischen Lob-

sprüche auf ihren Grabmälern berichtigen. Im Jahre 1915 erschien die Sammlung als „Spoon River Anthology“. Schon der Titel drückt die Satire auf Amerika, auf seine nicht nur geistige, sondern hauptsächlich sittliche Krähwinkelei aus. Zweieinhalb Hundert Gedichte mit einem Epilog. Mich interessierte an der Sammlung nicht die Poesie (sie enthält vielleicht nicht viel davon), sondern der Aufruhr gegen die bisherige amerikanische Kultur und Zivilisation: philosophische Argumente, die in Europa zur Zeit Voltaires und vor ihm verwendet wurden, dazu ein Widerhall aus Browning und aus Teilen des „Faust“. Die Satire Edgar Lee Masters ist ein Kompendium von Argumenten des jungen — eigentlich jüngsten — Amerika; der Autor lebt in Chicago und verdammt Chicago und die amerikanischen Großstädte; Jesus z. B. ist ihm ein Bauer, der in der Stadt durch die Stadt, durch Bankiers, Rechtsanwälte und Richter, erschlagen wird.

Nach Masters setzte eine Reihe von Schriftstellern diese literarische Revolution fort. Dreiser schildert Chicago, diesen Titan der Städte, und führt uns den Titan Multimilliardär vor: Sodom und Gomorrha sind eine Zufluchtstätte der Tugenden dagegen, was Dreiser uns darstellt — der sittliche Verfall der römischen Cäsaren, Renaissance-Italiens, Paris, Moskaus, Berlins erreicht nicht die dekadente Perversität Chicagos oder New Yorks. Und Dreisers Anklage ist nicht vereinzelt; ebenso treten Anderson und viele andere auf.

Wenn diese Kritiker Amerikas sich bewußt Realisten nennen, so ist es eine Nachahmung der Russen und Franzosen; ex thesi sind sie Gegner des Romantismus und Idealismus (des neuenglischen Transzendentalismus). Es ist ein Kampf gegen die Kirchen, gegen die Maschine und ihre materiellen und geistigen Folgen, also gegen den Industrialismus, Kapitalismus und Mammonismus, ein Kampf gegen die Beschränktheit, gegen den Pragmatismus in der Philosophie und die Überschätzung der Wissenschaft, ein Kampf für die wahre Freiheit des Gewissens und die Freiheit des Weibes. Tout comme chez nous in Europa. Und die gleichen Fehler — eine radikale Einseitigkeit gegen die Einseitigkeit, Unklarheit und Unbestimmtheit der Ziele, Negativität, eine gewisse, eben amerikanische Oberflächlichkeit, hier und da Schwärmerei für die „freie Liebe“ und übertriebener

Sexualismus. Dem Puritanismus Mangel an Sinn für Poesie und Kunst und damit für geistigen Fortschritt vorzuwerfen, ist einseitig: das Alte und Neue Testament, das die Puritaner immer wieder lasen, enthält mehr Poesie und Romantismus, als seine ultrarealistischen Gegner; und ich glaube, daß man eine hübsche Doktorschrift schreiben könnte, wie Poe und seine Phantastik und journalistische Sensation in hohem Maße ihren Ursprung in der Entfremdung von Natur und Menschlichkeit haben, die der Puritanismus und nach ihm der Transzendentalismus durch ihre Phantastik gepflegt haben.

Neben diesen „sogenannten Realisten“ gibt es eine lange Reihe neuerer Dichter, Realisten und Idealisten, von den letzteren viel mehr, — der Romantismus wurde in Amerika durch die Maschine und den Kapitalismus nicht entwurzelt. Vielleicht wurde er gestärkt, — den Wunderglauben, ein Hauptelement des Romantismus, haben die realistischen Wunder der modernen Mechanik bereichert. (Die Werke von Wells und ihr Einfluß in der amerikanischen Literatur!)

Auch gibt es eine Reihe von weiblichen Schriftstellern, wenn auch verhältnismäßig nicht so viele wie in England; mich interessiert dieses zahlenmäßige Verhältnis, ich kann es mir nicht gut genug erklären. Während ich es jetzt beiseitelasse, möchte ich von den neuen Schriftstellerinnen zwei erwähnen: Miß Willy Cater und Miß Canfield; beide schildern den Westen, eigentlich die westliche Mitte des Kontinents, wohin viele amerikanische Soziologen das Kulturzentrum des neuen Amerika aus dem Osten verlegen. Beide analysieren sie den Puritanismus, aber weniger einseitig und weniger negativ. Miß Canfield versucht ausdrücklich kritisch eine richtigere, reinere Anschauung vom Mann und vom Weibe und ihrem Verhältnis zueinander herauszuarbeiten, als die amerikanischen Dekadenten sie im Gefolge der europäischen Dekadenz bieten; doch erleichtert sie sich die Aufgabe dadurch, daß sie den Mephisto so schwarz malt, daß ihm das amerikanische Gretchen unschwer widersteht. (Miß Cater schildert auch tschechische Auswanderer; wie mir scheint, bei aller Liebe realistisch richtig.)

Interessant ist es, an der amerikanischen Literatur den Einfluß Europas zu verfolgen; insbesondere in der neueren Literatur zeigt sich außer dem englischen Einfluß (dieser war in älterer

Zeit entscheidend) ein starker Einfluß des französischen, russischen und skandinavischen Schaffens (während der deutsche Einfluß sich mehr in der Wissenschaft äußert): Amerika europäisiert sich überhaupt so, wie Europa sich amerikanisiert: Amerika neigt von sich aus zur regeren geistigen Kultur, das einseitige wirtschaftliche Interesse und seine Enge werden verurteilt; zugleich amerikanisiert sich Europa gleichfalls aus sich selbst.

Diese Annäherung des neuen Amerika an Europa ist auch politisch bemerkenswert. Man kann den Einfluß der Einwanderer aufspüren, namentlich der Deutschen und der Juden. Andererseits verzeichne ich das Interesse, das Jung-England an Jung-Amerika nimmt, wenn auch dieses sich (vielleicht gerade darum) bewußt gegen das Angelsächsentum stellt, indem es verkündet, daß Amerika nicht mehr angelsächsisch sei. Und es ist nur organisch, wenn in Amerika neben Wells, wie ich sehe, auch Bennett, Cannan, Walpole und Lawrence viel gelesen werden. Daß Amerika sich den Alliierten angeschlossen hat und so sein lebhaftes Interesse an Europa bewies, geschah gewiß auch infolge dieser geistigen Entwicklung und der Wandlung des neuen Amerika, wie sie sich in seiner Literatur äußert.

Übrigens war, wie ich bemerken will, mein Interesse an der amerikanischen Literatur viel mehr politisch als literarisch: wie in Frankreich und England suchte ich in Amerika in der Literatur die Antwort auf die Frage, wie sich die Amerikaner am Kriege beteiligen werden, mit welchem Geist und Glück. Selbst die schärfsten Kritiker und Unzufriedenen kündigten nichts Böses an.

Was ich sah und hörte, bestärkte meine Überzeugung, daß Amerika zu gewichtigem Teil zum Siege beitragen werde. Und besonders interessierte ich mich für die Stärke der nach Europa gesandten Truppen und ihre Ausrüstung. Mit Freude vernahm ich, daß die deutschen Unterseeboote unschädlich seien, die Überfahrt der Truppen und die Ausrüstung tadellos. Ich erfuhr in Amerika in anschaulicher Weise, welche ungeheure Beteiligung die Industrie am Kriege hatte — es waren erstaunliche Mengen von Waffen und Nahrungsmitteln. Ein Krieg der Massen mit Massen! Die Erzeugung von Gewehr- und Kanonenläufen, Maschinen-gewehren usw. — all dies vermehrte sich in fast schwindelerregenden Zahlen. Wie rasch wurden Schiffe gebaut! Zu Beginn des Krieges waren beinahe Wunder von der Fabrikation

unzähliger Flugzeuge erwartet worden — doch diese Hoffnungen wurden betrogen. Militärs legten mir mit großer Genugtuung dar, wie die Franzosen über ihre technische Geschicklichkeit staunten, als sie sahen, wie rasch sie Bahnen vom Hafen zum Kriegsschauplatz anlegten usw. Auch in Amerika gab es Kriegsreiche und „Haifische“.

Mir imponierte die Verpflegung der amerikanischen Truppen, nicht nur der Offiziere — sie war geradezu luxuriös, wie der Europäer sagen würde, der an aristokratische Armeen gewöhnt ist, die sich vor allem um den Offizier kümmern.

67.

Ich trachtete, so schnell wie möglich in die politische Situation des Landes einzudringen. Praktisch bedeutete das, die einflußreichsten und entscheidenden Persönlichkeiten in der Regierung, im Kongreß und in der Gesellschaft kennenzulernen. Darin wurde mir Mr. Crane ein ausgezeichnete Helfer, denn er kannte fast alle Menschen, die mich interessierten, insbesondere stand er dem Präsidenten Wilson nahe; sein Sohn, Mr. Richard Crane, später der erste amerikanische Gesandte bei uns, war Sekretär des Staatssekretärs des Äußern, Mr. Lansing.

Die Propagandatätigkeit erforderte den Besuch der wichtigsten Städte der Vereinigten Staaten, die Anknüpfung persönlicher Beziehungen und die Erneuerung alter Bekanntschaften. Es ging darum, die öffentliche Meinung zu gewinnen; das ist auch gelungen. Bald konnte ich Interviews und Artikel in den größten und einflußreichsten Tageszeitungen, Wochenschriften und Revuen veröffentlichen. Zu vielen hervorragenden Publizisten aller Richtungen gelangte ich in persönliche Beziehung; als Beispiel erwähne ich Mr. W. Hard, mit dem ich öfter zusammenkam, ferner Mr. Bennett, Mr. Dixon (Boston) und Mr. Martin (Cleveland). Ich gebe die übrigen Namen nicht wieder, um niemand aus der großen Anzahl zu vergessen; ich bin allen, der ganzen amerikanischen Journalistik zu Dank verpflichtet.

Ich besuchte verschiedene Vereine und Klubs (z. B. den schon erwähnten Chicago-Club u. a.). Außer mit der Publizistik war in Washington der Verkehr mit Abgeordneten der beiden Hauptparteien und aller Richtungen gegeben (Mr. Hitchcock, Präsident des Auswärtigen Ausschusses des Senats, u. a.). Es versteht sich,

daß ich auch Republikaner aufsuchte; ich trachtete z. B. den Senator Lodge u. a. zu informieren. Den Senator Root hatte ich bereits in Rußland kennengelernt.

Es gelang mir, außer zu den Abgeordneten bald auch in direkte Beziehung zu Mitgliedern der Regierung und wichtigen Beamten der verschiedenen Ministerien zu treten; außer Lansings gedenke ich vieler; es sind vor allem Mr. Phillips, der erste Unterstaatssekretär, Mr. Polk, Rat des Staatsamtes, Mr. Long, Unterstaatssekretär. Ferner der Militärsekretär Mr. Baker, der Sekretär des Innern Mr. Lane u. a. Schließlich knüpfte ich durch Vermittlung Mr. Cranes Beziehungen zu Oberst House und zum Präsidenten Wilson an.

Vorteilhaft war die Bekanntschaft mit dem Vorbereitenden Komitee, das Material und Denkschriften für die Friedensverhandlungen und den Präsidenten bearbeitete; ich nenne den Vorsitzenden Professor Mezes. Von Tschechen war Professor Kerner sein Mitarbeiter. Große Wichtigkeit hatte später der journalistische Stab (Mr. Creel), der für die Friedenskonferenz organisiert wurde. Zu ihm und überhaupt zu allen wichtigen Organisationen und Institutionen knüpfte ich Beziehungen an.

Für den Verkehr mit Universitäten und der Gelehrtenwelt hatte ich nicht viel Zeit; doch besuchte ich die Chicagoer und die Harvard-Universität; den Präsidenten der Chicagoer Universität habe ich schon genannt; aus Cambridge gedenke ich vor allem des Präsidenten Elliot, der für alle politischen Fragen in Europa, wie in allem, ein wahres wissenschaftliches Interesse bewies. Von Historikern erinnere ich mich Professor Coolidges; Professor Wiener, der Slawist, ist ein längst bekannter Mann; von der New Yorker Columbia-Universität unterstützte mich Präsident Butler durch seine Sympathie und sein Verständnis für die Weltlage.

Nach Amerika pflegten ziemlich oft Publizisten und andere politisch tätige und einflußreiche Männer aus Europa zu kommen; ich kam mit Bergson, mit dem mir aus Paris schon bekannten Chéradame u. a. zusammen.

Wie überall unterstützten mich auch die Juden. Und gerade in Amerika „rentierte“ sich mir, wenn ich so sagen darf, die Hilfsneriade. Schon im Jahre 1907 hatten die Juden in New York einen riesigen Empfang für mich veranstaltet; diesmal hatte

ich viele persönliche Zusammenkünfte sowohl mit Vertretern der orthodoxen Richtung als auch mit Zionisten. Von diesen nenne ich Mr. Brandeis, Mitglied des Obersten Gerichts, seiner Herkunft nach aus Böhmen; er war gut mit dem Präsidenten Wilson bekannt und genoß sein Vertrauen. In New York war Mr. Mack einer der führenden Zionisten. Auch mit Sokolov, dem einflußreichen zionistischen Führer, wurde ich persönlich bekannt. In Amerika haben die Juden wie in Europa großen Einfluß in der Journalistik; es war sehr vorteilhaft für uns, diese Großmacht nicht gegen uns zu haben. Auch diejenigen, die mit meiner Politik nicht übereinstimmten, benahmen sich zurückhaltend und unparteiisch.

Besonders muß ich hervorheben, daß ich in Amerika die Pazifisten und ausgesprochen germanophile Personen und Richtungen viel kultiviert habe; in diesem Lager standen Bekannte aus früherer Zeit, und mir lag daher um so mehr daran, ihnen gegenüber unsere nationale Sache zu verfechten. Das war wichtig, weil der Pazifismus ziemlich verbreitet war und unwillkürlich, wie auch anderswo, die Deutschen unterstützte. Der deutsche Einfluß, direkt und indirekt, stellte einen ernstesten Faktor dar, — der hohe Prozentsatz von Amerikanern, die in Deutschland geboren sind oder von deutschen Eltern stammen, erklärt dies. Besondere Erwähnung will ich dem ehemaligen Präsidenten Roosevelt widmen. Vor dem Kriege war ich, wie man aus meinem Artikel gegen ihn ersehen kann, sein Gegner. Im Kriege stellte sich Roosevelt entschlossen gegen Deutschland und nahm sich in Reden und Kundgebungen sehr der Tschechen an. Štefánik hatte ihn für uns gewonnen. Ich begegnete ihm nur einmal flüchtig am Lafayette Day in New York. Dort hörte ich ihn zum erstenmal reden. Zu einem persönlichen Verkehr bot sich keine Gelegenheit, doch hatten wir eine Reihe gemeinsamer Freunde. Nach dem Kriege, nicht lange vor seinem Tode, sandte mir der Expräsident den ausführlichen Plan einer beabsichtigten Vortragsreise nach Europa. Er dachte daran, auch bei uns in Böhmen einen ganzen Zyklus politischer Vorträge zu halten.

Last not least — bald suchte ich Bekanntschaften in den Finanzkreisen, nicht so sehr in den offiziellen (im Finanzministerium, Minister war Mc'Adoo, Wilsons Schwiegersohn), sondern mit Bankleuten (z. B. dem Banker's Club in New York u. a.).

Wie man sieht, organisierte ich — übrigens wie überall — unsere Propaganda demokratisch; das Ziel war, die amerikanische öffentliche Meinung und mit ihr und durch sie die Regierung und die politischen Persönlichkeiten zu gewinnen. Sehr bald überzeugte ich mich aus Zuschriften und den zahlreichen Einladungen, Versammlungen zu veranstalten, auch aus Besuchen mir bisher unbekannter Personen, daß unsere Sache sehr erfolgreich Fuß faßte; und ich sah es aus der Tagespresse. Wir gewannen überall in dem weiten Lande Freunde und Gönner; statt vieler will ich hier einen Namen, den des Seeoffiziers Townsend erwähnen, — die Grippe hat den jungen Mann leider gefällt; noch todeskrank hat er für uns gearbeitet. (Er war ein Sohn des ehemaligen Sekretärs der amerikanischen Botschaft in Wien.)

Bei meiner Arbeit stand mir, wie schon gesagt, Herr Pergler bei; ich brauchte jedoch bald einen literarischen Sekretär, und den fand ich in Herrn Čisár, der in der Mathematik, den Naturwissenschaften und zugleich in der schönen Literatur gebildet war. Er besorgte neben Herrn Pergler viele nützliche Propagandaarbeit.

68.

Die Demokratie und die demokratische Propaganda schlossen rege Beziehungen zu den Gesandtschaften nicht aus; durch sie mußte ich die Aktion Beneš und Štefániks in Europa unterstützen. Sie erwiesen mir alle die wertvollsten Dienste. An erster Stelle gebührt es sich, den französischen Botschafter M. Jusserand zu nennen. Er lebte schon lange Jahre in Washington, kannte alle Leute und wurde gekannt und hatte von allen Botschaftern den größten Einfluß auf die amerikanischen Staatsmänner und den Präsidenten Wilson. Durch seine politische und literarische Bildung (M. Jusserand betätigte sich als englischer und französischer Schriftsteller) war er in der Diplomatie und in der Gesellschaft in Washington eine anerkannte Autorität.

Auch in der französischen Militärmission mußte öfter verhandelt werden; nicht weniger mit jenen Franzosen, die in besonderer Mission nach Amerika entsandt worden waren, wie z. B. der Philosoph Bergson u. a.

Einen sehr lieben und häufigen Verkehr pflegte ich mit Engländern. Botschaftsrat Mr. Hohler, der Konstantinopel und

Petersburg kannte, vertrat zu jener Zeit den Botschafter. Dann kam Lord Reading nach Washington und förderte uns sehr ausgiebig.

Von englischen Bekannten erwähne ich noch Sir William Wiseman, den ich bereits aus England kannte und der uns als Chef der englischen Erkundungsorganisation in vieler Beziehung behilflich war. Ich will über ihn bald noch ein Wort sagen.

Der italienische Botschafter, Conte Celere, begriff gut unsere Lage und unsere Bemühungen um den Ausbau der Legionen aus unseren Gefangenen in Italien; er begriff, was die Legionen sittlich und politisch gegen Österreich bedeuten, und half darum nach Möglichkeit.

Belgien wurde in Washington durch Baron Cartier, einen erfahrenen, guten Berater, vertreten.

Der japanische Botschafter, Graf Ishii, vermittelte die schwierigen Beziehungen zu Japan und Sibirien.

Und schließlich versteht es sich von selbst, daß ich sofort nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten mit der serbischen Gesandtschaft und allen südslawischen Faktoren und Mitarbeitern in dauernden Verkehr trat.

Rußland wurde in Washington auch in der bolschewikischen Zeit vom früheren Botschafter Bachmetëv vertreten.

69.

Zur Propaganda, durch die wir in Amerika (und bei den Alliierten überhaupt) die Anerkennung erreichten, gehört die Zusammenarbeit mit den Auslandsorganen und Repräsentanten der anderen, ihre Befreiung anstrebenden Nationen. Mir lag von allem Anfang daran, den Alliierten, fast möchte ich sagen, anschaulich vor Augen zu führen, daß der Krieg die politische Änderung vor allem Mittel- und Osteuropas, die Befreiung einer ganzen Reihe von Nationen, die durch die Zentralmächte unterdrückt wurden, zum Ziele habe und haben müsse. Deshalb trat ich so oft wie möglich gemeinsam mit den Führern der anderen Befreiungsorganisationen vor die Öffentlichkeit.

Die intime Zusammenarbeit mit den Südslawen war durch mein Verhältnis zu ihnen vor dem Kriege und besonders während der Balkankriege gegeben. Ich hatte mit der Zusammenarbeit im Kriege gleich in Prag begonnen; wie sie sich in Rom,

Genf, Paris, London und in Rußland entwickelt hat, habe ich schon dargelegt.

In Amerika wurde sie dadurch wirksamer, daß die Südslawen dort, so wie wir, ansehnliche Kolonien aufweisen; ihre Mitglieder waren einige auch den Amerikanern bekannte Männer (Professor Pupin); als Vorsitzender des Nationalrates (in Washington) wirkte der mir schon seit Jahren bekannte Dr. Bianchini, der Bruder des dalmatinischen Abgeordneten. Auch die Südslawen hatten gleich 1915 Abgesandte zu ihren Landsleuten entsendet — Dr. Potočnjak, Marjonović, Milan Pribičević, später (1917) Dr. Hinković u. a. Nicht nur die Führer arbeiteten zusammen, sondern wir traten auch als Masse in gemeinsamen Versammlungen auf; die Unsrigen sprachen in ihren Versammlungen für die Freiheit der Südslawen, sie in den unseren für unsere Freiheit.

Wenn ich jetzt über unsere Zusammenarbeit mit den Südslawen in Amerika berichten soll, so muß ich allerhand ergänzen und mich auch über die südslawischen politischen Fragen und Zustände aussprechen. Ich will es mit der gebührenden Diskretion tun; ich verfolgte in unserem Interesse die Entwicklung der politischen Verhältnisse für die Südslawen sehr aufmerksam, kannte viele Dinge schon von früher her und lernte viele während des Krieges kennen — aber ich schreibe nicht die Geschichte der südslawischen Freiheitsbewegung, sondern erwähne nur Dinge, die uns direkt betrafen und in die wir im Laufe der Geschehnisse hineingezogen wurden.

Über meinen Standpunkt in der südslawischen Frage habe ich schon gesagt, daß ich Serbien — trotz seinen zeitlichen Mißerfolgen im Felde — als das Zentrum der Südslawen betrachtete; das politische und militärische Zentrum war während des Krieges ausschlaggebend. Die Kroaten hatten sicherlich ihre besonderen Rechte; es war richtig, sich auf historische Rechte und eine gewisse kulturelle Reife zu berufen, aber das schloß die Anerkennung Serbiens als Kristallisations- und politischen Zentrums nicht aus. Das war durch die Geschichte gegeben, durch die richtige Wertung der Leitideen und -kräfte und vor allem durch die richtige Einschätzung Österreichs und Ungarns.

Der Krieg war von Österreich wegen Serbiens hervorgerufen worden; das damals kleine Serbien setzte seine Haupthoffnung auf die feierlichen Versprechungen des Zaren, des großen sla-



wischen Bruderreiches — die Niederlagen Rußlands seit Frühjahr 1915 hatten den Schwerpunkt der serbischen und südslawischen Frage nach dem Westen verlegt. Der Londoner Pakt vom 26. April 1915 machte aus dem Verhältnis Italiens zu Serbien und den Südslawen ein großes Problem, durch das die weitere Entwicklung des Krieges und des Kriegsprogramms in hohem Maße bestimmt wurde.

Die Bedingungen des Londoner Paktes gefielen mir nicht, aber die Frage war nach der Kriegslage 1915 die, ob der Eintritt Italiens in den Krieg nicht auch für die Südslawen nötig sei, damit Österreich nicht Sieger bleibe. Italien hatte seine Irredenta, und es war natürlich, daß es seine Minderheiten reklamierte und sich auf historische Rechte berief. Dieser Gesichtspunkt ist anfangs nicht verstanden worden; manche Kroaten und Slowenen sahen in mir einen zu großen Italophilen und Serbophilen; mit um so größerer Anerkennung stelle ich hier deshalb fest, daß die führenden Kroaten, namentlich Dr. Trumbić, mit der fortschreitenden Zeit die Bedeutung Italiens für die alliierte und insbesondere auch die südslawische Sache erkannten; Rußland ging seit dem Londoner Pakt in der südslawischen Frage mit den Italienern und den Alliierten.

Ich gebe zu, daß viele Serben, namentlich offizielle Persönlichkeiten, gegen die Kroaten voreingenommen waren, aber diese waren auch gegen die Serben voreingenommen. Das gemeinsame Interesse gebot, gegen Serbien nicht feindselig aufzutreten. Bis zu welchen Absurditäten manche Leute gelangten, ersieht man aus dem Gerede, unsere Aktion sei von der serbischen Regierung finanziert worden! Insbesondere Štefánik wurde direkt verdächtigt. Von Zeit zu Zeit gab ich nach Bedarf (auch schriftliche) Darlegungen und zerstreute das Mißtrauen. Doch spielte nicht nur Mißtrauen, sondern auch eine gewisse, ich möchte sagen, freundschaftliche Eifersucht eine Rolle — die südslawischen Freunde verbargen nicht ihr Erstaunen, daß wir Tschechen in der politischen Welt so bald durchdrangen, und hauptsächlich neideten sie uns die ausdrückliche Erwähnung in der Antwort der Alliierten an Wilson. Das Gleiche ließ sich auch bei den Polen beobachten, — beide vergaßen unsere Legionen und unser einheitliches und vor allem konsequentes programmatisches Vorgehen, während sie, was das Programm anbelangt, lange schwankten. Wir hatten

auch nicht solchen Zwist und innere Kämpfe, wie unsere Freunde, und gewannen die Alliierten gerade durch unsere Zucht und Bestimmtheit, während Südslawen und Polen sich bei den Alliierten übereinander beklagten. Nur in Rußland war anfangs in unserem Lager nicht alles in Ordnung gewesen. Selbst Dr. Trumbić ließ sich von der unbegründeten Verdächtigung beeinflussen, wie ich von Teilnehmern an den Debatten von Korfu gehört habe, wo er uns des Egoismus beschuldigte. Aber Hauptsache war, daß Trumbić, der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses, sich in Korfu mit Pašić verständigte (20. Juli 1917) und beide die Deklaration unterschrieben; die serbische Regierung und der Südslawische Ausschuß einigten sich auf die vollständige staatliche Einheitlichkeit der dreinamigen Nation unter der Dynastie Karageorgević; die Konstituante, die nach Friedensschluß mit allgemeinem Stimmrecht gewählt werden sollte, habe die Verfassung auszuarbeiten, die mit qualifizierter Mehrheit anzunehmen sei. Das Übereinkommen Pašić-Trumbić in Korfu freute mich um so mehr, als der Südslawische Ausschuß seit 1916 schon bedenklich wackelte; ich erfuhr in Amerika, daß Trumbić und Supilo die Deklaration von Korfu mit Steed und Seton-Watson verabredet hatten. Es war ein bedeutender politischer Erfolg, als im Juli, nach der Deklaration von Korfu, Lloyd George, von den Kriegszielen sprechend, auf dem Podium Sonnino und Pašić neben sich hatte.

Bedeutsam und nützlich war der Kongreß in Rom (8. April 1918); alle unterdrückten Völker Österreich-Ungarns einigten sich auf ein gemeinsames Vorgehen gegen ihren Unterdrücker; gerade auch die Italiener und die Südslawen fanden sich in Freundschaft. Sie schwächten dadurch die Wirkungen des Londoner Vertrages ab; dieser hatte übrigens im Laufe der Zeit seine Schärfe eingebüßt; wenn sich auch viele italienische Politiker auf ihn beriefen, so erkannte ihn die öffentliche Meinung Europas und Amerikas — selbst Präsident Wilson — nicht an. Das Verdienst um die Einigung in Rom fällt wiederum den Herren Steed und Seton-Watson zu.

Die Annäherung zwischen Italienern und Südslawen hatte nach Caporetto Fortschritte gemacht, — beide Parteien erkannten, daß sie einander näher seien, als der österreichisch-ungarischen Monarchie, und die Südslawen sahen ein, daß die

Niederlage Italiens ihre eigene Niederlage war. Mr. Steed lud Mitte Dezember Italiener und Südslawen zu einer gemeinsamen Versammlung ein; sie einigten sich gegen Österreich-Ungarn. Darauf überredete Mr. Steed den Premier Orlando, mit Trumbić zu verhandeln. Das geschah in Gegenwart Steeds im Januar 1918. Im Februar bereitete ein italienischer mit einem französischen parlamentarischen Ausschuß den Kongreß der unterdrückten Völker Österreich-Ungarns vor; die Verhandlungen waren nicht leicht. Sie wurden in Paris mit Dr. Beneš begonnen; von Italienern nahmen die Abgeordneten Torre, Galenga, Amendola, Borghese und der Vertrauensmann Bissolati, Lazarini, teil; von französischer Seite Franklin-Bouillon und Fournol. Für die Rumänen verhandelte Florescu, für die Polen Dmowski; doch die Polen waren bei der Aktion zurückhaltend. Dr. Beneš hatte die Aufgabe erhalten, die Südslawen zu gewinnen, eine sehr schwierige Aufgabe, denn unsere südslawischen Freunde stellten an die Italiener sehr radikale Forderungen. Die Italiener Torre und Borghese reisten nach London; man verhandelte mit Steed und Seton-Watson, doch immer unter Schwierigkeiten. Dr. Trumbić verhielt sich ablehnend, bis endlich auf das scharfe Zureden Steeds und Watsons die gemeinsame Formel gefunden war. Trotzdem mußte Dr. Beneš in Paris noch Dr. Trumbić überreden, sich nicht abseits zu halten. Der Kongreß verlief schließlich feierlich; er gewann große politische Bedeutung und Einfluß.

Der Einfluß wurde dadurch gesteigert, daß England durch Northcliffe an der italienischen Front eine heftige antiösterreichische Propaganda einleitete; den Plan dazu hatte Mr. Steed ausgearbeitet. Er schlug den Alliierten vor, sofort die Freiheit der österreichischen Völker zu proklamieren und dies den slawischen Soldaten in der österreichischen Armee durch Flugblätter bekanntzugeben. Obgleich General Diaz mit Steed übereinstimmte, hatte Sonnino, wie immer, seine Einwände: doch die englische und die französische Regierung gaben ihre Zustimmung. Es besteht kein Zweifel, daß die Flugblätter mit dieser Proklamation der Alliierten auf unsere und die anderen Truppen an der italienischen Front einen großen Einfluß gegen Österreich ausübten.

Wir wurden auf dem römischen Kongreß durch Beneš und Štefánik vertreten; die Bedeutung des Kongresses äußerte sich darin, daß Amerika seine Beschlüsse annahm (29. Mai) und

Amerikas Erklärung auf der Alliiertenkonferenz am 3. Juni akzeptiert wurde.

Bevor ich die letzte Phase unserer Beziehungen zu den Südslawen schildere, muß ich zu Rußland und seinem Verhältnis zu Serbien und den Südslawen zurückkehren.

Für das offizielle Rußland gab es keine Südslawen, sondern nur Serbien und Montenegro. Im zarischen Rußland wurde die südslawische Frage nach den Dynastien und verwandten Familien gelöst; daher machten sich nicht nur serbische, sondern auch montenegrinische Einflüsse geltend; nach dem Londoner Pakt ging die Regierung ihm gemäß vor und verbot z. B. Kundgebungen für Dalmatien, die, wohl auf Supilos Anregung, Professor Jastrebov eingeleitet hatte. Die Regierung sprach sich sogar im römischen offiziellen „Messaggero“ für Italien aus.

Nach Supilo, dessen Tätigkeit ich schon geschildert habe, kam Dr. Mandić für den Südslawischen Ausschuß nach Petersburg (Sommer 1915); er überzeugte sich bald, daß die südslawische Frage für das offizielle Rußland eigentlich nicht existiere: Serbien sollte Bosnien und die Herzegowina erhalten, d. h. die österreichische Okkupation sollte beseitigt werden und Serbien überdies den Zugang zum Meere haben. Das war etwa der Plan, den man mit Serbien hatte. Daß Montenegro aufhören sollte, zu bestehen, fiel in Petersburg niemandem ein. Rußland nahm damals, wie die übrigen Alliierten, noch Rücksicht auf Bulgarien. Als im Herbst 1915 Serbien den Österreichern unterlag und Bulgarien sich gegen die Alliierten stellte, trug das offizielle Rußland sehr peinlich den bulgarischen „Verrat“, machte aber — Serbien dafür verantwortlich! Sazonov erblickte die Schuld darin, daß Mazedonien von den Serben nicht rechtzeitig an Bulgarien zurückgegeben worden war.

Als die Niederlage Serbiens und Montenegros nach Neujahr 1916 vollkommen wird, ändert sich die Meinung des offiziellen Rußland. Auch einige Dumaabgeordnete, namentlich Miljukov, beginnen sich für die südslawische Frage zu interessieren; aber irgendein klares und bestimmtes südslawisches Programm, ein Programm des geeinigten Südslawentums, gibt es noch nicht.

In der Zeit, in der das offizielle Rußland die Aktion Dürichs unternimmt, wird ein analoger Versuch mit den Südslawen unternommen. Er mißlingt. Dafür tritt die serbische Regierung mit

dem Plan eines geeinigten Südslawiens unter Führung des rechtgläubigen Serbien hervor (die Rechtgläubigkeit wird unterstrichen); der Gesandte Spalajković arbeitet in dieser Richtung.

Gegen dieses offizielle Programm tritt Miljukov für die Einigung der Südslawen ohne Rücksicht auf den kirchlichen Unterschied ein. Zur Kennzeichnung des offiziellen Rußland bemerke ich, daß „Novoje Vremja“ damals die Unmöglichkeit und Unsinnigkeit einer solchen Einigung bewies! Professor Sobolevskij betont noch im Februar 1917 in der slawischen Frage den russischen offiziellen Gesichtspunkt.

Es kam die Revolution und das revolutionäre Rußland. So wie dieses sich für uns und unser Programm erklärte, so erklärte es sich auch für das geeinigte Südslawien.

Aber es entstanden Schwierigkeiten, Unstimmigkeiten und Streit unter den Südslawen und im Südslawischen Ausschuß; dennoch gelang es mit Hilfe Steeds und Watsons, die Versammlung von Korfu und dann den römischen Kongreß zu veranstalten.

Als ich in Rußland ankam, war der Streit zwischen Serben, Kroaten und Slowenen sehr akut; es gab große programmatische Gegensätze. Die Slowenen gaben die Zeitschrift „Jugoslavie“ heraus und forderten Groß-Slawonien, das mit Serbien und Kroatien eine Föderation bilden sollte. Die mündlichen Darlegungen, die ich von Slowenen empfangte, verringerten nicht die Unbestimmtheit und Überspanntheit dieses Programms.

Die Folge der Gegensätze war, daß die südslawische Legion sich zerschlug; der kroatische und slowenische Teil trennte sich vom serbischen und vegetierte in Kiew.

Eine gewisse Nervosität zwischen den Unsrigen und den Serben entstand durch die Meinungsverschiedenheiten wegen des Austritts unserer Freiwilligen aus der serbischen Abteilung nach den Kämpfen an der Dobrudscha; wir hatten auch einige unserer Freiwilligen in den Kiewer Trümmern der Legion.

Peinliche Folgen für die Südslawen zeitigte in Rußland der unglückliche Zwischenfall von Saloniki. Der geheime serbische Offiziersverein „Crna ruka“ (auch: „Ujedinjenje ili smrt“) hatte seine revolutionäre Tätigkeit an der Salonikier Front begonnen; man versuchte ein Attentat auf den Thronfolger; der ehemalige Chef des serbischen Generalstabes Dimitrijević wurde

(im Juni 1917) erschossen, einige Mitschuldige wurden nach Afrika deportiert, — das Oberkommando an der Front von Saloniki war französisch und legte, wie mir Serben versicherten, Wert auf die Bestrafung der Schuldigen. Die Anhänger Dimitrijevićs in Rußland trachteten, für sich Sympathien zu gewinnen; sie übergaben auch mir ein Memorandum. Ich hatte etwas von der „Crna ruka“ schon vor dem Kriege in Belgrad erfahren, — selbstverständlich verhielt ich mich zu der Unbesonnenheit der politisch aufgeregten Menschen ablehnend; aber ich versöhnte immer wieder die uneinigen Parteien und die aufgeregten Menschen. Ich erkannte an, daß von den Serben in einzelnen Fällen Fehler begangen worden waren, doch die Situation erforderte eine ruhigere Taktik und Zucht.

Einen neuen Anreiz zu Meinungsverschiedenheiten mit den Serben und zu Verdächtigungen gab die Besetzung kroatischer und slowenischer Gebiete durch die Italiener. Der Agramer Landtag sandte am 4. November an Wilson einen Protest gegen die italienische Besetzung, es folgten Proteste aus Dalmatien, Bosnien usw. In kroatischen Kreisen wurde ausgestreut, der Gesandte Vesnić habe den Italienern seine Zustimmung zur Besetzung gegeben. Dr. Trumbić vertrat den Standpunkt, die Besetzung hätten amerikanische Truppen auszuführen, also weder Italiener noch Serben, — dieser Standpunkt stieß natürlich in Serbien auf Widerspruch.

Als ich nach Amerika kam, sah ich sofort, daß unter den Südslawen keine Ruhe herrschte. Die Kroaten hatten Kolonien nicht allein in den Vereinigten Staaten, sondern auch in den südamerikanischen Republiken, und ich beobachtete, wie sich die verschiedenen lokalen Anschauungen und Personen — ähnlich wie anfangs auch bei uns — geltend machten. Böses Blut verursachte es, daß der Gesandte in Washington, Mihajlović, den ich schon in Rom kennengelernt hatte, von Pašić pensioniert worden war (Ende Juli); der Gesandte hatte, wie man sagte, konsequent den Standpunkt von Korfu und die Einigung der Südslawen verfochten und war deshalb in Ungnade gefallen, indes Pašić — so erklärten ruhige Kroaten — unter dem Einfluß der österreichfreundlichen Erklärung Wilsons und Lloyd Georges (im Januar 1918) keine Möglichkeit sah, alle Südslawen zu vereinigen, und

für Serbien wenigstens Bosnien und die Herzegowina und den Zugang zum Meere retten wollte. Tatsache war, daß das Abkommen von Korfu in Amerika auch einseitig und in einer Weise ausgelegt wurde, die eher dem großkroatischen und republikanischen Programm entsprach.

Als wir am 3. September 1918 die bedeutungsvolle Anerkennung der Vereinigten Staaten erlangten, wollten die südslawischen Führer die gleiche Anerkennung und ersuchten mich, mit der Regierung darüber zu verhandeln. Ich erhielt noch Mitte Oktober von Dr. Trumbić aus Paris dieselbe Aufforderung. Es war für mich selbstverständlich, daß ich überall für die Südslawen arbeitete; die Abkommen von Korfu und Rom erleichterten mir das in Amerika. Aber ebenso wie unsere Feinde nicht schliefen, so schliefen auch die Feinde der Südslawen nicht, — die alliierten Regierungen und einflußreichen Faktoren waren über alle Meinungsverschiedenheiten und Zwischenfälle unter den Südslawen unterrichtet und gegen uns aufgereizt. Was für eine Stimmung gegen Ende des Krieges in manchen Kreisen herrschte, ist daraus zu erkennen, daß Clémenceau noch auf der Friedenskonferenz äußerte, Frankreich werde nicht vergessen, daß die Kroaten auf der Seite der Feinde gekämpft hätten. In gewissem Grade wirkte noch auch der Standpunkt des offiziellen rechtgläubigen Rußland, das sich dem kroatischen Separatismus nicht widersetzt hatte. Außerdem wurden die amerikanischen Behörden von den Gegnern der Südslawen auf die verschiedenen austrophilen Deklarationen verwiesen, namentlich auf die der slowenischen Abgeordneten vom 15. September und der bosnisch-herzegowinischen Katholiken vom 17. November 1917.

Unter einer sachlichen Schwierigkeit litten die Südslawen von allem Anfang an dadurch, daß alle ihre offiziellen Repräsentanten Serben waren, und Serbien hatte sich doch sofort zu Kriegsbeginn sehr entschieden für die Einigung eingesetzt. Es erfreute sich überall der lebhaftesten Sympathien. Aber die südslawischen Auswanderer aus Österreich-Ungarn, formal noch österreichisch-ungarische Staatsbürger, mußten sich irgendwie organisieren, und so entstand der Südslawische Ausschuß; die serbischen Gesandten und die Regierung konnten damals die Interessen dieser Staatsbürger nicht vertreten; ich weiß, daß Pašić selbst die Gründung und Erhaltung des Südslawischen Ausschusses unterstützte

und ihn den alliierten Regierungen empfahl. Aber nach kurzer Zeit gingen die Anschauungen des Ausschusses und die der serbischen Regierung auseinander; gleich das Eingreifen Supilos im Frühjahr 1915 beunruhigte nicht nur die Russen, sondern auch die westlichen alliierten Kreise. Bald darauf stärkten die Niederlagen der Serben und Montenegriner, wie ich bemerkte, unter Kroaten und Slowenen die kroatische (großkroatische) Orientierung, als das Schicksal Serbiens in ihren Augen unsicher erschien. Und auch Serbien mußte nach seiner Niederlage und bei der Unsicherheit der Gesamtsituation, wie ich schon erwähnt habe, mit einer weniger glänzenden Zukunft rechnen. Ich will den Gegenstand nicht weiter ausführen, — oft befand ich mich zwischen zwei und mehr Feuern, doch darf ich sagen, daß ich stets im Interesse der Südslawen vorgegangen bin; als ich am Ende mit Dr. Trumbić in Paris zusammenkam (Dezember 1918), verständigten wir uns sehr gut. Allerdings war die Genfer Konferenz (Anfang November) vorangegangen, von der ich noch in Washington erfahren hatte. Pašić hatte sich in Genf mit Trumbić, Dr. Korošec und den Vertretern der verschiedenen Parteien nicht nur über die nationale und territoriale Einheit geeinigt, sondern auch darüber, daß der am 6. Oktober in Agram konstituierte südslawische „Nationalrat“ (Národno Vijeće Slovenaca, Hrvata i Srba) von der serbischen Regierung als Repräsentant und Regierung der Südslawen des ehemaligen Österreich-Ungarn anerkannt und daß eine einheitliche Regierung für Serbien und die Südslawen neben der serbischen und südslawischen Regierung gewählt werde. Infolgedessen betrachtete ich die antiserbische Proklamation der Südslawen in Washington vom 1. November, in der die südslawische Republik gefordert wurde (das Genfer Abkommen stammt vom 9. November) und die von Dr. Hinković verfaßt war (der seinen Austritt aus dem Südslawischen Ausschuß mit einem größeren Teil der amerikanischen Südslawen vollzogen hatte), als erledigt. Ohne Zweifel erfuhr der südslawische Dualismus durch das Genfer Abkommen eine Stärkung; die Tatsache, daß es von der serbischen Regierung und dem König nicht bestätigt worden war, half nichts. Unter den Einzelheiten wurde darauf hingewiesen, daß Pašić der einheitlichen Regierung nicht angehörte, — man sagte, seine Gegner hätten die Genfer Konferenz gegen ihn ausgenützt.

Wie ich schon gesagt habe, erwähne ich aus der Geschichte der südslawischen Freiheitsbewegung nur das, was für uns von Bedeutung war; und ich will nur betonen, daß Klagen über uns keine Berechtigung hatten und haben. Wenn ich trotzdem heute noch lese, Herr Radić schreibe das politische Übergewicht Serbiens in Südslawien meinem Einfluß auf die alliierten Staatsmänner zu, so bleibt mir nichts übrig, als die Sache einfach zu konstatieren und abzuwarten, bis die Geister sich beruhigen. Unter uns gab es keinen Streit um Grundsätze, weil über das südslawische Programm die Südslawen entscheiden, nicht wir; es ist wahr, daß ich meinen Freunden stets geraten habe, sich mit dem Programm selbst konkreter zu befassen. Öfter stimmte ich ihrer Taktik nicht zu, z. B. der Supilos gegen Rußland. Oder ein anderes Beispiel: Als Lloyd George im Januar 1918 von Österreich für die unterdrückten Völker nur die Autonomie forderte, protestierte der Südslawische Ausschuß dagegen in der „Times“; ursprünglich wünschte er gar eine unmögliche Versammlung aller Südslawen mit dem König und der Skupschtina an der Spitze, um die künftige Ordnung der südslawischen Länder zu beschließen. Einer der führenden Leute warf mir noch in Amerika vor, gegen Lloyd George nichts getan zu haben. Ich habe öffentlich nichts getan; aber ich machte den Präsidenten Wilson, der zur selben Zeit für Österreich dasselbe forderte wie Lloyd George, auf die Unzulänglichkeiten des Programms aufmerksam, und in England kannte man meine Ansichten und gab es wachsame Freunde. Übrigens hatte Präsident Wilson den Inhalt meines Memorandums aus Tokio den Alliierten vertraulich mitgeteilt. Ich verhandelte mit den alliierten Regierungen und den Staatsmännern fortwährend, setzte es aber nicht in die Zeitung.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich, daß mich auch ein Repräsentant Montenegros, eigentlich des montenegrinischen Königs besuchte. Ich befand mich seit der Zeit, da ich im Wiener Parlament Zweifel an der Richtigkeit der montenegrinischen Politik geäußert hatte, beim König in Ungnade. Ich hatte ihn in meiner Rede, wie ich zugebe, etwas derb angefaßt; er ließ es mich, als ich darauf, wenn auch mit seinem Einverständnis, in Cetinje weilte, merken. Der Krieg hatte aber diese Erinnerungen ausgetilgt, der König sandte einen seiner Generäle zu mir. Er glänzte etwas zu sehr in Gold, und das machte auf die

Amerikaner keinen guten Eindruck. Ich vertrat den Standpunkt, Montenegro solle mit Serbien eins werden, während der montenegrinische Vertreter für die Interessen des Königs arbeitete. Ich erinnerte ihn daran, daß König Nikola selbst im Frühjahr des verhängnisvollen Jahres 1914 dem serbischen König die Vereinigung Serbiens und Montenegros vorgeschlagen hatte, — daß diese Verbindung nach dem Kriege allerdings eine andere und intimere sein werde. Gegen die Politik König Nikolas reichten die amerikanischen Montenegriner etwa zur selben Zeit dem Präsidenten Wilson einen geharnischten Protest ein.

Ich wiederhole, daß ich den südslawischen Freunden zu raten pflegte, und zwar schon früher in England und Frankreich, ja gleich in Rom, sie möchten ein genaueres administratives Programm ausarbeiten und das dringende Problem des Verhältnisses und Grades von Autonomie und Zentralismus, resp. der Vereinigung der Länderteile Österreich-Ungarns mit Serbien praktisch lösen. Das Unifikationsproblem werde natürlich für alle befreiten slawischen Völker und Staaten im Vordergrund stehen, und so solle man sich eingehend damit befassen und sich auf die Friedensverhandlungen und die erste Zeit des neuen Staates vorbereiten. Dabei stellte ich mir vor, daß ein Auswärtiges Komitee, wenigstens ein bedeutender Teil davon, sich so bald wie möglich nach Belgrad begeben, um sich dort mit den einheimischen Politikern über die weiteren Pläne zu einigen.

70.

Lebhaft waren unsere Beziehungen auch zu den Polen. Ich setzte damit die Arbeit fort, die ich in Rußland angefangen hatte; dort hielten wir mit den Polen gemeinsame Versammlungen ab, und ich stand mit den polnischen Wortführern überall in regem Verkehr. Ich erinnere namentlich an Grabski. In Amerika weilten Paderewski und Dmowski; von amerikanischen Polen gedenke ich des Publizisten Czarnecki. Paderewski lernte ich persönlich erst in Amerika kennen, mit Dmowski war ich schon in England zusammen gewesen.

Wir veranstalteten (15. September) nach römischem Muster in New York eine Versammlung der unterdrückten Völker Österreich-Ungarns; die Polen vertrat Paderewski, Dr. Hinković die Südslawen, Stoica die Rumänen. Ich erwähne die Versamm-

lung, weil sie die Art unserer Propaganda veranschaulicht. Sie war riesig; die ganze Carnegie Hall war nicht allein von Slawen und Rumänen besetzt, sondern auch von Amerikanern. Paderewski war in Amerika bekannt, daher waren sicherlich viele, die seinem Klavierspiel gelauscht hatten, gekommen, um seine politische Rede zu hören. Ich selbst war auf eine kurze Darlegung unseres nationalen und politischen Programms vorbereitet, aber Paderewski, dem ich den Vortritt gelassen hatte, brachte mich aus dem Konzept. Er sagte über das polnische Programm sehr wenig, machte sich dafür über mich her, und zwar freundschaftlich. Er gab ein Stück meiner Biographie und lobte mich über den grünen Klee. Ich war auch darum überrascht, weil Paderewski seiner Überzeugung nach konservativ war, und ich hätte eher erwartet, daß er in mancher Hinsicht seine Vorbehalte gegen mich vorbringen würde. Paderewskis Rede neigte sich ihrem Ende zu, und ich wußte noch nicht, wie ich ihm erwidern sollte. Im letzten Augenblick entschloß ich mich, auch nicht über mein Programm zu reden und für Paderewski einzutreten, indem ich das Verhältnis der Politik zur Kunst auseinandersetzte. Dabei hegte ich die Nebenabsicht, Paderewski gegen jene seiner Landsleute in Schutz zu nehmen, die sich seiner politischen Führung widersetzen, weil er nur — Klavier spielen könne. Die polnische Literatur, vor allem Mickiewicz und Krasiński, boten mir ein konkretes Beispiel für das Verhältnis der Politik zu den Dichtern, und so stellte ich auch den Künstler Paderewski als den rechten politischen Erwecker seines Volkes hin. Die Rede fand, obgleich sie nicht politisch war, wenigstens nicht direkt politisch, starken Widerhall, wie die Kritik verschiedener Blätter zeigte und mir nach der Versammlung die anwesenden amerikanischen Politiker und Publizisten sagten. Sie seien neugierig gewesen, wie ich Paderewski antworten werde. Sie waren zufrieden. Ich erwähne diesen anekdotischen Vorfall, um zu zeigen, daß es bei der Propaganda nicht am wirksamsten ist, unaufhörlich sein Programm zu erklären, sondern daß es darauf ankommt, das Interesse der Menschen zu wecken und zu fesseln. Das war übrigens meine Haupttaktik überall, besonders in Gesellschaft und in Privatgesprächen.

Mit den Polen, namentlich mit Dmowski, verhandelten wir oft und eingehend über das Verhältnis unserer Nationen nach dem

Kriege. Dmowski selbst war für ein intimes Verhältnis, er sprach häufig für eine Föderation. Wir stellten Betrachtungen über Schlesien an. In polnischen Kreisen wurde schon damals der Anschluß Polnisch-Schlesiens gefordert, und auch Dmowski redete davon, doch keineswegs expansiv. Ich schlug vor, sich zunächst auf den Text eines tschechisch-polnischen Abkommens zu einigen, mit dem wir den Alliierten, insbesondere den Amerikanern, unsere Freundschaft demonstrieren und zugleich den Radikalen auf beiden Seiten begegnen sollen. Ich schlug Dmowski vor, eine solche Erklärung selbst zu formulieren, meinerseits bedang ich mir wirtschaftliche Forderungen aus, die Eisenbahn über Teschen, eine genügende Menge Kohle. Ich machte darauf aufmerksam, daß gerade die Polen uns gegenüber nicht ein rein nationales Programm (vom Standpunkt der Sprache) betonen sollen, da sie so starken Nachdruck auf das historische Programm legen. Ich erblickte in dieser Unstimmigkeit eine gewisse Gefahr für die Polen. Beiden war uns klar, daß der Gegenstand der Meinungsverschiedenheit verhältnismäßig geringfügig sei und daß wir uns ohne Feindseligkeit verständigen müssen. Den Entwurf der besagten Erklärung arbeitete Dmowski nicht aus.

Einzelne Personen auf beiden Seiten, die Unsrigen und die Polen, verursachten Differenzen; öfter mußte ich einschreiten, um öffentlichen Streit zu verhindern. Die Polen klagten über Unterdrückung in Schlesien und zum Beweis bedienten sie sich des Dichters Bezruč, die Unsrigen über die österreichisch-deutsche Orientierung der Polen. Im letzten Moment verhinderte ich die Herausgabe einer Polemik gegen die germanophilen Kundgebungen A. Brückners, des Slawisten der Berliner Universität.

Ich will nicht verschweigen, daß auch in alliierten Kreisen mitunter eine gewisse Nervosität gegen die Polen entstand und ich mehr als einmal die polnische Politik auseinandersetzen mußte. Man sagte, daß die Polen de facto nicht nur mit Österreich, sondern auch mit Deutschland gehen.

Ich muß daran erinnern, daß (Russisch-) Polen seit dem 14. Oktober 1917 eine Regierung (Regentschaft) hatte, die von Österreich und Deutschland gebildet worden war. Diese Regierung hatte, das muß man zugeben, einen sehr schweren Stand zwischen den beiden „Befreiern“, von denen jeder sein eigenes polnisches Programm verfolgte; man sprach von einer öster-

reichischen und einer deutschen Orientierung. Einig waren Österreich und Deutschland darin, Polen für ihre Ziele auszunützen; was für Ziele das waren, ist schon daraus zu ersehen, daß sie sich nach langen, aus der Besetzung Polens im Jahre 1915 entstandenen Meinungsverschiedenheiten (ich habe dieses merkwürdige Verhältnis schon erwähnt) erst am 12. August 1916 einigten, nicht zuzulassen, daß das polnische Land des einen oder des anderen dem Staate Polen zufalle. Aber Deutschland war stärker als Österreich, und so erlangte es die Oberaufsicht über Polen und die Führung der polnischen Armee. Die neue Warschauer Regierung erkannte dieses Abkommen so ziemlich offiziell an, und dadurch entstand eine dritte Orientierung, die der Regentschaft, die eine Kompensation für Galizien und Posen in Rußland suchte. Die antirussische Gesinnung stärkte diese Politik. Ich erfuhr von Zeit zu Zeit über die Verhandlungen in der polnischen Frage. Die Warschauer Regierung reichte Ende April (1918) Österreich und Deutschland einen bestimmteren Plan ein; man verhandelte über ihn längere Zeit, aber ohne Erfolg, weil sowohl Deutschland als auch Österreich das letzte Wort hinausschob. So geschah es, daß Vertrauensmänner der Warschauer Regierung Ende September (1918) in Spaa bei Kaiser Wilhelm und dann in Wien erschienen. Ich lernte bald auch Einzelheiten dieser Verhandlungen kennen; im gegebenen Augenblick war wichtig, daß Warschau sich auf einen den Alliierten gegnerischen Standpunkt stellte. Das äußerte sich auch darin, daß die Polen mit der Interventionspolitik der Alliierten in Rußland nicht übereinstimmten; das gestärkte Rußland würde freilich der Warschauer Kompensationspolitik, die Litauen, Weißrußland und Teile der Ukraina beanspruchte, im Wege sein.

Durch diese politischen Umstände war die häufige Diskussion über die polnische Frage mit alliierten Politikern und Staatsmännern gegeben, zumal auch Repräsentanten Rußlands dazu die Anregung gaben. Mein Standpunkt war in meinem Gesamtprogramm enthalten: ich meinte, daß Warschau zu früh auf Galizien und Posen verzichte (Kaiser Karl dachte bereits im Sommer 1918 an den Verlust Galiziens), und sah eine Gefahr für Polen und den Frieden in der Einnahme eines so großen russischen Gebietes. Allerdings konnte ich mir die Warschauer Orientierung psychologisch und historisch erklären.

Auch mit ukrainischen, galizischen und ungarischen Kleinrussen kamen wir in Beziehung. Von galizischen Kleinrussen lebte in Amerika unter anderen Sičinskij, der vor Jahren den Statthalter von Galizien erschossen hatte. Er war nun ein über Erwarten lieber und vernünftiger Mensch. Ich mußte sehr achtgeben, um die Polen nicht durch meinen Verkehr mit ihm und den Kleinrussen zu reizen. Zu Sičinskij verhielten sich die Polen in Amerika zwar zurückhaltend, aber anständig.

Die Beziehungen zu den Russen waren herzlich, doch weniger zahlreich. Botschafter Bachmetëvs Stellung war seit dem bolschewikischen Umsturz eigentümlich. Die amerikanische Regierung erkannte ihn zwar an, aber mit Reserve; dies geschah auch darum, weil manche einflußreiche Publizisten und selbst Politiker Sympathien für Lenin und die Bolschewiken bewiesen. Diese Sympathien waren abstrakt und galten eher den Gegnern des Zarismus, aber sie waren da.

Das seltsame Verhältnis der amerikanischen Regierung zu den Bolschewiken trat im Falle des Professors Lomonosov zutage. Er war von der Regierung Kerenskij im Jahre 1917 nach Amerika entsandt worden. Nach dem bolschewikischen Umsturz ging er zur Partei Lenins über und versuchte darauf, als offizieller Repräsentant der Sowjets Beziehungen zur amerikanischen Regierung anzuknüpfen. In einer großen Versammlung zu New York (Mitte Juni) bekannte er sich als Anhänger der Bolschewiken und hörte auf, Mitglied der russischen Mission zu sein. Die Regierung internierte ihn. Mein Verkehr mit ihm war unbedeutend und privat.

Von den übrigen in Amerika lebenden Russen gedenke ich Baron Korffs und des Fürsten Lvov; diesen hatte ich in Petersburg gekannt. Kurz vor meiner Abreise von Amerika sprach ich mit Lvov über die Notwendigkeit, die russische Emigration in den verschiedenen Ländern endlich auf ein wenigstens rahmenartiges, gemeinsames politisches Programm zu einigen. Es war geradezu peinlich, zu beobachten, wie die Russen im Auslande sich nicht zu organisieren verstanden. Ich sah darin eine allgemeine Unzulänglichkeit der russischen Intelligenz.

Mit den Rumänen setzte ich die in Rußland begonnene Zusammenarbeit fort. In Amerika gab es weniger rumänische Vertreter; von Abgeordneten kam auf einige Zeit Lupu dahin.

Öfter pflegte ich mit Vertretern der Litauer, Letten und Esten zusammenzukommen. Diese Völker hatten in Amerika ihre Kolonien, insbesondere die Litauer, und dadurch war der Verkehr gegeben. Auch mit Griechen, Armeniern, Albanern u. a. pflegte ich politische Unterredungen. Aus all diesen Unterredungen entstand ein besonderes, einigendes politisches Gebilde: „Die demokratische Union Mitteleuropas“ („Mid-European Democratic Union“). Ich wollte ursprünglich eine Gesellschaft von Amerikanern gründen, die sich der Arbeit für die unterdrückten kleinen Nationen annehmen sollte; der Plan verwirklichte sich nicht in dieser Form, dagegen organisierte sich die Union und wählte mich gegen meinen Wunsch zum Vorsitzenden. Der amerikanische Professor Herbert Adolphus Miller wurde mir beigegeben. Die Union versammelte sich ziemlich oft und erörterte alle ethnographischen und politischen Probleme der mitteleuropäischen kleinen Nationen. Um zu zeigen, wie wir bei der Arbeit vorgehen erwähne ich, daß ich z. B. Polen und Litauer (Dr. Šlupas) zusammenbrachte, damit sie sich voraus über ihre Programme klar werden, um im Plenum der Union lebhaftere Gegensätze zu vermeiden. Ähnlich ging ich mit Griechen und Albanern vor. Fleißig nahmen an unseren kleinen Versammlungen auch die italienischen Irredentisten teil. Die Union konsolidierte sich derart, daß eine Deputation, deren Sprecher ich war, von Wilson empfangen wurde. Glücklicherweise, ich weiß nicht mehr von wem vorgeschlagene Gedanke, in Philadelphia eine öffentliche Versammlung und Konferenzen zu veranstalten, in denen die Programme der einzelnen Nationen vorgetragen wurden. Am 23. Oktober wurde in der historisch denkwürdigen Unabhängigkeitshalle (Independence Hall) das Ergebnis der Konferenzberatungen unterschrieben, und ich las dann im Hofe eine gemeinsame Erklärung vor, wobei nach historischem Vorbild auch die Unabhängigkeitsglocke erklang. Der Vorgang war amerikanisch, doch aufrichtig gemeint und hatte Erfolg. Vom Kongreß in Philadelphia wurde ein Gruß an den Präsidenten Wilson gesandt.

Unsere Union bildete eine ganz geeignete Propagandaorganisation, deren praktischer Zweck es war, der breiteren Öffentlichkeit, vor allem aber den Blättern und verschiedenen Vereinen Infor-

mationen über die einzelnen Völker oder über alle der Union angehörenden Völker zu geben. In Philadelphia gab es elf Nationen. Unsere Absicht war auch, den Amerikanern ein Bild der Zone der kleinen Völker in Mitteleuropa anschaulich zu machen. Auf diese Zone wies ich stets hin und erklärte ihre Bedeutung für den Krieg und die ganze Geschichte Europas. Durch das gegenseitige Bekanntwerden und einander Belehren sollten schließlich die Repräsentanten der verschiedenen Nationen sich auf die Friedenskonferenz vorbereiten. Das Ideal war allerdings, sich zu einigen und auf der Friedenskonferenz mit dem einheitlichen Plan aufzutreten. Das war freilich ein Ideal. In Wirklichkeit bestanden viele Gegensätze und Zerwürfnisse. So traten z. B. die Polen aus der Union aus, indem sie angaben, nicht neben den Kleinnussen sitzen zu können, als diese sich in Ostgalizien im Kampfe gegen sie stellten. Einige Polen sagten uns, daß der eigentliche Grund des Austritts ein anderer sei. Die übrigen Vertreter blieben trotz den Gegensätzen in der Union. Eine Zeitlang drohte uns die Gefahr, daß sich das Ministerium des Äußern gegen Professor Miller wende, der durch irgendeine Äußerung die offizielle Abneigung gegen sich hervorgerufen hatte. Ich beschwor die Gefahr, und die Union blieb auch nach meinem Weggang noch längere Zeit in Tätigkeit. Im Ganzen verfolgte ich mit der Union die Ausarbeitung des Friedensplanes, wie ich ihn im „Neuen Europa“ dargelegt habe.

Besonderer Erwähnung bedarf Karpatho-Rußland (Podkarpatská Rus) und speziell die Vertretung dieses Landes in den Vereinigten Staaten.

Da ich von allem Anfang an mit der Aufteilung Österreich-Ungarns rechnete, vergaß ich nicht das kleinrussische Gebiet in Ungarn und sein Schicksal nach Ungarns Zerfall. Die Wichtigkeit dieser Gegend wird für jedermann offenbar durch die Nachbarschaft der übrigen Gebiete des kleinrussischen Volkes, der Rumänen, Magyaren und Tschechoslowaken (die slowakischen Schriftsteller hatten die kleinrussischen Teile der Slowakei längst fleißig beachtet). Solange Rußland siegreich war, mußte man in Betracht ziehen, ob es Karpatho-Rußland nicht beanspruchen werde, zumal Ostgalizien sofort besetzt worden war; allein Rußland dachte damals, die Magyaren könnten sich gegen Österreich



wenden, und so hatte es in der Sache keinen bestimmten Plan. Ich habe auf die eigentümliche Magyarophilie des offiziellen Rußland schon hingewiesen. Die Alliierten wünschten nicht, daß die Russen auf die Südseite der Karpathen kommen; darüber wird Dr. Beneš noch aus den Verhandlungen der Friedenskonferenzen interessante Mitteilungen machen können. Die russische Niederlage ergab die Möglichkeit, Karpatho-Rußland unserer Republik anzugliedern. Das war anfangs freilich nur ein frommer Wunsch; aber in Rußland und besonders in der Ukraina mußte ich mich mit dem Plane befassen, da die ukrainischen Führer mit mir über die Zukunft aller kleinrussischen Teile außerhalb Rußlands debattierten. Gegen die Angliederung Karpatho-Rußlands an unseren Staat hatten sie keinen Einwand.

In den Vereinigten Staaten gibt es zahlreiche ausgewanderte ungarische Kleinrussen. Auch mit ihnen kam ich bald in Fühlung, denn sie waren mit den dortigen Slowaken und Tschechen be-  
kannt. Sie traten in die Mitteleuropäische Union ein und wurden in ihr von Dr. Žatkovič vertreten. Die ersten Angebote für die Ruthenen machte mir Herr Pačuta; er stand in Beziehungen zu unseren Slowaken und repräsentierte die russophile, gewissermaßen rechtgläubige Richtung. Dr. Žatkovič vertrat die große Mehrheit der Kleinrussen; diese waren kirchlich organisiert und ergeben Katholiken, Uniaten, politisch waren nur wenige genauer orientiert. Die Intelligenz, die aus der Heimat ankam, hatte magyarisches Bildung genossen. Auch von denjenigen, die sich zu ihrer Nationalität meldeten, konnten nur wenige in ihrer Sprache sprechen; jeder sprach seinen Ortsdialekt, und an den Gebildeteren konnte man merken, daß sie erst während des Redens sich manche grammatischen Formen und Worte bildeten; unter der magyrischen Regierung besaßen sie keine Schulen. Selbst nannten sie sich „ungarische Ruthenen“ (englisch: Uhro-Rusins — Rusin Greek Catholic Churches — Rusinia; die Richtung Pačutas: Carpatho-Russians); als Katholiken lehnten sie die großrussische und rechtgläubige Richtung und aus den gleichen Gründen die Ukrainer ab, in denen sie ebenfalls Rechtgläubige sahen. Doch waren sie auch gegen die galizischen Kleinrussen. Sprachlich hielten sie, wie gesagt und wie aus ihren Zeitschriften hervorging, in den ersten Anfängen der Schriftsprache, klammerten sich an ihre Mundart (eigentlich Mundarten) mit

mehr historischer, als phonetischer Rechtschreibung, wodurch sie sich von den Ukrainern unterschieden.

In den Diskussionen der Mitteleuropäischen Union unterrichteten sie sich über die politische Lage und das mögliche Verhältnis zu den Nachbarnationen. Sie kamen in Fühlung mit den Polen, Ukrainern und Rumänen; über die Magyaren waren sie allerdings besser informiert, und diese entfalteten unter ihnen eine wirksame Agitation. Am Ende entschieden die Ruthenen selbst, sich uns anzuschließen.

Sie berieten über ihre politische Zukunft zum erstenmal auf ihrem Kongreß am 23. Juli in Homestead (1918); da äußerten sie ihre Forderungen noch hypothetisch; sei die vollständige Unabhängigkeit nicht möglich, so sollen die Ruthenen sich mit ihren Brüdern in Galizien und der Bukowina vereinigen; sei auch dies nicht möglich, so sollen sie die Autonomie erhalten. In welchem Staate, wird nicht gesagt. Aber am 19. November hielten sie den zweiten Kongreß in Soranton (Penn.) ab und beschlossen, sich als Staat auf föderalistischer Grundlage mit der weitesten Autonomie der Tschechoslowakischen Republik anzuschließen; wie man schon aus der Terminologie erkennt, wurde der Beschluß nach englischem Muster gefaßt, das allerdings mit den Verhältnissen in Ungarn und Österreich wenig Gemeinsames hatte. Sie forderten auch, in dieses Ruthenenland alle „ursprünglich“ ruthenischen, karpathorussischen Gaue des ehemaligen Ungarn aufzunehmen. Die ruthenischen Organisationen veranstalteten darauf eine Abstimmung nach ihren Kirchensprengeln und erklärten sich mit großer Mehrheit für den Anschluß an die Tschechoslowakei. Ich erhielt von Dr. Žatkovič Memoranden über die Angelegenheit. Meinerseits machte ich ihn auf die Hauptprobleme des Landes, vor allem auf das wirtschaftliche und kulturelle Problem aufmerksam. Ich wies auf die finanziellen Schwierigkeiten hin, die durch die Befreiung Karpatho-Rußlands entstehen werden, auf den Mangel an Beamten, Lehrern und auch Geistlichen, die dem Volke in seiner Sprache dienen können.

Ich beobachtete allerdings auch eine gewisse Spannung zwischen den uniatischen Ruthenen und den Slowaken; die Tschechen waren ihnen annehmbarer, als die Slowaken.

Was die Sprache anbelangt, billigte ich die Einführung des Kleinrussischen in Schulen und Ämtern. Auch wenn das Klein-

russische nur als russische Mundart angesehen wird, betrachte ich seinen Gebrauch aus pädagogischen Gründen für richtig. Ich habe dabei die Anschauung der Großrussen selbst übernommen, wie sie von der Petersburger Akademie der Wissenschaften und hervorragenden russischen Pädagogen formuliert worden ist. Allerdings machte ich auch darauf aufmerksam, daß das Kleinrussische auf der Grundlage der Ortssprache erst durch die Volksschriftsteller ausgebildet werden müsse; ich fürchtete ein Sprachgemisch, künstlichen Sprachsynkretismus, und sprachliche Plumpheiten voraus, die durch die Bürokraten entstehen könnten. Soweit es sich um die russophile Richtung handelte, die sich zum Großrussischen meldete, sah ich keinen Grund, ihr als Minorität, ebenso wie anderen Minoritäten, kulturell Schwierigkeiten zu bereiten.

Übrigens haben wir in der eignen Nation ein Analogon (ein Analogon — nicht denselben Fall!) im Gebrauch des Slowakischen als Schriftsprache.

Schließlich erinnere ich mich, Dr. Žatkovič sehr eingehend auf die politische Bedeutung seiner Heimat und die Schwierigkeiten, die durch die Nachbarschaft Polens, der galizischen und rumänischen Ukrainer und der Magyaren entstehen werden, aufmerksam gemacht zu haben. Aber Žatkovič und auch andere führende Ruthenen erkannten, indem sie alle Umstände gegeneinander abwogen, überzeugt an, daß der Anschluß an unseren Staat am erstrebenswertesten sei.

Wie über Karpatho-Rußland in Paris verhandelt wurde und wie die Ruthenen daheim selbst vorgingen, das fällt bereits in die Zeit der Friedensverhandlungen. Ich erinnere nur daran, daß drei Nationalräte auftraten (von Přešov — Užhorod — Hust), die sich nach einiger Zeit vereinigten und den endgültigen Anschluß an die Tschechoslowakische Republik am 8. Mai 1919 proklamierten.

73.

Bevor ich an die abschließende Schilderung meiner Tätigkeit in den Vereinigten Staaten gehe, muß ich den Bericht über unsere Propaganda in Amerika ergänzen, die mit Hilfe des Herrn Voska gleich 1914 organisiert worden war. Ich habe sie schon öfter erwähnt und auch dargelegt, wie ich zu Beginn des Krieges durch Herrn Voska Beziehungen zur Entente anknüpfte. Herr Voska

kehrte Mitte September (1914) aus London nach New York zurück und erstattete dort meinen amerikanischen Freunden, insbesondere Mr. Charles Crane, Bericht. Er führte die einheitliche Organisation unserer tschechischen Journalistik in Amerika durch und wirkte bei der Zusammenfassung der sofort bei Kriegsbeginn in den verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten geschaffenen Organisationen in den einheitlichen Tschechischen Nationalverband mit. Zugleich knüpfte er Beziehungen zur amerikanischen Journalistik und sehr bald zur Regierung selbst an.

Herr Voska organisierte ein ganzes Erkundungssystem. Einigen seiner Bekannten und Freunden gelang es sehr bald, festzustellen, daß die Zentralmächte in Amerika durch Vermittlung ihrer Botschaften, Konsulate und verschiedener Einzelagenten eine weitreichende Spionage und Geheimarbeit gegen die Ententestaaten ausübten. Dagegen organisierte er mit Hilfe mehrerer offizieller Persönlichkeiten der Entente seine Gegenaktion; Mr. Steed hatte Herrn Voska eine Empfehlung an den Korrespondenten der „Times“ gegeben und dieser ihn wieder dem englischen Marineattaché Mr. Gaunt empfohlen. Soviel ich weiß, half ihm dabei von unseren tschechischen Leuten ausgiebig Herr Kopecký, ein Beamter des österreichischen Konsulats in New York, später unser erster Konsul in den Vereinigten Staaten.

Diese Arbeit, insbesondere die erfolgreiche Gegenspionage, wurde von der Organisation des Herrn Voska während des ganzen Krieges fortgesetzt. Ich muß hier mit großer Anerkennung das Faktum hervorheben, daß sich in diesem Geheimdienst, der wenigstens 80 Leute beschäftigt hat, kein einziger Verräter fand. Übrigens gilt das von unserer ganzen ausländischen Arbeit.

Die Finanzierung unseres Geheimdienstes ging offiziell auf den englischen Geheimdienst über; die ersten Auslagen beglich Herr Voska. Als er mir im Herbst 1916 mitteilte, daß seine Mittel für weitere Auslagen nicht mehr hinreichten, hielt ich es für richtig, daß die Alliierten die Auslagen decken, da der Dienst ausschließlich den Interessen der Alliierten, hauptsächlich Englands zugute kam. Ich vermittelte daher in London die Bezahlung dieser Auslagen.

Im Jahre 1917, als Amerika in den Krieg eintrat, änderte sich unsere Geheimtätigkeit dadurch, daß jetzt die Regierung selbst ihren Geheimdienst vervollkommnete. Dadurch wurden wir freier,

und so reiste Herr Voska im Einverständnis mit den französischen und englischen Behörden nach Rußland, um dort die Berichterstattung und ein Informationsbureau zu organisieren, das Nachrichten nach Washington zu geben hatte. Herr Voska erhielt vom Ministerium des Äußern in Washington Empfehlungen an alle amerikanischen Behörden in Rußland; und damit wurde unserer Propaganda in Rußland die amerikanische Hilfe gewonnen.

Seine Tätigkeit in Rußland beendete Herr Voska Anfang September 1917. Später leitete er einen Geheimdienst in den Entente-staaten. Außerdem war er Verbindungsoffizier zwischen der amerikanischen und unserer Armee. In dieser Stellung verstand er es, insbesondere in Italien vom Amerikanischen Roten Kreuz und von anderen Hilfsorganisationen, der Hygieneabteilung unserer Armee Unterstützung zu verschaffen. Nach Schließung des Waffenstillstandes wurde Herr Voska der amerikanischen Friedensdelegation in Paris zugeteilt. In dieser Eigenschaft kam er dann mit dem Sekretär des Präsidenten Wilson, Mr. Creel, zwecks Organisation der Berichterstattung nach Mitteleuropa. Ich gab damals, bereits Präsident, meine Zustimmung, daß Prag das Zentrum dieser Berichterstattung werde.

Der Geheimdienst in Amerika hat, wie gesagt, sehr dazu beigetragen, unserer Sache so frühzeitig in den Regierungs- und just den entscheidenden Kreisen wirksame Sympathien zu gewinnen. Herr Voska hatte Gelegenheit, über unsere Tätigkeit in Europa und meine Pläne den führenden Mitgliedern der amerikanischen Regierung, dem Obersten House und dem Präsidenten Wilson selbst Bericht zu erstatten.

74.

Eine schwere Aufgabe unserer Propaganda in Amerika und überall bestand darin, von der Notwendigkeit der Aufteilung Österreich-Ungarns zu überzeugen. Wien begegnete nicht der direkten politischen Feindschaft wie Berlin; die Franzosen, Engländer und Amerikaner kämpften nur mit den Deutschen, Österreich hatte seine Front allein gegen Osten und Süden, und so gab es im Westen keine so direkte Feindschaft gegen Österreich wie gegen Deutschland. Italien und Rußland waren zwar gegen Österreich, aber selbst in diesen Ländern gab es einflußreiche Austrophile. Österreich wurde allgemein als Gegengewicht zu Deutschland und als

notwendige Organisation der kleinen Völker und Volksteile, als Schutz vor der Balkanisierung angesehen. Palackýs Wort, daß Österreich erfunden werden müßte, wenn es keins gäbe, war bei den Alliierten eine allgemein verbreitete Ansicht.

Österreich hatte sich auch von allem Anfang an anders verhalten als Deutschland. Es hatte nämlich den Krieg direkt nur Serbien, Rußland und Belgien erklärt; von den anderen Staaten ließ es sich den Krieg erklären. Auch Italien erklärte es den Krieg nicht. Deutschland war darin bestimmter und direkter. Später litt Österreich unter dieser Taktik — Kaiser Wilhelm forderte im Februar 1917 von Karl, die Beziehungen zu Amerika abzubauen. Karl lehnte dies ab.

Die alliierten Regierungen standen auch unter dem direkten Einfluß der österreichischen und ungarischen Diplomaten; überall in den alliierten Ländern gab es genug Austrophile in der Diplomatie (die in Wien gewirkt hatten), gab es Familienbeziehungen (namentlich der magyarischen Aristokratie) usw.

In Amerika trieben die Österreicher und Ungarn, ebenso wie anderswo, starke Propaganda; die konnte ungestört organisiert werden, denn Amerika war zunächst und lange Zeit neutral. Die Magyaren haben in Amerika auch Kolonien, und wie sie daheim die Slowaken, Ruthenen und andere Nationalitäten beherrschten, so verstanden sie auch noch während des Krieges in Amerika die Kolonien dieser Völker zu beeinflussen. Selbst manche Führer dieser Kolonien merkten oft nicht, wie sie unter magyarischem Einfluß standen. Die Österreicher und Magyaren agitierten wirksam damit, daß sie sich als Opfer Deutschlands hinstellten. Sie streuten aus, daß sie gegen ihren Willen von Deutschland zum Kriege gezwungen worden seien.

Überall half den Magyaren die Revolution von 1848 und die Erinnerungen an Kossuth, der in den alliierten Ländern im Exil gelebt hatte.

Wirksam war für Österreich-Ungarn auch die katholische Propaganda. In Amerika, Frankreich und auch in Italien verteidigten die Katholiken Österreich-Ungarn als den katholischen Hauptstaat. Und die katholische Propaganda war geschickt. Sie arbeitete verhüllt und mit unpolitischen Vermittlern; das mußte in jedem Lande erkannt und die Gegenpropaganda mit entsprechender Methode eingerichtet werden.

Ich habe die Politik des Vatikans zu Kriegsbeginn erwähnt; im Verlauf des Krieges änderte der Vatikan vorsichtig seinen Standpunkt, er wollte sich an die unterliegenden Mächte nicht binden, doch für Österreich nahm er dauernd Partei. Das Verhältnis zu Deutschland war nicht so bestimmt und einheitlich; allerdings ist die katholische Minderheit in Deutschland sehr groß und der deutsche Katholizismus überragte auch durch seine Theologie und Kirchenorganisation den in Österreich. Aber die österreichische katholische Dynastie genoß den Vorzug vor der protestantischen in Deutschland, Österreich hatte seine alten katholischen Traditionen; die Komplimente Wilhelms vor dem Katholizismus und dem Vatikan wurden gern angenommen, der größere Teil der vatikanischen Politiker war jedoch gegen die deutsch-preußische Vorherrschaft und hoffte, daß Österreich im eigenen Interesse ein starker Schutzwall gegen Deutschland sein werde. Wenigstens vertrat Gasparri diese Ansicht und sprach sich deshalb (1918) gegen die Errichtung neuer Staaten aus, da er sie für zu schwach hielt, um Deutschland abzuwehren. Nur Polen wollte er befreit haben, aber nach dem österreichischen Plan. Bis zu einem gewissen Grade war der Vatikan von den Zentralmächten dadurch gewonnen worden, daß sie ihm Unterstützung für die Rückeroberung des von Italien unabhängigen päpstlichen Staates verhiessen. Im Vatikan empfand man es seit Beginn des Krieges unangenehm, daß sein Verkehr mit den katholischen Staaten und Organisationen nicht frei genug war; die Frage wurde brennender, als Italien sich am Kriege beteiligte und vor allem durch den Londoner Pakt, demzufolge der Papst zur Friedenskonferenz nicht zugelassen werden sollte. Darauf entstand der von Österreich und Deutschland geförderte Plan, der Kurie ein Territorium längs der Tiber bis zum Meere zu sichern, damit die den päpstlichen Diplomaten unbequeme Durchfahrt durch Italien entfalle. In den Jahren 1916 und 1917 wurde dieser Plan publizistisch eifrig erörtert.

Die austrophilen Anschauungen und die Stimmung, wie sie in den offiziellen alliierten Kreisen bis Frühjahr 1918 andauerte, wird am besten durch die Ausführungen des Präsidenten Wilson charakterisiert; seine Erklärung über Österreich-Ungarn in der Botschaft an den Kongreß vom 8. Januar 1918 war noch austrophil. In diesem seinem ausführlichsten, in vierzehn Punkten formu-

lierten Programm wird gesagt, daß „den Völkern Österreich-Ungarns, deren Platz in der Reihe der Nationen wir verbürgt und gesichert wünschen, die freieste Gelegenheit zu einer autonomen Entwicklung geboten werden solle“. Und Wilson beruft sich auf eine Kundgebung Lloyd Georges, der am 5. Januar 1918 vor Arbeitern erklärt hatte, die Vernichtung Österreich-Ungarns sei kein Kriegsziel der Engländer.

Wilson wiederholt in seinen vierzehn Punkten genauer, was er am 4. Dezember 1917, als er dem Kongreß die Bedeutung des von den Vereinigten Staaten an Österreich-Ungarn erklärten Krieges dargelegt, gesagt hatte. Auch hier, in der Kriegserklärung, wendet Wilson sich hauptsächlich gegen Deutschland und meint von Österreich, daß seine Völker, ebenso wie die Völker des Balkans und der Türkei, von der schamlosen preußischen Fremdherrschaft, der militärischen und geschäftlichen Autokratie befreit werden müssen. „Wir sind es uns selbst schuldig, zu erklären, daß wir nicht wünschen, das österreichisch-ungarische Reich zu schwächen oder umzugestalten. Es geht uns nichts an, wie es industriell oder politisch leben will. Wir haben nicht die Absicht, noch wünschen wir, ihm etwas zu diktieren. Wir wünschen nur, daß die Angelegenheiten seiner Völker in allen großen und kleinen Dingen in ihren eigenen Händen ruhen.“ In dieser Rede wird also die Meinung ausgesprochen, Österreich solle von der preußischen Vorherrschaft befreit werden; diese Meinung pflegte in der Schweiz Professor Herron, Wilsons Vertrauensmann, zu vertreten. Herron sagte noch im Herbst 1918 zu Lammasch, Amerika sei nur darum gegen Österreich, weil dieses mit Deutschland gehe; gegen Österreich selbst empfinde es keinerlei Feindseligkeit. Nur aus dieser Anschauung des Präsidenten Wilson über das Verhältnis Österreichs zu Deutschland läßt sich die gewiß sehr charakteristische Tatsache verstehen, daß die Vereinigten Staaten den Krieg an Österreich-Ungarn erst am 4. Dezember 1917 erklärt hatten. Wenn in dem Buche des Prinzen Sixtus gesagt wird, Präsident Wilson habe dies auf mein fortwährendes Drängen getan, so muß ich diese Behauptung richtigstellen. Ich habe zwar dem Präsidenten Wilson durch einige Bekannte diesen Schritt als logische Konsequenz des Krieges mit Deutschland empfohlen, doch zweifle ich, daß dies zu jener Zeit genügt habe. Soviel mir bekannt ist, forderte Italien nach Caporetto die Kriegserklärung

an Österreich, um dadurch die Position seiner Regierung im Innern zu stärken; das Ersuchen wurde dem Präsidenten Wilson durch den amerikanischen Botschafter in Paris, Mr. Sharp, übermittelt.

Sehr stark war die Österreichfreundlichkeit auch in England. Lord Palmerston hat zwar schon 1849 sein bekanntes, sehr scharfes Urteil über die Österreicher gefällt („die Bestien!“) und ebenso Gladstone (1880); zu Beginn des Krieges gebrauchte Lloyd George den Satz über „das Reich zum Umfallen“ (ramshackle Empire), aber sehr viele einflußreiche Engländer sympathisierten mit Österreich, Wien und Budapest oder waren der Ansicht, daß Österreich, wenn es auch nichts wert, doch besser sei als die verschiedenen kleinen Nationen; Österreich verhindere die Expansion Deutschlands und die „Balkanisierung“ Europas.

Wie diese Austrophilie eingewurzelt war, ist am besten aus der Tatsache zu ersehen, daß Sonnino, obgleich er für Italien Stücke Österreichs beanspruchte, für die Erhaltung Österreich-Ungarns eintrat: das war eine Folge des politischen Konservatismus, der die „Balkanisierung“ Mitteleuropas fürchtete, speziell bei Sonnino auch eine Folge der Politik, die eine Einigung der Südslawen nicht wünschte.

Schließlich besaß Österreich einen Beschützer in den Sozialisten, namentlich in den Marxisten; sie waren gleichfalls gegen die „Balkanisierung“ und fanden daher Österreich trotz seiner Rückständigkeit annehmbar. Die deutschen Marxisten akzeptierten außerdem die Politik Deutschlands gegen Österreich, obgleich die Schöpfer des deutschen Sozialismus Österreich sehr scharf verurteilt hatten. Lassalle hatte in Österreich, in seinem Wesen, das Prinzip der Reaktion erblickt und damit den konsequenten Feind aller Freiheitsbestrebungen. Österreich müsse im Interesse der Demokratie „zerrissen, zerstückelt, vernichtet, zermalmt, seine Asche in alle vier Winde zerstreut“ werden. Marx sah das Prinzip der Reaktion zwar in Rußland, doch auch er verurteilte Österreich. Diese Argumente leisteten mir in Diskussionen mit Sozialisten gute Dienste.

Bei solch einer für Österreich günstigen Stimmung leitete Kaiser Karl selbst mit Hilfe seines Schwagers, des Prinzen Sixtus von Bourbon, der mit seinem Bruder in der belgischen Armee diente, Friedensverhandlungen mit der Entente ein; ich habe

schon davon gesprochen und auf den inneren Zusammenhang mit den anderen Friedensversuchen, die 1917 von verschiedenen Seiten unternommen wurden, hingewiesen. Die Verhandlungen wurden Ende Januar 1917 durch die Mutter des Prinzen Sixtus, die von Karl in die Schweiz entsandt worden war, dann durch andere Vertrauensleute des Kaisers begonnen; Sixtus kam selbst zum Kaiser nach Wien. In seinem Briefe von 24. März 1917, der für den Präsidenten Poincaré bestimmt war, verspricht Karl, sich mit allen Kräften dafür einzusetzen, daß Elsaß-Lothringen von Deutschland herausgegeben werde; für Österreich verlangt er die Erhaltung der Monarchie in den gegebenen Grenzen. Nach den Verhandlungen, die sich eigentlich seit Beginn Dezember 1916 hinzogen, sprach Sixtus (1917) mit dem Präsidenten Poincaré fünfmal; Minister Briand billigte den Plan, ebenso Lloyd George, der mit Sixtus mehrmals sprach. Prinz Sixtus wurde auch vom englischen König empfangen.

Ich will mich auf Einzelheiten nicht einlassen. Zwischen dem Kaiser und dem Grafen Czernin entstanden in der Sache Gegensätze und Mißhelligkeiten; Czernin trat dann unloyal gegen die Franzosen auf, in seiner schon erwähnten Wiener Rathausrede speziell gegen Clémenceau. Er behauptete, Clémenceau habe (vor Einleitung der neuen deutschen Offensive) einen Unterhändler zu ihm geschickt; darauf antwortete Clémenceau einfach mit dem bekannten Wort: „Graf Czernin hat gelogen!“ Die österreichische Regierung log weiter, am Ende verteidigte sich Kaiser Karl selbst mit wiederholten Unwahrheiten vor Kaiser Wilhelm, wobei er Clémenceau angriff, bis die Veröffentlichung der Photographie von Karls Schreiben dem Lügen ein Ende machte. Clémenceau fertigte in drastischer Weise Karl und Czernin mit dem das habsburgische Österreichertum treffend charakterisierenden Worte ab: „consciences pourries“. Die Dinge sind jetzt (hauptsächlich durch den Vertrauensmann des Prinzen Sixtus und durch Ribot) publizistisch zur Genüge aufgeklärt; der Leser kann sich an den Einzelheiten über die habsburgische Verlogenheit und unendliche Ungeschicklichkeit selbst unterrichten. Die Bedeutung der Verhandlungen des Prinzen Sixtus lag darin, daß sie direkt zwischen den einflußreichsten Persönlichkeiten auf beiden Seiten stattfanden — der österreichische Kaiser schrieb selbst an den Präsidenten der französischen Republik, in die Verhandlungen

griffen Briand, Lloyd George, der englische König u. a. ein. Zu ihnen gesellte sich noch der französische Generalstab. Wäre die russische Revolution nicht ausgebrochen, so hätte Sixtus dem Wunsche Karls gemäß auch mit dem Zaren verhandelt.

Wien hatte die Verhandlungen mit der Entente auf mehreren Seiten, sozusagen konzentrisch, eingeleitet. Graf Czernin begann (unaufgefordert?), mit Hilfe seines Freundes, des Grafen Revertera, Botschaftsrates a. D., und einiger anderer Bekannten mit der Entente zu verhandeln; Revertera kam mit dem Grafen Armand zusammen, dem Chef des französischen Erkundungsdienstes in Freiburg in der Schweiz. Die Verhandlungen zogen sich seit Juli 1917 bis Februar 1918 hin. Lloyd George war verständig und billigte das Programm. Dr. Beneš stand mit Major Armand im Frühjahr 1918 in Verbindung; der Graf hoffte damals auf die Möglichkeit einer Revolution in Österreich-Ungarn und tat in dieser Richtung vielleicht auch ein Übriges, da er erwartete, dadurch Österreich zum Frieden noch bereiter zu machen. Seine Verhandlungen wurden mit Wissen des französischen Generalstabes geführt, selbst Foch billigte sie. Sie wurden auf französischer Seite von Painlevé und Clémenceau veranlaßt.

Noch auf einer anderen Seite führte Österreich Unterhandlungen mit der Entente. Im September und im Dezember (1917) verhandelte der ehemalige österreichische Botschafter in London Graf Mensdorff mit dem General Smuts über den Frieden. Seton-Watson vermutet, daß Mensdorffs Angebote den alliierten Regierungen bekanntgegeben wurden und die von Wilson zitierte Erklärung Lloyd Georges im Januar 1918 unter ihrem Einfluß entstand. Lloyd George sandte — einigen Berichten zufolge — den General Smuts noch im Januar 1918 zum Grafen Mensdorff.

Von den Verhandlungen des Prinzen Sixtus erfuhr ich, wie ich schon gesagt habe, in London vor meiner Abreise nach Rußland; in Berlin wurde über die Sache viel gesprochen, und von dort kamen kurze Nachrichten nach London. Ich erfuhr zwar nicht den genauen Inhalt, aber den brauchte ich nicht, mir genügte zu wissen, daß Österreich bereits in direkter Fühlung mit den Alliierten sei. Was Wien wollte und was es vorschlug, dachte ich mir zurecht. Die Einzelheiten erfuhr ich später.

Ich betrachte die österreichische Friedensaktion folgendermaßen: Die Alliierten dachten seit Beginn des Krieges daran,

daß Österreich sich von Deutschland trennen lasse; sie hätten mit Österreich Frieden geschlossen, aber mit Deutschland weiter gekämpft bis zu seiner vollständigen Niederringung. Das schloß ich gleich im Winter 1914 aus den Londoner Berichten, die offizielle Anschauung über Österreich bestätigte es mir überall. In diesem Sinne arbeitete die österreichische Propaganda: Österreich gehe gezwungen mit Deutschland, eigentlich sei es gegen Deutschland, Karl selbst redete ausdrücklich so. Nach dem Tode Franz Josephs hatte Karl in Frankreich und England die stärkste Position dadurch, daß er für den Krieg nicht verantwortlich war; er äußerte beständig seine Bereitschaft zum Frieden und gewann bei den Alliierten Sympathien.

Der Plan, Österreich-Ungarn von Deutschland zu trennen, wurde durch die Erfolge der Deutschen und die Niederlage Rußlands, später durch die russische Revolution bestärkt. Im Jahre 1916 bemerkten wir plötzlich an unserem Freunde und Mitarbeiter Svatkovskij, daß er sich mit Österreich bedenklich aussöhne; unter dem Einfluß des Regimes Stürmer trat er ausgesprochen für die Verständigung mit Österreich und, wenn nötig, auch mit Deutschland ein. Mit Svatkovskij sympathisierten manche einflußreiche französische Journalisten, die vorher mit uns gegen Österreich gewesen waren. Daraus mußte ich schließen, daß auch Regierungskreise dieser Meinung wohlwollten, und gab darauf stets acht.

Daß besonders in Frankreich der Gedanke, Österreich-Ungarn gegen Deutschland zu gewinnen, seit Beginn des Krieges ziemlich verbreitet war, ist daraus zu ersehen, daß der Botschafter Paléologue am 1. Januar 1915 dem Minister Sazonov einen detaillierten Plan vorlegte. Ich habe darüber in anderem Zusammenhang berichtet; hier will ich loyal hinzufügen, daß Paléologue seinen Plan für persönlich erklärte, nicht für offiziell, und darum erwähne ich ihn nur als Symptom. In Frankreich trug bald zur älteren Sympathie für Österreich und namentlich für Wien die militärische Absicht bei: durch den Separatfrieden mit Österreich die Deutschen militärisch zu schwächen und zu besiegen. Dabei sprach die ungünstige Gesamtlage auf den Kriegsschauplätzen mit. So kann man sich erklären, daß Minister Briand, der (Februar 1916) unser in der Forderung, Österreich-Ungarn zu vernichten, gipfelndes Programm angenommen hatte, ein Jahr später auf die Angebote des Prinzen Sixtus, Deutschland so zu isolieren und zu vernichten, einging.

Und außer Briand waren der Direktor des Protokolls Martin, Freycinet, Jules und Paul Cambon u. a. eines Sinnes mit Sixtus (also mit Karl) — eine bedeutende Reihe einflußreicher und entscheidender Männer. Diese meine Auslegung scheint mir durch den Standpunkt des französischen Generalstabes und des Generals Foch bestätigt zu werden: der Generalstab befaßte sich nach dem Mißerfolg Nivelles ernsthafter mit dem Plan.

Was Clémenceau betrifft, so bin ich über das Werden seiner Anschauungen nicht informiert. Als ich zum erstenmal mit dem offiziellen Paris in Berührung kam, vernahm ich, daß er uns ungünstig gesinnt sei. Noch in Amerika wurde mir berichtet, er habe im Frühjahr 1918 mit Österreich verhandeln wollen und bereits, ich vermute durch einen bekannten Journalisten, dazu Beziehungen angeknüpft (was Czernin mißbraucht hat?), aber die Ungeschicklichkeit Wiens habe ihn abgeschreckt. Auf jeden Fall hat gerade Clémenceau uns sehr geholfen.

Unsere Leute hielten sich oft über die Sympathien für Österreich auf; aber: waren denn die Franzosen und alle anderen in dieser ihrer Politik nicht lange — durch uns selbst bestärkt worden? Wer verkündete, angefangen von Palackýs ursprünglicher Anschauung, bei uns die Austrophilie und die Idee, daß Österreich ein Schutz gegen Deutschland sei? Und was wurde während des Krieges bis zum Jahre 1917 über das offizielle Prag gelesen? . . . Die Franzosen mußten sich ebenso umorientieren wie wir, und viele taten es gründlich. Z. B. Chéradame, mit dem wir in Verbindung standen; vor dem Kriege hatte er für die Erhaltung Österreichs gegen Deutschland geschrieben, im Kriege erkannte er, daß Österreich dem Deutschen Reiche nicht mehr zu widerstehen vermag. Karls Verhandlungen konnten nicht vom Erfolg begleitet sein; daß sie überhaupt geführt wurden und wie sie geführt wurden, ist nur ein Beweis dafür — ein allerdings sehr lehrreicher —, wie die offiziellen Kreise auf beiden Seiten politisch nicht orientiert waren. Die Alliierten hatten sich doch im Londoner Pakt gegenüber Italien zu bedeutenden territorialen Zugeständnissen auf Österreich-Ungarns Rechnung verpflichtet; aber sie hatten auch gegenüber Rumänien das Gleiche mit Siebenbürgen getan und Serbien als Minimum Bosnien-Herzegowina und den freien Zutritt zum Meere versprochen, — was blieb also von Österreich-Ungarn übrig? Notabene —

Österreich und speziell Karl war bereit, ganz Galizien dem geplanten polnischen Königreiche unter Deutschlands Führung zu opfern. Wenn auch ein vom französischen Generalstab geförderter Plan aufgetaucht ist, Österreich mit Preußisch-Schlesien oder Bayern zu entschädigen, so ist das ein weiterer Beweis für die offizielle Unorientiertheit.

Mit dieser sachlichen Schwierigkeit erkläre ich mir, daß besonders Ministerpräsident Ribot gegen Karls Plan vorsichtig war und nicht ohne Italien verhandeln wollte. Karl und seine Bevollmächtigten behaupteten zwar, Cadorna und der König hätten (etwa zur Zeit der ersten Verhandlungen des Prinzen Sixtus) Österreich den Frieden angeboten, aber ich bezweifle, daß die Nachricht in diesem Wortlaut vollständig ist. Manche Unterhändler Karls unterstützten ihr Angebot durch die Behauptung, auch das nachzarische Rußland — Fürst Lvov — habe sich Österreich angeboten, aber es scheint, daß auch diese Behauptung, ebenso wie die über Italien, auf Franzosen und Engländer keine Wirkung mehr tat. In Paris hatte man Nachrichten, daß, umgekehrt, Österreich — Czernin — sich Rußland angeboten habe. Ich erfuhr auch in Rußland (im August 1917), daß ein holländischer Korrespondent dem damaligen Minister des Äußern, Tereščenko, eine Botschaft Österreichs überbracht habe; Österreich gestand Rußland den Sonderfrieden zu; soviel ich weiß, war Tereščenko nicht dagegen, aber die damalige Regierung hatte nicht mehr die Macht und den gehörigen Mut. Über die Friedensverhandlungen mit Rußland habe ich übrigens schon früher berichtet.

Wie unorganisch die Verhandlungen der Entente mit Karl waren, ergibt sich daraus, daß Frankreich Mitte Dezember 1917, also zur Zeit, da Österreich (durch Revertera, Mensdorff und eigentlich auch durch Sixtus) mit den Alliierten verhandelte, unseren Nationalrat als Haupt der dort errichteten tschechoslowakischen Armee anerkannte; die Verordnung über die Errichtung der selbständigen tschechoslowakischen Armee in Frankreich erschien nach der Vereinbarung des Ministers Clémenceau mit Dr. Beneš am 7. Januar 1918, am Tage bevor Wilson im Kongreß seine vierzehn Punkte bekannt gab und einen Tag nach der austrophilen Rede Lloyd Georges. Schließlich geht der unorganische Charakter jener Verhandlungen doch auch daraus

hervor, daß die Alliierten im Januar 1917 in der Antwort an Wilson unsere Befreiung gefordert hatten und daß sogar Minister Briand diese Forderung gestellt hatte.

Daß Österreich und insbesondere Karl so handelten, verwundert mich nicht. Österreich hatte 1917 bereits seine Schwäche erkannt und propagierte darum seinen unaufrichtigen anti-deutschen Plan. Im April 1917 verfaßte Graf Czernin (übrigens auf Befehl Karls nach der Zusammenkunft in Homburg!) seinen bekannten Bericht über die Lage Österreichs für Kaiser Wilhelm und das deutsche Oberkommando; ich habe schon erwähnt, daß die Entente von diesem Berichte bald erfuhr. Und es versteht sich, daß die Friedensaktion Karls dadurch abgeschwächt wurde.

Nur kurz will ich bemerken, wie Deutschland und vor allem Kaiser Wilhelm die Enthüllung Clémenceaus aufnahmen; es gibt Nachrichten über Karls Canossa, doch wurde auch behauptet, Karl habe sein Angebot mit Wissen Deutschlands getan. Das behauptet Ludendorff — eine, was kritische Konstatierung von Tatsachen und ihre Wertung betrifft, allerdings unverlässliche Firma. Aber Bethmann Hollweg war in der Zeit von Sixtus' Verhandlungen nicht abgeneigt, wenigstens einen Teil von Elsaß-Lothringen an Frankreich abzutreten.

Für uns war es zu Beginn 1918 wichtig, daß Clémenceau so scharf gegen Wien auftrat. Damit, daß er das Tun Karls und Czernins der politischen Öffentlichkeit enthüllte und die Österreicher der Unloyalität überführte, nützte er uns sehr und erleichterte uns die antiösterreichische Arbeit, deren ich mich sofort nach meiner Ankunft in Amerika kräftig angenommen hatte.

Als ich in Amerika eingetroffen war, fand ich in der offiziellen Welt und in der breiten Öffentlichkeit trotz den Enthüllungen Clémenceaus überall eine noch starke Österreichfreundlichkeit vor, und wir hatten daher viel Arbeit mit ihrer Bekämpfung. Aber unsere Propaganda ging in der öffentlichen Meinung ganz Amerikas, in der Gesellschaft von Washington und anderen Städten und überhaupt im breiten politischen Publikum gut vonstatten. Unsere Artikel, Interviews, Vorträge, Denkschriften usw. gewannen uns von einem Tag zum andern Sympathien und Anhänger. Politisch wirkte das historische Argument, das unser Staat dem Rechte nach noch existiere und daß er insbesondere das gleiche Recht habe wie die Magyaren; dabei konnten wir uns auf das

Zeugnis Wilsons (in seinem Buche „The State“) berufen. Wirksam waren die Argumente über die Wahlprivilegien des Adels und alle antidemokratischen Institutionen und Einrichtungen; die Tatsache, daß Deutsche und Magyaren, eine Minderheit, die Mehrheit der Bevölkerung unterdrücken, wirkte immer und überall sehr mächtig. Ebenso mächtig wirkten die Nachrichten über die österreichischen und magyarischen Grausamkeiten, die an unseren Bürgern und denen der anderen Nationen verübt wurden. Wir führten Daten aus der Publikation von Professor Reiss u. a. an.

Ergiebig war stets das Material, das uns — die Magyaren und die Deutschen mit ihren Unwahrheiten und Lügen lieferten; deren Widerlegung nützte uns jedesmal. Ein Beispiel: In einer von Pazifisten veranstalteten Versammlung log ein magyarischer Propagator in plumper Weise, die Magyaren hätten 1870 im Parlament gegen die Annexion Elsaß-Lothringens protestiert; ich überführte den Redner durch die Feststellung, daß es der böhmische Landtag gewesen sei, wo das geschah, während das magyarische Parlament unter Andrassys Leitung die Neutralität Österreich-Ungarns durchgesetzt und Preußen geholfen habe. Und derselbe Andrassy sei dann mit Bismarck gegangen, so daß de facto die Magyaren den Grundstein zum Dreibund und seiner Politik gelegt haben. Dieses Argument konnte und mußte ich gegen die magyarische Propaganda häufig verwenden.

Die Propaganda verfolgte, wie überall, den Zweck, Amerika mit unserer politischen und kulturellen Geschichte bekannt zu machen. Von den Tschechen und dem ehemaligen tschechischen Königreich wußte man wohl, aber mit den Slowaken hatten wir Schwierigkeiten; sie waren unbekannt, und die Amerikaner begriffen schwer, daß sie einen Teil unserer Nation bilden.

Die Amerikaner mußten überzeugt werden, daß unsere Nation befreit sein wolle und um die Freiheit kämpfe. Immer wieder wurde uns vorgehalten, daß die tschechischen Führer in der Heimat sich gegen Österreich nicht feindlich stellen. Das mußte widerlegt werden. Das Desaveu vom Januar 1917 wurde uns vorgeworfen, da es Wilsons Ansicht zu bestätigen schien.

Dagegen führten wir allerdings an und wiederholten stets, daß das Desaveu offenbar erzwungen worden sei, und paralyisierten es durch die späteren Erklärungen. Wie schon erwähnt, war uns dabei die Interpellation der Deutschen im Dezember 1917 be-



hilflich; wir brachten sie als Beweis vor, daß sich unsere Nation wirklich im Aufstand gegen Österreich befinde.

Im selben Sinne wurde die Deklaration vom 6. Januar 1918 verwendet, und für die Slowaken konnten wir das Manifest vom Sv. Mikuláš (1. Mai) ausnützen, obgleich der Wortlaut, wie wir ihn in Amerika erhielten, offenbar ganz unvollständig oder durch die magyarisches Zensur verfälscht war.

Unsere antiösterreichische Propaganda wurde durch die aller anderen Völker Österreich-Ungarns verstärkt. In unseren Artikeln und Publikationen verfochten wir überhaupt auch die Rechte dieser anderen Völker und standen mit der Führung der Südslawen, Polen, Kleinrussen, Rumänen und Italienern in enger Verbindung. Sehr oft waren unsere Versammlungen gemeinsam; der römische Kongreß wurde uns eine wirksame Waffe, ebenso die Mitteleuropäische Union.

Sehr wirkungsvoll war die Beweisführung, daß Österreich am Kriege mitschuldig sei. Die österreichische und magyarisches Propaganda wälzte alle Schuld am Kriege auf Deutschland ab; wir bewiesen, daß auch Österreich große Schuld treffe.

Als Kaiser Karl, die Regierung und verschiedene Politiker angingen, den österreichischen Völkern und insbesondere uns Tschechen Versprechungen zu machen (in der das Parlament eröffnenden Thronrede verheißt der Kaiser Verfassungs- und Verwaltungsänderungen mit besonderer Rücksicht auf die Tschechen), wurde dies gegen uns vorgebracht. Dagegen führten wir allerdings unter allem andern an, wie die österreichischen Minister Seidler und Czernin (dieser in Brest-Litovsk) sich Wilsons Formel über die Selbstbestimmung der Nationen widersetzt haben; sehr scharf beleuchteten wir die brüske Art der Czerninschen Antwort auf Wilsons Friedensbedingungen. Aber den Hauptnachdruck legten wir darauf, daß Österreich seine Versprechungen aus Schwäche mache und daß sie unaufrichtig seien; Karl dachte im Herbst 1917 daran, sich zum König von Böhmen krönen zu lassen, Statthalter Coudenhove unterstützte den Plan, aber die Wiener Regierung lehnte ihn ab, wobei gar nicht darüber gesprochen zu werden braucht, daß eine formale Krönung für unser Volk nichts bedeutet hätte. All das würde uns kaum genügt haben, wenn unsere politische Lage sich inzwischen nicht dadurch bedeutend verändert hätte, daß auch die anderen Alliierten nach

Frankreichs Vorbild unseren Nationalrat und seine Bestrebungen anerkannten, weil wir in drei alliierten Ländern unsere Legionen besaßen. Hauptsächlich nützte uns dann in Amerika der Widerhall, den unsere sibirische Expedition in der ganzen Welt fand.

75.

Über die sogenannte Anabasis will ich hier nur soviel sagen, als zum Verständnis und zur Ergänzung dieses Berichtes über unsere politische Arbeit im Auslande nötig ist.

Ich hatte mich in Japan befunden, als der verhängnisvolle Zwischenfall von Tscheljabinsk sich ereignete. In Tscheljabinsk verwundete am 14. Mai, wie mir damals gemeldet wurde, ein deutscher Gefangener einen unserer Jungen und wurde auf der Stelle niedergeschlagen. Die Bolschewiken von Tscheljabinsk ergriffen die Partei der deutschen und magyarisches Gefangenen, es folgten die nun schon bekannten weiteren Ereignisse, die mit der Einnahme der Stadt durch unsere Truppen endeten. Das waren allerdings bereits Folgen früherer Konflikte, die zwischen den Lokalsowjets, Moskau und unserer mit der Bahn nach Wladiwostok transportierten Armee entstanden waren. Am 21. Mai waren schon Maxa und Čermák, die Vertreter der Zweigstelle, in Moskau verhaftet worden.

Diese und die darauffolgenden Ereignisse erfuhr ich erst in Amerika; Ende Mai waren unsere Abteilungen in Tscheljabinsk übereingekommen, den Marsch nach Wladiwostok in militärischer Weise durchzuführen. Am 25. Mai hatte tatsächlich der Kampf, die militärische, kriegerische Anabasis begonnen; die ersten unbestimmten Meldungen über den siegreichen Kampf der Unseren mit den Bolschewiken trafen Ende Mai ein, vor allem die Nachricht über die Eroberung von Pensa (29. Mai). Dann folgten Meldungen über die Eroberung anderer Städte an der Wolga (Samara, Kasan usw.) und über die Einnahme von Städten und der Bahnlinie in Sibirien.

Die Wirkung dieser Meldungen in Amerika war überraschend und sozusagen unglücklich, — auf einmal waren die Tschechen, die Tschechoslowaken jedermann bekannt; unsere Armee in Rußland und in Sibirien wurde Gegenstand des allgemeinen Interesses, ihr Vormarsch rief geradezu Begeisterung hervor. Bis zu einem gewissen Grade wuchs die Begeisterung, wie es in solchen Fällen

oft zu sein pflegt, aus der Unkenntnis der Sache; aber die amerikanische Öffentlichkeit begeisterte sich wirklich. Die Anabasis unserer russischen Legionen wirkte nicht nur auf die breite Öffentlichkeit, sondern auch auf die politischen Kreise. Die Beherrschung der Eisenbahn und die Besetzung von Wladiwostok, all dies erschien wie eine Sage, wie ein Märchen. Die Erfolge der deutschen Offensive in Frankreich gaben ihr den dunklen Hintergrund ab. Der Beherrschung der Eisenbahn schrieben auch nüchterne Politiker und Militärs eine große militärische Bedeutung zu. Ludendorff veranlaßte einen Protest seiner Regierung, der gegen unsere Armee in Rußland den Bolschewiken überreicht wurde, und er führte es auf unsere Anabasis zurück, daß die deutschen Gefangenen nicht in die Heimat zurückkehren und die Armee verstärken konnten.

Der politische Erfolg in Amerika war entschieden, und dies um so mehr, als die sibirische Anabasis auch in Europa in gleicher Weise beurteilt und aufgenommen wurde. Es ist gewiß, daß sie auf den politischen Entschluß der Regierung der Vereinigten Staaten Einfluß hatte; die Ereignisse in Sibirien kamen durch direktes Kabel nach Amerika früher und fanden dort stärkeren Widerhall als in Europa; die Legionen wurden Anfang August in Amerika populär, in Europa etwas später. In Europa wurde die politische und militärische Öffentlichkeit durch die nahen Geschehnisse lebhafter beschäftigt, denn hier wurde der eigentliche Krieg geführt \*).

\*) Als Beleg der amerikanischen Auffassung von der sibirischen Anabasis führe ich aus einer Zuschrift vom 13. September 1918 des inzwischen verstorbenen Mr. Lane, Wilsons Minister des Innern, die Worte an: „... Ist die Welt groß — nicht? Und ihre größte Romantik ist nicht einmal die Tatsache, daß Woodrow Wilson ihr Herr ist, sondern der Vormarsch der Tschechoslowaken über 5000 Meilen von Russisch-Asien — eine Armee auf fremdem Gebiet, ohne Regierung, ohne eine Spanne Landes, die als Nation anerkannt wird. Das erregt meine Phantasie, glaube ich, wie nichts anderes im Kriege seit der Zeit, da König Albert von Belgien bei Lüttich aushielt.“ (The Letters of Fr. K. Lane, 1922, p. 293.)

Aus England haben wir einen Brief Lloyd Georges vom 11. September 1918: „An den Präsidenten des tschechoslowakischen Nationalausschusses, Paris.

Im Namen des britischen Kriegsministeriums sende ich Ihnen unsere herzlichsten Glückwünsche zu den erstaunlichen Erfolgen, die vom tschechoslowakischen Korps gegen deutsche und österreichische Truppen in Sibirien errungen wurden. Die Nachricht über die Erlebnisse und Siege dieses kleinen Heeres ist in der Tat eines der größten Epen der Geschichte. Sie erfüllte uns alle mit Be-

Allerdings liefen bei mir bald auch, wie es in jedem Kriege nicht anders sein kann, ungünstige Nachrichten ein. Zunächst waren es die Nachrichten über verschiedene Unzulänglichkeiten in der Armee. Nach einiger Zeit, von August ab, verließ die Armee die eroberten Städte an der Wolga. Der Kampf auf so langer Front war gewiß schwierig und die Einnahme der Wolgastädte wohl ein strategischer Fehler gewesen. Etwas später wurden ungünstige Nachrichten über den moralischen Zustand unserer Armee in Sibirien verbreitet; es begann die Gegenpropaganda der Bolschewiken und aller unserer politischen Feinde.

Mich verdrossen mehr die Nachrichten alliierter Offiziere, die aus Rußland und Sibirien ankamen und das Sinken der Zucht in unserer Armee schilderten; diese Nachrichten gelangten nur zu geringem Teil in die Öffentlichkeit, aber es ist natürlich, daß sie uns schaden. Dennoch blieben uns die Sympathien der großen Mehrheit der öffentlichen Meinung und der Regierungskreise gesichert.

Ich bemühte mich um Hilfe für unsere Jungen bei der Regierung, und tatsächlich kam es zur militärischen Hilfsexpedition nach Sibirien und zur Aktion des Präsidenten Wilson und des amerikanischen Roten Kreuzes. Am 3. August 1918 kam die amerikanische Regierung mit der japanischen überein, einige wenige Tausend Mann nach Wladiwostok zu senden; der Zweck der Aktion wurde mit den Worten bekanntgegeben: „den Tschechoslowaken soviel Schutz und Hilfe, wie möglich war, angedeihen zu lassen, und zwar gegen bewaffnete österreichische und deutsche Kriegsgefangene, die sie angreifen“. Präsident Wilson bewilligte einen Kredit von sieben Millionen aus dem Fonds, über den er persönlich disponierte. Es wurde ein besonderes Hilfskomitee für die sibirische Armee gebildet, das über das Geld verfügen sollte; ihm gehörte auch ein tschechoslowakischer Vertreter an. Ich gedenke da der Persönlichkeiten, die uns behilflich waren: Mr. V. Cr. McCormick widmete viel von seiner Zeit unseren Legionen und wirkte auf Wilson, uns Kredite zu ge-

wunderung für den Mut, die Ausdauer und Selbstzucht Ihrer Landsleute und zeigt, wie diejenigen, die in ihrem Herzen den Geist der Freiheit bewahren, über die Zeit, Entfernung und materiellen Mangel zu siegen wissen. Ihre Nation hat Rußland und den Alliierten in ihren Kämpfen für die Befreiung der Welt vom Despotismus einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Wir werden es nie vergessen.  
Lloyd George.“

währen; Mr. Vauclain nahm sich unser sehr an, und, wie in Sachen der Legionen, nützten uns wiederum Lansings Sekretäre, die Herren Polk und Long. Mr. Landfield, Assistent im Staatsdepartement, der sich lebhaft für alle russischen Dinge interessierte, war uns sehr zugetan. General Goethals, der Erbauer des Panamakanals, Vorsitzender der Einkaufsabteilung der Armee, trug zur Hilfsaktion bei, ebenso General March, der Chef des Generalstabes. Ich will noch den Oberst Sheldon erwähnen, der vom Generalstab unserem Militärattaché Hurban zugeteilt war. Einer der ersten, mit denen ich in Militärsachen in Fühlung kam, war Kapitän Blankenhorn. Diese kurze, trockene Aufzählung von Namen zeigt, wie unsere Sache durch die sibirische Anabasis in die höchsten und entscheidenden offiziellen Kreise gedrungen war. Das amerikanische Rote Kreuz beabsichtigte, uns verschiedene Vorräte und Lieferungen im Werte von 12 Millionen zu spenden; aber diese Hilfe wurde so wie die ganze Hilfsaktion geringer, als wir erwartet hatten, weil die Verbindung mit Sibirien und die Lieferung aus Amerika schwierig war, mitunter geradezu illusorisch.

Die nach Sibirien entsandte Militärmission änderte aus Rücksicht auf die Japaner und infolge anderer Komplikationen ihre Pläne und griff in die Kämpfe gegen die Bolschewiken nicht ein; ich paßte mich den Ansichten der Regierungen und der militärischen Autoritäten der Entente an, aber ohne nennenswerten Erfolg — die Ententemächte waren untereinander nicht einig, und meine Anschauungen über Rußland unterschieden sich doch nur von den eng politischen und militärischen und dadurch in der gegebenen Situation eben unzulänglichen alliierten Plänen.

Die Lage nötigte uns zu einer merkwürdigen Berichterstattung über die sibirischen Vorfälle. Nach der Sachkenntnis, die ich von Rußland und unseren Leuten hatte und nach den uns durch Boten aus Sibirien und Rußland gebrachten Nachrichten lieferten wir den Zeitschriften, verschiedenen politischen Persönlichkeiten und der Regierung Berichte. Als man z. B. über Semenov zu reden anfang und über sein Verhältnis zu unserer Armee falsche Nachrichten zirkulierten, reichte ich der amerikanischen Regierung und dem Präsidenten ein Memorandum ein, worin ich diesen Abenteurer, den einige unserer Leute ganz überflüssigerweise gehätschelt hatten, in richtigem Licht darstellte. Die Ent-

wicklung der Ereignisse gab dem Memorandum (das von Oberst Hurban, der seit Ende Juli den Dienst eines Militärattachés versah, geschrieben wurde) recht. Der amerikanische General Churchill bestätigte nach einiger Zeit völlig unsere Nachricht; dadurch wurde, wie in vielen Fällen, unsere Autorität abermals gestärkt.

Die Frage, wer den Kampf in Rußland und Sibirien verschuldet habe, ob wir oder die Bolschewiken, braucht hier nicht eingehender besprochen zu werden. Ich glaube, daß das Urteil des französischen Offiziers und späteren Bolschewiken Sadoul für die ganze Angelegenheit gilt. Sadoul sah schon im Februar und März 1918 und ebenso später, als der Kampf ausbrach, ganz gut, daß die bolschewikische Regierung in Moskau die Lage nicht richtig beurteilte und unserer Armee zu Unrecht irgendwelche reaktionären Tendenzen zuschrieb. Das war nicht richtig und nicht aufrichtig, namentlich von Trockij, der im März 1918 noch selbst die Hilfe der Alliierten gegen Deutschland erwartet hatte. Die Lage wurde durch einzelne Lokalsowjets und den Einfluß unvernünftiger und politisch unreifer Lokalgrößen verschärft. Ich habe die Abmachung mit den Sowjets vom 26. März 1918 erwähnt; Kommissar Stalin ordnete namens der Moskauer Sowjets dem Ortskommissar in Pensa an, gemäß Abmachung unsere Jungen nach Wladiwostok durchzulassen, aber schon am 28. März, also am zweiten Tag nach dieser Anordnung, fingen die Unsrigen Telegramme des Sowjets von Omsk auf, der die Entwaffnung unserer Truppen und ihren Transport nach Archangelsk forderte. Dem Druck der Lokalsowjets unterlag schließlich auch Moskau. Unsere Jungen führten loyal die Teilentwaffnung durch, wie Moskau sie forderte (die Waffen waren angeblich russisches Eigentum); sie begriffen die Schwierigkeiten Moskaus gegenüber den Deutschen nach dem Frieden von Brest-Litovsk, demgemäß sich keine bewaffneten antideutschen Kräfte auf russischem Gebiet aufhalten durften, aber andererseits fühlten sie die Unloyalität Moskaus gut heraus. Es war nicht loyal, wenn die Bolschewiken (im Juni) den Deutschen vorschlugen, die Bewaffnung der deutschen Gefangenen gegen unsere Leute in Sibirien zu genehmigen; die Deutschen waren korrekter und sprachen sich dagegen aus. Es ist wahr, daß Moskau durch das unverständige und verräterische Vorgehen tschechischer Bolsche-

wiken aufgehetzt worden war. Gegen verschiedene verfärbte Nachrichten sandte ich Ende Juni eine Darlegung in diesem Sinne an Tschitscherin, die auch in allen Blättern Amerikas und Europas veröffentlicht wurde. Unsere Kämpfe in Sibirien bedeuteten keine Intervention gegen die Bolschewiken; sie entstanden aus keiner Interventionspolitik, sondern aus den angegebenen Gründen, die uns zur Abwehr nötigten.

Deshalb ist es auch unrichtig, uns zu beschuldigen, daß wir, wenn auch unwillkürlich, zur Ermordung des Zaren und seiner Familie durch die Bolschewiken in Jekaterinburg (16. Juli 1918) beigetragen haben. Die erste offizielle Meldung in Moskau lautete nämlich, daß der Lokalsowjet die Erschießung des Zaren befohlen habe wegen Fluchtgefahr und der Möglichkeit, daß die Tschechoslowaken den Zaren entführen: unsere Truppen besetzten Jekaterinburg am 25. Juli, aber die Hauptsache ist, daß unsere Legionen in Sibirien absolut nicht den Plan hatten, den Zaren zu befreien. Der Unglückliche! Seine eignen reaktionären Leute hatten ihn geopfert und seine Beseitigung, je nach Bedarf auch durch Ermordung, erwogen; die Bolschewiken kamen und führten aus, was die Monarchisten beabsichtigt hatten — die Geschichte gefällt sich in derartigen Ironien . . .

Bei der Abreise von Rußland hatte ich, wie ich schon erzählt habe, den Auftrag hinterlassen, vom Prinzip der Nichteinmischung nicht abzuweichen; aber ausdrücklich hatte ich die Notwendigkeit der Notwehr betont für den Fall, daß wir von irgendeiner Seite, auch der russischen, angegriffen werden sollten. Die betreffende Stelle meiner Proklamation vom 7. März 1918 („Brüder, Soldaten und Gefangene!“) lautet: „Solange ihr in Rußland sein werdet, waret in den inneren Parteikämpfen wie bisher strenge Neutralität. Nur jene slawische Nation und jene Partei, die sich offen mit dem Feinde verbündet, ist unser Feind.“ Von der „slawischen Nation“ sprach ich im Hinblick auf mögliche Verwicklungen nicht nur mit den Russen, sondern z. B. auch mit den Ukrainern und Polen. Das hinterließ ich dem Sekretär Klecanda schriftlich: unsere Armee solle im Interesse weder der einen noch der anderen Partei intervenieren, dürfe sich jedoch und solle sich verteidigen — Notwehr ist etwas anderes als politisch geleitete Intervention. Selbst konnte ich freilich von Washington keine politischen, geschweige denn militärischen Einzel-

befehle erlassen. Unsere Zweigstelle in Rußland und die einzelnen militärischen Abteilungen mußten nach der gegebenen Lage selbst entscheiden, und mir blieb nichts übrig, als ihrer Urteilsfähigkeit und ihrem guten Willen zu vertrauen. Und dieses Vertrauen wurde nicht enttäuscht. Die Jungen fühlten selbst sehr gut, daß ihnen die politische Führung fehlte; ich denke dabei an die telegraphische Nachricht von Mitte Juni, die von Gajda und Patejdl abgeschickt und in der ein zuverlässiger politischer Führer verlangt wurde. Da es keinen gab, war die Führung auf Distanz unmöglich.

Ich möchte und könnte nicht alles verteidigen, was nach meinem Weggang in den Legionen geschah, nicht nur politisch, sondern auch strategisch. Ich sah eine gewisse Uneinheitlichkeit und ein Schwanken der Politik, Anfälle von Abenteuerertum und häufige Ratlosigkeit einzelner militärischer Abteilungen (ich rede da nur vom Jahre 1918); ich bemängelte, daß das sibirische Kommando nicht sofort die Unfähigkeit Kolčaks und seiner germanophilen Umgebung u. ä. erkannte. Aber zur Erklärung und Entschuldigung darf ich sagen, daß das Beginnen der Bolschewiken unrichtig und illoyal war; unsere Jungen waren überzeugt, daß die Bolschewiken von Deutschen und vor allem von Österreichern und Magyaren angeführt werden, und daß sie also eigentlich gegen Deutschland und Österreich kämpfen. In allen Meldungen wurde auf die Beteiligung deutscher und magyarischer Gefangener an den bolschewikischen Kämpfen gegen uns hingewiesen. Auch die Politik der Alliierten in Sibirien war unklar; von Einzelheiten erwähne ich, daß gerade der französische Kommandant Guinet sich bemühte, eine Front an der Wolga zu halten, indem er Hilfe von einer erdichteten alliierten Armee bei Wologda erwartete. Und die Unsrigen meinten, die tschechisch-russische Front an der Wolga sei ein Wiederaufleben der Kämpfe gegen Deutsche und Österreicher.

Im Ganzen fiel die Sache gut aus, besser, als nicht nur unsere Feinde, sondern auch unsere gerechteren Kritiker ausführen. Was die Disziplin in unserer Armee betrifft, so möge man die lange Untätigkeit, die Verstreutheit vom Ural bis Wladiwostok und die allgemeine Nervosität in Rußland bedenken; soweit es sich um die militärische Seite handelt, so gebe ich die Mängel einer improvisierten Armee und ihrer Leitung, wie ich sie schon dargelegt

habe, zu. Letzten Endes muß nochmals an die uneinheitliche und unbestimmte Stellungnahme der Entente und später auch Amerikas zu Rußland und die dadurch entstehenden Unstimmigkeiten und Unsicherheiten erinnert werden; es war z. B. die französische Mission, die der Zweigstelle den Plan empfohlen hatte, die Truppen nach Frankreich nicht nur über Wladiwostok zu senden, sondern auch über Archangelsk und Murmansk, wodurch die Einheit und Stärke der Truppen bedenklich geschwächt worden wäre.

Unsere Truppen ertrugen lange gutwillig materiellen Mangel und litten moralisch durch die lange Trennung von Familie und Heimat; ein gewisses Nachlassen der Zucht konnte man erwarten. Aber die Armee war trotzdem und trotz vielen Enttäuschungen nicht demoralisiert; einzelne Teile machten schwere Krisen durch, wie der freiwillige Tod von Švec bezeugt, der aber durch seine Tragik reinigend wirkte.

Der Geist unserer sibirischen Armee muß auch nach ihrer nicht-militärischen Tätigkeit beurteilt werden. Unsere Soldaten führten immer und überall neben ihrer militärischen auch die verschiedenartigste wirtschaftliche Arbeit aus. Sehr bald organisierten sich bei der Armee Arbeitsgenossenschaften (im August 1918); etwas später wurde eine Handelskammer, dann eine Sparkasse und Bank gegründet. Am Ural und anderswo organisierten unsere Soldaten industrielle Unternehmungen; ich will da nicht die sehr anständig ausgebaute Militärpost vergessen. An all dies muß man denken, wenn man von unserer Armee in Rußland und Sibirien redet. Es handelt sich nicht nur um die Gloriolen der heroischen Anabasis; wir wollen sie nicht vergrößern, aber es ist ganz unrichtig, sie nur als bloße Augenblicksrakete anzusehen.

In diesem Zusammenhang sei auch erwähnt, daß sich in Sibirien auch unsere Deutschen zu unserer Armee zu melden begannen; aus ihnen wurden Arbeitsabteilungen gebildet.

Schließlich muß auf die verhältnismäßig tadellose Rückkehr der ganzen Armee auf dem Wege um die Welt hingewiesen werden. Ich meine vor allem die Tatsache, daß unsere Jungen durch ihre Disziplin, ihr Auftreten an den einzelnen Haltestellen der Weltreise, unter den unbekanntem Völkern die Kunde von uns verbreiteten; darüber habe ich von amerikanischen und anderen Kapitänen der Transportschiffe sehr angenehme Meldungen.

Auch darin äußerte sich die Disziplin. Dann will ich die ganze Technik der Überfahrt hervorheben, denn in ihr erblicke ich organisatorische Fähigkeit und Geschicklichkeit. Wenige Menschen können sich genauer vorstellen, eine wie große Sache, rein technisch betrachtet, diese Rückkehr aus dem fernen Osten auf dem Wege fast um die ganze Welt war. Daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit bewerkstelligt wurde (der erste Transport von Wladiwostok ging am 9. Dezember 1919 ab; am 17. Juni traf der Generalstab in Prag ein, und am 30. November war die Evakuierung beendet), verdanken wir auch der Freundlichkeit der Alliierten, die uns Schiffe überließen, und dem Dr. Beneš, der deswegen seine erfolgreichen Verhandlungen mit den Alliierten führte.

Mein Plan war allerdings gewesen, die Armee so bald wie möglich nach Frankreich zu bringen; dort sollte sie noch im Jahre 1918 und vielleicht 1919 militärisch zur Geltung kommen. Die Armee kam nicht nach Frankreich; aber Hauptsache war, daß wir eine Armee besaßen und daß sie sich dennoch zur Geltung brachte. Eben die sibirische Anabasis beweist, daß mein Drängen auf eine große Armee hin richtig war und uns Früchte trug; kleine, unmilitärische und politische Abteilungen, wie sie unsere Leute und die russische Regierung gewollt, wären in Rußland versunken und in der bolschewikischen Lauge zergangen.

Davon zu sprechen, was wohl geschehen wäre, wenn unsere Armee Frankreich erreicht hätte, als sich alles zum Frieden neigte, das und ähnliche Vermutungen überlasse ich Historikern und Politikern; „wenn“ —! Gewiß hätte ich es politisch auch gut ausgenützt.

76.

Ich will also zusammenfassen, was bisher über die Formation unserer Truppen in den alliierten Ländern gesagt wurde, und die politische und internationale Bedeutung unseres Auslandsheeres beleuchten.

Gleich zu Kriegsbeginn bestand überall in den tschechischen Kolonien das ganz spontane antiösterreichische Programm, in die alliierten Armeen einzutreten. In den Ländern, die sich im Kriege befanden und mobilisierten, wurden unsere Kolonisten, soweit sie schon Bürger dieser Staaten waren, in die Armeen eingereiht; diejenigen, die dort noch nicht Bürger geworden waren, traten als Freiwillige ein.

In Frankreich wurden unsere Leute zunächst nur in die Fremdenlegion aufgenommen. Dort blieben sie allerdings nicht sehr gern und trachteten daher, sobald wie möglich in die reguläre Armee zu gelangen oder eine selbständige Abteilung zu bilden. Doch lebten in Frankreich nur sehr wenige Landsleute; ihre Zahl fiel anfangs nicht ins Gewicht. Erst später wurde in Frankreich eine eigene Armee gebildet, als Freiwillige aus Rußland und Amerika eintrafen. Trotzdem begriff Frankreich zuerst die Bedeutung unserer Legionen und unterstützte ihre Bildung nicht nur im eigenen Lande, sondern auch in Rußland; die Franzosen hatten eine größere Anzahl von elsässischen und lothringischen Freiwilligen und bewiesen infolgedessen auch in unserer Sache eine größere Initiative.

In Rußland waren die Zustände anders. Dort waren unsere Kolonien größer, man konnte deshalb an einen eigenen Truppenteil denken. So entstand die Družina, doch als Bestandteil der russischen Armee; erst als sich Gefangene in größerer Anzahl zu ihr meldeten, kam die Idee eines selbständigen tschechischen Truppenteils auf. Die Geschichte unserer russischen Armee habe ich dargestellt.

In Italien hatten wir keine Kolonien: in den Städten lebten einzelne oder Gruppen von unseren Leuten. Als sich jedoch die Zahl unserer Gefangenen mehrte, wurde auch in Italien an der Bildung unserer Truppenteile gearbeitet. Der Erfolg stellte sich ein, wenn auch später als anderswo.

In England gab es eine schwache Kolonie in London; sie begann aber sehr früh und wirksam die Agitation für den Eintritt in die englische Armee. Unser Landsmann Kopecký setzte zu Beginn des Krieges mit Hilfe Mr. Steeds durch, daß Tschechen in die englische Armee eintreten durften.

In Amerika, wo wir die meisten unserer Leute hatten, war es längere Zeit unmöglich, eine militärische Abteilung zu bilden, da Amerika neutral blieb; erst im Jahre 1917 entschloß es sich zum Krieg. Deshalb hatten sich manche unserer Leute aus den Vereinigten Staaten schon vorher zur kanadischen Armee gemeldet; in ihr organisierten sich tschechische Kompagnien aus Freiwilligen aus den Vereinigten Staaten; damit waren jedoch Schwierigkeiten verbunden, denn die amerikanische Regierung forderte von ihren Bürgern strenge Wahrung der Neutralität. Im

Jahre 1917, nach der Kriegserklärung Amerikas, organisierte Štefánik mit Zustimmung der Regierung die Musterung für unsere französische Legion; ich erwartete von dieser Aktion nicht viel, denn Tausende von unseren Jungen traten sofort nach Amerikas Eintritt in den Krieg, im Frühjahr 1917, direkt in die amerikanische Armee.

Ich hatte von allem Anfang an, schon von Prag aus, die Aufstellung unserer Truppen erstrebt. Durch Herrn Voska hatte ich über England ersuchen lassen, unsere Gefangenen und Überläufer aufzunehmen. Die meisten Gefangenen hatten wir eben in Rußland, dahin wendeten sich natürlich meine Blicke, und dort richteten wir schließlich nach langen Mühseligkeiten eine wirkliche Armee. Aus Rußland sandten wir einen kleinen Teil auch nach Frankreich. Durch das Entstehen unserer Legionen wurde uns das Problem aufgegeben, wie das Verhältnis der tschechoslowakischen Truppen zur Armee des Staates, auf dessen Gebiet sie formiert waren, zu lösen sei, und damit zugleich das Problem des Verhältnisses unserer und auch der fremden Truppen zu unserem Nationalrat als dem leitenden politischen Organ unseres Befreiungskampfes.

Dieses Problem bestand in Rußland, Frankreich, Italien und auch in Amerika und England, weil englische und amerikanische Truppen mit unseren Abteilungen auf dem Kriegsschauplatz in Frankreich zusammentreffen konnten, was auch geschah. Für Amerika bestand aber das Problem auch darum, weil auch amerikanische Staatsbürger und Tschechen aus Amerika bei unseren Truppen waren. Deshalb mußte seit dem Winter 1917 überall in den alliierten Ländern, sogar auch in Japan und China, das tschechische militärische Problem ganz natürlich in internationaler Form gelöst werden. Nur in Sowjetrußland wurde die Sache unsicher, da Rußland neutral und überhaupt alle internationalen Vereinbarungen mit Rußland unsicher geworden waren.

Die Lösung war überall gleich; die alliierte Regierung ließ auf ihrem Gebiet die Formation und die Freiwilligenmusterung unter Gefangenen und Nichtgefangenen zu; gleichzeitig erkannte sie den Nationalrat als politisches Organ unseres Kampfes und infolgedessen auch militärisch als höchstes Kommando der Truppen an. Oder anders ausgedrückt: unsere Truppen waren, wenn auch Teile der alliierten Armee, autonome, dem Nationalrat unter-

stellte Truppen. Ich war oberster Befehlshaber, gegebenenfalls Diktator der Armee, wie es die Jungen in Rußland proklamiert hatten, allerdings nicht Heerführer; meine Stellung entsprach dem Verhältnis der Souveräne zu ihrer von Heerführern und Behörden geleiteten Armee. Diese Führer waren im gegebenen Falle französische, italienische, russische Generale.

Die Anerkennung des Nationalrates als oberster Militärbehörde involvierte die Anerkennung der Einheit der ganzen Armee, d. h. aller Teile in sämtlichen alliierten Ländern. Weil unsere russische Armee ein Teil des Heeres in Frankreich wurde, war der französische Generalissimus ihr militärischer Oberbefehlshaber, und er ernannte dann den General Janin zum Generalissimus aller unserer Legionen. General Janin befand sich, wie ich dargelegt habe, mit der Militärmission in Rußland; er lernte Rußland und die russischen Armeezustände kennen und auch schon in Rußland unser Heer. Zu Beginn 1918 leitete er für den Nationalrat die Aufnahme aus den französischen Gefangenenlagern, in die unsere gefangenen Soldaten über Italien aus Serbien gelangt waren. Auf seiner Reise nach Sibirien hielt er sich in Washington bei mir auf, und wir konnten uns so über die eventuellen Aufgaben unserer Armee in Sibirien gut verständigen. General Janin erfüllte seine schwere Aufgabe loyal und mit Besonnenheit.

In Wirklichkeit konnte sich diese Funktion praktisch nicht entfalten, weil die einzelnen Teile nicht in einem einheitlichen Ganzen verbunden und die russischen Legionen in Sibirien geblieben waren; in Frankreich wurde der Teil der russischen Legionen mit amerikanischen und den ursprünglichen französischen Freiwilligen vereinigt. In Italien war die Legion viel größer als in Frankreich, doch kam es nicht zu ihrer Vereinigung mit der französischen, nur ein unbedeutender Teil, ich glaube ein Regiment, wurde nach Frankreich gesandt, damit die Einheitlichkeit unserer Armee doch dokumentiert werde.

Da wir die Armee verhältnismäßig spät errichteten, handelte es sich vorher und vom Beginn der Auslandsaktion an darum, die Anerkennung unseres nationalen und politischen Programms, das durch den Nationalrat repräsentiert wurde, zu erlangen. Unsere Auslandsaktion war revolutionär, in den Vereinigten Staaten galt jedoch das Prinzip der Legitimität; daher erfolgte auch die Anerkennung unseres Programms und des Nationalrates nur nach

und nach, keineswegs ohne Schwierigkeiten. Anfangs erfolgte die Anerkennung nichtformal dadurch, daß die Alliierten mich, Dr. Beneš und Štefánik persönlich anerkannten, daß sie mit uns verhandelten; dazu gehört z. B. der Vorsitz des Ministerpräsidenten Asquith bei meiner Londoner Vorlesung.

Ähnlich vollzogen sich die Dinge auf militärischem Gebiet. Zu Beginn des Krieges hatten wir Schwierigkeiten mit den gültigen internationalen Verträgen und Gebräuchen; unsere Gefangenen waren für die Alliierten, international genommen, Österreicher. In allen alliierten Ländern dauerte es längere Zeit, bis man den Unterschied zwischen Österreichern einerseits und Tschechen und Slowaken andererseits begriff und anerkannte. Nicht nur im Westen, sondern auch in Rußland — und dort am strengsten — beachtete man diese staatsrechtliche und internationale Tatsache. Unsere Leute begriffen das schwer, und es entstanden daraus in allen Ländern viele unangenehme Zwischenfälle. Deshalb war es bereits ein Erfolg, als anfangs in den einzelnen Staaten für unsere Gefangenen, ähnlich wie für andere nichtdeutsche und nichtmagyarische Gefangene, verschiedene Erleichterungen erzielt wurden.

Die erste offizielle und ausdrückliche Anerkennung unseres nationalen Programms erreichten wir durch Minister Briand am 3. Februar 1916; darüber wurde ein offizielles Kommuniqué ausgegeben. Auf dieser Grundlage forderte die Entente, abermals durch Briand, in der Antwort auf Wilsons Frage nach den Friedensbedingungen die Befreiung der Tschechen und Slowaken von der Fremdherrschaft. Das geschah am 12. Januar 1917.

Das Jahr 1917 wurde uns gefährlich, weil Kaiser Karl insgeheim einen baldigen Sonderfrieden zu schließen trachtete, um so sein Reich zu retten. Ich habe schon dargelegt, wie durch diesen Schachzug der Habsburger überall die Austrophilie sich geltend machte und wie Karls Werben gerade Frankreich galt. Der Versuch Karls scheiterte und wurde durch die Formation unserer Legionen in Rußland, Frankreich und Italien und die Militärverträge mit Frankreich seit Dezember 1917 voll aufgewogen. Der Nationalrat und mit ihm unser politisches Programm wurde allmählich überall anerkannt, desgleichen sodann unsere Armee. Der Sommer des Jahres 1918 brachte uns eine Reihe entscheidender Anerkennungen aller alliierten Staaten.

Wie die Formierung der Legionen und ihre Beteiligung an dem gemeinsamen Kampfe politisch anerkannt und gewertet wurde, ist aus der Deklaration des Ministers Balfour (9. August 1918) wohl zu ersehen, und deshalb will ich sie hier wiedergeben:  
Deklaration.

„Von allem Anfang des Krieges an hat sich die tschechoslowakische Nation mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, dem gemeinsamen Feinde widersetzt. Die Tschechoslowaken schufen eine bedeutende Armee, die auf drei Kriegsschauplätzen kämpft und in Rußland und Sibirien sich bemüht, die deutsche Invasion aufzuhalten.

In Anbetracht dieser Bestrebungen zur Erlangung der Unabhängigkeit betrachtet Großbritannien die Tschechoslowaken als verbündete Nation und erkennt die Einheit der drei tschechoslowakischen Armeen als alliierte und kriegführende Armee an, die in regelrechtem Krieg gegen Österreich-Ungarn und Deutschland steht.

Großbritannien erkennt auch das Recht des tschechoslowakischen Nationalrates als obersten Organs der tschechoslowakischen nationalen Interessen und als gegenwärtigen Sachwalters (Trustee) der künftigen tschechoslowakischen Regierung an, der über diese alliierte und kriegführende Armee die höchste Gewalt hat.“

Auf Grund dieser Deklaration vereinbarte Dr. Beneš am 3. September für den Nationalrat den ersten Vertrag mit Großbritannien. Die politische Idee unserer Legionen drückte der französische Präsident kurz in der Eröffnungsrede zur Pariser Friedenskonferenz in den Worten aus: „Die Tschechoslowaken haben sich in Sibirien, Frankreich und Italien ihr Recht auf Unabhängigkeit erkämpft.“

Über die Stärke unserer Auslandsarmee gebe ich diese (vorläufige) Statistik:

Die Armee in Rußland	92 000 Mann
„ „ „ Frankreich	12 000 „
„ „ „ Italien	24 000 „
	<hr/>
	128 000 Mann

Zu dieser Kombattanzahl müssen 54 000 der italienischen Landwehrabteilungen zugerechnet werden, die nach dem Waffenstillstand formiert wurden — also insgesamt 182 000 Mann.

Ich glaube, daß die bloße Angabe dieser groben Ziffern einen guten Begriff von unserer militärischen Auslandsaktion und ihrer politischen Bedeutung bietet; die Menge und Qualität der Legionen zeigt, warum die alliierten Regierungen und Armeen unsere Truppen und unsere Tätigkeit anerkannten und warum sie unsere Bewegung mit Respekt und Sympathie annahmen. Und unsere Auslandsarmee behält auch ihre Wichtigkeit in der Heimat und wird sie behalten: zählen wir die Familien, die verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bande der Legionäre, so ergibt sich wenigstens eine Million Menschen, die mit den Legionen unmittelbar verbunden sind — die Legionen sind für unseren Staat eine bedeutsame und beträchtliche politische Kraft.

Die angegebenen Ziffern sind annähernd nach den bis Februar 1923 gesammelten Berichten mitgeteilt; soweit ich nach diesen Berichten die Verluste an Menschenleben, Gefallenen und Gestorbenen abschätzen kann, betragen sie 4500 Mann, für Rußland-Sibirien, Frankreich und Italien — mit diesen Opfern an Menschenleben haben wir die Anerkennung unserer Selbständigkeit bezahlt.

77.

Ich sollte jetzt die einzelnen offiziellen Anerkennungen aufzählen, die uns insbesondere 1918 zuteil wurden; um die Darlegung zu vereinfachen, gebe ich ein chronologisches Schema, wie wir, unser Nationalrat im Auslande und die Legionen, seit Beginn des Krieges von den Alliierten anerkannt wurden. Die Übersicht, die sich am Schluß des Buches befindet, wird zugleich der Rekapitulation der bisherigen Darstellung dienen.

Dieses trockene Schema sagt nichts über die Arbeit und Mühe unser aller im Auslande, das beständige Überlegen, die Nervenanspannung und Gefühlserregung, mit denen dieser politische Erfolg erreicht wurde. Welch ein Pilgern durch die ganze Welt, wie viele Interventionen in den verschiedenen Ministerien in Paris, London, Rom, Petersburg, Washington, Tokio — wie viele Besuche der verschiedensten einflußreichen Personen, wie viele Denkschriften, wie viele Telegramme, wie viele Briefe, wie viele Hilfsinterventionen der alliierten Botschafter und unserer politischen Freunde, wie viele Interviews, wie viele Vorträge und Artikel — aber ohne unsere Auslandspropaganda, diplomatische Arbeit und das Blut der Legionen hätten wir die Selbständigkeit nicht erreicht.



Aus dieser Übersicht ragt auch die Wichtigkeit und entscheidende Bedeutung des Jahresendes 1917 und des Jahres 1918 für unsere politischen Bestrebungen und unsere militärische Teilnahme am Kriege hervor; das Jahr 1918 war eben für alle kriegführenden Nationen und die ganze Entwicklung des Krieges entscheidend. Die Erwartung derjenigen, die die Fortdauer des Krieges noch ins Jahr 1919 voraussagten, wurde nicht erfüllt; der Krieg war durch den Sommer 1918 entschieden worden, wirtschaftlich und strategisch entschieden.

Das Jahr 1918 hatte für Deutschland den Frieden von Brest-Litowsk und den Frieden mit Rumänien gebracht und damit die Verstärkung der Armee gegen die Alliierten in Frankreich; es war klar, daß die Deutschen mit dieser verstärkten Armee die Entscheidung werden herbeiführen wollen, bevor Amerika noch größere Truppenmassen als bis dahin nach Frankreich senden könne. Ich habe gehört, daß die Deutschen anfangs vermutet hatten, Amerika werde überhaupt keine Truppen senden können; sie sollen diese These durch Schiffsversuche auf ihrem Meere „bewiesen“ haben; aber sie irrten darin und trachteten um so energischer, die Entscheidung im Frühjahr 1918 herbeizuführen. Ohne Zweifel merkten sie, daß in Frankreich viele hervorragende Generale mit Sehnsucht auf die amerikanischen Verstärkungen warteten, aus England vernahmen sie gleichfalls von dem wachsenden Pazifismus und der Bereitwilligkeit führender Männer, den Krieg zu beenden. (Auf Lloyd George habe ich bereits hingewiesen.) An Zahl der Truppen kamen die Deutschen den Alliierten völlig gleich. Die Offensive begann also; zur Erhöhung des Effektes wurde Paris aus weittragenden Geschützen beschossen (vom 23. März angefangen). Doch trotz unleugbarem Terraingewinn und bedeutender Anzahl von Gefangenen — von Paris waren die Deutschen nur noch 85 km entfernt, und man (nicht Poincaré!) dachte schon an die Übersiedlung der Regierung von Paris — führte die deutsche Armee die Entscheidung nicht herbei.

Die Alliierten fanden endlich die Form, in der das Kommando unter Foch vereinigt wurde; das ging nicht leicht, denn nicht nur die englischen, sondern auch die französischen Kommandanten hüteten eifersüchtig ihren Vorrang. Die alliierten Armeen wurden vereinigt, und Foch leitete im Juli die Gegenoffensive ein; nach

der empfindlichen Niederlage der Deutschen bei Amiens (8. August) war ihre endgültige Niederlage besiegelt — die deutschen Truppen wichen abschnittsweise, doch in Ordnung, vor den Siegern zurück. Vier Jahre vorher, am 4. August, hatten die Deutschen den Kampf in Belgien und Frankreich eröffnet — am 8. August, vier Jahre später, traten sie geschlagen den Rückzug an. Die Deutschen sagen, auch sie hätten damals ihren Masojedov gehabt — aber die kritischeren Deutschen beginnen selbst, die militärischen Fähigkeiten Ludendorffs zu bezweifeln, und geben zu, daß die deutsche Offensive von vornherein verloren gewesen sei. Die Niederlage war um so empfindlicher, als die Deutschen die Offensive sogar mit zahlenmäßiger Übermacht der Truppen eingeleitet hatten; bisher hatten die alliierten Truppen an der Westfront die Übermacht gehabt.

Der deutsche Angriffsgeist war auch durch die Erfolge der Italiener (seit Juni) und die Niederlage der Bulgaren geschwächt. Am Ende war Österreich vollständig geschlagen und seine Armee demoralisiert (24. Oktober—3. November). Auf Österreich hatte besonders die Niederlage der Bulgaren zersetzend gewirkt, am Balkan und für den Balkan hatte der Krieg angefangen, die Niederlage am Balkan beschleunigte den endgültigen Sieg der Alliierten. In Österreich und Deutschland zeigte die Zersetzung sich in den Armeen und im Innern der Staaten. Die Zentralmächte waren gezwungen, den Krieg zu liquidieren und um Waffenstillstand und Frieden zu bitten.

Österreich-Ungarn sandte, unloyal wie immer, ohne Deutschlands Einverständnis sein Friedensangebot am 14. September an die kriegführenden Mächte mit dem Ersuchen, Delegierte in einen neutralen Staat zu entsenden, die über alle Fragen zu diskutieren hätten. Auf diese Note antwortete Clémenceau im Senat am 17. September — zwischen Recht und Verbrechen sei kein Verhandeln möglich. Minister Pichon antwortete so, daß er die Rede Clémenceaus durch den schweizerischen Gesandten an Österreich-Ungarn senden ließ. Präsident Wilson lehnte das Angebot ab: die Vereinigten Staaten hätten ihre Anschauung vom Frieden klar und häufig formuliert, sie könnten daher keinen Konferenzvorschlag annehmen. Abweisender als der Inhalt ist die Form der Ablehnung — alles in allem 66 Worte; man hat mir gesagt, daß diese schneidige Kürze nicht ohne Absicht gewesen sei. Die

Blätter kommentierten die Tatsache, die deutschen und österreichischen Publikationen betrachten die amerikanische Antwort als Spott.

Am 21. September kapitulierte Bulgarien und schloß am 29. mit den Alliierten den Waffenstillstand; ich habe schon gesagt, welche Wirkung die bulgarische Niederlage auf Wien und Berlin ausübte. Am selben Tag, an dem der Waffenstillstand mit Bulgarien geschlossen wurde, ersucht die deutsche Heeresleitung die Regierung, um Waffenstillstand und Frieden zu bitten.

Aber auch in den alliierten Armeen zeigt sich schon Ermüdung, vor allem freilich in der französischen. Ich habe schon das straffe Regime Clémenceaus erwähnt. In England und Amerika nimmt die pazifistische Bewegung zu — überall gibt sich die Bereitwilligkeit zum Frieden kund.

Wir waren auf die Liquidation des Krieges und die Eröffnung der Friedensverhandlungen vorbereitet. Ein Blick auf das Schema zeigt ganz deutlich unser Vorgehen: wir hatten systematisch die Anerkennung angestrebt und haben sie von allen alliierten Staaten und den Hauptfaktoren auch rechtzeitig erreicht. Wir waren in Europa, Amerika, Asien anerkannt. Auch daheim hatten die Unsrigen die Situation herausgeföhlt. Wirkungsvoll war die Versammlung aller unterdrückten österreichischen Völker in Prag Mitte Mai 1918 anlässlich der Jubiläumsfeier des Nationaltheaters; auch Italiener waren anwesend. Die Analogie zum römischen Kongreß ergibt sich von selbst, ebenso das Vorbild der Mitteleuropäischen Union in Amerika. Daß Wien sich nach diesem Kongreß noch mit Repressalien rächte, bewies nur seine Schwäche.

Ich habe schon der bedeutsamen Versammlung der Slowaken in Lipt. Sv. Mikuláš (1. Mai) gedacht. Der Tschechoslowakische Nationalausschuß, der am 13. Juli konstituiert wurde, verstand die Zeichen der Zeit und stellte sich konsequent auf den Boden des Programms unserer Selbständigkeit. Wir beachteten auch die Augustversammlung in Laibach, auf der beschlossen wurde, alle Slawen zu gemeinsamer Arbeit für die Selbständigkeit zu verbinden.

Die Konstituierung des neuen Nationalausschusses am 13. Juli war bereits an und für sich ein Programm eben dadurch, daß er nach dem früheren nationalen Ausschuß, gegen den heftiger Widerstand herrschte, gegründet wurde; das Programm war, wenn auch juristisch wenig bestimmt, befriedigend.

Ich verstand nicht recht, warum sich neben dem Nationalausschuß Anfang September der Sozialistische Rat konstituierte. Wir nützten die Kundgebungen der Abgeordneten vom 29. September gut aus, namentlich die Parlamentsrede des Vorsitzenden des tschechischen Verbandes vom 2. und die Erklärung des Nationalausschusses vom 19. Oktober, durch die unsere Auslandsaktion zum erstenmal daheim ganz ausdrücklich und öffentlich anerkannt wurde.

Ich überzeugte mich immer wieder, daß es in der Heimat keine offenkundige austrophile Politik mehr geben werde, sie war bereits absolut überflüssig; es handelte sich nach der ganzen Situation eher um die formale als die sachliche Liquidierung Österreich-Ungarns, denn nicht allein die Magyaren, sondern auch schon die Deutschen stellten sich gegen die Dynastie. Wir konnten allerdings erwarten, daß Wien im letzten Augenblick — Versprechungen machen werde; nach sicheren Informationen wurde in Wien darüber verhandelt, in irgendeiner Form die nationale Autonomie zu proklamieren.

Um daher Wien zuvorzukommen, proklamierten wir den Nationalrat als Vorläufige Regierung; wir hatten darüber mit Dr. Beneš mehrmals verhandelt, um eben vorbereitet zu sein, wenn die Zeit kommen werde. Jetzt war sie gekommen; Dr. Beneš gab mir am 13. September Nachricht über die Lage in Paris und schlug darauf diese Umbildung des Nationalrates vor; am 26. September erhielt er meine volle Zustimmung. Nach vorangegangenen Verhandlungen mit den Regierungen, die die Anerkennung zum Zweck hatten, teilte ihnen Dr. Beneš am 14. Oktober die Errichtung unserer Vorläufigen Regierung mit dem Sitze in Paris offiziell mit. Ich wurde Präsident der Vorläufigen Regierung und des Ministerrates und auch Finanzminister, Dr. Beneš Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, Štefánik Kriegsminister. Zugleich wurde die Bestellung folgender Gesandten mitgeteilt: Dr. Osuský in London, Dr. Sychrava in Paris, Dr. Borský in Rom, Pergler in Washington, Bohdan Pavlů in Rußland.

Der Minister des Äußern Pichon erkannte die Vorläufige Regierung sofort am 15. Oktober an; der französischen Anerkennung folgte die der alliierten Staaten; wir waren also de facto und de jure unabhängig, frei! Das Manifest Karls kam post festum.

Es kam auch in anderer Hinsicht zu spät. Wien versuchte unaufhörlich über die neutralen Länder auf die austrophilen Kreise in den alliierten Staaten, in der Schweiz, Holland und Schweden einzuwirken. Auch in Frankreich gab es Politiker, die die entschlossene Abkehr von Deutschland noch im letzten Augenblick hätten honorieren wollen, aber Österreich fürchtete andererseits trotz seinen Versprechungen Deutschland und auch seine eigene deutsche Bevölkerung und zauderte. Auf diese Weise kam Karls Manifest zu spät, kam Lammasch mit seiner Regierung zu spät, kam auch Andrássy mit seiner Anerkennung von Wilsons neuem österreichischen Programm zu spät. Darüber will ich jetzt noch berichten.

79.

Die deutschen und österreichischen militärischen und politischen Schriftsteller stimmen in der Meinung überein, daß die Antwort des Präsidenten Wilson vom 18. Oktober auf das Friedensangebot Österreichs dessen Schicksal besiegelte und für unsere Freiheit die Hauptentscheidung brachte. Wilson war persönlich und als Repräsentant der Vereinigten Staaten zur großen moralischen und politischen Macht in Europa geworden: Amerika war ohne territoriale Aspirationen in den Krieg gezogen, und seine Stimme hatte deshalb so großes Gewicht; die amerikanische Armee war ein entscheidender Bestandteil des alliierten Heeres geworden.

Dieses Ende Österreich-Ungarns will ich jetzt eingehender schildern.

Am 5. Oktober wandte sich Deutschland mit dem Vorschlag eines Waffenstillstandes an Wilson; ich habe schon gesagt, daß die deutsche Heeresleitung am 29. September selbst der Regierung vorgeschlagen hatte, an die Alliierten das Angebot des Waffenstillstandes und Friedens zu richten. Die deutschen Heerführer hatten die Lage erfaßt und handelten entschlossen, um der Kapitulation ihrer Truppen und der Waffenstreckung zuvorzukommen. Österreich und die Türkei schlossen sich Deutschland an und sandten am selben Tage ein gleichlautendes Ersuchen ab. Deutschland erhielt die erste Antwort am 8. Oktober mit der Anfrage nach dem wahren Sinn des Angebotes; am 14. Oktober empfing es die ablehnende, endgültige Antwort. Präsident Wilson antwortete Österreich-Ungarn erst am 18. Oktober.

Österreich hatte in seinem Angebot ausdrücklich Wilsons Programm der vierzehn Punkte und seine anderen Erklärungen, insbesondere die Reden vom 12. Februar und 27. September 1918, angenommen.

In der ersten dieser Reden berichtet Wilson dem Kongreß über die Kritik, die Hertling und Czernin an seinen vierzehn Punkten und den Ausführungen Lloyd Georges geübt hatten; Wilson reduziert sein Programm auf vier Prinzipien. In der Rede vom 27. September setzt er fünf Prinzipien fest, ebenso viele für die Organisation des Völkerbundes.

Man glaubte in Wien, durch Unterwürfigkeit Wilson zu gewinnen — die Ablehnung des Friedensangebotes vom vorigen Monat hatte man nicht verstanden.

In Wien und in den austrophilen Kreisen herrschte um so größere Erregung, als Amerika so lange nicht antwortete; man hatte in Washington sogar auf Umwegen sondiert; als endlich die Antwort eintraf, kam sie unerwartet.

Zur selben Zeit hatte ich erfahren, daß Kaiser Karl ein Manifest vorbereite, worin er die Umbildung Österreichs — nicht Ungarns — in einen Bundesstaat verheiße. Es war der letzte Rettungsversuch eines Ertrinkenden; doch bedeutete er eine Gefahr, und es war nötig, der Wirkung zuvorzukommen, die das Manifest auf jene Kreise ausüben konnte, die noch für Österreich viel Sympathien übrig hatten. Deshalb benutzte ich diesen Augenblick zur Herausgabe der Unabhängigkeitserklärung, an die ich schon längere Zeit gedacht. Logisch war diese Deklaration eine Folge der Konstituierung unserer Vorläufigen Regierung, die am 14. Oktober den Alliierten mitgeteilt worden war; die Form wurde so gewählt, um die Amerikaner an ihre eigene schöne Deklaration zu erinnern; schließlich war ihr Wert ein taktischer; als Karls Manifest veröffentlicht wurde, wehten schon von dem Hause, in dem ich als Vorsitzender unserer Vorläufigen Regierung wohnte, die Fahnen des freien Tschechoslowakischen Staates, der sich soeben zum souveränen Herrn seines Schicksals proklamiert hatte . . .

In der Deklaration lehnte ich Karls späten Versuch einer österreichischen Scheinföderation ab und skizzierte die Grundprinzipien, auf die die Vorläufige Regierung ihren neuen Staat baute. Den ersten Entwurf gab ich einer Reihe meiner Freunde (unter

ihnen Brandeys und Redakteur Benett) zu lesen; ihre sachliche und formale Kritik berücksichtigte ein kleines Komitee, das die letzte formale und juristische Revision durchführte (dabei befand sich der ausgezeichnete Fachmann und Jurist Mr. Calfee); es war ein hübsches Beispiel harmonischer Zusammenarbeit und zugleich der erste Staatsakt großen Stils, der unter meiner Leitung ausgeführt wurde.

Die Deklaration übergab ich dem Staatssekretär Lansing, um mir voraus die Zustimmung der amerikanischen Regierung zu sichern und auch, um noch im letzten Augenblick vor der Antwort Österreich-Ungarns dem Präsidenten Wilson unseren Standpunkt ins Gedächtnis zu rufen. Der Erfolg blieb nicht aus; er war nicht nur in der Öffentlichkeit und in der Presse groß, sondern auch in den Regierungskreisen und namentlich im Weißen Hause. Wilson sagt in einem Briefe an mich, die Unabhängigkeitserklärung habe ihn tief bewegt, wie wir aus seiner Antwort an Österreich-Ungarn sehen werden. Und diese Antwort, die am 19. Oktober veröffentlicht wurde, ist in Übereinstimmung mit unserer Deklaration vom selben Tage datiert.

In seiner Antwort an Österreich-Ungarn betont Wilson, daß die Vereinigten Staaten ihre Anschauung von Österreich-Ungarn und seinem Verhältnis zu den Vereinigten Staaten geändert haben, wie insbesondere aus der Anerkennung des tschechoslowakischen Nationalrates als de facto-Regierung der tschechoslowakischen Nation hervorgehe. Ebenso erkennen die Vereinigten Staaten die südslawischen nationalen Bestrebungen an. Der Präsident vermöge sich deshalb mit der bloßen Autonomie dieser Nationen als Friedensgrundlage, wie er sie noch in seinen vierzehn Punkten im Monat Januar angesehen habe, nicht zu begnügen. Nicht er, sondern diese Nationen selbst seien die Richter der Handlungen, durch die die österreichisch-ungarische Regierung ihren Wünschen und ihrer Auffassung von den eigenen Rechten und Schicksalen gerecht werden solle.

In der diplomatischen Literatur gibt es wenige Beispiele für eine so männliche und ehrenhafte Widerrufung der eigenen älteren Ansicht; gerade dadurch war sie so wirkungsvoll. Überhaupt verbarg Präsident Wilson nicht, daß und wie er im Laufe des Krieges seine Anschauungen wandelte; z. B. teilte Oberst House im Januar 1917 Bernstorff mit, der Präsident stimme mit den von

der Entente formulierten Friedensbedingungen nicht überein, er betrachte sie als unmöglich, doch bereits am 6. April entschloß Wilson sich zur Kriegserklärung an Deutschland und wurde schon dadurch zur Revision seines europäischen Programms gebracht.

In verschiedenen Publikationen wird bei Beurteilung der Antwort Wilsons die Frage erörtert, wie es kam, daß der Präsident in so kurzer Zeit seine ausgesprochene Austrophilie aufgegeben hat. Schon in Amerika zirkulierten allerlei Legenden über meine Beziehung zu ihm; ich will also in aller Kürze die Hauptsache sagen:

Präsident Wilson wurde zu Beginn des Krieges über unsere Auslandsbewegung durch seine Minister, die Herr Voska informierte, eingehend unterrichtet. Wenn ich mich richtig erinnere, wurde ihm Herr Voska auch persönlich vorgestellt. Das erste ausführliche Programm unserer Aktion erhielt Wilson in dem für Minister Grey schon im Jahre 1915 verfaßten Memorandum. Auch General Štefánik informierte bei seinem Aufenthalt in Amerika im Jahre 1917 die amerikanischen Regierungskreise und Wilson. Ferner hörte Wilson von unseren Bestrebungen, von mir und unserer Arbeit durch Mr. Charles Crane u. a. Ich sandte dem Präsidenten selbst (Ende Januar 1918) aus Kiew eine ausführliche telegraphische Analyse seiner vierzehn Punkte, wesentlich in dem Sinne, wie ich dieses Programm im „Neuen Europa“ beurteilt habe. Ferner erhielt der Präsident mein Memorandum aus Tokio (im April), worin ich meine Anschauungen über Rußland und das Verhältnis zu den Bolschewiken zusammengefaßt hatte.

In Washington angekommen, stand ich sehr bald in ständigem Verkehr mit Wilsons Ministern und den Sekretären der Minister, die in den uns direkt oder indirekt betreffenden Fragen zu entscheiden hatten. Außer Mr. Lansing waren es hauptsächlich die schon genannten Herren Baker, W. Philips, Polk, B. Long, F. K. Lane, Houston. Mr. Richard Crane war Lansings Sekretär, und mit ihm war ich, wie mit seinem Vater, in ständiger Beziehung.

In diesem Zusammenhang muß ich der Hilfe des französischen Botschafters M. Jusserand gedenken, den ich schon erwähnt habe; er unterstützte uns überall, auch beim Präsidenten, in jeder möglichen Weise. Und ich muß den einflußreichen Berater und Ver-

trauensmann Wilsons, Obersten House, erwähnen, mit dem ich sehr eingehend alle Fragen des Krieges und des erwarteten Friedens erörtert habe.

Neben dem beständigen persönlichen Verkehr überreichte ich, wie ich weiter erwähnen möchte, nach Bedarf den einzelnen Ministern und insbesondere Mr. Lansing ausführliche Memoranden oder kürzere Noten, in denen ich die wichtigsten Streitfragen auseinandersetzte und von meinem Standpunkt aus beleuchtete. Schließlich muß hier auch bemerkt werden, daß die sibirische Anabasis Wilsons Aufmerksamkeit und Sympathie gewann.

Meine Beziehungen zum Präsidenten Wilson waren rein sachlich, ich verließ mich, wie in der gesamten Aktion, auf unsere gerechte Sache und auf die Gewichtigkeit meiner Argumente. Ich glaubte daran, wie ich es bisher glaube, daß anständige, gebildete Menschen sich durch Argumente belehren und überzeugen lassen. Gegenüber dem Präsidenten Wilson vertraute ich in den mündlichen Diskussionen, in meinen Memoranden und Noten einzig auf die Argumente und die Kraft der sorgsam festgestellten Tatsachen. Dabei knüpfte ich an seine Kundgebungen und Schriften an. Ich kannte schon vor dem Kriege seine Schriften über den Staat und über die Entwicklung des amerikanischen Kongresses; ich las aufmerksam seine Reden und konnte zur Verstärkung meiner Argumente Stellen aus ihnen anführen.

Auf diese Weise erreichte ich, daß Präsident Wilson und Außenminister Lansing unser Programm Schritt für Schritt annahmen. Das war nicht nur mein persönlicher Einfluß; unsere Sache gewann durch die Propaganda und Arbeit unserer Leute die Sympathie der politischen Öffentlichkeit, und Österreich-Ungarn verlor sie. Der Wandel der Situation wird durch die Tatsache gekennzeichnet, daß der Chef der Abteilung für den nahen Osten im Auswärtigen Amt, der in Amerika bekannte Rechtsschriftsteller Mr. Putney, in den Memoranden, die er schon zur Zeit meiner Ankunft in Amerika für Mr. Lansing verfaßte, unsere Auffassung des österreichischen Problems verfocht. Mr. Putney kannte unsere antiösterreichische Literatur und stand mit Sekretär Pergler in Fühlung.

Die Entwicklung von der Austrophilie weg wird durch die Anerkennung bezeugt, die uns von den Vereinigten Staaten allmählich zuteil wurde.

Die erste Kundgebung Lansings vom 29. Mai hatte nur die Entschließung des römischen Kongresses der unterdrückten Völker Österreich-Ungarns akzeptiert. Lansing versichert uns und die Südslawen der Sympathien der Vereinigten Staaten. Dieser Erklärung ging die Rede des amerikanischen Botschafters Ph. Page voraus, der bei der Übergabe einer Fahne an die italienischen Legionen in Rom eine warme Rede für uns hielt. In uns günstigem Sinne arbeitete auch der unlängst verstorbene Botschafter Sharp in Paris.

Ich verhandelte mit dem Staatssekretär Lansing über seine Erklärung. Das Ergebnis meiner Kritik und meiner Unterredungen mit den übrigen Mitgliedern der Regierung war die am 28. Juni gegebene Erläuterung Lansings zu der Mai-Erklärung; in ihr betont Lansing, daß die Sympathiekundgebung für uns und die Südslawen die völlige Befreiung aller Slawen von der österreichischen und deutschen Vorherrschaft bedeutet. Das war ein großer Schritt vorwärts, eigentlich der erste große Erfolg in Amerika, dessen offizielle Kreise bei allen Sympathien, die zu gewinnen uns gelang, durch unser Problem in beträchtliche Verlegenheit versetzt worden waren, da unsere Situation vom internationalen Standpunkt kein Präzedens hatte.

Ich erinnere daran, daß auch der serbische Gesandte dem Staatssekretär Lansing ein Memorandum über die Erklärung vom 29. Mai eingereicht hat.

Eine weitere, noch klarere und schließliche Anerkennung wurde uns am 3. September zuteil. Ich verabredete sie mit Lansing: Nach Vereinbarung (31. August) übergab ich ihm ein ausführlicheres Memorandum, worin die Notwendigkeit einer solchen Anerkennung durch die alliierten Staaten begründet wird. In dieser Zeit wurde bereits über unsere Armee in Sibirien und die Hilfe für sie verhandelt, und in diesem Sinne verfaßte Mr. Lansing seine Erklärung; Vorbild war ihm die Anerkennung Balfours. Sie enthält die Anerkennung des Kriegszustandes zwischen uns und dem deutschen und dem österreichischen Kaiserreich; der Nationalrat wird als de facto-Regierung erklärt, die regelrechten Krieg führe und die Vollmacht habe, die politischen und Armeeangelegenheiten der tschechoslowakischen Nation zu leiten. Staatssekretär Lansing war so liebenswürdig, mir die Erklärung zu zeigen, bevor er sie veröffentlichte. Ich sprach ihm meinen Dank

und meine Anerkennung aus, sowie ich dem Präsidenten Wilson für diesen Akt politischen Edelmut, der Gerechtigkeit und der politischen Weisheit schriftlich dankte. Die Antwort Wilsons bestätigte mir, daß sich die Ansichten des Weißen Hauses über Österreich-Ungarn stark verändert und gebessert hatten.

Die vierte und entscheidende Anerkennung war die vom 18. Oktober. Die Ereignisse, die sich darauf und nach unserer Unabhängigkeitserklärung in Österreich und Ungarn abspielten, bestätigten dem Präsidenten Wilson und den amerikanischen Staatsmännern meine Anschauung von den Zuständen in Österreich und meine Beurteilung des inneren Zusammenbruches Österreichs und Ungarns. Auf den Präsidenten und die Regierung tat es seine Wirkung, daß meine Analyse Österreich-Ungarns, des ganzen Krieges und seines Verlaufes richtig gewesen war. Ich selbst war mehr als erfreut davon, wie die Ereignisse zusammentrafen und mir recht gaben. Das Vertrauen der amerikanischen Staatsmänner befestigte sich dadurch nicht nur zu meiner Person, sondern auch zu unserer Sache und bildete eine wertvolle Grundlage für die bevorstehenden Friedensverhandlungen.

80.

Soll ich noch etwas über meinen persönlichen Verkehr mit dem Präsidenten Wilson sagen, so will ich folgendes mitteilen:

In erster Linie verhandelten wir allerdings über Österreich und die Habsburger. Die Enthüllung Clémenceaus bot dazu willkommenen Anlaß. Ich wies auf das unschöne Handeln des Kaisers gegen seine Verbündeten hin. Deutschland hatte kurz nach dem Kriegsbeginn Österreich wenigstens auf eine Zeit vor den Russen gerettet; Deutschland und seine Hilfe drängten die Russen auch später nach dem Osten zurück und befreiten die ganze Zone der Randstaaten von Finnland bis in die Ukraina. Deutschland mußte Österreich, wenn auch ungerne, ebenfalls gegen Italien helfen. Die Habsburger fielen aber den Deutschen in den Rücken. Der Präsident war gegen die Vorherrschaft Preußen-Deutschlands und gegen dessen Bevormundung Österreichs, aber er erkannte die Ehrlosigkeit der Habsburger. In der Beurteilung des preußischen Zarismus, wie ich es nannte, waren wir völlig einig; in seiner Antwort vom 23. Oktober auf die deutsche Note vom 20. Oktober betonte der Präsident diese Anschauung sehr wirksam. Bei dieser

Gelegenheit kam die Rede auf den älteren Plan der europäischen Alliierten, Österreich von Deutschland zu trennen, doch auch dieser Plan war eigentlich aus der Voraussetzung entstanden, daß Österreich gegen Deutschland nicht loyal bleiben werde. Die Beleuchtung der Habsburger von dieser Seite hatte auf Wilson, wie auch auf andere Staatsmänner, einen bedeutenden Einfluß.

Ferner machte ich den Präsidenten auf Österreichs Schuld an der Provozierung des Krieges aufmerksam; er erkannte an, daß Deutschland es nicht zum Kriege gezwungen habe.

Als die Friedensangebote begannen und man über den Waffenstillstand verhandeln sollte, trug ich dem Präsidenten meine Überzeugung vor, daß der Krieg noch weitergeführt werden und daß die Alliierten die deutsche Armee zur Waffenstreckung zwingen und gegebenenfalls in Berlin einziehen sollen; daß dadurch nicht mehr Menschen fallen würden, als eventuell bei den künftigen, durch einen unbestimmten Frieden verschuldeten Verhältnissen. Ich gab dem Präsidenten zu, daß der Krieg auch strategisch gewonnen sei — das beweise doch der Entschluß der deutschen Heeresleitung, um Frieden zu ersuchen. Da ich aber die Überzeugung der breitesten Schichten des deutschen Volkes von der Unüberwindlichkeit der deutsch-preußischen Armee und ihrer Heerführer kannte, fürchtete ich, daß die Massen des deutschen Volkes die strategische Niederlage Deutschlands und Österreichs nicht glauben werden. Ich erinnerte den Präsidenten an die Mission seines Freundes House in Europa, wo er mit den alliierten Heerführern die Frage diskutieren sollte, wie ein dauernder Friede zu erreichen sei, keineswegs ein Friede auf ein paar Minuten, wie der Präsident es selbst schon ein Jahr vorher den Arbeitern in Buffalo richtig gesagt hatte. Auch erinnerte ich ihn daran, wie er vor dem Kongreß die Kriegserklärung an Österreich-Ungarn begründet, obgleich er damals noch nicht an die Vernichtung Österreich-Ungarns gedacht hatte. Er forderte die militärische Vernichtung Preußens, doch das konnte man nach meiner Meinung am wirksamsten erreichen, wenn Marschall Foch die alliierte Armee über den Rhein führte. Der Präsident war vielleicht ein größerer Pazifist als ich; und gewiß kannte er auch die Stimmung des amerikanischen Volkes und mußte auf sie Bedacht nehmen. Ich sah im November in New York die spontane Feier des Waffenstillstandes, die auf eine vorzeitige Nachricht stattfand — ich be-

griff den Standpunkt des Präsidenten. Die Anschauung des Präsidenten vertrat dann in Paris, vor Wilsons Ankunft, Oberst House gegen Foch, der (es war während der Waffenstillstandsverhandlungen Anfang November) auf den Vormarsch der alliierten Heere wenigstens bis zum Rhein drängte. Ich halte meine Ansicht noch jetzt, gerade nach den Friedenserfahrungen, für richtig. Ich will nur noch daran erinnern, daß gegen Fochs Plan nicht nur Präsident Wilson und Oberst House waren, sondern auch Clémenceau; wenn ich nicht irre, waren die amerikanischen Militärs für den Vormarsch über den Rhein, ebenso die englischen und Lloyd George.

Von Einzelfragen führe ich an, daß Präsident Wilson das Danziger Problem etwa so lösen wollte, wie es gelöst wurde, er wünschte nicht den Anschluß an Polen. Ich wendete ein, daß das Kondominium in welcher Form immer den Deutschen und den Polen mehr Grund zu fortwährenden Streitigkeiten geben werde, als der endgültige Anschluß, und die deutsche Unzufriedenheit mit dem Korridor zwischen dem deutschen Gebiet und dem Enklave lebendig halten werde. Der Präsident war den Polen geneigt und auch den Jugoslawen; aber ich hatte aus mehreren Bemerkungen den Eindruck, daß er den Londoner Pakt nicht akzeptiere. Daß er ihn damals überhaupt nicht gekannt habe, hörte ich später aus Paris, als der italienisch-jugoslawische Konflikt entstand; demgegenüber wurde auch von amerikanischer Seite behauptet, der Präsident habe die Sache vergessen. Mit Mr. Lansing erinnere ich mich wohl, über den Pakt gesprochen zu haben, er kannte ihn. Wenn dieser verheimlichte Pakt, der doch von den Bolschewiken in die Welt trompetet und auch in amerikanischen Blättern veröffentlicht wurde, im offiziellsten Amerika so geringe Aufmerksamkeit erweckte, so ist das nur ein interessanter und lehrreicher Beweis, wie wenig sich die Amerikaner mit den europäischen Dingen befassen.

Auf die Streitfragen zwischen den Jugoslawen und den Italienern wurden der Präsident und das State Departement noch während meiner Anwesenheit durch jugoslawische Proteste aufmerksam gemacht.

Als in den Regierungskreisen und in der Publizistik die Erörterung der Frage begann, ob Präsident Wilson selbst zu den Friedensverhandlungen nach Europa reisen werde, trug ich ihm

meine Ansicht vor, daß er nach Europa nicht reisen solle; daß er dort wenigstens nicht über die Eröffnung der Konferenz hinaus bleiben solle. Da ich Wilsons Charakter kannte, seine Begeisterung für den Völkerbund als Hauptpunkt der Friedensverhandlungen und die Persönlichkeiten der übrigen europäischen Friedensschöpfer, fürchtete ich, daß beide Seiten voneinander enttäuscht sein werden. Nach so langem Krieg und der schrecklichen Anspannung der Sinne und der Nerven aller, die auf der Friedenskonferenz verhandelten, konnte es leicht geschehen, daß eine solche Enttäuschung durch die Erkenntnis der persönlichen Schwächen der einzelnen Politiker und Staatsmänner verschärft werde. Ich nahm an, daß Präsident Wilson seine große Autorität, die er sich Schritt für Schritt in Europa gewonnen hatte, leicht schädigen und sogar auch einbüßen könne. Der Präsident aber, der sich der großen Bedeutung der Friedenskonferenz bewußt war, wollte dort seine und die amerikanischen Ideale selbst verteidigen. Er war überzeugt, daß Amerika die Sendung habe, die ganze Menschheit zur Einigkeit zu führen, und daß ihm das gelingen werde.

Wir sprachen auch davon, warum Präsident Wilson, als er den Krieg erklärt hatte, zum Unterschied von den europäischen Staaten nicht eine Koalitionsregierung gebildet, sondern sich mit Ministern aus der demokratischen Partei begnügt habe. Insbesondere warf ich die Frage auf, ob es nicht zweckmäßig sei, nach Paris zu den Friedensverhandlungen auch Politiker aus der republikanischen Partei mitzunehmen. Präsident Wilson meinte, in Paris würden zwischen den gegnerischen Parteien Uneinigigkeiten entstehen; aber er gab mir auch zu, daß er zu Koalitionskompromissen keine angeborene Anlage habe. „Ich sage Ihnen offen,“ — etwa so formulierte er es — „ich stamme von schottischen Presbyterianern ab und bin darum etwas eigensinnig“ (stubboren). Ich hatte dazu meine eigene und eine andere Erklärung; der Krieg hatte, wie überall, auch in Amerika zu einer Art Diktatur, zur entscheidenden Macht einzelner Staatsmänner geführt; gerade allerdings unter Wilson war gleichzeitig die Fühlung zwischen Präsidenten und Kongreß intimer geworden. Ich beobachtete diese Entwicklung eben deshalb aufmerksamer, weil ich Wilsons Ansicht über die Zentralisation des Kongresses kannte, deren Entwicklung nach meiner Meinung gerade die verfassungsmäßige Stellung des amerika-

nischen Präsidenten — die amerikanische Verfassung bestimmt die Stellung des Präsidenten allzusehr nach dem Vorbild des englischen Monarchismus — stark unterstützte. Auch schien mir nicht, daß Wilson Parteilichkeit in der Auswahl der militärischen und Marinekommandanten bewies, im Gegenteil, er wählte viele Republikaner und zeigte dadurch eine bedeutende Sachlichkeit. Aber ich gebe zu, daß der Präsident in gewissem Grade empfindlich war und Kritik nicht liebte.

Zum persönlichen Verhandeln mit dem Präsidenten Wilson kam ich verhältnismäßig spät. In Washington traf ich am 9. Mai ein, mit dem Präsidenten Wilson sprach ich zum erstenmal am 19. Juni auf eine Einladung hin, die mir Mr. Charles Crane überbrachte. Nach meiner Taktik, der ich in meiner ganzen Propagandaarbeit im Auslande folgte, trachtete ich auf die Staatsmänner durch publizistische Diskussionen, Artikel, Interviews usw. zu wirken. Und bevor ich mit dem Präsidenten sprach, sprach ich mit Persönlichkeiten, mit denen er verkehrte und die auf ihn einen gewissen Einfluß ausübten. Die Diskussion mit derart sachlich vorbereiteten Menschen ist natürlich fruchtbarer als eine bloß persönliche und momentane Propaganda und kann auch kürzer sein.

Die Bedeutung der Entscheidung Wilsons gegen Österreich hat unser Volk gut und spontan gewertet; die Gebäude, Straßen, Plätze und Institutionen, die nach ihm überall in unserem Lande benannt wurden, sind der sichtbare Beweis unserer Dankbarkeit. Es fiel mir nicht schwer, eine Charakteristik Wilsons als Menschen und als Staatsmannes zu versuchen. Ich hörte viel über ihn und von ihm ziemlich nahen Menschen; ich las seine Reden sehr aufmerksam und versenkte mich in seine Denkart und seine Gedanken. Ich verfolgte, wie er anfangs in den alliierten Ländern warm aufgenommen wurde und wie diese Länder später kühl wurden; auch die Deutschen akzeptierten ihn, wendeten sich aber später gegen ihn. Ich erblickte in Wilson von Anfang an einen gewissenhaften, aufrichtigen Interpreten von Lincolns Demokratie und der amerikanischen politischen und kulturellen Ideale überhaupt. Ich habe schon gesagt, wie er die Schicksalsrolle Amerikas auffaßte; er hätte dieses Ideal praktischer formuliert, wenn er Europa und seine Schwierigkeiten besser gekannt hätte. Er unterschied konsequent zwischen den „Alliierten“ und Amerika, das er nur „assoziert“

nannte. Der kontinentale Charakter verleitete ihn in der europäischen Politik zu allzu großer Abstraktheit. Auch seine große Losung der Selbstbestimmung der Nationen war nicht genug durchgearbeitet, um in Europa ein zuverlässiges Leitmotiv zu sein. Ebenso blieb seine Liga der Nationen nicht ganz ohne seine Schuld unverstanden; sie ist eine großartige und richtige Konzeption, vor allem darin, daß die Liga ein wesentlicher Bestandteil der Friedensabmachungen sein soll. Im Ganzen habe ich den Eindruck, daß Wilson für einen Amerikaner mehr Theoretiker als Praktiker, ein mehr deduktiver als induktiver Denker ist. In diesem Zusammenhang interessierte mich die Nachricht, daß er mit seinen Ministern lieber korrespondierte (er tippte selbst für sie seine Entscheidungen und Ratschläge); ein offenbar etwas einsiedlerischer Mensch — ich sehe keinen Fehler darin, es verbürgt im Gegenteil ein ruhiges und sachliches Beurteilen der politischen Dinge. Das bewies er, glaube ich, in seiner Haltung gegen Deutschland und in seinem Entschluß, den Krieg zu erklären; er hatte sich nicht durch Einzelheiten aufregen lassen, vergaß sie aber nicht und, als sich ihrer genug angehäuft hatten, erklärte er sehr entschlossen den Krieg. Das amerikanische Volk ging mit ihm. Den Krieg führte er ebenso entschlossen; gerade darum wandten sich die Deutschen so gegen ihn. Ludendorff begriff wohl den Ernst der Antworten Wilsons auf die deutschen Waffenstillstands- und Friedensangebote. Den Vorwurf, daß er den Krieg schon früher habe erklären sollen (den ihm u. a. auch Roosevelt machte), halte ich für unberechtigt.

Wilson war und ist einer der größten Vorkämpfer der modernen Demokratie. Schon in seiner ersten politischen Kampagne um den Gouverneursposten in New Jersey verkündigte er Glauben und Vertrauen zum Volke als Grundlage der Demokratie gegen Monarchismus und Aristokratie: die Nationen erneuern sich von unten, nicht von oben her, Monarchie und Aristokratie führen überall und immer zum Verfall. Diese Erkenntnis wurde durch den Weltkrieg geradezu grandios bestätigt — drei große Monarchien sind samt ihrem Aristokratismus im Zusammenstoß mit demokratischen Nationen gestürzt.

81.

Meine Darlegung der Meinungsänderung des Präsidenten Wilson über Österreich-Ungarn wäre unvollständig, würde ich



nicht noch auf eine andere Quelle hindeuten, aus der Wilson seine Belehrung schöpfte. Das war der schon erwähnte Professor Herron.

Über Professor Herron kann der Leser sich in seinen Schriften unterrichten. Herron ist einer jener amerikanischen Idealisten, denen die Demokratie ein lebendiges, nicht so sehr politisches, sondern auch moralisches Programm ist. Soviel ich weiß, hat Professor Herron den Präsidenten Wilson in Amerika persönlich noch nicht gekannt (wenigstens mit ihm nicht viel verkehrt), erst die Schriften Herrons brachten die beiden Männer einander näher, denn Wilson erkannte die Darstellung des amerikanischen Professors als richtig und zutreffend an. Professor Herron weilte schon vor dem Kriege in Europa und zog sich während des Krieges in die Schweiz zurück, wo er besonders seit Herbst 1917 und das ganze Jahr 1918 hindurch als inoffizieller Vertrauensmann Wilsons mit zahlreichen österreichischen und deutschen Politikern Verhandlungen führte.

Ich lernte die Schriften Professor Herrons gleich in der Schweiz kennen und folgte seiner weiteren literarischen und publizistischen Arbeit; ich verfolgte die amerikanische politische Publizistik und befaßte mich speziell mit Wilson, und so konnte ich Professor Herron nicht außer acht lassen, von dem ich übrigens schon vor dem Kriege Einiges gewußt habe. Und wieder brachte mich ein merkwürdiger Zufall in direkte Beziehung zu Professor Herron — durch Osuský.

Osuský empfand es nach Ausbruch des Krieges als Pflicht, etwas zu unternehmen; er wollte also nach Europa gelangen, da Amerika im Juni 1916, als er sich dazu entschlossen hatte, neutral war. Und da infolge des Unterseebootkrieges gewöhnliche Schiffe nicht mehr fuhren, wählte er ein Frachtschiff mit Kriegsmaterial, um so zu mir nach London zu kommen. Ich nahm an, daß der junge Slowak unserer Sache durch Propagandatätigkeit nützen könne, und verabredete mit ihm, daß er zu Dr. Beneš gehe und sich die französische Sprache aneigne. So wurde er unser Mitarbeiter. Die Slowakische Liga in Amerika hatte ihm zwar Instruktionen mitgegeben, doch da diese auf Entfernung und in Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse gegeben waren, konnten sie nicht verbindlich sein. Im Jahre 1917 dachte Osuský eine Zeitlang daran, in die Armee einzutreten.

Im Juli 1917 machte Osuský einen Abstecher in die Schweiz. Er war der Meinung, die Propaganda gegen Österreich lasse sich von dort besser bewerkstelligen als von Paris aus, denn in die Schweiz kam die Post aus Österreich und Ungarn rascher und regelmäßiger. Als im Oktober 1917 die Nachricht nach Paris gelangte, daß zu dem für November vorbereiteten Friedenskongreß in Bern Károlyi und Jászi kommen, begab sich Osuský endgültig in die Schweiz. Als amerikanischer Staatsbürger trat er mit der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Fühlung; als er hörte, daß zu Professor Herron zahlreiche Unterhändler zu kommen pflegen, stellte er sich ihm vor, und das gemeinsame Interesse führte sie bald zu gemeinsamer Arbeit. Osuský beherrschte nicht nur das Deutsche, sondern auch das Magyarische und wurde dadurch nicht nur für Professor Herron, sondern auch für die amerikanische Gesandtschaft unentbehrlich; der Gesandtschaft und zugleich einigen Blättern erwies er damit einen Dienst, daß er einen magyarischen Übersetzer und Korrespondenten der Fälschung von Nachrichten aus Ungarn überführte. Vorher war Osuský Seton-Watson dabei behilflich gewesen, Fälschungen des magyarischen Korrespondenten der „Morning Post“ zu enthüllen. Sehr bald lieferte er der amerikanischen Gesandtschaft und Professor Herron verschiedene Berichte, die dem Staatsdepartement in Washington, einige direkt dem Präsidenten Wilson gesendet wurden. Dank seiner Kenntnis der magyarischen Angelegenheiten und Persönlichkeiten verstand er es, Unrichtigkeiten zu beleuchten, deren sich damals Károlyi und Jászi schuldig machten (selbst die anständigsten Magyaren ließen sich in ihrer Kriegserregung — im Vertrauen auf die Unkenntnis der Franzosen und Engländer — in magyarischen Dingen Doppelspiel, verschiedenste Ungenauigkeiten und mitunter auch Fälschungen zuschulden kommen), so daß sogar magyarophile Blätter, die die Magyaren für die Entente gewinnen wollten, ihre Unaufrichtigkeit erkannten und verurteilten.

Ich erwarte, daß Osuský über seine Tätigkeit und seine Beziehungen einen ausführlichen Bericht veröffentlichen wird; natürlich wurde ich von ihm auf dem Laufenden gehalten und kann daher Einiges erzählen, was zur Sache gehört. Über die politischen Beziehungen Professor Herrons in der Schweiz vernahm ich allerhand auch von anderer Seite; man sprach über sie

in politischen Kreisen, und Professor Herron machte aus ihnen selbst kein Geheimnis.

Mich interessierten allerdings hauptsächlich einige österreichische, magyarische und deutsche Besucher der Schweiz und Professor Herrons. Da waren Professor Lammasch (über seine Verhandlungen mit Professor Herron gab er selbst und auch Herron einen Bericht heraus), der Industrielle Meinl aus Wien, Professor Singer („Die Zeit“) und Dr. Hertz; ferner Professor Jaffe, Dr. de Fiori, beide aus München (seine Verhandlungen, angeblich im Interesse des bayrischen Hofes, wurden unlängst in der deutschen Presse erwähnt), Abgeordneter Hausmann aus dem Kabinett des Prinzen Max von Baden, Professor Quidde, Scheidemann, Károlyi und Professor Jászi u. a. Vermittler war manchmal Baron de Jong van Beck en Donc, ein früherer holländischer Beamter, über dessen Propagandatätigkeit und Beziehungen zu Österreichern mir wiederholt Informationen zukamen. Auch Südslawen — Dr. Trumbić — kamen zu Professor Herron.

Über die Berichte Professor Herrons nach Washington hörte ich Einiges dort; wichtig für mich war, daß Präsident Wilson Teile von diesen Berichten an Mr. Balfour weitergab. Später sandte Professor Herron die Mehrzahl der Berichte und Denkschriften mit Wissen des Präsidenten direkt an Mr. Balfour. Dieser gab einem engeren Kreise offizieller Persönlichkeiten von ihnen Kenntnis.

Professor Herron hatte in Bern Gelegenheit, viele Persönlichkeiten aus dem Lager von Freund und Feind kennenzulernen, insbesondere Repräsentanten der österreichischen und ungarischen Nationen und ihre Programme; durch Studium und Beobachtung der Geschehnisse ergänzte er sich die persönlichen Eindrücke und konnte dem Präsidenten Wilson daher nicht nur die Wünsche seiner politischen Besucher, sondern auch seine Ansichten über sie übermitteln. Osuský erwies Professor Herron wertvolle Dienste durch Übersetzungen aus magyarischen und anderen Quellen, seine Kommentare dazu und selbständige Memoranden über die wichtigsten Ereignisse und Persönlichkeiten. Osuský weilte z. B. in Rom beim Kongreß der österreichisch-ungarischen Völker und erstattete darüber an Professor Herron einen Bericht; ebenso gab er ihm Nachrichten über unsere ganze Bewegung im

Auslande und in der Heimat und über politisch wichtige Vorkommnisse.

Professor Herron begriff und schätzte die Bedeutung unserer Legionen; er sah nicht nur, wie die einzelnen Regierungen unseren Nationalrat deshalb anerkannten und nach und nach unser anti-österreichisches Programm annahmen, der amerikanische Soziolog überzeugte sich auch davon, daß unsere Freiheitsbewegung echt war und schätzte danach die Bedeutung und die Aufgabe unserer Nation für den Wiederaufbau Europas, vor allem Osteuropas, ein. Professor Herron durchschaute die Künstlichkeit und Unmöglichkeit Österreich-Ungarns, er erblickte mit Recht darin, was ihm Lammasch, Dr. Hertz u. a. für Wilson auseinandersetzen, die spezifisch habsburgische Unaufrichtigkeit; Karl und seine Agenten wollten Wilson und Amerika für ihre Zwecke benützen.

Lammasch schilderte Herron (Anfang Februar 1918) Karl als Gegner der preußischen und magyarischen Vorherrschaft und verlangte, Präsident Wilson solle an Czernins Rede vom 24. Januar anknüpfen und seine Freude darüber ausdrücken, daß Österreich zur Versöhnung bereit sei; darauf werde der Kaiser an den Papst ein Schreiben richten, das zu veröffentlichen sei und in dem er den Nationen grundsätzlich die Autonomie versprechen werde. Professor Herron gefielen die Umschweife nicht, und er forderte, der Kaiser solle selbst hervortreten und sich ehrlich zur Umwandlung seines Reiches entschließen, nur unter dieser Bedingung werde der Präsident und ganz Amerika den Plan annehmen und unterstützen.

Das Trügerische der Aktion war offenbar; nicht den Nationen, sondern dem Papst wollte der Kaiser — die Autonomie und auch nur prinzipiell versprechen! Seine Hauptsorge galt dem Prestige, — Wilson sollte anfangen und an Czernins Rede anknüpfen, von der — Lammasch zufolge — der Kaiser selbst die Meinung hatte, daß sie seine Pläne ungenügend veranschaulichte, obgleich sie angeblich auf seinen ausdrücklichen Wunsch gehalten worden war. Diese Sorge um das Prestige verriet sich gleich wieder in dem Schreiben, das der Kaiser am 17. Februar an den Präsidenten richtete und in dem er um Entsendung eines besonderen persönlichen Abgesandten des Präsidenten ersuchte; das machte auf den Präsidenten einen schlechten Eindruck, wie aus der negativen Antwort (5. März) zu ersehen ist. Als daher Lammasch noch am 14. Ok-

tober die Umwandlung Österreichs in einen Bundesstaat versprach, fand er Gehör weder bei Herron noch bei Wilson.

Ein detaillierteres Programm übergab Dr. Hertz im September Professor Herron. Er verspricht, Österreich werde sich von Deutschland loslösen und demokratisch werden; Österreich-Ungarn werde sich in eine Konföderation von Staaten mit Selbstverwaltung umwandeln. Hertz sagt nicht deutlich, wie die Tschechen, Polen und Südslawen neben den Deutschen und Magyaren staatlich organisiert wären; die Tschechen blieben ohne Slowaken, die Slowakei würde den Tschechen später „von selbst“ zufallen. Polen wäre durch Personalunion mit Österreich verbunden; zu verstehen ist Russisch-Polen mit dem polnischen Galizien. Posen bliebe bei Deutschland. Siebenbürgen erhielte die Selbstverwaltung. Italien bekäme (nach einem Plebiszit) das Trentino; Triest würde Freistaat sein, doch in wirtschaftlichem Bunde mit Österreich-Ungarn. Der kleinrussische Teil Galiziens fiel zur Ukraina. Den Serben schließlich wäre es freigestellt, sich „unter gewissen Umständen“ aus eigenem Willen dem österreichisch-ungarischen südslawischen Staate anzuschließen.

Auf solche Weise dachte Wien noch Ende September an seine Vergrößerung, und Dr. Hertz glaubt naiv, dieses große Österreich wäre — demokratisch und antideutsch gewesen! Es liest sich geradezu wie eine Posse, wenn er über den freien Anschluß Serbiens an den neuen südslawischen Staat sagt, „unter keinen Umständen dürfe ein Druck ausgeübt werden.“ Sonst gebe ich zu, daß Dr. Hertz für Österreich vorgebracht hat, was sich — auf österreichisch — vorbringen ließ.

In Worten gingen Wien und Budapest auf Wilsons Thesen ein, aber in Wirklichkeit wollten sie ihre Herrschaft über uns und die anderen Nationen fortsetzen, ja diese Herrschaft noch befestigen. Professor Herron schätzte ganz gut die Autonomie ein, die Österreich den Nationen versprach. Und diese seine Erkenntnisse trug er dem Präsidenten Wilson bei allen wichtigen Gelegenheiten vor und verschwieг nicht seine Überzeugung, daß Amerika mit Österreich nicht paktieren könne. Das betonte er dann, als Mr. Lansing uns im Namen des Präsidenten und der Regierung offiziell mitteilte, daß unser Nationalrat und sein Programm anerkannt seien.

Besonders nach der Friedenskundgebung Österreichs vom 14. September, auf die Clémenceau so drastisch antwortete,

sandte Professor Herron nach Washington eine Note, die sich an Strenge und Entschiedenheit von Clémenceaus Urteil nicht unterschied; und Washington gab am selben Tage die erwähnte lakonische Antwort. Im selben Geiste ist dann die letzte Antwort des Präsidenten Wilson an Österreich-Ungarn verfaßt.

Präsident Wilson war gegen Österreich nicht durch Professor Herron oder durch mich voreingenommen: das amerikanische demokratische Programm lenkte das Denken des Präsidenten nicht nur gegen das preußische Deutschtum, sondern auch gegen das deutsche Habsburgertum. Der Krieg war nicht allein eine Frage der Macht, des Militärs und der Politik, sondern auch eine sittliche Frage. Freilich — in Wien verstand man eine solche Politik nicht und rechnete nicht mit ihr. Die amerikanische Demokratie, die Demokratie überhaupt, begrub Österreich-Ungarn mitsamt den Habsburgern.

82.

Nach der Antwort des Präsidenten Wilson an Österreich-Ungarn und nach unserer Unabhängigkeitserklärung blieb nur übrig, alle Konsequenzen zu ziehen. Das gab noch Arbeit genug; Österreich, falsch bis zum letzten Augenblick, ließ Deutschland im Stich und ersuchte Wilson (27. Oktober) um einen Sonderfrieden; es nahm auch die uns betreffende demütigende Bedingung an, deutete sich sie aber immer noch zu seinem Vorteil. Ich sandte darüber an den Staatssekretär Lansing eine Note (die letzte), in der ich die Hinterlist der österreichischen Politik beleuchtete; auch Professor Herron machte den Präsidenten direkt aufmerksam, mit Österreich nichts mehr anzufangen, da es bereits eine politische Leiche sei.

Für alle Fälle wollte ich noch die Anerkennung durch Belgien und Griechenland erlangen. Dazu leitete ich in Washington mit den Gesandten Verhandlungen ein (13. November); die offizielle Anerkennung kam nach Paris aus Athen am 22., aus Brüssel am 28. November.

Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde in der zweiten Hälfte Oktober und der ersten Hälfte November in Amerika wie in Europa von der raschen Folge der einzelnen Szenen im Schlußakt des weltgeschichtlichen Dramas, das mit der russischen Revolution begonnen hatte, in Anspruch genommen — Österreich-Ungarn zerfiel und das preußische Deutschland stürzte. In Wien

brach (21. Oktober) die Revolution aus, ebenso in Ungarn (Tisza wurde am 31. Oktober ermordet), aus Österreich-Ungarn erhoben sich der selbständige österreichische, der tschechoslowakische, der südslawische, der magyarische Staat. In Deutschland begann die Revolution mit dem Ungehorsam der Marine (28. Oktober), Anfang November revoltierten Hamburg, Lübeck, Bremen, München, Berlin. Der Reichstag änderte die Verfassung (Parlamentarisierung des Reiches), Ludendorff demissioniert, Kaiser Wilhelm und der Kronprinz treten zurück, der Kaiser flüchtet einen Tag darauf nach Holland, nach dem Kaiser verschwinden alle deutschen Dynastien in der Versenkung der Revolution, schließlich verzichtet auch Kaiser Karl auf sein Amt. Am selben Tage (11. November) unterschreiben Erzberger, Foch und Admiral Wemyss den Waffenstillstand, der Deutschland vor Gefangennahme der Armee und der Waffenstreckung bewahrt; die österreichische Armee war, besonders an der italienischen Front, bereits völlig demoralisiert — die deutsche kehrte in ziemlich anständiger Ordnung in die Heimat zurück. Und wie immer gefiel sich die Geschichte auch bei diesen großen Ereignissen in Symbolen und Ironie! Die Berliner Universität erklärte sich (20. Oktober) für das neue Regime und fast für die Sozialdemokratie; für den Rücktritt des Kaisers setzte sich als erste die „Frankfurter Zeitung“ (24. Oktober) aus, nach ihr die Sozialdemokratie (28. Oktober); der Vorsitzende der sozialdemokratischen Partei Ebert wird Reichskanzler, Scheidemann ruft von den Stufen des Reichstages die Republik aus, die Sozialdemokraten übernehmen die Regierung . . .

Mich interessierten bei all dem die Vorgänge in der Heimat und besonders der Umsturz am 28. Oktober; die ersten Meldungen darüber lauteten verworren; über die Zusammenkunft der Delegation des Nationalausschusses mit Dr. Beneš in Genf hatte ich anfangs unvollständige und sogar unbefriedigende Nachrichten. Die Austrophilen trösteten sich, daß die Habsburger sich noch halten werden; die erste Nachricht von Dr. Beneš (vom 5. November) klärte die Sache einigermaßen auf, und schließlich bestätigte die Abdankung Karls unsere ausländische Politik auch in den Augen der Austrophilen.

Die Nachrichten von Dr. Beneš klangen auch dahin, ich solle möglichst bald nach Hause kommen. Ich bereitete mich also auf die

Reise vor. Lieb war mir die Meldung über die Deklaration der Slowaken in Turč. Sv. Martin (30. Oktober). Dagegen beunruhigten mich die Meldungen über eine separatistische Bewegung unserer Deutschen und die Versuche, ein Deutschböhmen zu organisieren; als jedoch berichtet wurde, daß auch ein Sudetenland, später ein Deutschsüdmähren und sogar ein Böhmerwaldgau entstanden, schwanden meine Befürchtungen: solche Zersplitterung war allein schon ein starkes Argument gegen die Separation. Doch war die Frage unserer Deutschen stets ernst. Die Amerikaner und die Engländer bestanden auf einer abstrakten Formulierung des Selbstbestimmungsrechtes.

Aufmerksam beachtete ich den Beschluß des vorläufigen deutsch-österreichischen Parlaments vom 12. November, daß „Deutsch-Österreich ein Bestandteil der deutschen Republik“ sei.

Auch kamen mir sonderbare Gerüchte aus der Schweiz über unsere Prager Delegation zu Ohren; ich hörte, daß Wien mit unserer Delegation verhandelt habe und daß es — mit mir verhandeln wolle. Ich sandte deshalb aus London einen besonderen Vertrauensmann in die Schweiz, der an Ort und Stelle zuverlässige Nachrichten darüber sammeln sollte, was Österreich nach der Genfer Konferenz und dem Umsturz in Prag noch unternahme. Die Auskünfte sollte ich in London erhalten.

In Washington hatte ich auch gehört, Kaiser Karl habe sein letztes Angebot an Wilson im Einverständnis mit dem Vatikan gemacht. Mir kam es nach der Gesamtlage nicht wahrscheinlich vor, daß der Vatikan sich für Österreich noch so exponiere; zwar fanden Karl und seine Umgebung, wie auch aus dem Professor Herron vorgelegten Plane Lammaschs zu sehen ist, in der Verbindung mit dem Papst Trost in bösen Stunden, aber die Politik des Vatikans war damals schon sehr vorsichtig. In Wirklichkeit sandte, späteren Berichten zufolge, Karl die an Wilson gerichtete Note Andrásseys gleichzeitig dem Papst, indem er wohl erwartete, der Heilige Vater werde irgendeine Aktion einleiten; ob über solch eine Aktion Verhandlungen vorausgingen, habe ich nicht feststellen können.

Als am 14. November in Prag die Republik ausgerufen und ich zum Präsidenten gewählt wurde, sandte ich an unsere Soldaten in Frankreich, Italien, Rußland und Serbien einen Befehl, in dem ich ihnen die Entstehung unseres Staates und die Aufgabe der

Armee klarmachte: die französischen und italienischen Legionen würden bald in die Heimat zurückkehren, in Rußland und Sibirien müßten die lieben Jungen noch an der Seite der Alliierten aushalten.

Da der Nationalrat Vorläufige Regierung geworden und von den Alliierten anerkannt worden war, wurde seine russische Zweigstelle am 14. November liquidiert; General Štefánik wurde als Kriegsminister die oberste administrative Militärinstanz in Sibirien.

Am 15. November besuchte ich zum letztenmal den Präsidenten Wilson, um ihm herzlich zu danken und ihn der allgemeinen Dankbarkeit unserer Nation zu versichern. Warm war der Abschied von allen unseren politischen Freunden und Gönnern; ich verabschiedete mich vom Staatssekretär Lansing und den anderen bekannten Mitgliedern der Regierung und Beamten. Sehr herzlich war der Abschied vom Botschafter Jusserand und seiner Gemahlin und von allen seinen Kollegen.

Die Vorbereitungen zum Friedenskongreß waren fast beendet; ich wußte von Mr. Lansing, daß er sich rechtzeitig für eigenen Gebrauch ein Programm zusammengestellt hatte, das unserem Standpunkt im Ganzen nahe war.

Aber die Propagandaarbeit war noch nicht zu Ende; die Zeitungen verlangten vom neuen Präsidenten Interviews. Es war ihrer eine lange Reihe.

Nach meiner Wahl zum Präsidenten der Republik bewilligte mir die amerikanische Regierung einen Kredit. Neben idealen Beweggründen und Sympathien ist mitunter auch eine Staatsschuld ein wirksames Mittel der politischen Wechselbeziehung; ich verhandelte mit amerikanischen Finanzleuten, um eventuelle Anleihen zu sichern. Auch unterschrieb ich die erste Anleihe von zehn Millionen Dollar vor meiner Abreise.

Am 20. November um 12 Uhr mittags (in Prag standen die neuen Republikaner zu dieser Stunde erst auf) stieß unser Schiff „Carmania“ vom Neuyorker Hafen ab. Beim Weggehen aus dem Hotel (Vanderbilt) wurde ich durch die erste militärische Ehrung überrascht, die mir als Präsidenten erwiesen wurde (eine Abteilung von Matrosen erwartete mich am Hotelausgang) — die militärischen Ehrungen, die mir fortan bei jedem Kommen und Gehen, bei jedem Besuch, immer und überall bezeugt wurden, erinnerten mich immer wieder daran, daß ich aufgehört hatte, Privatmensch zu sein . . .

## VIII

### Die Weltrevolution und Deutschland

(Von Washington nach Prag über London, Paris, Padua: 20. Nov.—21. Dez. 1918)

„Die Slawen selbst werden diesen Kampf nicht provozieren. Mag dann das Kriegsglück eine Zeitlang unentschieden hin und her wogen: am Ende, dessen bin ich sicher, werden die Deutschen von der Mehrzahl ihrer Feinde in Osten und Westen dennoch erdrückt werden; und es dürfte auch die Zeit kommen, wo selbst das Andenken des gefeierten und genialen Fünf-Milliarden-Mannes von ihnen verwünscht werden wird, — bis nämlich jene fünf Milliarden samt Zinsen werden zurückerstattet werden müssen.“

Franz Palacký: „Gedenkblätter“,  
Schlußwort vom Jahre 1874.

83.

Am Ende wiederum auf der See und nun ohne Furcht vor den deutschen Unterseebooten! Die letzte Gelegenheit zum Ausruhen und zur Gewissenerforschung; aber das Präsidentum war ein Hindernis dabei. Nicht nur auf dem amerikanischen Festlande, sondern auch auf dem Dampfer merkte ich bei jedem Schritt, daß ich meine persönliche Freiheit und mein Privatleben verloren hatte — ich war nun ein öffentlicher, offizieller Mensch, immer und überall offiziell. So wollte man es, so verlangten es nicht nur unsere Staatsangehörigen, sondern auch die fremden, und die Regierungen ließen den neugebackenen Souverän von ihren Geheimen selbst auf dem Schiffe bewachen . . .

Ein lieber Zufall wollte es, daß ich am Geburtstag meiner Frau in See ging; wir feierten den Tag mit unserer Olga im Stillen, mit der gewohnten Anzahl von Rosen und mit Erinnerungen — nein, nicht mit Erinnerungen, denn das Denken und Fühlen zweier einander nahen Seelen, die durch die Entfernung vereinsamt sind, ist etwas anderes als nur Erinnern . . .

Das Meer, das Meer! Hirn und Nerven ruhen aus. Meer und nichts als Himmel und Meer Tag und Nacht; das Dröhnen der Maschinen und Schrauben stört nicht. Während des Aufenthaltes im Auslande hatte ich mir den regelmäßigen Schlaf abgewöhnt; ich glaube, daß ich in der ganzen Zeit keine fünf Nächte richtig geschlafen habe; das Gehirn war immer in Tätigkeit wie eine aufgezogene Uhr, überlegend, vergleichend, rechnend, abwägend, was der kommende Tag auf den Kriegsschauplätzen, in den Ministerien der verschiedenen Länder bringen werde — ein beständiges Abmessen der Distanz und der Abweichungen von unserem Ziele. Das Meer beruhigt die Nerven; auch die Beobachtung des Schiffes beruhigt; ich besichtigte die „Carmania“ und ließ mir von den Offizieren die Fortschritte der Schifffahrt erklären. Ich erinnerte mich meiner ersten Schiffsreise von Frankreich nach Amerika (1878) und des damaligen verhältnismäßig unvollkommenen Dampfers. Damals fuhr ich als Unbekannter nach Amerika, ohne Stellung, aber voll Hoffnung und Unternehmungslust — jetzt kehrte ich aus demselben New York, vielleicht auf derselben Wasserbahn, als Präsident zurück, gleichfalls voll Hoffnung, daß mir die weitere Arbeit glücken werde.

Nachdem ich zum Präsidenten gewählt worden war, richteten gleich in Amerika und dann auch in England und überall, auch daheim, unzählige Menschen die stereotype Frage an mich, wie ich mich als Präsident fühle, da ich unsere Unabhängigkeit durchgesetzt habe? Selbstverständlich müsse ich vollkommen glücklich sein; in Prag besuchte mich ein bekannter Schriftsteller aus Deutschland, nur um angeblich einen wirklich glücklichen Menschen mit eigenen Augen zu sehen. Einen glücklichen?

Ich dachte als Präsident nur an die Fortsetzung der Arbeit und an die Verantwortung, die wir alle, die politisch zu denken und zu arbeiten verstehen, nach dem Kriege wieder zu tragen haben werden. Glücklich, glücklicher fühlte ich mich nicht; aber mich freute die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges, wenn man will, der Logik meiner langen Lebensarbeit: von der Überprüfung des eigenen Lebens und meiner Auslandstätigkeit sprang ich über zu der des Weltkrieges, der politischen Entwicklung Europas seit 1848, der Zeit meines eigenen Lebens, und suchte in der Unmenge von Einzelheiten den roten Faden der gesetzmäßigen Entwicklung.

Wir sind also frei, werden frei sein, haben eine unabhängige Republik! Ein Märchen — — ich sagte es mir immer wieder, oft unwillkürlich, manchmal auch bewußt laut, daß wir wirklich frei sind und unsere R e - p u - b l i k haben!

Mir war still zu Mute — ganze Tage schritt ich auf dem Deck hin und her, meine Augen irrten über die See, doch im Kopfe hämmerten die neuen Aufgaben, die Erwartung der Friedensverhandlungen und ihrer Ergebnisse, Sorge über Sorge! Und zugleich mit Zukunftsplänen ordnete ich mir die Hauptgeschehnisse des vierjährigen Krieges und revidierte meine Befreiungsarbeit.

In dem Wirbel von Gedanken wurde mir eines klar: bei aller Wissenschaft und Philosophie, bei aller Vernunft und Weisheit, bei aller Vorsicht und Voraussicht nimmt das Leben des Individuums und der Nation in bedeutendem Maße einen anderen Verlauf, als wir wünschen, wollen, erstreben; und trotzdem ist Logik darin, die wir ex post entdecken. Die Pläne und alle Anstrengungen der begabtesten politischen Führer, derjenigen, die die Geschichte schaffen, äußern sich als vaticinatio ex eventu.

Während der ganzen Kriegszeit hatte ich stets die beiden kriegführenden Parteien, ihre Pläne und Bemühungen verglichen. Auf deutscher Seite waren die Bereitschaft, die Durchdachttheit der gesamten großen Aktion und der Wagemut, die künftige Entwicklung der eigenen Nation, Europas und der Welt zu bestimmen, sichtbar; aber das Ende, die Ergebnisse enthüllten die verhängnisvollen Irrtümer der unleugbar großen Nation, einer Nation der Denker und in vieler Hinsicht des Lehrmeisters aller Nationen. Auf der anderen Seite waren die Alliierten einzeln und als Ganzes uneinheitlich, hatten von Anbeginn keinen positiven Plan (siegen wollten beide Parteien, aber das ist kein Plan), begingen große politische und strategische Fehler und errangen dennoch den Sieg; nicht allein durch die eigene Überlegenheit, sondern auch durch die Fehler des Gegners. Die Schlacht an der Marne ist mir solch ein Beispiel der menschlichen Verblendung im Großen; nehmen wir an, daß die Franzosen selbst den Sieg nicht erwartet haben, wie manche französische Strategen zugeben, und daß die Deutschen nur infolge des Fehlers eines subalternen Offiziers, des jetzt aus der Literatur über die Marne berühmten Obersten Hentsch, verloren haben, wird die Frage: Warum? dadurch nicht desto dringender? — Oder ein anderes Beispiel: im Jahre 1917

und Anfang 1918 konnten die Österreicher und vielleicht auch die Deutschen von den Alliierten einen Frieden erlangen, durch den wir und die anderen nun befreiten Nationen weniger gewonnen hätten; die Alliierten waren zum Frieden geneigt, manche sogar allzu sehr: ein klares, redliches Wort über Belgien, die offene Trennung von Deutschland hätte England und Frankreich gegen Österreich-Ungarn weich gemacht: die Unaufrichtigkeit der offiziellen Politik Wiens und Berlins, die unzählbare Herrschsucht und Verblendung trugen dazu bei, daß die Alliierten aushielten und siegten. Wer erwartete zu Beginn des Krieges den Sturz Rußlands und die kommunistische Republik, wer sah die Revolution voraus, die sich überall aus dem Kriege entwickelt und die politische Oberfläche Europas und der ganzen Welt geändert hat? . . . Der weise Shakespeare hat es bereits gut gesagt: „Our indiscretion sometimes serves us well, when our deep plots do pall; and that should teach us, there's a divinity that shapes our ends, rough-hew them how we will.“

Daraus aber, daß die Vorsehung sich um uns und die Welt kümmert, ist kein untätiger Fatalismus abzuleiten, sondern ein optimistischer Synergismus, das strenge Gebot entschlossenster Arbeit, der Arbeit für die Idee. Nur so dürfen wir den sogenannten glücklichen Zufall erwarten, die innere Logik des Lebens und der Geschichte, und sich auf Gottes Hilfe verlassen.

Aus meiner Tätigkeit im Auslande und meinem ganzen Leben suche ich mir in meinen Erinnerungen Beispiele dafür zusammen, wie meine Pläne mißglückten und das Ergebnis meiner Bemühungen trotz alledem besser war als meine Klugheit. Wie ungeduldig war ich z. B., sooft die alliierten Armeen nicht rasch genug Fortschritte machten, aber wie hat uns gerade die lange Dauer des Krieges dazu verholfen, daß wir durch unsere Propaganda bekannt wurden und uns mit unserem Heere am Kriege beteiligen konnten! Hätten die Alliierten rasch gesiegt, so würden wir unsere Unabhängigkeit nicht erreicht haben; Österreich wäre in irgendeiner Form bestehen geblieben. In den Nachrichten nach Prag drängte ich darauf, Abgeordnete und Journalisten zu mir ins Ausland zu schicken; sie kamen nicht, die Arbeit wurde ohne sie getan, und wenn ich mir die Sache wohl überlege, war es besser, daß wir allein blieben und alle unsere Kräfte anspannen und systematischer und einheitlicher arbeiten konnten. Ebenso

unerwartet nützte uns die sibirische Anabasis und vieles andere. Wenn ich in frühere Zeiten zurückgehe, denke ich oft daran, wie ungern ich i. J. 1882 von Wien nach Prag übersiedelte, was für weltumstürzende Pläne ich damals hatte und wie ich statt dessen in Prag genötigt war, mich in das Studium unseres Volkes zu versenken und mich frühzeitig an seiner Politik zu beteiligen — das ganze Leben ist voll Sinn und Widersinn! Von glücklichen Zufällen erlebte ich stets, auch im Auslande, eine ganze Menge. Es war ein glücklicher Zufall, daß ich nach Ausbruch des Krieges der Polizei eine Reise nach Holland begründen konnte und daß ich überhaupt einen auf drei Jahre gültigen Paß besaß, der kurz vor dem Kriege ausgestellt worden war; im Kriege hätte ich ihn nicht mehr bekommen. (Ich erfahre jetzt, daß der Polizeipräsident Křikava in Ungnade gefallen war, weil er mich ins Ausland hatte reisen lassen.) Nur durch einen glücklichen Zufall entwischte ich an der Grenze nach Italien; den Grenzbeamten bewegten schwere Zweifel, ob er mich durchlassen sollte, und ehe auf seine Anfrage die telegraphische Antwort kam, war ich ihm davongefahren. Aus der Schweiz wollte ich noch einmal nach Hause reisen, hatte bereits um ein Visum ersucht, aber die Freunde in Prag erfuhren rechtzeitig, daß ich sofort verhaftet und bestraft worden wäre. Ein glücklicher Zufall kam mir 1916 bei meiner Reise von London nach Paris zustatten; ich hatte die Überfahrt auf dem Schiffe „Sussex“ vorgesehen, aber Dr. Beneš paßte der Zeitpunkt nicht, er telegraphierte mir, nicht zu reisen, die „Sussex“ wurde von den Deutschen versenkt, und diese Versenkung war, wie gesagt, die Ursache eines nachdrücklichen amerikanischen Protestes. Auch auf der Fahrt von Schottland nach Norwegen befand ich mich auf einem Schiff, das nur durch die Geistesgegenwart des Kapitäns im letzten Augenblick vor der Explosion einer deutschen Mine gerettet wurde. Und wieviele solcher glücklichen Zufälle erlebte ich während der Revolution und der Kämpfe in Petersburg, Moskau und Kiew! Wäre ich abergläubischer, als ich bin, so würde ich in Wilhelms Fehler verfallen, der sich für ein besonderes Werkzeug Gottes hielt. Aber der Glaube an Theologie darf uns, wie ich wiederholen möchte, weder zur Untätigkeit noch zum Stolz verführen — man darf nie vergessen, daß die Vorsehung nicht für uns allein zu sorgen hat! Denn dasselbe kann Dr. Beneš von sich sagen, dem es gelang, in Prag vor den Augen der Polizei

zu arbeiten, die Maffia zu organisieren und glücklich über die Grenze zu kommen. Und mit was für einem Paß! Als er mir ihn zeigte, erschrak ich geradezu — so anfängerhaft war er geschmiert und umgeschrieben, auf den ersten Blick hätte ich ihn als verdächtig erkannt. Aber der deutsche Zollbeamte beachtete es nicht. Während der Revolution in Rußland, war ich oft, wenn ich unversehrt aus den Straßenkämpfen kam, nicht allein gewesen, sondern von Húza begleitet, dem ebenfalls nichts passiert ist. Ich erinnere mich noch eines solchen glücklichen Zufalls: wir gingen mit Klecanda nach dem Kiewer Bahnhof zu Muravjev — plötzlich fiel ein Schuß, eine Kugel schlug vor uns in die Telegraphenstange, beide spürten wir den von ihr erzeugten Luftdruck —, die gleiche Vorsehung wachte also über uns beiden.

Oft las ich, wie darüber gespottet wurde, daß die Professoren Wilson und Masaryk, daß die Professoren und Gelehrten Beneš und Štefánik über Weltpolitik entscheiden — das Professorentum war hier nicht von Belang. Es gibt solche und solche Professoren. Entscheidend war, daß wir, wenigstens wir drei Tschechen, uns zum Professorentum und zu unserer Stellung durch Arbeit und Arbeitsamkeit durchgerungen hatten, daß ich arm geboren und niemals reich geworden bin; dadurch erwarb ich mir Menschen- und Lebenskenntnis und wurde bei allem Theoretisieren auch praktisch. Wie oft und wie bitter habe ich dennoch über meine Verhältnisse geklagt, obgleich gerade sie mir geholfen haben! Und das Gleiche gilt von Beneš und Štefánik. Professor wollte ich niemals sein; mein Plan war, Diplomat und Politiker zu werden. Ich war unglücklich, als ich in Wien nicht an die Orientalische Akademie und zur Diplomatenlaufbahn gelangen konnte; und am Ende — trotzdem noch Politiker und Diplomat! Ich wollte nicht Professor werden, und trotzdem machte das Schicksal mich frühzeitig zum Lehrer; nach kurzer Handwerkslehre gab ich Stunden und verdiente mir als Gymnasiast und Hochschüler das Brot durch Unterricht, dann blieb mir auch die Professur nicht erspart; aber auch sie half mir politisch und schadete mir nicht.

In der Philosophie bemühte ich mich um wissenschaftliche Philosophie, um wissenschaftliche Genauigkeit, Konkretheit und Realismus; ich fürchtete die zu schulmäßige Philosophie, dieses

Überbleibsel und die Fortsetzung mittelalterlicher Scholastik. Besonders die Metaphysik zog mich nicht an und befriedigte mich nicht. Die Philosophie war mir vor allem Ethik, Soziologie und Politik; gelehrt würde man sagen, daß ich Aktivist bin, vielleicht auch Voluntarist — seit jeher war ich tätig, ein Arbeiter. Niemals erkannte ich den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis an, d. h. zwischen richtiger Theorie und richtiger Praxis; immer widersetzte ich mich dem einseitigen Intellektualismus, aber auch der gedankenlosen Praxis. Plato war mein erster und wichtigster politischer Lehrer; nach Plato Vico, Rousseau, Comte, Marx u. a. Meine erste größere Schrift „Der Selbstmord“ gibt in nuce eine Philosophie der Geschichte und eine Analyse der modernen Zeit; darin habe ich zum erstenmal die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Religiosität für den modernen Menschen und die Gesellschaft betont. Meine Metaphysik erlebte ich in der Kunst und besonders in der Poesie; die Poesie nützte mir auch in der Politik, allerdings eine realistische Poesie. Mein Leben lang war ich Leser philosophischer und wissenschaftlicher Werke, doch zugleich der schönen Literatur und der Literaturkritik. Ich pflegte bewußt die Einbildungskraft; der Phantastik entging ich dank der Wissenschaft und ihrer Genauigkeit. In der Wissenschaft handelt es sich ja um die Erwerbung der richtigen Methode; ich strebte nach Kritizismus gegen die Oberflächlichkeit, ich drängte auf strenge Analyse und unerbittliche Analyse auch auf sozialem und historischem Gebiet. Aber die Analyse war für mich nicht das Ziel, sondern nur das Mittel; seit Anbeginn kennzeichneten Synthese und Organisation mein Streben. Dafür sind alle meine Werke Beweis.

Mein Auftreten in der Handschriftenfrage\*) und meine kritische Tätigkeit bedauere ich nicht, wenn mich auch manchmal in der Erinnerung die Fehler verdrießen, die ich begangen habe.

Meine Gegner beklagten unter dem Vorwand, Vaterland und Nationalbewußtsein seien in Gefahr, meinen Rationalismus, obgleich ich grundsätzlich gegen den einseitigen Rationalismus war, der Gefühl und Willen und ihre psychologische und ethische Bedeutung außer acht läßt. Allerdings erkannte ich nicht jedes

\*) Die romantischen Fälschungen der Königinhofer und der Grünberger Handschrift als echt zu verteidigen, galt lange als nationale Ehrenpflicht; Masaryk machte 1886 dieser Heuchelei ein Ende.  
D. Übers.



Gefühl an. Wie weit das damalige Krähwinkel reichte, ist daraus zu ersehen, daß ich vor Gericht darlegen mußte, meine Schrift über den Selbstmord preise nicht den Selbstmord!

In der Politik beobachtete und studierte ich die Menschen so, wie ich in der modernen Poesie, im Roman die Charaktere kritisierte und studierte. Um sie politisch zu organisieren, muß man die Menschen kennen, sie auswählen und ihnen angemessene Aufgaben stellen. Beizeiten eignete ich mir solch ein geradezu monographisches Beobachten der Menschen, mit denen ich verkehrte und die im Vordergrund des öffentlichen Lebens standen, an. Ich sammelte alle möglichen Daten über Freund und Feind; ich suchte Biographien und Berichte über alle politisch tätigen Menschen zusammen. Ehe ich mit Politikern und Staatsmännern in Fühlung trat, las ich ihre Schriften oder Reden, informierte mich auf alle mögliche Weise über sie. Diese Eigenschaft äußerte sich in mir, wie ich mich erinnere, seit der Kindheit; im 14. Lebensjahr, als ich Lehrer werden sollte, fiel mir Lavaters „Physiognomik“ in die Hände; ich las sie mit großer Begierde und begriff ihre Bedeutung für den Lehrer. Daher blieb mir dann vielleicht dies beständige Studieren der Menschen. Und meiner selbst!

In die Politik geriet ich bald nach meiner Ankunft in Prag und kam mit allen unseren führenden Leuten in Verbindung. Die erste Abgeordnetentätigkeit im Reichsrat und im Landtag (1891—93) gefiel mir, befriedigte mich aber nicht; mich bedrückte die Parteilichkeit, diese Enge, diese Kirchenstrenge der kleinen Parteien und Parteichen. Aber vor allem fühlte ich das Bedürfnis, mich noch besser politisch zu bilden und Mitarbeiter zu gewinnen. Ich war noch nicht reif. Ich ging nicht nur auf Politik im Parlament, sondern auf Politik in weiterem Sinne aus: auf Kulturpolitik, auf — wie ich zu sagen pflegte — unpolitische Politik und daher auch auf publizistische Wirksamkeit. Deshalb versenkte ich mich nach dem ersten parlamentarischen Anlauf in das Studium unserer Wiedergeburt, in das Studium Dobrovskýs, Kollárs, Palackýs, Havlíčeks und der Zeitgenossen. Ich schöpfte aus ihnen Lehren über die weitere Entwicklung unserer Nation, Lehren über unser Ziel und unsere weitere wesentliche Arbeit.

Die tschechische Frage faßte ich stets als Weltfrage auf; daher stammt mein fortwährendes Vergleichen unserer Geschichte mit

derjenigen ganz Österreichs und Europas; meine gesamte publizistische Arbeit und meine Werke verfolgten das Ziel, unsere Nation sozusagen dem Organismus der Weltgeschichte und -politik einzufügen. Dadurch, daß wir unter der Firma Österreichs lebten, wußte Europa von uns wenig. Daher meine Reisen in Europa und Amerika, mein Studium der wichtigsten Kulturländer, ihrer Geschichte, Philosophie und Literatur. Ich kannte von meinen Reisen aus eigener Anschauung Österreich, Deutschland, Amerika, England, Rußland, den Balkan und Italien; Frankreich hatte ich nicht berührt, da ich seine Kultur und Sprache seit den Gymnasialjahren ohnedies stets studiert und ihrer Entwicklung sorgfältig gefolgt war. Dieses Kenntnis der Welt bewährte sich im Kriege, allerdings auch meine Sprachenkenntnis, dank der ich mit den Menschen direkten Verkehr pflegen konnte.

Im zweiten Zeitabschnitt meiner Abgeordnetentätigkeit (seit dem Jahre 1907) studierte ich möglichst sorgfältig Österreich und seine ganze Struktur. Ich sammelte in Wien und überall Belege über den Kaiser, den ganzen Hof und die ganze habsburgische Familie; eingehend beobachtete ich die Erzherzöge Franz Ferdinand, Friedrich u. a. Ich fehlte nicht bei den Reichsratssitzungen, las dort aber häufig politische Werke und besonders Memoiren. Ich drang als Abgeordneter pflichtgemäß in den Staatsmechanismus ein und beobachtete diesen administrativen Mechanismus. Auch mit dem Studium und der Beobachtung der Armee befaßte ich mich viel; ich erinnere mich z. B., wie ich in Wien Daten über Conrad von Hötzendorf zusammensuchte, als man anfang, von ihm zu reden; ich sprach mehr als einmal oder disputierte vielmehr mit Machar über ihn, weil ich ihn nicht so hoch einschätzte wie mein Freund. Ich hatte mehrere Bekannte und Freunde in der Armee, die aus der Wiener Militärschule hervorgegangen waren und mich über die ganze Zusammensetzung der österreichischen Armee gut zu belehren vermochten, namentlich über die höheren Kommandanten. Über die österreichischen Militärpläne war ich wohl informiert.

Wozu ich das alles getan habe? Denkende Menschen hätten das aus meinem beständigen Interesse für das Problem der Revolution herausfühlen können; daher auch meine Betrachtungen über das historische und das Naturrecht in Zusammenhang mit der Frage nach dem Wesen der wahren Demokratie. Ich kam

deshalb mit der Regierungspartei in Meinungsverschiedenheiten wegen der Taktik; auch mit unseren Radikalen. Ich konnte ihnen freilich nicht mitteilen, warum mich die Frage der Revolution so sehr interessierte oder eigentlich beunruhigte; ich erwartete den Eintritt von Zuständen, wo ich das Problem werde praktisch lösen müssen, und bekenne, daß ich mir wünschte, dieser Kelch möge an mir vorübergehen. Vielleicht tat ich unseren Radikalen gelegentlich der Omladina-Bewegung\*) unrecht; das waren Anfänge, erste Versuche, die einen gewissen erzieherischen Einfluß ausübten. Ich war und bin noch immer grundsätzlich nicht mit dem Radikalismus einverstanden: aus der Beobachtung zeitgenössischer Geschichte und ihrem Studium leitet der erfahrenere, politisch und historisch denkende Mensch sein politisches Programm ab und führt es konsequent durch. Der Politiker, der Staatsmann geht, kurz gesagt, seinen Weg, verwirklicht seine Ideen, — die Radikalen sind oft ebenso blind wie die Reaktionäre; die einen wie die anderen tun nur das Gegenteil dessen, was der Gegner tut, sie zehren vom Gewissen des Gegners. Deshalb lehne ich auch den sogenannten goldenen Mittelweg, die gedankenlose Politik und Taktik von der Hand in den Mund, ab.

Weil ich das Slawentum, insbesondere die Südslawen und Rußland, kannte, geriet ich mit Ährenthal in Streit wegen der österreichischen Balkanpolitik. Unser landläufiges Slawentum war mir unsympathisch. Dieses slawische Geschwätz, wie Neruda es einmal gebrandmarkt hat, stieß mich ab, ich konnte die Patrioten und Slawen, die nicht einmal das russische Alphabet gelernt hatten und mit Russen und Ausländern überhaupt deutsch sprechen mußten, nicht ruhig ertragen.

Ich erinnere mich lebhaft, wie mir die nächsten Kollegen übelnahmen, daß ich die slawische Frage zur Erörterung brachte und in „Naše Doba“ und im „Čas“ ihr besondere Aufmerksamkeit widmete. Mir genügte nicht die abstrakte und eng politische Nationalität und Vaterlandsliebe, die Unkenntnis der wirklichen Nation und des Volkes in Böhmen, Mähren und der Slowakei. Seit meiner Kindheit empfand ich mein Tschechentum konkret im Verständnis für die Charaktere, Anschauungen und das Leben

\*) Die „Omladina“ („Die Jugend“) war eine geheime Vereinigung junger Leute mit etwas unklar romantischen, revolutionären Zielen; im Jahre 1897 stand eine Anzahl von Omladina-Mitgliedern vor Gericht und wurde verurteilt. D. Übers.

meiner Landsleute in der Slowakei und dann in Mähren und in Böhmen. Prag hat gewiß gleiche Berechtigung wie Čejkovice oder Bystřička; aber in Prag gibt es zu viele Leute, die nicht das Kleinseitner Leben Nerudas leben, sondern eine Kaffeehaus-Abstraktheit und Wirtshaus-Phantastik. Das gilt freilich von allen Städten und auch von anderen Nationen, ist aber darum nicht weniger abstoßend. Mein Tschechentum und mein Slawentum fühle ich, wie ich sagen möchte, ländlich, mundartlich; philosophisch fühle ich mit Hus, Chelčický, Žižka usw. bis über Havlíček hinaus.

Daheim und in Wien drückte mich die Krähwinkelei, das Prager, aber ebenso das Wiener und das österreichische Krähwinkel überhaupt. Die Kleinheit beruht nicht in der Geographie, sondern in den Menschen, Charakteren, Sitten. Weltmensch wird man nicht nur durch das übliche Reisen, durch internationalen und zwischenstaatlichen offiziellen Verkehr, sondern durch die geistige Versenkung in das Leben der Menschen, der Nationen, der Menschheit.

Es ist wahr, ich hatte einen besonderen Vorteil und das Glück, daß meine Lebensbahn sich mit der Charlotte Garrigues gekreuzt hat; ohne sie wäre ich mir des Lebenssinnes und meiner politischen Aufgabe nicht klar geworden — so half mir außer Frankreich auch Amerika und durch mich der Nation zur segensreichsten Freiheit.

Ich deute nur an, wie ich durch mein Leben für die Aufgabe, die mir der Weltkrieg gestellt hat, vorbereitet war; ich deute nur an, wie ich die Teleologie im Leben des Einzelnen, der Nation und der Menschheit auffasse und das Einzelleben organisch mit dem Leben der Gesamtheit verbinde.

Bei aller politischen Energie darf ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich niemals hervortrat, ohne gerufen zu werden, und daß ich mich niemals zur Schau gestellt habe. In den Streit um die Handschriften z. B. wurde ich gebeten und genötigt; zur Hilsneriade wurde ich direkt herausgefordert; in den Streit um den Agramer Prozeß mit Friedjung und Ährenthal zogen mich meine kroatischen Schüler geradezu hinein usw. Auch meine literarischen Arbeiten sind zum großen Teil Antworten auf mir gestellte und aufgezwungene Probleme. Eine ungeheure Wahrheit ist in dem Worte enthalten: bene vixit, qui bene latuit. Das gilt nicht bloß

für Mönche, sondern gilt auch für Politiker. Si parva licet componere magnis: Gott lenkt das Weltall und niemand sieht ihn, niemals zeigt er sich und freut sich gewiß nicht an den Lobgesängen der unzähligen Priester.

Eine zweite Regel: nicht immer der erste sein wollen, es genügt, der zweite, der dritte zu sein! Auch das werden viele nicht verstehen. Ich bin ein sehr entschiedener Individualist, doch weiß ich, daß ich nicht allein da bin und nicht nur von mir lebe, sondern auch vom Leben und der Arbeit der Vorgänger und Zeitgenossen. Der beobachtende Praktiker und Politiker wird sich überzeugen, daß es auf der Welt wenig Neues gibt und daß er sehr wenig Neues dazu beiträgt; außerdem dürfen wir in der Politik nicht nur ans Organisieren, Führen und Schaffen denken, sondern auch an Einordnen, Zusammenwirken und Zucht. Jedermann will vielleicht ein kleiner Napoleon sein, aber der Normalmensch gehorcht ebenso und — gern.

Aller guten Dinge sind drei: im Leben ist Geduld nötig! Überall, in allem und besonders in der Politik. Ohne Geduld gibt es keine echte Demokratie, — der Demokrat wird unzufrieden sein, sich nicht leicht beruhigen, doch darf er nicht ungeduldig werden. Geduld ist eine Gewähr für Humanität.

#### 84.

Auf dem Schiff erhielten wir drahtlose Nachrichten über die letzten Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen und überhaupt aus Europa, — die Gedanken kehrten notwendigerweise immer wieder zum Kriege zurück. Ich erinnere mich der Veröffentlichung der Dokumente zur Schuldfrage durch die bayrische Regierung und die Erklärung des ehemaligen Kanzlers Bethmann Hollweg dazu; Foch zog in Straßburg ein (25. November), und schließlich verzichtete am 28. November Wilhelm feierlich auf Thron und Regierung in einer aus Holland datierten Proklamation. Es war nicht nur ein Verzicht, es war die Anerkennung der Revolution.

Die Deutschen hatten ihre letzte Offensive in der Überzeugung eröffnet, daß ihnen der Frieden von Brest-Litovsk den Sieg verbürge; ihre ganze Aufmerksamkeit konnte sich auf die verstärkte Front in Frankreich sammeln. Die Unmöglichkeit, trotz zahlreichen örtlichen Erfolgen die Front zu durchbrechen und

die Alliierten zu schlagen, vergrößert ihre schließliche Niederlage; die deutsche Theorie vom „Dolchstoß“, die den Sieg der Alliierten so darstellt, als sei er einzig infolge Demoralisierung der Armee, sozialistische Agitation und die Revolution im Innern errungen worden, hält nicht stand. Wäre sie richtig, so wäre sie ein neuer Beweis für die geringe Voraussicht der Deutschen und für die große Verkennung der eigenen Zustände. Soweit man speziell an den Einfluß der deutschen Sozialdemokratie denkt, so muß man ebenfalls an den der Sozialisten und Pazifisten in den alliierten Ländern hinweisen — die Franzosen haben auch eine Theorie vom Dolchstoß, der den Vormarsch Fochs über den Rhein verhindert haben soll. Im Ganzen wuchsen in allen kriegführenden Ländern gleichzeitig Kriegsmüdigkeit und Abneigung gegen den Krieg, und zwar aus den gleichen Ursachen und Gründen.

Seit allem Anfang verfolgte ich aufmerksam die Entwicklung der kämpfenden Armeen, ihre Strategie und Taktik, und gelangte zu dem Ergebnis, daß die Franzosen mit ihrer Strategie und Taktik den Deutschen überlegen seien. Anfangs hatte ich befürchtet, das Übergewicht werde auf seiten Deutschlands sein; aber im Verlauf des Krieges wurde ich überzeugt, daß die Preußen gerade durch ihr Preußentum, d. i. ihre äußerliche Ordnung und ihren Mechanismus, militärisch schwächer seien als die Franzosen. Der preußische Absolutismus und in letzter Zeit der Einfluß des Kaisers schadeten auch der Armee; sie erstarrte und verließ sich bürokratisch auf ihre Organisation, auf die zahlenmäßige Übermacht, auf einige Vorteile, wie z. B. die rasche Truppenbewegung auf den strategisch gut angelegten Bahnen und ähnliches. Dem französischen Heere hatte die Republikanisierung, die größere Freiheit, von der es durchdrungen war und mit der es kritisiert wurde, gut getan. Die deutsche Taktik, die auf phalanxmäßig geschlossene Reihen und die Umfassung des Feindes baute, bewährte sich nicht; die Franzosen operierten wirkungsvoller mit dem Aufmarsch kürzerer, hintereinander gestaffelter Reihen. Die Deutschen waren sogar militärisch Zentralisten und Absolutisten, die Franzosen Individualisten und Republikaner. Die Franzosen nannten ihre Taktik im Felde schon während des Krieges selbst „le système D“, von „se débrouiller“. Der französische Soldat verstand es, als Individualist und zugleich als Führer sich herauszuwinden.

Schlieffens strategischer Plan war, wie ich öfter auch von französischen und englischen Fachleuten gehört habe, gut, doch nicht dem Weltkrieg angepaßt; vielleicht darum, weil ihn Moltke in ungeeigneter Weise abgeändert hat (er dehnte die Westarmee bis zur Schweiz aus, bei Schlieffen reichte sie nur bis Straßburg), oder weil ein bürokratisches Schema daraus geworden war; ich neige zur zweiten Annahme.

Ich trachtete mich bei militärischen Fachleuten über Schlieffen und den Zweifrontenplan schon deshalb zu orientieren, weil die geographische Lage und die Grenzen unseres künftigen Staates eine Analogie boten. Mich interessierten die Meinungsverschiedenheiten und das Schwanken innerhalb der deutschen Obersten Heeresleitung, und zwar schon in früherer Zeit. Es handelte sich darum, gegen welchen Feind im Zweifrontenkrieg die Hauptmacht des Heeres zu senden sei, ob gegen Frankreich oder gegen Rußland? Dabei waren die Deutschen von ihrem bedeutendsten militärischen Lehrmeister Clausewitz beraten, der sie gelehrt hat, zunächst das stärkste Objektiv anzugreifen. Wer war stärker, die Russen oder die Franzosen? Moltke der Ältere hatte sich in seinen späteren Jahren mit aller Macht zuerst auf Rußland werfen und im Westen in der Defensive bleiben wollen; das entsprach der politischen Situation — England war damals gegen Rußland (Moltkes Plan ist im Detail in den 80er Jahren konzipiert). Bismarck und Waldersee, der Generalstabschef nach Moltke, waren mit ihm gleichen Sinnes. Schlieffen (Waldersees Nachfolger seit 1891) hatte gegen Moltkes Autorität keinen leichten Stand, denn er neigte der Anschauung zu, der Hauptangriff sei gegen Frankreich zu richten, Österreich solle den Schlag gegen die Russen führen. Der Generalstab mit dem Kaiser entschloß sich für den Hauptangriff gegen Frankreich; nach manchen Berichten stammt Schlieffens Plan eigentlich von Kaiser Wilhelm.

Im Jahre 1914 war die politische Situation wesentlich verändert: England ging mit Rußland und Frankreich, und zu England gesellten sich Italien und Amerika. Die Kräfte und ihre Gliederung waren anders als zur Zeit Moltkes des Älteren. Auch die Einnahme Belgiens veranlaßte taktische Änderungen, mit denen Schlieffens Hauptpositionen nicht übereinstimmten. Moltke der Jüngere hatte für den Krieg 1914 den Plan Schlieffens zwar übernommen, widersetzte sich ihm aber nach der Schlacht

an der Marne und kehrte zum Plane seines Oheims, Moltkes des Älteren, zurück. Dazu war es bereits zu spät, und es bezeugt nur, wie desorientiert die deutsche Heeresleitung war. In gewissem Maße folgte man insofern Moltke dem Älteren, als die Deutschen im Osten die Russen schlugen und den Bewegungskrieg führten, während sie in Frankreich zum Stellungskrieg, also eigentlich zur Defensive, gezwungen worden waren. Die Franzosen paßten ihre Taktik organisch der kleineren Zahl ihrer Truppen an, indes die Deutschen sich zu sehr auf ihre traditionelle, ziffernmäßige Übermacht verließen. Als sich ihnen außer den Franzosen die übrigen Alliierten entgegenstellten, verstanden sie es nicht beizeiten, Plan und Taktik zu ändern; bei Eröffnung der letzten Offensive 1918 hatten sie die ziffernmäßige Übermacht oder wenigstens die gleiche Macht. Den Deutschen fehlten Beweglichkeit und Erfindungsgabe im Felde, sie überraschten mit Einzelheiten, wie z. B. den weittragenden Geschützen — gute, gewissenhafte Generale, aber keine Heerführer; damit hängt die Unfähigkeit zur einheitlichen großen Aktion, die Selbsttäuschung mit kleinen, stückweise ausgeführten Aktiöchen und kleinen Erfolgen zusammen. Mir war es besonders ein Rätsel, warum die Deutschen so gewaltsam und eigensinnig Verdun belagerten — hätten sie im Jahre 1916 (während Stürmers Regierung!) einen größeren Teil des Heeres nach Rußland geworfen!

Es ist möglich, daß sich die Heerführer in diesem Kriege — und nicht bloß bei den Deutschen — nicht durchsetzten und durchsetzen konnten. Der Krieg war zum erstenmal im wahren Sinne des Wortes ein Krieg der Massen, ganzer Nationen, ein demokratischer Krieg, wenn dieses Wort gebraucht werden darf. Der Kriegsdemokratismus äußert sich anscheinend darin, daß in der riesigen Armee nicht ein Heerführer entscheidet, sondern mehrere, daß der ganze Krieg und die einzelnen Schlachten durch entsprechende Gleichordnung einzelner selbständiger Armeen gewonnen werden. Schon Voltaire hat bemerkt, man könne mit den größten Armeen nichts Großes mehr beweisen; die militärischen Kräfte halten einander im Gleichgewicht und aus solch einem Krieg entspringe nur das Elend der Völker. Vom Weltkrieg gilt dies gewiß in hohem Grade.

Deutschlands Niederlage wurde jedoch nicht nur durch militärische Mängel verursacht: der Krieg ist, wie Clausewitz ganz

richtig gesagt hat, Politik mit anderen Mitteln — die ganze deutsche Beurteilung der europäischen und der Weltlage und der eigenen Nation war irrig.

Der pangermanische Plan — das deutsche Heer, das Offizierskorps war pangermanisch orientiert — war gelehrt, aber zweifelhaft. Die Deutschen schätzten die politischen und Kriegskräfte, die militärischen und wirtschaftlichen Kräfte unrichtig ein; sie überschätzten sich selbst und ihre Verbündeten und unterschätzten die Feinde; bis zuletzt glaubten sie geradezu obstinat nicht an die militärische Mobilisierung Amerikas, wie sie gleich anfangs England unterschätzt hatten. Sie bewiesen durch Versuche, daß die Amerikaner nicht übers Meer gelangen werden; ganz unrichtig vergrößerten sie in ihrer Phantasie die Macht ihrer schon der Zahl nach ungenügenden Unterseeboote. Fast unbegreiflich täuschte Deutschland sich über Österreich, und tat's noch, obgleich es die Unfähigkeit der österreichischen Armeeführer in Galizien und Serbien sofort bei Kriegsbeginn hätte sehen müssen. Von der Unfähigkeit Österreichs und auch Deutschlands zeugt, glaube ich, gleichfalls der Vormarsch gegen Italien; ich vermute, daß ein besserer, energischerer Armeeführer der Österreicher und Deutschen Norditalien wirksam gegen Frankreich ausgenutzt hätte. Doch wozu diese militärischen Betrachtungen eines Laien — Deutschland und Österreich hatten 1918, als Rußland und Rumänien vom Schauplatz abgetreten waren, zahlenmäßig nicht viel weniger Truppen als die Alliierten; an der französischen Front kamen die beiden Parteien einander gleich — und doch wurden Deutschland und Österreich geschlagen. Notabene, die Engländer und die Amerikaner hatten ihre Armeen improvisiert, nur die Franzosen und teilweise die Italiener besaßen ältere Armeen und militärische Traditionen: ein schlagender Beweis dafür, daß der preußische Militarismus sich nicht bewährt hat. Der absolutistische Monarchismus wurde auch militärisch von der Demokratie geschlagen.

Die Deutschen rechneten auch mit der industriellen Übermacht der Alliierten nicht genug. Die Engländer konnten frühzeitig die Unterseeboote bekämpfen, ebenso die Amerikaner; die Amerikaner erfanden z. B. wirksamere Gase als die Deutschen, wendeten sie aber aus Humanität noch nicht an; Edison machte sich durch mehrere erfolgreiche Erfindungen um die Armee ver-

dient; allerdings hatte man Wunder von ihm erwartet, und er vollbrachte mehr — er erhöhte durch kleine Erfindungen die Kampffähigkeit seiner Landsleute.

Schließlich verstanden es die Deutschen nicht, mit den sittlichen Kräften zu rechnen, da sie zu sehr an den Mechanismus der Organisation und der materiellen Kräfte glaubten, — sie glaubten an die Degeneration Frankreichs, sahen jedoch nicht die Degeneration Österreich-Ungarns und begriffen nicht die sittliche Kraft Englands und Amerikas, Italiens und Serbiens — die Deutschen wurden im Felde durch den preußischen Militarismus, ihre Wissenschaft, ihre Geschichte, ihre Philosophie, ihre Politik geschlagen.

Zum Endsieg trugen außer den Franzosen auch die anderen alliierten Armeen bei. Die Engländer hielten die Freiheit der Meere für sich und die Alliierten aufrecht und ermöglichten so die Zufuhr von Lebensmitteln, Kriegsmaterial und Rohstoffen nicht nur ins eigene Land, sondern auch nach Frankreich; ich habe schon auf den langen und zähen Kampf Englands gegen die deutschen Unterseeboote hingewiesen, der mit der Niederlage Deutschlands endete; die Engländer und die Amerikaner wußten die versenkten Schiffe durch neue zu ersetzen. Neben dem Unterseebootkampf spielte die Flotte keine große Rolle, sie mußte sich mehr dem Schutz der Transportschiffe widmen. Als Soldaten zeichneten die Engländer sich durch Widerstandskraft und geradezu vorbildliche Zähigkeit aus. Wenn ein englischer Heerführer — Haig — den schließlichen Sieg der Alliierten einem Wunder zuschreibt, so erkennt er damit die Gewalt und Energie des deutschen Druckes an und kritisiert zugleich die Zustände auf alliierter Seite; denn auch hier war nicht alles in Ordnung, vor allem fehlte die Einheitlichkeit der Führung; die war zwar beim Feinde ebenfalls nicht vorhanden, aber die Deutschen vermochten es doch, die Wiener Politiker und Strategen im Zaume zu halten. Gewiß bewiesen die Deutschen während des ganzen Krieges eine bewunderungswerte Ausdauer, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit in Einzelheiten; sie boten der großen Mehrheit von Nationen aus aller Welt beharrlichen Widerstand. Allen Respekt!

Das Verdienst der Amerikaner um den Sieg ist allgemein anerkannt; es besteht nicht nur darin, daß sie in kritischer Zeit durch

frische und tapfere Mannschaft zum Siege beitrugen, sondern darin, daß sie sich den Alliierten überhaupt angeschlossen hatten. Amerika hatte ihnen vor Eintritt in den Krieg durch Versorgung mit Lebensmitteln und Kriegsmaterial geholfen; es half ihnen durch Wilson und die Autorität, die er während des Krieges in der ganzen Welt erworben hatte. Durch ihr Verhalten gegen Amerika in Amerika selbst und das Nichtverstehen der Situation, als es den Krieg erklärt hatte, bewiesen die Deutschen vielleicht am schlagendsten ihre politische Kurzsichtigkeit.

Aber wir dürfen auch die anderen Alliierten nicht vergessen. Vor allem das unglückliche Rußland nicht! Der russische Anteil, zwar nicht direkt am Siege der Alliierten — denn Rußland war am Ende selbst besiegt und verließ die Verbündeten —, aber an der erfolgreichen Verteidigung zu Beginn des Krieges verdient hervorgehoben zu werden: auf Rußland lastete damals ebenso wie auf Frankreich das Hauptgewicht des Krieges, solange England nicht große Armeen ausgebaut, Italien sich noch nicht den Alliierten angeschlossen und Amerika sich für die aktive Beteiligung am Kriege nicht entschieden hatte. Die russische Kraft war — wenn auch äußerlich und quantitativ, nicht innerlich und qualitativ — gewiß eine Hoffnung in schweren Stunden im Westen, in gleicher Weise für die österreichischen Slawen wie für Serbien, Rumänien u. a., und trug zur sittlichen Rüstung, zum weiteren Widerstand und Ausharren im Kampfe bei. Die Anfangserfolge gegen Österreich hatten nicht nur ihre militärische, sondern auch ihre politische, psychologisch-politische Bedeutung, die sich besonders in den ersten Stadien unserer Revolution äußerte. Die Freude an diesem russischen Anteil und an den russischen Verdiensten im Kriege wird uns heute nicht nur durch das Wissen um die späteren Mißerfolge und Katastrophen getrübt, die hauptsächlich durch die innere Fäulnis verschuldet wurden, sondern auch durch die kritische Erkenntnis dieser Kriegsverdienste und Opfer in sittlicher Beziehung. Die russischen Opfer sind nicht in solchem Maße Opfer für bewußte, ideale Ziele wie bei den anderen Alliierten. Die Mehrzahl der russischen Gefallenen starb nicht im Dienste der Idee, der Nation, des Staates, sondern als passives Opfer von Bestrebungen, die sie nicht kannte und nicht verstand. Der größte russische Krieg wurde vom alten Zarismus geführt, dessen Sünden und Verbrechen mit Hekatomben von

Menschenopfern bezahlt wurden; und Ursachen und Ziele dieses Krieges wurden aus der unseligen, unrussischen Politik des alten Rußland geboren. Das entwertet in unseren Augen in hohem Maße all die gewiß ungewöhnlichen Mühen und Opfer Rußlands, in denen so viel traurige Tragik liegt und die vielleicht nur dadurch aufgewogen werden, daß ohne die Leiden und Erschütterungen die Befreiung Rußlands vom alten Regime nicht so bald und so vollständig gekommen wäre. Aber auch die Befreiung wurde durch Hekatomben von Menschenopfern erkaufte . . .

Zum schließlichen Siege trug gleichfalls Italien zu Beginn und am Ende des Krieges sehr bei. Und was soll man von Serbien sagen, das trotz Mißerfolgen gegen die Übermacht bis ans Ende durchhielt, alle Greuel der österreichisch-magyarischen Soldateska über sich ergehen ließ, entschlossen sich durch Albanien zurückzog und loyal sich den Alliierten am Balkan anschloß, bis es doch nur endlich die Früchte seines Heroismus erntete. Und auch Rumänien und Griechenland waren den Großmächten willkommene Verstärkung.

85.

Was ist also der Sinn des Weltkrieges? Was bedeutet dieser ungeheure Massenvorgang in der Geschichte Europas und der Menschheit? Die marxistische Erklärung des Krieges genügt nicht. Der Materialismus ist überhaupt wissenschaftlich unmöglich und der historische (ökonomische) Materialismus einseitig. Nicht, daß die Auslegung speziell durch den Kapitalismus ganz unrichtig wäre, aber sie ist einseitig, unvollständig und unbestimmt. Der Begriff des Kapitalismus ist selbst unbestimmt; sicherlich gab es Kriege längst vor dem Kapitalismus — niemand hat gezeigt, in welchem Maße dieser für das Entstehen und Werden des Krieges verantwortlich ist. Versteht man unter Kapitalismus das gesamte wirtschaftliche System oder im Besondern das Finanzwesen, in concreto die Finanziere, die Bankleute? Oder die Schwerindustrie? Und in welchen Ländern? Der Kapitalismus besteht ja in allen Ländern, und so kämpfte Kapitalismus gegen Kapitalismus — welcher ist also entscheidend? Wir kommen wieder zur Hauptfrage, welche der kämpfenden Parteien den offensiven Krieg geführt habe, welche den defensiven, denn dieser Unterschied ist für den Charakter des Krieges sehr wichtig.

Daß wirtschaftliche Interessen, genauer die *auri sacra fames* immer ein starker Grund zum Kriegführen war, daran zweifelt niemand; aber daneben entscheiden andere Motive mit. Die Historiker (und auch die marxistischen Historiker!) lehren uns doch immer, die Staaten und ihre Herrscher und leitenden Staatsmänner hätten in neuer Zeit Kriege geführt, um ihre Macht, Autorität, ihr Prestige zu stärken, um ihr Territorium durch Stücke von Nachbarländern zu erweitern und deren Einwohner sich zu unterwerfen, um Kolonien zu erobern; man spricht vom Imperialismus namentlich der großen Staaten. So werden verschiedentliche Motive der Kriegsoffensive angegeben: Herrschsucht, Ehrgeiz, Geiz, Rassen- und Nationalhaß usw.

Die Erklärung des Weltkrieges durch Nationalismus ist ebenfalls einseitig und ungenau. Auch Nationalismus gibt es in allen Ländern, und so fragt man abermals, welcher, was für ein Nationalismus den Krieg verursacht habe? Was ist sein Inhalt? Wer hat offensiv angefangen, wer sich nur gewehrt? Gewiß waren nationale Gegensätze und Kämpfe eine der Ursachen des Krieges. Aber man kann den Krieg nicht als ausschließlich nationalen Krieg betrachten; auch wirtschaftliche und andere Ursachen und Motive haben mitgewirkt. Die Völker waren noch keine Rechtssubjekte, im Kampfe befanden sich die Staaten, die Völker nur indirekt, soweit sie durch ihre Staaten organisiert und soweit sie vertreten waren. Und die Staaten verfolgten augenscheinlich nicht eine nur nationale Politik; das, was man überhaupt Politik nennt (in der Regel die Politik der Staaten), ist eine komplizierte Sache: da sind verschiedene Dynastien, Regierungen, einflußreiche Staatsmänner und Politiker, Journalisten, Parlamente, Parteien, verschiedene geistige Richtungen usw. Wissenschaftlich genau festzustellen, wer eigentlich die Politik eines Staates geleitet und bestimmt, wer im gegebenen Falle die Entscheidung gefällt hat, aus welchen Gründen und Ursachen, wer mehr und wer weniger entschieden hat usw., das ist eben die Aufgabe, die von der Geschichte und Geschichtsphilosophie, die richtiger als die pangermanische und nationalistische Philosophie zu sein hat, gelöst werden soll.

Ich habe zur Genüge dargelegt, daß die nationale Idee und das nationale Empfinden in neuer Zeit Politik und Krieg in bedeutendem Maße bestimmt haben; aber man kann nicht sagen,

daß die Kriege, und insbesondere der Weltkrieg, national, d. h. nur national gewesen seien. England und Amerika beteiligten sich entschieden nicht aus Nationalismus am Kriege, obgleich sie das Nationalitätsprinzip, vor allem das Recht der kleinen Nationen in Europa auf Selbständigkeit und Freiheit, anerkannten.

Deshalb kann man nicht sagen, der Krieg sei ein Kampf zwischen Germanen und Slawen oder Germanen und Romanen gewesen — er war ein Weltkrieg. Ursprung und Entwicklung zeigen deutlich, daß die Nationalität, in manchen Fällen der nationale Chauvinismus, nur ein Faktor neben anderen war.

Selten wird der Krieg als ein Kampf der Kirchen und Religionen ausgelegt; die Rechtgläubigkeit der Russen und Serben, der Katholizismus Österreichs, der Protestantismus der Deutschen, der Katholizismus der Franzosen usw. waren auch ein Faktor, aber auch wieder nur einer neben anderen.

Die Historiker unterscheiden und qualifizieren die Kriege durch bereits stereotype Bezeichnungen: dynastische Kriege, Prestige-, Religions-, Befreiungs-, Rassen-, Expansions-, Raub-, Kolonial-, politische Kriege usw.; vom letzten Krieg wird allgemein gesagt, er sei ein Weltkrieg gewesen. Das ist zwar eine quantitative Qualifikation, aber in der Bezeichnung äußern sich doch Charakter und besondere Bedeutung.

86.

Der Charakter des Weltkrieges läßt sich in hohem Maße beim Vergleich der Kriegsziele der beiden Parteien und an ihren Programmen erkennen; ich werde deshalb versuchen, die Programme der beiden Parteien im Weltkriege zusammenfassend zu formulieren, das des Westens, der die riesige Mehrheit der Menschheit, und das Deutschlands, das die Minderheit der Zentralmächte anführte. Diese Teilung der Nationen in zwei Lager hatte nicht allein vorübergehende militärische Bedeutung, sondern ergab sich auch aus der kulturellen Gesamtsituation. Gegeneinander standen Ideen, Weltanschauungen und Lebensführungen.

Ich bin mir bewußt, daß die kurze Formulierung ganzer nationaler und kultureller Programme kühn ist; doch die Analyse des Krieges und seine historische Beleuchtung, wie sie hier und im „Neuen Europa“ gegeben sind, gestatten sie.

Die mittelalterliche Welttheokratie, die unter der geistigen Führung des Papsttums zentralisiert war, wurde in neuer Zeit als internationale Autorität durch die größere Selbständigkeit der einzelnen Staaten und Nationen ersetzt. Die Reformation, der klassische Humanismus, Wissenschaft, Kunst und Philosophie, die ein neues Verstehen und Erkennen der Natur, des Menschen, der Geschichte und der Gesellschaft anstrebten, richteten neue geistige und sittliche Ideale und Grundlagen für die Organisation einer neuen Gesellschaft auf. Durch die Reformation, den Humanismus, die Wissenschaft, Kunst und Philosophie wurde die große Revolution in England, Frankreich und in Amerika vorbereitet (d. i. in Wirklichkeit wieder in England); der große Ertrag dieser Revolution war, daß Staat und Kirche — eigentlich schon die Kirchen — voneinander unabhängig wurden. Im Westen, in Europa und Amerika, trennten sich Staat und Kirche nach und nach bis auf unsere Tage überall; die Religion büßte dadurch nichts ein, im Gegenteil, sie gewann dadurch ebenso, wie auch die Politik gewann. Und nicht nur der Staat, sondern alle Institutionen und gesellschaftlichen Bestandteile wurden mit ihm allmählich nichtkirchlich: Wissenschaft und Philosophie, Schule und Erziehung, Moral und am Ende auch die Religion.

Soweit es sich um den Staat handelt, der nach der Reformation die Führung der Gesellschaft übernommen hatte und, dem Beispiel der Kirche folgend, absolutistisch geworden war, verkündete die französische Revolution die große Losung: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“; die Menschen- und Bürgerrechte wurden proklamiert und kodifiziert, Frankreich und Amerika wurden Republiken, England und vorübergehend auch Frankreich konstitutionelle Monarchien. Gegen den alten Aristokratismus — der Monarchismus ist nur eine Form des Aristokratismus — entwickelt sich die Demokratie in verschiedenen Formen, Graden und Qualitäten.

Der Revolutionsprozeß erschöpfte sich nicht in der großen französischen Revolution: es folgte eine Reihe von Revolutionen, und wir stehen immer noch inmitten dieser merkwürdigen Entwicklung, denn im Weltkrieg und aus dem Weltkrieg entstanden gleichfalls Revolutionen. Das haben die Hüter des alten Regimes eben nicht erwartet. Der Revolutionismus wurde zur dauernden Erscheinung auf allen Gebieten, nicht nur in der Politik. Möglich,

daß wir im Weltkrieg nicht nur das alte Regime überwunden haben, sondern auch den revolutionären Übergangszustand.

Das Ideal der großen Revolution war die Humanität; das bedeutete sittlich: Sympathie und Respekt eines jeden Menschen vor dem andern Menschen, Anerkennung der menschlichen Individualität; der Mensch darf vom Menschen nicht als Mittel benutzt werden. Politisch und sozial bedeutete dies die Gleichheit aller Bürger im Staate und die Annäherung und Vereinigung der Nationen und Staaten und dadurch der großen Menschheit.

Rechtlich glaubte man an die Existenz des gleichen Naturrechtes auf Freiheit und Gleichheit, das jedem Einzelmenschen und allen kollektiven Gesamtheiten, namentlich den Nationen, zuerkannt wurde. Diese Idee des Naturrechtes ist alt, wir erbten sie von den Griechen und Römern, sie wurde durch die Kirche und die Kirchen geheiligt. Der Inhalt des Naturrechtes wurde nach und nach politisch und sozial formuliert.

Mit dem Humanitätsideal eng verbunden war die Aufklärung, die lebendige Sehnsucht nach Erkenntnis und Bildung; daher stammen im letzten Jahrhundert die allgemeine Anerkennung der Wissenschaft und die Versuche um eine neue, auf den Wissenschaften gegründete Philosophie, daher das fortgesetzte Streben nach Organisierung des Schulwesens, nach allgemeiner Bildung, nach obligatorischer Schulbildung, nach der sogenannten Popularisierung der Wissenschaft, das Aufblühen der Journalistik, der Publizistik, der Presse überhaupt.

Die Revolution und die großen Wandlungen in Denken und Leben ließen die Idee und das Ideal des Fortschrittes auf allen Gebieten des menschlichen Strebens und Handelns sich einbürgern, den Glauben, daß die Nationen und die ganze Menschheit aus eigener Kraft allmählich eine höhere und die höchste Stufe der Vollkommenheit und Zufriedenheit erreichen.

Das sind, wie mir scheint, die leitenden Ideen des europäischen Westens. Ich sage des Westens, obgleich ich vielleicht vor allem an Frankreich denke, denn der Westen — Frankreich und die benachbarten Nationen, England und Amerika, Italien und die anderen romanischen Nationen — bildet ein Kulturganzes, wie die Geschichte der gegenseitigen Einflüsse der westlichen Nationen und ihre politische Entwicklung klar zeigen.



Wenn ich dies mit wenigen Worten charakterisieren sollte, würde ich sagen: Im Mittelalter war die Menschheit (ich weiß, daß mit der Menschheit das Europa des ehemaligen römischen Imperiums gemeint ist) von der katholischen Theokratie extensiv organisiert; durch die Reformation und die Revolution entsteht die Demokratie, ein intensiver Versuch einer Organisation dieser Menschheit. Ich stelle die Demokratie gegen die Theokratie. Wir befinden uns in einer Übergangszeit — im Übergange von der Theokratie zur Demokratie auf humanitärer Grundlage.

87.

Zum europäischen Kulturganzen gehörte im Mittelalter auch Deutschland. Aber in neuer Zeit unterschied und isolierte es sich kulturell immer mehr und mehr. Der durch die Reformation gestärkte preußische Staat war seit Beginn expansiv und beherrschte Deutschland. Auch im Westen herrschte in hohem Grade der sogenannte Etatismus, aber dort wurde der Staat ein Organ des Parlaments und der öffentlichen Meinung. In Deutschland erlebte der monarchische Staat geradezu Vergötterung und sein Absolutismus allgemeine Anerkennung — erst am Ende des Weltkrieges entschied sich der König von Preußen als Deutscher Kaiser für die Parlamentarisierung Deutschlands. Preußen und Deutschland waren eigentlich der organisierte Cäsarismus; gewiß waren Friedrich der Große, Bismarck und die beiden Wilhelm, allerdings zum Unterschied von Napoleon, sonderbare, zaristische Cäsaren. Das Wort Zar entstand zwar aus Cäsar, aber welch ein Unterschied in Wort und Begriff! Der Soldat, der preußische Offizier wird für die Deutschen zum Maßstab der gesellschaftlichen Organisation, ja, der Welt. Der Soldat und der Krieg werden zur regelrechten Institution. Die Reformation, der klassische Humanismus, Wissenschaft, Kunst und Philosophie haben hier die Theokratie nicht so gründlich beseitigt wie im Westen; das deutsche Volk übernahm die Reformation nur zur Hälfte, die deutsche Reformation (das Luthertum) paßte sich dem Katholizismus an — es entstand eine Art von Cäsaropapismus, wenn auch unterschieden vom russischen Cäsaropapismus.

Die Humanitätsideale Lessings, Herders, Goethes, Kants, Schillers, die aus der westlichen und weltlichen Entwicklung und der Zusammenarbeit mit ihr geschöpft sind, wurden durch pan-

germanischen Imperialismus ersetzt. Berlin — Bagdad bedeutet das Streben, die Herrschaft über Europa und dadurch über Asien und Afrika zu erringen. Schon darin ist ein Ideal der alten Welt zu erblicken: Deutschland setzt das Ideal des römischen Imperiums auch geographisch fort und hegt es. Demgegenüber ist das westliche Ideal auf die Organisation der ganzen Menschheit gerichtet, vor allem auf die Verbindung Europas und Amerikas und damit der übrigen Weltteile, der ganzen Menschheit: extensive und intensive Humanität. Im Weltkrieg wurde diese Vereinigung erzielt.

Der Pangermanismus erkannte die Rechte der Nationen auf Selbständigkeit nicht an, er wollte der erste und einzige Führer und Herr aller sein. In seiner Expansivität verkündete er, ideal sei der viel-nationale Staat. — Österreich-Ungarn wurde dann neben Deutschland der lebendige Beweis eines solchen Staates; allerdings will ich keineswegs den russischen Staat vergessen, der in so hohem Maße nach dem preußischen Vorbild geformt war. Die Alliierten proklamierten das Recht auf Selbständigkeit für alle Staaten, nicht bloß die großen, sondern auch die kleinen; die Folge dieses Programms ist der Völkerbund, in dem die demokratischen Ideale gipfeln, wie sie in Amerika formuliert und teilweise schon verwirklicht wurden.

Die Deutschen lehnten das Naturrecht ab und ersetzten es durch das historische Recht. Zwar wurde Kant als führender Philosoph anerkannt, seine Neigung zum Naturrecht und zu Rousseau aber als Humanitätsideal zurückgewiesen. Der Darwinismus kam dem historischen Recht für die Theorie der mechanischen Evolution zu Hilfe, die dem Stärksten den Erfolg verbürgt: Krieg und Kriegführung werden eine göttliche Einrichtung. Der preußische Militarismus benutzte die Theorie des englischen Naturforschers zur Stärkung seines militärischen Aristokratismus, der als Hauptdogma der sogenannten „Realpolitik“ verkündete, daß jegliches Recht aus Macht und Kraft geboren werde, und Macht und Kraft wurden in der Regel mit Gewalt identifiziert\*). Das deutsche Volk wurde zum Herrenvolk erklärt.

\*) Einen Beweis für die pangermanische Identifizierung von Macht und Gewalt gibt Prof. Schäfer in „Staat und Gesellschaft“ 1922 (also noch nach dem Kriege); er führt aus, das Recht sei bloß Ausdruck der Machtverhältnisse, besonders das öffentliche Recht (Seite 264); aber unter der Hand wird die Macht ihm zur Gewalt: „Die Sache ist nicht anders, Gewalt und Macht können Recht schaffen“ (Seite 264).

Die Deutschen haben mitunter selbst den Unterschied zwischen dem neuen und dem alten Deutschland in den Schlagworten formuliert: Weimar—Potsdam? Goethe—Bismarck? Kant—Krupp?

Die Verpreußung ganz Deutschlands geschah in erster Linie politisch; die preußische Theokratie nützte den Verfall des deutschen Kaisertums, dieses Überrestes der katholischen Theokratie, aus und beherrschte Deutschland und Österreich durch ihre feste und einheitliche militärische und administrative Organisation. Allmählich kontrollierte das Preußentum alle Kulturbestrebungen und machte aus Deutschland ein Reich der äußeren Ordnung, wie ich es im „Neuen Europa“ gekennzeichnet habe.

Die Folgen der Verpreußung äußern sich nicht nur in der Politik, sondern auch in der deutschen Philosophie, Wissenschaft, Kunst und allerdings auch in der Theologie. Sobald die in der Nation führenden Männer und Stände anfangen, auf Macht und Gewalt zu bauen, verkümmert die Sympathie, die Menschen verlieren das Interesse, die Gefühle und Gedanken ihrer Nächsten oder gar fremder Menschen kennenzulernen, denn für all ihren Verkehr mit ihnen genügt der staatliche Mechanismus, das Kommando, die Faust; man hört auf, frei zu denken, die Gelehrsamkeit ohne lebendige Ideen kommt auf.

Das erklärt die großen Irrtümer und Fehler der deutschen Geschichte und des deutschen Denkens vor dem Kriege und während des Krieges; Bismarck und sein gewalthaberischer Umgang mit den ihm nahestehenden Menschen ist der Typus des herrschsüchtigen Preußen. Schematisch möchte ich (nach den vorangegangenen Darlegungen sei es mir gestattet) die Entwicklung folgendermaßen veranschaulichen:

Goethe—Kant—Friedrich der Große

Hegel

Moltke—Bismarck—(Wilhelm II.)—Lagarde—Marx—Nietzsche

In Hegel erblicke ich die Synthese von Goethe und Kant und die Vorwegnahme Bismarcks; er übernahm die preußische Staatsidee als Hauptausdruck der Nationalität und Führerin der ganzen Gesellschaft; mit seinem Pantheismus und seiner Phantastik bildet er den Übergang von Goethe und Kant und ihrer Weltidee

zum Preußentum, zu seinem Mechanismus, Materialismus und seiner Gewaltsamkeit. Hegel war nicht umsonst ursprünglich Theolog, — er formulierte auch in dieser Hinsicht die Grundsätze der preußischen Theokratie; Bismarck und Wilhelm priesen stets Gott, allerdings den preußischen Gott. Hegel diente mit seinem „absoluten Idealismus“ dem Autoritarismus des preußischen Staates, verließ die Humanität und Welteinstellung Goethes und Kants und schuf die Grundlage für die theoretische und praktische Gewaltpolitik. Bismarck und der Bismarckismus absorbierten Goethe, — der preußische Staat wurde zum unfehlbaren Lenker der Nation und ihres geistigen und kulturellen Strebens.

Marx wendete, nachdem er die Philosophie Feuerbachs durchlaufen hatte („Der Mensch ist, was er ißt“), Hegels Pantheismus und absoluten Idealismus in Materialismus und übernahm den Mechanismus der preußischen Organisation und Staatlichkeit (die allmächtige Zentralisation), wenn er auch die wirtschaftlichen Verhältnisse dem Staate überordnet. Daß im Weltkrieg die deutschen Marxisten trotz ihrem Sozialismus und ihrem Revolutionismus kritiklos die preußische Politik mitmachten und so lange sich mit den Pangermanen verbanden, ergab sich aus dieser methodischen und taktischen Verwandtschaft. Die undemokratische Anschauung von der Notwendigkeit großer wirtschaftlicher Komplexe entspricht dem preußischen Übermenschentum. Marx selbst urteilte über die slawischen Völker nicht anders als Treitschke oder Lagarde.

Nietzsche flüchtete sich aus der Vereinsamung des Solipsismus zum darwinistischen Recht des Stärkeren — die „blonde Bestie“ soll die Herrschaft und zugleich Kirche einer neuen Aristokratie gründen, die christliche Theokratie durch die Theokratie des Übermenschen ersetzt werden. Den Gegensatz Goethe—Bismarck, Kant—Krupp verstehe ich nicht im Sinne des parastischen Dualismus, — auch bei Goethe und Kant fände ein Psycholog einige Charakterelemente preußischer Realpolitik.

Der richtige deutsche Gegensatz wäre Beethoven—Bismarck! In Beethoven erblicke ich den gar nicht verpreußten Genius: sein künstlerisches Werk hat seinen Ursprung in reiner, echter Begeisterung, es geht vom Herzen zum Herzen, wie Beethoven selbst gelegentlich gemeint hat. Die Neunte Symphonie ist ein

Hymnus der Menschlichkeit und der Demokratie — erinnern wir uns, wie Beethoven den Olympier von Weimar geradezu angeschnauzt hat, weil dieser vor den Mächtigen dieser Welt sich verbeugte. Und der einzige „Fidelio“! Nur bei Shakespeare finden wir eine ähnliche starke Liebe von Mann und Frau; in der ganzen Weltliteratur gibt es kein Beispiel so starker und reiner Gattenliebe, — bisher behandeln selbst die besten Dichter den romantischen Zustand der vorehelichen Liebe. Und in der „Missa Solemnis“ gab Beethoven sein inbrünstiges religiöses Credo, den Glauben des modernen Menschen, der sich aus den ererbten Kirchenformen in Höhen erhebt, wie sie nur die reifsten Geister unserer Zeit ahnen, — obgleich ihm Haydn, allerdings freundschaftlich, vorgeworfen hatte, nicht an Gott zu glauben . . .

Neben Beethoven möchte ich seinen großen Lehrmeister Bach und dessen religiöse Musik stellen, in der Philosophie aber Leibniz anführen. Das Bestreben Leibniz', die Kirchen zu verschmelzen, ergibt sich natürlich aus seinem monadologischen System, aus seinem Grundbegriff der All-Harmonie; die pangermanischen Chauvinisten sehen in diesem humanitären Bestreben die Wirkung des in Leibniz fließenden slawischen Blutes. Ich sehe in Leibniz die Fortsetzung des Platonismus, wenn sie auch schon starke Keime des Subjektivismus enthält, der durch Kant und seine Nachfolger eine Übertreibung erfuhr.

Ich bedauere, musikalisch nicht genug gebildet zu sein, um den deutschen Geist in der glänzenden Reihe großer Musiker — Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann — aufspüren zu können. Allerdings erhielt das Preußentum auch musikalischen Ausdruck — Richard Wagner ist eine geniale Synthese von Dekadenz und Preußentum.

Die großartige, schöne und edle deutsche Musik errang nicht fest genug die Herzen der Völker — die Verpreußung wirkte mächtiger.

89.

Das deutsche Denken nach Kant geriet, übrigens in bedeutendem Maße schon durch Kant, auf Abwege. Kant bekämpfte die Einseitigkeiten des englischen Empirismus, vor allem Humes Skepsis durch den einseitigen Intellektualismus einer angeblich reinen schöpferischen Vernunft; er konstruierte ein ganzes System apriorischer ewiger Wahrheiten und eröffnete damit all die Phan-

tastik des deutschen Subjektivismus (Idealismus), der notwendig zur solipsistischen Vereinsamung und zum Egoismus, zum aristokratischen Individualismus und gewaltsamen Übermenschentum führt; vor der Skepsis, die aus seiner Abneigung gegen Theologie und Metaphysik entstanden war, kehrte Kant — auch darin nach Humes Beispiel — schließlich zur Ethik zurück und baute eine im ganzen Wesen sittliche Weltanschauung aus, aber seine Nachfolger hielten sich an seinen Subjektivismus und ergaben sich unter dem Namen verschiedener Idealismen der willkürlichen Konstruktion der ganzen Welt.

Dieser metaphysische Titanismus führte die deutschen Subjektivisten notwendig zu sittlicher Vereinsamung; die Phantastik Fichtes, Schellings gebar den Nihilismus und Pessimismus Schopenhauers: die Titanen ärgern sich, ironisieren — Ärger mit Ironie und Titanentum sind eine *contradictio in adjecto* — und verzweifeln schließlich. Hegel und Feuerbach suchen Zuflucht bei der Staatspolizei und im Materialismus, durch den sie der metaphysischen Phantastik entgehen; sie ordnen sich dem preußischen Feldwebeltum unter, dem schon Kant durch seinen kategorischen Imperativ einen starken Ausdruck gegeben hat. Die deutschen Universitäten werden geistige Kasernen dieses philosophischen Absolutismus, der in der Idee des von Hegel vergötterten preußischen Staates und Königtums gipfelt; Hegel baut dem Staatsabsolutismus unter dem Titel von Dialektik und Evolution einen Macchiavellismus aus, der auf die Nichtanerkennung des Prinzips der *contradictio* gegründet ist. Das Recht wird von Macht und Gewalt abgeleitet. Nietzsche und auch Schopenhauer verwerfen diese Entwicklung, doch nur in Worten, in Wirklichkeit wird gerade Nietzsche zum philosophischen Propheten der Hohenzollernschen Parvenus und des pangermanischen Absolutismus.

Hegel proklamiert nicht nur die Unfehlbarkeit des Staates, sondern auch das Allheil des Krieges und des Militarismus; Lagarde und seine Anhänger konzipieren dann die Philosophie und Politik des Pangermanismus — und sie war es, die in Frankreich geschlagen wurde. Mit den preußischen Regimentern fiel auch die Philosophie, die verkündet hatte: Rottet aus die Polen (v. Hartmann), zertrümmert die harten Schädel der Tschechen (Mommsen), unterdrückt die dekadenten Franzosen und die hochmütigen Engländer, — der preußische Pangermanismus

wurde durch den Krieg widerlegt. Auf die Frage: Goethe oder Bismarck, Weimar oder Potsdam gab der Krieg die Antwort.

Indem ich die Einseitigkeit des deutschen Denkens, wie es mit Kant begann, ablehne, sage ich nicht, die deutsche Philosophie, alles deutsche Denken sei zweifelhaft, ich sage nicht, es sei schwach, oberflächlich, uninteressant; nein, es ist eine interessante und tiefe Philosophie, aber darum tief, weil sie nicht frei sein konnte und es nicht war. Es ist eine Scholastik wie die mittelalterliche, bedingt durch das fertige, von vornherein festgesetzte Credo. So wie der preußische Staat und überhaupt das Preußentum ist die deutsche Philosophie, der deutsche Idealismus absolutistisch, gewaltsam, unwahr und verwechselt die Größe der frei verbindenden Menschlichkeit mit dem kolossalen und in seiner Art grandiosen Bau eines babylonischen Turmes.

90.

Den Gegensatz Goethe—Bismarck empfand ich in meiner eigenen Entwicklung sehr stark. Seit dem Gymnasium besuchte ich deutsche Schulen, schrieb und veröffentlichte eine Reihe meiner Arbeiten in deutscher Sprache und kannte gut die deutsche Literatur; sie war mir zugänglicher als die anderen Literaturen, und Goethe wurde einer meiner ersten und wichtigsten literarischen Lehrmeister; neben Goethe kultivierte ich Lessing, Herder und etwas Immermann. Schiller liebte ich mehr als Menschen und Charakter, liebte ihn in dieser Beziehung tiefer als Goethe, aber als Dichter, Künstler und Denker war mir Goethe lieber. Dessen maßloser Egoismus ist eine goldene Brücke zum preußischen Pangermanismus. Schon aus diesen Namen ersieht man, daß ich die deutsche Romantik, der ich allerdings nicht ausweichen konnte, nicht annahm wie die französische, und warum sie mir nicht ein grundlegendes Kulturelement, sondern eher ein Übergangselement war. Mich stieß auch ihr Restaurations-, ja reaktionäres Streben ab.

Die neue Literatur verfolgte ich, las ziemlich viel und studierte namentlich im Theater die Entwicklung des Dramas, aber die neuere englische und französische Literatur war mir lebensnotwendiger. Sie enthalten mehr für den modernen Menschen.

Von Goethe empfing ich für alle Literaturen — auch für die unsere — den Maßstab, den er durch die Forderung und das Pro-

gramm einer Weltliteratur festgesetzt hat; und sein Hauptwerk, der „Faust“, stellt durch seine wahre Analyse des modernen Menschen und speziell des deutschen Menschen seinen Nachfolgern in Deutschland und überall die wichtige und führende Aufgabe: den Faustismus zu überwinden. Künstlerisch zu überwinden, was Kant philosophisch gewollt hat; die Skepsis, den Subjektivismus, den Pessimismus und die Ironie zu überwinden; das gewaltsame Übermenschentum zu überwinden. (Das Wort „Übermensch“ ist wohl von Goethe oder durch ihn eingebürgert.)

Die deutschen Literarkritiker datieren die moderne Literatur seit Hebbel, und dies mit Recht. Hebbel analysiert die nachrevolutionären Zustände, wächst in der Zeit der Reaktion auf und durchschaut sie; er unterliegt ihr insofern, als er allzu hegelisch den Staat überschätzt, dem sich das Individuum — überflüssig — opfert; er faßt den Staat eben hegelisch auf und sympathisiert darum auch nicht mit der Revolution (1848), obgleich er selbst gegen die damalige Gesellschaft stark revoltiert, — allerdings fühlt man in seiner Revolte eine gewisse Unentschiedenheit. Er beobachtet gut die sozialen Probleme der Zeit und des moralischen Umbruchs, der sich in der Aristokratie und der bürgerlichen Gesellschaft vollzieht; viel denkt er über den Selbstmord nach; das Problem des Weibes und seiner Beziehung zum Manne, das Problem der Liebe, führt er in mannigfachen Formen vor. Aber gerade hier zeigt sich die seltsame Unentschiedenheit: er lehnt die alten Anschauungen vom Weibe ab, fürchtet jedoch gleichzeitig, in das Extrem der Emanzipationsbewegung zu fallen.

Diese Unentschiedenheit ist allerdings das Los der Übergangszeit und kommt bei Hebbel nicht bloß in seinen Ansichten, sondern auch in seiner Kunst zum Vorschein. Er ist ein entschlossener Dramatiker, ein dramatischer Realist, trägt aber noch ein bedeutendes Element von Romantik in sich, er gefällt sich geradezu in allem Ungewohnten, Problematischen. Charakteristisch ist für ihn, wie er historischen Gestalten (Judith!) neuen Sinn und neue Auslegung verleiht. Die künstlerische Unentschiedenheit kann man in seiner Lyrik beobachten: er gibt Verse, doch enthalten sie keine rechte lyrische Poesie, sondern zu viel Reflexion. Man kann ihn darin nicht mit Goethe vergleichen. Überhaupt interessierte mich das Verhältnis Hebbels zu Goethe; vor allem, wie er den Titanismus im Holofernes, Herodes usw. sozusagen

verstaatlicht hat. Eine enge, grobe, ich möchte sagen preußische Anschauung. Was die Form betrifft, so scheint er Goethe nachgeahmt zu haben. Wenigstens näherte er sich in seinen späteren Dramen künstlerisch der „Iphigenie“, dem Klassizismus.

Mit Hebbel habe ich mich auch ziemlich viel befaßt, weil er in Wien gelebt hat, wo ich noch frische Erinnerungen an sein Wirken vorfand. Mir schien es, als könnte man gerade an diesem Norddeutschen den unheilvollen Einfluß Österreich-Wiens wahrnehmen. In Wien wurde ich durch das Theater auf die österreichischen Dichter gebracht, besonders auf Grillparzer: an ihm läßt sich das Metternichsche Österreich und sein verhängnisvoller Einfluß auf große Menschen studieren. Die Autobiographie Grillparzers stellt eine dokumentarische Bestätigung dar. Übrigens gilt das auch für unseren deutschen Landsmann Stifter. Dieses Österreich sah ich in Raimund, Bauernfeld und Anzengruber — das Wienertum in Nestroy —: alle schrieben sie mit den österreichischen Fesseln an den Händen. Grillparzer empfand Wien als Capua der Geister, für Anzengruber war Österreich der Mörder dieser Geister.

Von österreichischen Dichtern fesselte mich Lenau sehr, besonders seine Gestaltung des Faust. Mich interessierte an den österreichischen Dichtern, wie sie sich von den tschechischen dramatischen Themen anziehen ließen (bei uns wurde gegen Grillparzer und Hebbel polemisiert). Hamerlings dekadente Epen widmete ich Aufmerksamkeit.

Es versteht sich von selbst, daß ich Gutzkows, Spielhagens und andere damals verbreiteten Romane gelesen habe; eine gewisse Vorliebe hatte ich für A. Stern und seine späteren Romane, in denen er das verpreußte neue Deutschland nach 1870 und seine Ideallosigkeit treffend kritisiert. Ich hatte die sogenannten Realisten Otto Ludwig, Hermann Kurz gern; Gustav Freytag gefiel mir nicht.

Heine interessierte mich sehr, aber eher politisch. Ich möchte hier auch Börne und die jungdeutschen Radikalen hinzufügen.

Ich gebe nicht eine Übersicht der neueren deutschen Literatur, sondern charakterisiere nur im Groben mein Verhältnis zu ihr. Unter dem preußischen und habsburgischen Absolutismus, namentlich unter Metternichs Regime nach der Revolution, entfaltete sich keine freie, befreiende Literatur; die stärksten Talente

unterlagen der Reaktion (Hebbel) oder wurden durch sie gebrochen (Grillparzer); den kleineren Malkontenten genügten zu oft die scholastischen Proteste und Revolutionen à la Stirner und Nietzsche; Heine flüchtete sich nach Frankreich, Richard Wagner versöhnte sich mit dem Imperialismus und seinem äußeren Glanz. Schließlich übernahm dann die spätere Literatur zu leicht den neuen und neuesten Kurs oder duckte sich in apolitischer Zurückgezogenheit; der preußische Sieg blendete alles.

Die Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten des deutschen Naturalismus, dann des Dekadentismus, der Moderne, des Symbolismus und wie diese literarischen Kategorien genannt werden mögen, die Zusammenhanglosigkeiten des Impressionismus und gar der schwächliche Größenwahn des sogenannten Expressionismus entsprechen der sittlichen Krise und dem Verfall der neuen Gesellschaft nach 1870. Die neue deutsche Literatur verfolgte ich schon in Prag; der beständige Vergleich mit unserem tschechischen Schaffen und mit den Literaturen der Franzosen, Engländer, Amerikaner, Skandinavier und Russen überzeugten mich von der wirklichen Krise der deutschen Kultur, von ihrem Bruch, ihren Unzulänglichkeiten, ihren Schwächen. Daher die auffallenden Einflüsse der Skandinavier, Russen und Franzosen; dazu die fortwährenden Versuche einer Rückkehr zu den Älteren, namentlich zu Goethe. Gerhart Hauptmann repräsentiert mir dies schwächlich-starke Streben. Eine gute Analyse dieser deutschen Kinder ihrer deutschen Väter bietet Jakob Wassermann in seinem Vorkriegsroman „Die Masken Erwin Reiners“ oder nun einer der Expressionistenführer, Kasimir Edschmid.

Der Expressionismus ist eben vorwiegend deutsch; das ist der deutsche Subjektivismus und daher von vornherein verurteilt. Die Expressionisten sind nichts anderes als Interpreten des Kantismus, resp. des Neukantismus und des Subjektivismus à la Nietzsche. Der Expressionismus, wie ihn Hermann Bahr schildert, erschafft die Welt; der expressionistische Dichter und Kritiker Paulsen (es ist kaum ein Zufall, daß er ein Sohn des Kantianers Paulsen ist) legt uns dar, der Dichter trage in sich die fertigen Formen (Kants Ausdrucksweise!), die Welt gebe ihm nur das Korn, aus dem in der Seele die Bäume und die ganze Welt emporwachsen. Also ein Subjektivismus mit all seiner absurden

Gewaltsamkeit. Paulsen sagt mit Recht, daß der Expressionismus im Wesen deutsch sei.

Und ich füge den Deutschen kein Unrecht zu, wenn ich sage, daß ihre Literatur während des Krieges die chauvinistischste war, quantitativ und qualitativ, ganz wie die deutsche Publizistik und Journalistik zum Kriege treibend — in Berlin nicht anders als in Wien und Budapest. Stilgebauer (ich las ihn in englischer Übersetzung), ferner Unruh und wenige andere bildeten eine Ausnahme, die auch von Förster, Schücking, Nippold, Grelling repräsentiert wurde.

Als Einzelheit will ich anführen, daß ich absichtlich die elsäß-lothringische Schule verfolgt und mich interessiert habe, wie sich an ihr (z. B. bei Flake) der Einfluß der französischen Nachbarn äußert. Sie gibt eine sonderbare Kombination von Pariser Dekadenz und Gelehrtheit eines „Privatdozenten“.

#### 91.

In meiner ersten Arbeit „Der Selbstmord als gesellschaftliche Massenerscheinung der modernen Zivilisation“ (1881) habe ich eine Erklärung der überraschenden und furchtbaren Tatsache versucht, daß in neuer Zeit, seit Ende des XVIII. Jahrhunderts, überall in Europa und Amerika, und gerade bei den gebildeteren und gebildetsten Nationen, die Zahl der Selbstmorde zunimmt; und das bereits in solchem Maße, daß von Selbstmord als einem pathologischen Zustand der modernen Gesellschaft gesprochen werden muß. Diese Selbstmordneigung des modernen Menschen hängt mit der zunehmenden Psychose zusammen.

Durch eingehende Analyse der Ursachen und Motive der einzelnen Selbstmorde wurde ich zur Erkenntnis gebracht, daß die Hauptursache, die zum Selbstmorde disponiert macht und oft den Selbstmordentschluß herbeiführt, in der Schwächung des Charakters infolge Verlustes der Religiosität liegt. In historischer Perspektive äußert sich der moderne Selbstmord und die Psychose als Ergebnis des Übergangscharakters, der Unfertigkeit der neuen Weltanschauung und der auf ihr beruhenden unzulänglichen Organisation der Gesellschaft.

Die mittelalterliche katholische Theokratie hatte in der ganzen christlichen Welt eine einheitliche Weltanschauung und das ihr entsprechende staatliche und politische Regime befestigt; aber

die katholische Theokratie ist in neuer Zeit — und dadurch ist sie neu! — in Verfall geraten und verfällt noch: die wissenschaftliche, philosophische und künstlerische Revolution, die religiöse Revolution, die politische und die soziale Revolution charakterisieren den Übergang vom Mittelalter. Hume und Kant, die Skepsis und der Versuch, sie zu überwinden, sind beide Interpreten der neuen Zeit. Und die Zeit ist offenkundig eine Übergangszeit, ein Stadium geistiger und sittlicher Anarchie: die dauerhafte, allgemein anerkannte kirchliche Autorität ist gesunken und mußte infolge ihres Absolutismus, ihrer verfrühten, künstlichen und gewaltsamen Aufrichtung der allgemeinen Weltanschauung und des politischen Regimes sinken. Gegen diesen geistigen Absolutismus erhob sich auf der ganzen Linie die Revolution in der Kirche selbst und außerhalb der Kirchen. Der allgemeine consensus, die Katholizität, die dauernde Katholizität können nicht diktiert, nicht erzwungen werden, sie müssen in freier Verständigung auf Grund von Erfahrung und Vernunft herbeigeführt werden. Der Unfehlbarkeit, dem Absolutismus und dem Inquisitentum widersetzte sich der Mensch und revoltierte; der revolutionäre, übertriebene Individualismus und Subjektivismus entwickelte sich, der zum Solipsismus und Egozentrismus führt, d. i. zur geistigen und sittlichen Vereinsamung, zur allgemeinen Anarchie an Stelle der früheren Katholizität: Skepsis, Kritik, Ironie, Negation und Unglauben verdrängten Glauben und Gläubigkeit. Der Mensch wurde friedlos, unruhig, unbeständig, nervös; bei hoher, oft künstlich gesteigerter Energie verfiel er in Utopismus, beim beständigen Suchen und Handeln erlitt er Enttäuschung über Enttäuschung; der Idealist stürzte sich in Genußsucht, fand aber keine Beruhigung; nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch verbreitete sich der Pessimismus — Freudlosigkeit und Unzufriedenheit, Ärger und Verzweiflung, und daher stammen die Müdigkeit, die Nervosität, die Psychose und die Selbstmordlust.

Die moderne Gesellschaft ist, psychologisch beurteilt, pathologisch gereizt, zerrissen, zerspalten — gerade in ihrem Übergang und in der Umbildung; in der Zahl der Selbstmorde finde ich geradezu den arithmetischen Maßstab dieser seelischen und zugleich sittlichen und physiologischen Krankhaftigkeit. Die Selbstmordzahl erreicht jetzt in Europa und in Amerika jährlich rund

100 000. Charakteristisch ist die zunehmende Zahl der Kinder-selbstmorde. Rechnen wir die Opfer der Selbstmordlust für diejenigen zusammen, auf die nur hohe Ziffern wirken, so ergeben sich in 10 Jahren eine Million, in 50 — fünf Millionen! Und da sind wir von der Statistik der Kriege und selbst des Weltkrieges entsetzt? Ist die Verzweiflung über sich und das Leben, ja der Selbstmord auch nur eines einzigen Kindes weniger tragisch und für das Leben des Menschen und der Kulturnationen weniger bedeutungsvoll, als die Opfer des Krieges? Was ist das für eine Gesellschaft, wie ist ihre Organisation beschaffen, wie ihr menschlicher Zustand, wenn sie dies ruhig und gleichgültig erträgt?

Eine vollständigere Analyse des Selbstmordproblems enthält mein Buch.

Psychisch ist der Mord und die Mordlust der Gegensatz von Selbstmord und Selbstmordlust; der Selbstmord ist Gewalt der in sich gekehrten und egozentrisch sich subjektivierenden Seele, der Mord Gewalt der Seele aus sich hinaus, abnormale Objektivierung. Der subjektivistische Individualismus, der sich zum Solipsismus und zu titanischer Gottähnlichkeit steigert, ist dem Menschen unerträglich. Am Ende vergewaltigt er entweder sich selbst oder den Nächsten: Selbstmord und Mord sind eine Steigerung dieser Gewalttätigkeit.

Der neuzeitliche Militarismus, besonders der preußische, ist ein wissenschaftliches und philosophisches System der Objektivierung, eine gewaltsame Flucht krankhafter Subjektivität und Selbstmordlust. Ich sage, der moderne Militarismus; denn die Kampflust des Wilden, des Barbaren und noch des mittelalterlichen Ritters und Söldners ist psychologisch und sittlich ganz etwas anderes, als das wissenschaftlich durchdachte militaristische System des modernen absolutistischen Staates: der Wilde und Barbar kämpft aus ursprünglicher Wildheit, Herrschsucht, Not, Hunger, — im Weltkrieg lagen Schüler Rousseaus und Kants, Goethes und Herders, Byrons und Mussets im Schützengraben! Wenn Sombart den deutschen Militarismus im Geiste Hegels lobpreist und sich mit den in den Gräben kämpfenden Fausts und Zarathustras brüstet, so begreift er nicht, wie blutig er die deutsche und europäische Zivilisation verurteilt! Das Kriegführen dieser modernen zivilisierten Menschen ist eben die gewaltsame Flucht vor den Ängsten, die im übermenschlichen „Ich“

erstehen; deshalb stand gerade die Intelligenz, was Kampflust betrifft, den Landleuten und Arbeitern nicht nach, im Gegenteil, die Intelligenz ging im Kriege voran. (Dessen wurde ich mir zum erstenmal bewußt, als ich die serbische Intelligenz in den Balkankriegen gesehen habe; in der serbischen Armee ragt der Intelligent, der Offizier, auffallender hervor, ähnlich in der russischen.) Im modernen Kriege stehen die Gegner sich nicht Auge in Auge gegenüber, der Kampf ist nicht mehr wie ehemals, man vernichtet sich auf Entfernung, abstrakt, ohne daß ein Gegner den anderen sieht, man tötet sich aus einer Idee heraus und in der Idee — der deutsche Idealismus, übertragen in die Kruppsprache! Deshalb wird auch der Verteidigungskrieg, der moralisch allein zulässig ist, unsympathisch, und die Erziehung des demokratischen Soldaten und Heeres ist eine so schwere Aufgabe der Demokratie: der Soldat sei bewußt nur der Verteidigung ergeben, nicht der gewaltsamen Eroberung und Unterwerfung, und dennoch tapfer und entschlossen, sein Leben zu opfern. Der Militarismus und der moderne Krieg sind der von Rousseau geforderte Naturzustand, Comtes Rückkehr vom Positivismus zum Fetischismus, die Sehnsucht der Romantiker nach dem vernunftlosen, animalischen, vegetativen Leben. . . . Weder der große Theoretiker der modernen Demokratie, der Begründer des Positivismus, noch die Romantiker bemerkten, daß der Naturzustand, der Fetischismus und die Animalität die barbarische Mordlust und bellum omnium contra omnes bedeutet. Der Naturmensch kennt nicht den Selbstmord aus moderner Müdigkeit, Nervosität und taedia vitae, er bringt sich höchstens in einzelnen Fällen aus Zorn über ihm angetane Kränkung oder einen Fehlschlag seiner Energie um; der moderne Mensch leidet an krankhafter Selbstmordlust aus Energielosigkeit, aus Ermüdung, aus Angst, die der geistigen und moralischen Vereinsamung entspringt, aus unfruchtbarem Größenwahn, aus Übermenschen-tum. Der Militarismus ist ein Versuch des Übermenschen, dieser seiner Krankhaftigkeit zu entkommen, ist aber nur ihre Steigerung. Das Volk der Denker und Philosophen weist die größte Anzahl von Selbstmorden auf, es hat den vollkommensten Militarismus und verursachte den Weltkrieg.

Aus dem psychologischen Gegensatz von Selbstmord und Mord wird begreiflich, daß während des Krieges die Anzahl der Selbst-

morde überall sinkt, namentlich in den siegreichen Ländern; die Aufmerksamkeit sammelt sich auf den Kampf, die Menschen objektivieren sich dadurch.

Ich vermute, daß die Verknüpfung der modernen Selbstmordlust mit dem preußischen Militarismus seine Richtigkeit hat und die Psychologie des modernen Menschen richtig kennzeichnet. Bedenken wir die Sache noch einmal.

Der Weltkrieg war ein Völkerkrieg. Nicht die alten ständigen Armeen, sondern neue Armeen, die aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangen waren, vor allem Reservearmeen, die Völker selbst standen einander gegenüber. Soldaten aus Beruf gab es wenige; gewiß waren die Kaiser und die Heerführer noch, wie man zu sagen pflegt, Soldaten von altem Schrot und Korn und ebenso ein Teil der Mannschaft. Aber dadurch, daß der Weltkrieg von den Massen geführt wurde, hatte der Krieg seine besondere Eigenart, kamen die Eigenschaften der kriegführenden Nationen zur Geltung. Der Charakter des Krieges hängt vom Charakter des Soldaten ab. Wenn der Krieg, wie die Pazifisten uns sagen, alle bösen Triebe freimacht, Zorn, Haß und Mordlust, so entstanden diese Eigenschaften gewiß nicht erst im Kriege, sondern charakterisierten die Nationen schon vor dem Kriege; die Teufel vom Jahre 1914 waren im Jahre 1913 keine Engel. Der Weltkrieg hatte, wie gesagt, einen abstrakten, wissenschaftlichen Zug, die Gegner standen sich nicht Auge in Auge gegenüber, es gab keinen Bewegungs-, sondern einen Stellungskrieg, die Menschen erschlugen einander, ohne einander zu sehen. Das Übergewicht der wissenschaftlichen Kriegsindustrie und die mathematische Verwendung großer Massen brachte am Ende den Sieg. In den Schützengräben lagen, wie wir von dem deutschen Professor gehört haben, Fausts und Zarathustras; das waren sie, und neben ihnen waren auch Rollas und Octaves, Manfreds, Iwans und Lewins. Doch auch Aljoschas. Wenn wir Zeit hätten, würde eine vergleichende Studie der im Kriege gefallenen Schriftsteller diese Erkenntnis bestätigen; anfangend mit Péguy, könnte man Dutzende und Dutzende von französischen, deutschen, englischen und anderen Schriftstellern aufzählen. Eine Analyse der Literatur aus der Kriegszeit würde dasselbe bezeugen.

Die Nachkriegsliteratur der Militärschriftsteller, die den Krieg und seine philosophische Bedeutung betrachten, zeigt in über-

zeugender Weise, daß im Kriege schon infolge seiner langen Dauer der sittliche Gesamtzustand entschied und keineswegs die militärische Ausbildung und die Geschicklichkeit der Heerführer; es kämpften moderne Menschen — die Fausts und ihre zahlreichen Nachfahren.

Ich glaube, daß diese sittliche Bedeutung des Weltkrieges als Streben nach Objektivierung aus übertriebenem Subjektivismus hinaus ziemlich hervorsteht; der Krieg und die Art, wie er geführt wurde, erwachsen aus diesem sittlichen und geistigen Zustand des modernen Menschen und seiner ganzen Kultur, wie ich sie kurz charakterisiert habe. Der neuzeitliche Gegensatz zwischen Objektivierung und Subjektivierung, der in Literatur und Philosophie zum Vorschein kommt, weil ihn das Leben enthält, ist ein sich schleppender historischer Prozeß und äußert sich eben auch im Kriege, speziell in seiner langen Dauer. Dadurch, daß der Weltkrieg sich hinzog und allgemein war, hat er seine besondere und charakteristische Eigenart.

Im Kapitel über die Schweiz habe ich die dunklen Seiten des Krieges angedeutet und meine Meinung über die Schuld am Kriege geäußert. Hier ist es nötig, die guten Eigenschaften der Kämpfenden anzuerkennen; gerade infolge der langen Dauer des Krieges kamen auf beiden Seiten die große sittliche Kraft, der Heldengeist, die Ausdauer und der Opfermut zutage. Der Krieg zeigt, was der moderne Mensch vermag und was er vermögen würde, wenn er sich von der Herrschsucht befreite und in sich nicht die jedem Menschen angeborene Sympathie für den Nächsten unterdrückte. Er müßte allerdings all den modernen Titanismus und Egoismus des krankhaften Subjektivismus und Individualismus überwinden. — Eben das Übermenschentum endet in Selbstmord und Krieg.

Der deutsche Historiker Lamprecht, der die Deutschen im Kriege so begeistert und energisch rechtfertigt, bestätigt unwillkürlich meine Analyse. In seiner Geschichte des neuesten Deutschland, geschrieben vor dem Kriege („Zur jüngsten deutschen Vergangenheit“, 1904) charakterisiert er die Zeit richtig als Epoche der „Reizsamkeit“ und führt nicht nur Wilhelm, sondern auch Bismarck als ihre Typen an. De facto ist der deutsche Übermensch, der Titan, nervös und sucht entweder den Tod oder den Krieg als akute Erregung gegen die chronische.



Das bezieht sich auf alle Nationen, aber in erster Linie auf die deutsche; ihre Philosophen und Künstler, ihre geistigen Arbeiter überhaupt haben den Subjektivismus und Individualismus bis zum absurden Solipsismus mit seinen sittlichen Folgen herausgebildet: Nietzsches Übermensch, die darwinistisch konstruierte Bestie, soll ein Heilmittel gegen die Absurdität und Unmenschlichkeit des Solipsismus sein. In ihrer geistigen Isolation gaben die deutschen Philosophen und Gelehrten, die Historiker und Politiker die deutsche Zivilisation und Kultur als den Gipfel der menschlichen Entwicklung aus, und im Namen dieser anmaßenden Superiorität verkündete der preußische Pangermanismus das Recht der Expansion und überhaupt das Recht auf Unterwerfung durch Macht und Gewalt. Der preußische Staat, seine Armee und seine Kampflust wurde zum Gegengift des krankhaften Subjektivismus; der preußische Pangermanismus verschuldete den Weltkrieg, er ist für ihn moralisch verantwortlich, wenn das österreichisch-ungarische Regime auch mitschuldig und in gewissem Sinne noch schuldiger ist. Das Volk der Philosophen und Denker, das Volk Kants und Goethes, das für sich die Aufgabe in Anspruch nahm, der Lichtbringer zu sein, hat nicht ohne Falsch die unehrliche und kurzsichtige Politik der degenerierten Habsburger annehmen und nicht den Ausgang aus der Sackgasse seiner einseitig hochkultivierten Bildung im Kriege suchen dürfen. *Corruptio optimi pessima.*

92.

Mit dem Problem des Selbstmordes und Mordes befassen sich die Dichter-Denker schon lange und intensiv, von Rousseau und Goethe bis auf unsere Tage; die modernen Statistiker, Soziologen und Psychiater widmeten sich diesen Problemen der sogenannten Moralstatistik ziemlich eifrig, aber die europäische Gesellschaft wird sich der Schwere der Probleme immer noch nicht bewußt. Das ersieht man daraus, daß die Literarkritiker den Hauptinhalt der großen Denker nicht zu erfassen vermochten. Schon Rousseaus Saint-Preux ist der erste erkennbare Typus des Übermenschen, und Rousseau zeigt uns seine moralische Krankheit, die ihn zum Selbstmord treibt; aber Rousseau spielt nur erst mit dieser letzten Zuflucht aus philosophischer Zerrissenheit. Goethes vollblütiger Übermensch (Goethe gesteht, selbst in die gleiche

Stimmung geraten zu sein) ist bis zur Giftphiole gekommen, nur der glückliche Zufall der Osterglocken rettet den allwissenden Unzufriedenen. Werther wurde nicht gerettet und beendete seine romantische Krankhaftigkeit durch Tod. Den nachrevolutionären Franzosen analysiert Musset die Krankheit des Jahrhunderts und sein Held, der Gottesmörder Rolla, wird ebenfalls zum Selbstmord getrieben. Den Engländern analysiert Byron die moderne Krankheit (Manfred); von den Russen besitzen wir, beginnend bei Puschkins Onëgin bis auf Tolstojs Levin, eine fast grausame Analyse der intellektuellen Zerrissenheit; Dostojevskij steigert diese Analyse durch realistische Unerbittlichkeit und stellt seine Diagnose in Typen von drastischer Brutalität. In der kurzen Skizze „Verurteilt“ versucht er den Syllogismus der selbstmörderischen modernen Logik darzustellen. Bei den Skandinaviern haben wir Jacobsen, Garborg und eigentlich all die anderen Autoren nach Strindberg; alle analysieren sie die modernen „müden Seelen“ und tun es freilich an sich selbst. Und die Jüngsten und Modernsten? Der schon erwähnte Wassermann zeigt der jungen Generation, wie pietätlos sie ist, wie sie Freiheit mit Vermessenheit, Gottlosigkeit mit Furchtlosigkeit, Genußsucht mit Kraft identifiziert, — diese Gegner bourgeoiser Beschränktheit fürchten nichts so wie die Bazillen, sie sind lieblos, ohne Vorurteile, aber auch ohne Herz. Wassermanns Held endet selbstverständlich durch Selbstmord. Natürlich kennt Wassermann seinen Dostojevskij, wie auch Edschmid ihn kennt, wenn er den Expressionismus und den modernen Geist als einen Kampf der Zwerge gegen Gott charakterisiert, der notwendigerweise zu Umkehr und Regeneration führt unter den Schlagworten: Liebe, Gott, Gerechtigkeit. . .

Das Problem des Mordes finden wir schon bei Goethe; Gretchens Bruder fällt durch den Degen Fausts; und was bedeutet noch im zweiten Teile des „Faust“ die gewaltsame Beseitigung des greisen Pärchens Philemon und Baucis?! In der neueren deutschen Literatur wird das Problem von Mord und Selbstmord bei Hebbel und vielen anderen behandelt.

In Frankreich analysiert Musset in seinem Octave ein weiteres Stadium der Krankheit — nur das Kreuzchen auf der Brust seiner Geliebten bewahrt den Gottesmörder vor dem Morde, wie Faust durch die Osterglocken vor dem Selbstmord bewahrt wird.

Byron analysiert den Brudermörder Kain, Dostojevskij den Vatermörder.

Das Problem des Mordes, des philosophischen Mordes, wurde in charakteristischer Weise vor allem in der russischen Literatur dargestellt; in Umrissen habe ich darauf schon im bisherigen Teil meines Werkes über Rußland hingewiesen. Dostojevskij analysiert die Seele eines jungen Studenten (Raskolnikov), die von der europäischen, hauptsächlich deutschen Philosophie des Übermenschentums zerfressen ist; der russische Napoleon endet mit dem Morde an einer unscheinbaren Alten, eine Prostituierte „für alle“ leitet ihn zum Evangelium. Und der übermenschliche Großphilosoph Ivan Karamasov endet dadurch, daß er dem Bruder Smerdjakov den Vatermord suggeriert —, grausamer und, wie ich schon gesagt habe, brutaler kann der moderne Intelligent-Philosoph nicht gezeißelt werden. Bourgets „Schüler“ ist daneben ein Salonmörder.

Mir selbst wurde das Problem von Mord und Selbstmord bei der Analyse der modernen Revolution und des gerade russischen terroristischen Anarchismus aufgedrängt.

93.

Eine Bestätigung dieser Analyse des Weltkrieges erblicke ich im erhöhten Erwachen zur Religiosität während des Krieges und nach dem Kriege; die moderne Selbstmordneigung ist schließlich und endlich durch das Sinken der Religiosität, der geistigen und sittlichen Autorität verursacht. Wenn nun von so vielen und ernsten Seiten nach einer religiösen Wiedergeburt gerufen wird, kann man voraussetzen, daß die Menschen — wenigstens ein bemerkenswerter Teil — sich des eigentümlichen sittlichen Zustandes der europäischen Gesellschaft bewußt werden, aus dem der Weltkrieg sich entwickelt hat. So haben wir überall und alle mit dem Fortschritt, mit der Überwindung des Mittelalters usw. geprahlt — und nun solch ein Fiasko des Fortschritts, solch ein Zurücksinken der gebildeten Nationen in Rousseaus Naturzustand —! Freilich hatte man Rousseau mit offenen Armen empfangen, er ist ja der Vater, gewiß der erste Interpret des modernen Menschen. . . .

Während des Krieges beobachtete ich in allen Ländern, in denen ich mich aufhielt, die durch den Krieg hervorgerufene

religiöse Bewegung und verfolgte ihre praktischen und literarischen Kundgebungen; ich beobachtete überall die Soldaten, sah zeitweise auch die Verwundeten, unterrichtete mich über den Einfluß der Militärgeistlichen und verglich ihn mit dem Einfluß der Ärzte, der Krankenschwestern und der nichtgeistlichen Personen auf die Soldaten, Verwundeten und Sterbenden. Ich verfolge nach dem Kriege die religiöse Entwicklung; alles ruft in mir den Eindruck hervor, daß man Sehnsucht nach Religiosität empfindet, daß aber der Kirchenglaube einen geringeren Einfluß ausgeübt hat und ausübt, als behauptet wird. Ich beobachtete unsere Legionäre in Rußland näher: dort zeigte sich eine gewisse Bewegung des Übertritts zur Rechtgläubigkeit, ging aber bald vorüber, denn sie war mehr politisch als religiös; doch begegnete ich vielen Soldaten, die durch ihr Schicksal und die Kriegsgesehnisse zu religiösem Nachdenken und Fühlen gebracht wurden; nur eine geringe Minderheit davon begnügte sich mit dem Kirchenglauben.

Spricht man von Religiosität, so muß genauer gesagt werden, ob man den positiven, offiziellen, kirchlichen Glauben meint oder den außerkirchlichen und welchen; das Problem ist zu kompliziert, als daß es mit einem Schlagwort ernsthaft bezeichnet und charakterisiert werden könnte.

Auch nach dem Kriege und jederzeit müssen wir uns die Frage stellen: genügt die Kirchenreligion und in welchem Maße? Warum sind überhaupt die Kirchen und ihre Religionen zurückgegangen, warum wenden sich die Menschen — in erster Reihe die Intelligenz, doch auch schon die Massen — von den Kirchen ab, warum genügen sie ihnen nicht? Warum sinkt der mittelalterliche Theokratismus und seine Gesellschaftsorganisation? Denn gerade durch den Weltkrieg sind die drei ältesten Theokratien — Österreich, Rußland, Preußen — gefallen! Der Katholizismus war kein Heil für Österreich-Ungarn, die Rechtgläubigkeit kein Heil für Rußland, das Luthertum kein Heil für Preußen. Der Katholizismus, die Rechtgläubigkeit, das Luthertum verhinderten nicht den Krieg; wie sie das Werden und die Entwicklung des gesamten moralischen Zustandes, aus dem der Krieg entsprang, nicht verhindert hatten; und trotzdem waren die mittelalterliche Kirche und dann auch die neuen Kirchen eine absolute, geistige und in Verbindung mit dem Staat auch welt-

liche Autorität für die ganze Gesellschaft: wie kam es, daß die Kirchen ihren Einfluß verloren haben?

Es handelt sich um den großen Gegensatz zwischen den Kirchen und dem modernen Denken, Fühlen und Streben (in der Philosophie, der Wissenschaft, den sittlichen und politischen Idealen, der Kunst — kurz, in der ganzen modernen Kultur) und um die Frage, wie er zu beseitigen sei. Zu sagen, daß der moderne Mensch durch seinen Hochmut usw. verirrt sei und darum als Büßer umkehren müsse — dieses Rezept orthodoxer Theologen empfiehlt sich schon deshalb nicht, weil es seit Jahrhunderten ohne Ergebnis verschrieben wird. Nach der großen Revolution und den Napoleonischen Kriegen kam die Restauration des alten Regimes und auch der Kirchenreligion, brachte aber keine wirkliche Besserung, es entstanden neue und immer neue ideelle und politische Revolutionen, es kam die Revolution aus dem Weltkrieg; mag die Restauration nach der Weltrevolution und dem Weltkrieg wie immer ausfallen, sie wird ebenfalls keine Besserung bringen.

Denken wir an die verschiedenen Elemente und Bestandteile die Religiosität: die Anschauungen über das Transzendente, vor allem das Problem Gottes und der Unsterblichkeit und überhaupt die Lehren der Theologie, etwa auch der Metaphysik — den Kultus, insbesondere das durchgeführte Verhältnis des Menschen zu Gott und Welt: die kirchliche Organisation und Autorität (die Geistlichkeit, die Hierokratie = Theokratie) — die Sittlichkeit als Verhältnis des Menschen zum Menschen neben dem Verhältnis zu Gott und Welt. Der Begriff der Religiosität wird mit dem des Glaubens identifiziert, des Kinderglaubens, wie man sagt, und dieser Glaube wird gegen die verstandesmäßige, kritische, wissenschaftliche Erkenntnis, die Theologie gegen die Philosophie (Metaphysik) aufgestellt; die Religiosität verbürgt dem Gläubigen gegen die deterministische Wissenschaft und wissenschaftliche Philosophie den undeterministischen Wunderglauben; die Religiosität wird überhaupt mit Mystik identifiziert, man glaubt an die Möglichkeit einer direkten Verbindung des Gläubigen mit Gott und der transzendenten Welt, und diese mystische Verbindung wird über die Sittlichkeit gestellt. Was wollen wir also, wenn wir davon sprechen, daß wir Religiosität bedürfen, und wenn wir unsere Hoffnungen auf sie bauen? Wollen wir zurück-

kehren zum Glauben und zur Lehre der Kirche? Welcher Kirche? Die völlige Rückkehr — ein philosophisches Canossa? Hat mit der Revolution und dem Kriege sich die Religiosität vermehrt: ist die Sittlichkeit, die persönliche und gesellschaftliche Sittlichkeit gestiegen? Ziemlich allgemein und in allen Ländern wird doch über die durch den Krieg verursachte Demoralisierung geklagt; und man weist nicht allein auf die verschiedenen Reichgewordenen hin, sondern auf die sehr verbreitete Verkommenheit, Trägheit, Unredlichkeit, weist auf den Niedergang der Moral bei der Jugend hin — wenn die Moral ein wichtiger Bestandteil der Religiosität ist (und das ist sie gewiß), so kann man nicht so einfach behaupten, daß durch den Krieg die Religiosität gestiegen sei. Ich habe beobachtet und beobachte, daß viele Menschen, auch wissenschaftlich gebildete, den verschiedensten Formen des Mystizismus, Spiritismus und Okkultismus verfallen, aber ist solch eine Zunahme der Religiosität wünschenswert? Ich will nur sagen, daß wir in der religiösen Frage nach dem Kriege dort stehen, wo wir vor dem Kriege gestanden sind.

Die Krise des modernen Menschen ist allgemein, es ist die Krise des ganzen Menschen, des ganzen geistigen Lebens: das ganze moderne Leben, alle Institutionen, die Welt- und Lebensanschauung erfordern eine Revision: die innere Uneinheitlichkeit, die Vielspältigkeit des modernen Menschen und seines Lebens, die Vielspältigkeit, Uneinheitlichkeit der Gesellschaft und die allgemeine geistige Anarchie, der Kampf zwischen Gegenwart und Vergangenheit, der Kinder und der Väter, der Streit der Kirchen mit der Wissenschaft, Philosophie, Kunst und dem Staat durchdringen die ganze moderne Kultur. Suchen wir jeder den Frieden seiner Seele — wie und wo finden wir ihn? Im Streben nach geistiger Freiheit verfielen viele in übertriebenen Individualismus und Subjektivismus, und daher kommt die geistige und sittliche Vereinsamung; viele ergaben sich dem Materialismus und Mechanismus; vielleicht pflegten wir alle einseitig den Intellektualismus und vergaßen die harmonische Pflege aller seelischen und körperlichen Kräfte und Eigenschaften; gegen die Kirchen und die Religion begnügten sich sehr viele mit Skepsis und Negation und hielten sich an den revolutionären Politizismus; obgleich sie davon überzeugt waren, daß eine dauerhafte Organisation der Gesellschaft nicht möglich sei ohne Übereinstimmung

wenigstens in den wichtigsten Lebens- und Weltanschauungen, revoltierten die Menschen gegen die Kirchengucht, wurden aber Sklaven der Parteien, Parteichen und Fraktionen; von Sittlichkeit und sittlicher Zucht zu reden und sie gar zu fordern, wurde als altertümliches Moralisieren erklärt, dagegen Gläubigkeit und religiöses Leben als Aberglaube verurteilt. Ruhelosigkeit, Unzufriedenheit, Skepsis, Müdigkeit aus Zerrissenheit, Pessimismus, Ärger, Verzweiflung, die in Selbstmordlust, Militarismus, Krieg endeten, — das sind die Schatten des modernen Lebens, des modernen Menschen — des Übermenschen.

Die Situation nach dem Kriege brachte viele zur Überzeugung, daß Europa, die zivilisierten Nationen in Niedergang, in endgültigen Niedergang verfallen seien. Vor dem Kriege verkündeten die Pangermanen oft den Niedergang der romanischen Völker, insbesondere der Franzosen, jetzt geben deutsche Geschichtsphilosophen (Spengler) auch den Niedergang der Deutschen und des ganzen Abendlandes zu. Manche erwarten dann das Heil vom russischen oder noch fernerem Osten, obgleich Rußland selbst im Kriege ebenso wie Deutschland und Österreich einen Niedergang erlitten hat; gewiß ist es für die deutsche Literatur charakteristisch, wie der russische Einfluß auf sie zugenommen hat. Dieser Einfluß ist jetzt auch in Frankreich, England, Amerika zu beobachten.

Ich glaube nicht an die allgemeine und endgültige Degeneration und Dekadenz: durch den Krieg erleben wir mitten in der chronischen Krise eine akute Krise. An dieser Krise sind wir nicht nur selbst schuld, sondern auch unsere Vorfahren. Wir konnten das, was sie uns hinterlassen haben, nicht unverändert lassen. Aber während wir unser Erbe änderten, fehlten wir und fehlten immer wieder. Doch die ehrliche Erkenntnis des Fehlers ist der Anfang der Besserung.

Der Krieg und seine Greuel haben uns alle aufgeregt. Wir stehen machtlos vor dem riesigen historischen Rätsel eines Geschehnisses, wie es in der Menschengeschichte noch nicht da war. Aber Aufregung ist kein Programm. Wir brauchen eine ruhige und aufrichtige Analyse und Kritik unserer Kultur und aller ihrer Elemente und müssen uns zu einer konzentrischen Besserung auf allen Gebieten des Denkens und Handelns entschließen. In allen gebildeten Nationen gibt es bereits denkende

Menschen genug, um diese Reform mit vereinten Kräften in Angriff zu nehmen.

94.

Versuchen wir die Krise des modernen Menschen, der europäischen Zivilisation und Kultur, die ich psychologisch und soziologisch zu fassen versucht habe, innerhalb der historischen Entwicklung politisch zu überfliegen.

Der Kampf der Zentralmächte mit den Alliierten war ein Kampf der Theokratie mit der Demokratie, der allerdings geschwächten und sterbenden Theokratie. An der Spitze der Zentralmächte stand Preußen, in neuer Zeit mit dem Programm Bismarcks, des geschicktesten und konsequentesten Hüters des alten, mittelalterlichen politischen und kirchlichen Regimes. Die politische Idee des von Preußen angeführten und verpreußten Deutschland gipfelt im Programm des vom Volke unabhängigen preußischen Königtums, das von Bismarck dem modernen Parlamentarismus und der Demokratie entgegengestellt wurde; Kaiser Wilhelm erklärt sich geradezu für ein Werkzeug Gottes, der offizielle Titel „von Gottes Gnaden“ erhält antidemokratischen Sinn und Geltung. Gegen das demokratische „Aus dem Volke, durch das Volk, für das Volk“ steht der König von Gottes Gnaden.

Dieser Absolutismus ist eine Fortsetzung des mittelalterlichen Imperialismus. Dieses der deutschen Nation von Rom anvertraute Imperium wurde von den gläubigen Habsburgern verwaltet, die in dem religiösen und politischen Aufruhr der Reformation eine gewaltsame Gegenreformation durchgeführt haben. Preußen wurde protestantisch und konkurrierte mit Österreich um das Primat in Deutschland, bis es Österreich schließlich aus Deutschland hinausgedrängt hatte, doch nahm es sich trotzdem selbst des römischen Imperiums, des Kaisertums an. Es ist eine der vielen Verdrehtheiten der Geschichte (aber die Geschichte, das sind eben die Menschen), daß der katholische, übernationale, eben katholische Imperialismus sich in einem protestantischen und nationalen Staat fortsetzte und daß der katholische Staat, der an der Spitze des katholischen Imperiums stand, auf dieses Kaisertum verzichtete, sich zum weltlichen Kaisertum proklamierte und die untergeordnete Rolle einer deutschen Avantgarde im Osten akzeptierte. Daher all die unsinnige Politik in der neuen Zeit, sowohl in Österreich wie in Preußen.

Das preußische Deutschland verkehrte die katholische Idee des katholisch-römischen Imperiums in eine heidnisch-römische und nationale Idee. Seinen gewaltsamen Drang nach Osten erweiterte es durch die pangermanische Philosophie zu einem allgemeinen Programm, nämlich zur Beherrschung der alten Welt Europas, Asiens, Afrikas (die Kolonialpolitik — das Bündnis mit der niedergehenden Türkei).

Unter dem wirtschaftlichen und politischen Druck des starken Preußen wurde, nach Versuchen um ein Dreikaiserbündnis, der Dreibund gegründet. Darin hatte Italien keine organische Stellung, der Dreibund bedeutete die Beherrschung Österreich-Ungarns durch Deutschland. Es ist charakteristisch, daß die Anfänge des Dreibundes auf Bismarcks Verhandlungen mit den Magyaren, mit Andrassy zurückgehen (ich habe an diese Tatsache erinnert, als ich über die magyarische Propaganda in Amerika gesprochen habe); der magyarische Staat befand sich, wie österreichische, besonders die katholischen Politiker darauf hinwiesen, in den Händen von Calvinisten (Tisza!) und Freimaurern, und deshalb widerspricht eine Angliederung Ungarns an Preußen nicht den falschen Grundlagen des Pangermanismus. Auch ist von Bedeutung, daß die Magyaren seit 1849 gegen Rußland waren und vielleicht als asiatische Nation bereit, die Expansion nach Osten zu akzeptieren; deshalb wurde auch die Türkei von Berlin leicht gewonnen. Ich weiß nicht, ob sich ebenfalls in den Bulgaren die nichtslawische Rassenbeimischung gemeldet hat, als sie sich im Weltkriege an der Seite der Türkei an Deutschland schlossen; ihre Dynastie war katholisch, politisch genommen österreichisch, also auch deutsch; die Bulgaren unterlagen so, wie die übrigen Verbündeten und Freunde Preußens, dem Einfluß der deutschen Bildung.

Die alten Beziehungen zu Österreich und Rücksicht auf die große katholische Mehrheit in Deutschland schrieben auch dem Vatikan anfangs eine unsichere, schwankende Haltung im Kampfe Deutschlands mit den Alliierten vor.

Der Dreibund repräsentierte sachlich und historisch das Mittelalter und das monarchistische, absolutistische Regime, wie es sich nach der Schwächung des kirchlichen Absolutismus in neuer Zeit entwickelt hat. Der Pangermanismus wurde zum chauvinistischen Programm des preußischen Imperialismus.

Gegen den pangermanischen Imperialismus stellten sich Frankreich, Rußland, England, Italien, die Vereinigten Staaten und die übrigen Alliierten, also mit Ausnahme Rußlands die demokratischen, konstitutionellen und republikanischen Staaten. Die moderne Demokratie stand gegen die Theokratie.

Die Alliierten nahmen zum Unterschied von Deutschland-Österreich das moderne Nationalitätenprinzip für alle Nationen an und verfochten vor allem die kleinen Staaten und Nationen; ich habe dargelegt, welche Bedeutung der Zone der kleinen Nationen zwischen den Deutschen und den Russen zukommt. Nach dem demokratischen Prinzip sind die kleinen Staaten und Nationen gleichberechtigt mit den großen Nationen und Staaten, so wie innerhalb des Staates der sogenannte kleine Mann gleichberechtigt ist mit dem reicheren und mächtigeren. In der auswärtigen Politik entwickelt sich allerdings erst die konsequente Haltung der Demokratie; selbst im Innern befindet sich ja die Demokratie erst in den Anfängen.

Indem sie das Nationalitätsprinzip anerkannten, bewahrten sich die Alliierten vor dem Chauvinismus. Auch Deutschland war national, aber es gab seine Nationalität für höher aus als die anderen. Die Alliierten erkannten zugleich mit dem Nationalitätsprinzip das katholische (im Sinne des „allgemeinen“) Humanitätsprinzip an; dazu führte schon die Vereinigung der riesigen Mehrheit von verschiedenen nationalen Staaten der ganzen Welt; gegen den national-chauvinistischen, ideell, ethnographisch und geographisch beschränkten Pangermanismus standen alle fünf Weltteile, und ihre Nationen waren ipso facto durch die katholische Humanitätsidee vereinigt, die die Organisation der ganzen Menschheit in eine freundschaftliche Gesamtheit forderte. Wilsons Liga der Nationen, als organischer Bestandteil der Friedensverträge gedacht, ist der erste große praktische Versuch einer Weltorganisation, die durch Umfang und Idee das pangermanische Programm einer Unterwerfung der alten Welt überragt und widerlegt. Gegen diese alte Welt stand im Weltkrieg die neue und die ganze Welt.

Die Demokratie, die sich in der inneren Politik geltend macht, macht sich auch in der auswärtigen Politik geltend; der Weltkrieg begrub den dreifachen theokratischen Absolutismus, den russischen, preußischen und österreichischen, neue Republiken

und Demokratien sind entstanden und entstehen und mit ihnen die Grundsätze einer neuen internationalen Politik; die Liga der Nationen gewinnt an politischer Macht und wurde zum Programm aller modernen, wahrhaft demokratischen Politiker und Staatsmänner. Die Vereinigten Staaten Europas hören auf, eine Utopie zu sein. Die Herrschaft einer Großmacht über den Kontinent und das Bündnis mehrerer Staaten und Nationen gegen die übrigen Nationen und Staaten schwinden vor der friedlichen Gesellschaft aller Nationen und Staaten.

Der Weltkrieg und der Sieg der Alliierten veränderten das Antlitz Europas und der Welt. Das Zarentum der drei größten Staaten, der zwei größten Nationen Europas ist gefallen. Befreit sind zahlreiche kleinere Nationen — die Tschechoslowaken, Polen, Südslawen, Rumänen (Ukrainer), Finnländer, Rumänen, Letten, Littauer u. a. — Die Liga der Nationen ist gegründet, die nationalen Minderheiten sind gesichert. Es entstanden Republiken, und das demokratische Regime ist gefestigt. Wir dürfen hoffen, daß diese politischen Veränderungen das Streben nach einer sittlichen und kulturellen Renaissance und Regeneration stärken.

Diese Hoffnung wird vermehrt, wenn man die Veränderungen erkennt, die während des Krieges und der Revolution im Innern geschehen sind, in der Bevölkerung der kämpfenden Länder: die Blüte der Nationen stand im Felde, lebte in den Schützengräben und konnte und mußte über den Krieg und seine Bedeutung nachdenken; die Greuel des Krieges wurden nicht nur von den kämpfenden Männern erlitten, sondern auch von ihren Frauen und Kindern, Müttern und Vätern. Ist es möglich, daß sich nach diesen Erfahrungen nicht wenigstens eine bedeutende Minderheit der Teilnehmer, der ehrlich denkenden Menschen, für das neue Regime, das Regime der Demokratie und der Menschlichkeit, entschieden hat und nicht nach Regeneration strebt?

Die Entwicklung geht auf der ganzen Linie gegen das alte Regime — das ist der Sinn des Krieges und unserer Nachkriegszeit; der Krieg hat auch Deutschland vom alten Regime befreit, und das befreite Deutschland wird seiner geistigen Isolierung entgehen, den Bismarckismus sittlich überwinden und zu den Ideen und Idealen seines Goethe, Kant und vor allem seines Herder und Beethoven zurückkehren.

Diese Philosophie des Krieges konzipierte ich seit Beginn des Weltkrieges; sie bildet eine Synthese meiner Beiträge zur Geschichtsphilosophie aus der Vorkriegszeit, und deshalb gebe ich sie in der Gedrängtheit wieder, wie ich sie mir endgiltig auf dem Atlantischen Ozean vor meiner Ankunft in der Heimat in einer Skizze formuliert habe. Später arbeitete ich zu Hause diese Skizze ausführlicher aus, besonders durch eingehendere Analysen der repräsentativen Persönlichkeiten der neuen Zeit wie Rousseau, Goethe u. a. und durch genauere Formulierung der verschiedenen geistigen Richtungen. Vielleicht gebe ich die Arbeit selbständig heraus, hier genüge diese Skizze, damit die gewisse Harmonie dieses Buches nicht durch ein unverhältnismäßig breites Kapitel gestört werde.

95.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken näherten wir uns am 29. November dem englischen Ufer; im Hafen wurde ich durch militärische und diplomatische Ehrungen wieder daran erinnert, daß ich Souverän sei, ebenso auf dem Londoner Bahnhof. Gleich am Abend hatte ich eine Zusammenkunft mit meinen lieben Freunden und Helfern Steed und Seton-Watson.

Was für ein Unterschied zwischen der politischen Situation im Dezember 1918 und der im Mai 1917, als ich London verlassen und mich auf die Reise um die Erde begeben hatte! Der Sorgen waren allerdings nicht weniger geworden, die alten etwas geschwunden, doch neue hinzugekommen. . . .

Ich hielt mich in London eine Woche auf (bis 6. Dezember) und benutzte die Zeit zu Besuchen bei vielen Bekannten (Mr. Burrows, Lord Bryce, Hyndman, Mr. Young, Lady Paget u. a.), besonders auch bei Publizisten, mit denen ich in Fühlung gewesen war.

Bei einem von Balfour veranstalteten Lunch kam ich mit einer gewählten Gesellschaft von politischen Persönlichkeiten zusammen: mit Lord Milner, Churchill u. a., auch dem Sekretär des Königs, der von London abwesend war. Man sprach natürlich von der politischen Situation, der Beendigung des Krieges und den Aufgaben der bevorstehenden Friedenskonferenz. Gerade an jenem Tage (29. November) hatten die Deutschen den Alliierten einen Vorschlag auf Errichtung einer Kommission zur

Untersuchung der Kriegsschuld vorgelegt. Groß war das Interesse für Rußland und unsere Legionen in Rußland und Sibirien; das interessierte namentlich Lord Churchill. Ihm gefiel, wie ich in Kiew ohne Gewalt die bolschewikische Agitation gebrochen hatte. Unwillkürlich verglich ich während unserer Diskussion die Staatsmänner wie Balfour, Gladstone u. a. mit den deutschen. Was für ein Unterschied in der ganzen Welt- und Gesellschaftsanschauung, was für ein Unterschied zwischen dem wahren Konstitutionalismus und Parlamentarismus und dem Gott sei Dank untergehenden russisch-preußisch-österreichischen Zarisismus! Mit Minister Balfour sprachen wir mehr über Religionsphilosophie.

In Erwartung der Friedenskonferenzen besuchte ich einige Politiker und Beamte, namentlich des Auswärtigen Amtes, die wahrscheinlich an den Friedensverhandlungen teilnehmen würden: die Herren Tyrell, Crowe, Harding u. a. Ich sah auch alte, schon bekannte: Sir George Clerk u. a. Und ich vergaß nicht die einzelnen Gesandten.

Auch erlebte ich die erste charakteristische diplomatische Entwicklung: Der Sturz der Mariensäule in Prag gab dem Vatikan Grund, in London auf das Ereignis aufmerksam zu machen. Ich weiß nicht, in welcher Form dies geschah, denn es wurde mir nicht offiziell notifiziert. Ich kannte nicht die Einzelheiten, war aber sicher, daß die Tat vor allem aus politischer Erregung, keineswegs aus religiöser geschehen war, und so erklärte ich die Sache. Ich wußte doch, wie die Beseitigung dieser Säule oft gefordert worden war, weil sie für ein Denkmal unserer Niederlage auf dem Weißen Berge gehalten wurde.

Die politischen Ereignisse auf dem Festlande entwickelten sich infolge der Niederlage der Zentralmächte weiter. Ich erinnere mich, welchen Eindruck die Überschreitung der deutschen Grenze durch das englische Heer hervorrief (1. Dezember). Am selben Tage verzichtete der deutsche Kronprinz auf alle Rechte der preußischen und der Kaiserkrone. In Serbien übernahm Prinz Alexander die Regentschaft, und der serbisch-kroatisch-slowenische Staat wurde Wirklichkeit.

In London empfing ich nähere Nachrichten über die letzten Tage Österreichs; insbesondere bekam ich Informationen durch einen Sonderboten darüber, wie die Österreicher die Anwesen-

heit unserer Delegierten in Genf ausgenützt hatten. Einige ihrer Agenten und austrophile Diplomaten hatten versucht, mit den Delegierten zu sprechen und ihre politische Gesinnung zu erkunden. Es scheint, daß manche Mitglieder unserer Delegation die Falle nicht bemerkten und vor den österreichischen Agenten das Bild der Situation daheim retuschierten; vor allem wurde über den Gegensatz zwischen meinen Anschauungen und denen Dr. Kramárs und seiner Anhänger gesprochen, und nach Wien gingen dann Nachrichten über die Unentschiedenheit einiger Delegierter gegen Österreich. Aber Dr. Beneš brachte aus Paris Klarheit und Bestimmtheit; das wurde von den Gegnern ebenfalls sehr gut bemerkt. Es versteht sich, daß ich die Nachrichten cum grano salis nahm. Die Nachrichten brachten mir jedoch meine Stellung in unserer politischen Welt vor dem Kriege in Erinnerung und daß ich damit rechnen müsse, daß die Menschen sich selten von Grund aus ändern: „Präsident — gut, aber ohne Partei“, „ein Idealist“, „mehr Philosoph als Politiker“ usw.; werden alle Menschen, alle Parteien die verschiedenen Konflikte und Kämpfe vergessen, werden die alten Gehässigkeiten nicht aufleben? Ich wog alles pro und contra sehr nüchtern ab und überprüfte die Regeln meines Vorgehens; ich sah mehr als einmal den ganzen Kataster von Persönlichkeiten durch, mit denen ich zu verhandeln und zusammenzuarbeiten haben werde, ich kannte jedermann ziemlich gut — es wäre ein recht dickes Buch, wollte ich all meine Erwägungen niederschreiben, ja es wäre auch interessant und ich behaupte sogar lehrreich. Ich hegte keine Zweifel darüber, welche Politik unser erneuter Staat brauche, und war gewiß, daß ich in den grundsätzlichen und wichtigsten Dingen niemandem nachgeben werde und dürfe; doch über alle rein persönlichen Abneigungen machte ich ein dickes Kreuz. In Paris ergänzte ich mir die Nachrichten einigermaßen, vor allem auch durch unsere Blätter, die über den Umsturz berichteten.

96.

In Paris (ich kam dort am 7. Dezember an) stattete ich meinen ersten offiziellen Besuch dem Präsidenten der Französischen Republik ab, Poincaré, um ihm mündlich für alle seine und die Hilfe Frankreichs zu danken; ich sah ihn dann noch einmal bei einem offiziellen Diner.

Nach dem Besuche beim Präsidenten begab ich mich zu unseren Truppen nach Darney; ich inspizierte sie und hielt mich ein paar Stunden in ihrer Mitte auf. Auf der Rückfahrt nach Paris skizzierte ich mir meine erste Botschaft. Ich besuchte auch die Verwundeten im Hospital.

Wie in London, machte ich und empfing in Paris vom Morgen bis zum Abend Besuche. Sehr herzlich war mein Besuch beim Minister Pichon und bei einer langen Reihe von Politikern und politisch hervorragenden Persönlichkeiten, wie beim Präsidenten der Kammer, Deschanel, Clémenceau u. a.

Clémenceau hatte ich persönlich noch nicht gekannt, doch hatte er mich schon viele Jahre interessiert, und ich verfolgte während des Krieges seine Tätigkeit für die Armee. Ich lernte mehrere seiner Bekannten kennen, und sie sagten mir, er habe anfangs einigermaßen pessimistisch über den Ausgang des Weltkrieges und über Frankreich gedacht. Um so mehr interessierte mich rein psychologisch die Tatsache, wie er bei dieser seiner Skepsis die Energie zur Arbeit aufzubringen vermochte, nicht bloß um seiner selbst willen, um Pessimismus und Skepsis durch die Arbeit zu überwinden, sondern gewiß auch aus Hingabe an Frankreich. Allerdings gibt es solche und solche Skepsis! Clémenceau hatte mich bereits in früherer Zeit durch seine Reden und parlamentarischen Aktionen, doch auch durch seine literarische Tätigkeit, seinen Roman („Les Plus Forts“) und seine Geschichtsphilosophie („Le Grand Pan“) interessiert, in denen sich seine angebliche Skepsis so reliefmäßig ausdrückt. Anfangs war er uns nicht besonders zugetan; die österreichische und magyarische Propaganda hatte ausgestreut, er sei austrophil. Als bekannt wurde, daß er die Regierung übernehmen werde (er trat sie am 16. November 1917 an), brachten mehrere französische Blätter die aus magyarischen Zeitungen übernommene Meldung, der neue Ministerpräsident werde magyrophil sein, weil angeblich seine Tochter an einen Magyaren verheiratet sei und sein Bruder eine Wienerin zur Frau habe. Sein sachliches und energisches Auftreten in der Affäre Sixtus gab den Magyaren nicht recht. — Einige Zeit stimmte er mit meiner Politik in Rußland nicht überein, weil ich mit der Armee nicht nach Rumänien gezogen war; um so mehr freute mich, daß er jetzt zugab, die Entwicklung der Dinge habe mir recht gegeben. Übrigens war es

eben Clémenceau, der gleich im Dezember 1917 und im Januar 1918 mit Dr. Beneš die Vereinbarung über die Legionen getroffen hatte.

Nach den erwähnten Nachrichten über österreichische und austrophile Aktionen in der Schweiz während der Genfer Konferenz und noch nachher mußte ich vermuten, daß die Austrophilen Zutritt bis zu Clémenceau hatten; mit ihm selbst wollte ich darüber nicht sprechen und trachtete daher die Situation auf anderen zugänglichen Wegen richtig und genau kennenzulernen. Ich werde zu der Sache noch zurückkehren.

Eine interessante Persönlichkeit war schon in der damaligen Politik M. Berthelot; nicht nur als politischer Faktor — er wurde die rechte Hand Clémenceaus —, sondern auch als politischer Beobachter der Weltentwicklung. Wir besprachen alle wichtigen Fragen, die die Nachkriegsordnung Europas und vor allem auch die des nahen Ostens betrafen. Von Bedeutung war, daß er konsequent für die Ausschaltung der Türkei aus Europa war, in Übereinstimmung mit dem ursprünglichen Plan der Alliierten.

Ich erneuerte auch die Beziehungen zu den Journalisten und Publizisten (Gauvain u. a.), selbstverständlich auch zu den akademischen Kreisen, besonders freilich zu Professor Denis.

In Paris weilte auch Oberst House, mit dem ich unsere Gespräche über den Krieg und den kommenden Frieden fortsetzen konnte. Er kannte bereits Dr. Beneš, der zur Waffenstillstandskonferenz eingeladen worden war, in der House die Anschauung Wilsons von der Überflüssigkeit, den Krieg fortzusetzen, verfocht. Ich gedenke auch des verstorbenen amerikanischen Botschafters Mr. W. G. Sharp.

In der englischen Botschaft traf ich englische Bekannte und Freunde; Lord Derby lernte ich jetzt erst kennen. Auch die Freunde Steed und Seton-Watson trafen in Paris ein.

Wie immer verständigte ich mich sehr gut mit dem Gesandten Vesnić; mit Dr. Trunbić besprachen wir ausführlich die künftige Mitarbeit mit den Südslawen.

In Paris wurden damals die schärferen Umrisse der Kleinen Entente verabredet; zunächst verhandelte ich mit Take Jonescu, und dieser brachte darauf Venizelos zu mir. Nach der damaligen Situation stellten wir uns ein intimeres Übereinkommen mit den Südslawen und den Polen, mit den Rumänen und auch mit den



Griechen vor, die seit dem Balkankrieg einen Freundschaftsvertrag mit den Serben geschlossen hatten. Wir wurden uns allerdings der Schwierigkeiten klar, die unser warteten, und insbesondere mancher territorialen Fragen, hauptsächlich zwischen Südslawen und Rumänen. Wir vereinbarten, uns schon auf den Friedenskonferenzen den Weg für das weitere gemeinsame Vorgehen ebnen zu wollen. Die Idee der Kleinen Entente lag freilich sozusagen in der Luft. Die gemeinsame Arbeit mit den Rumänen und den Polen in Rußland, die intimen Beziehungen zu den Südslawen in allen Ländern während des Krieges und gemeinsame Aktionen wie der römische Kongreß der unterdrückten Völker und die Organisation der Mitteleuropäischen demokratischen Union in Amerika waren vorangegangene Versuche der gemeinsamen Arbeit. Ich habe auch schon gesagt, wie Herr Roman Dmowski über eine tschechisch-polnische Föderation dachte. Nach diesen Erfahrungen formulierte ich in meinem „Neuen Europa“ die Forderung, neben der großen Entente könnten kleinere Ententen und vor allem Ententen der kleineren Staaten in Mitteleuropa organisiert werden.

Wenn ich hier an letzter Stelle meiner Besuche bei Mme. Jouvenel gedenke, so will ich damit nicht sagen, daß der Salon dieser unserer Freundin unpolitisch war; im Gegenteil, hier hatte ich, durch Štefánik eingeführt, viele hervorragende und einflußreiche politische, diplomatische und militärische Persönlichkeiten kennengelernt. Auch diesmal konnte ich dort Herrn Briand herzlich danken, der als erster der Ententestaatsmänner unser politisches Programm angenommen hatte.

Und abermals schickte Frankreich als erster Staat seinen Gesandten zu uns; M. Clément-Simon, am 12. Dezember 1918 für Prag ernannt, reiste (14. Dezember) mit mir nach Prag ab. Mit uns fuhr auch der englische Militärattaché Sir Thomas Cunningham, der für uns und Österreich ernannt worden war.

97.

Von Paris reiste ich weiter über Italien. Am 15. Dezember kamen wir in Modane an; dort erwartete mich ein General, der vom italienischen König mit der Einladung gesandt worden war, sein Gast zu sein; der König selbst erwartete mich in Padua am Bahnhof, und ich war nach Inspektion einer Truppenabteilung bis

zum nächsten Tage sein Gast. Zum drittenmal in meinem Leben sprach ich mit einem Monarchen; zum erstenmal war es Franz Joseph gewesen, der Wert darauf legte, der erhabenste Aristokrat von Europa zu sein und dementsprechend immer und in allem den Monarchen posierte, während der italienische König jederzeit streng konstitutionell und in seinem ganzen Auftreten ohne Pose war. Man sprach z. B. davon, ob beim Diner Trinksprüche gehalten werden sollen; sowohl dem König als auch mir schien das überflüssig zu sein, aber der König hätte den Inhalt des Trinkspruches der Regierung vorgelegt. Die erste Lektion im Konstitutionalismus! Der zweite Monarch, den ich kennengelernt hatte, war König Ferdinand von Rumänien. Eigentlich hatte ich mit vier Monarchen zu tun gehabt — in London hatte ich den nachmaligen König Alexander gesehen.

Ich besuchte unsere Armee, die unweit Padua gelegen war, inspizierte einen Tag die Infanterie, am nächsten Tage auch die Kavallerie. In Padua lernte ich auch die Familie der Marquise Benzoni kennen, zu der Štefánik in intime Familienbeziehungen hätte treten sollen.

In Italien hatte mein freiwilliges Exil begonnen; in Italien war meine letzte ausländische Station. Am 17. Dezember reiste ich um 3 Uhr nachmittags, begleitet von einer Abteilung italienischer Legionäre ab; mit ihr reiste General Piccione.

Die letzten politischen Nachrichten, die ich empfang, betrafen hauptsächlich die Zustände in Deutschland, vor allem den Spartakistenaufruhr; Präsident Wilson kam am 13. Dezember nach Paris, die Vorbereitungen zur Friedenskonferenz machten Fortschritte.

Den Friedensschöpfern ließ ich für alle Fälle durch Dr. Beneš das Friedensprogramm des „Neuen Europa“ überreichen; die Schrift wurde für sie (französisch und englisch) privat gedruckt. Öffentlich vertrat unser Programm wieder Mr. Steed in der „Times“, der sich mit Seton-Watson und anderen uns nahestehenden Politikern verständigte.

98.

Auf der Reise von Padua nach Hause trugen meine Gedanken mich fort zu den kommenden Aufgaben. Die Fahrt und der Aufenthalt auf österreichischem Boden zwangen mich zum abschließenden Nachdenken über das untergehende Reich der

Habsburger. Wir fuhren (am 18. Dezember) durch Brixen, und damit wurden alle meine Gedanken über Havlíček und zugleich unsere Politik aufgestöbert. Von Havlíček hatte ich viel gelernt — auf dem ganzen Wege von Brixen dröhnte mir in den Ohren sein: Eine vernünftige und ehrliche Politik! . . .

Am 20. Dezember — es war ein Freitag — hielten wir an der Grenze von Böhmen — mehr als eine Träne entfiel denen, die nach Jahren in die Heimat zurückkehrten, und unsere böhmische Erde empfing auch Küsse. . . .

Die erste Meldung des tschechischen Bezirkshauptmannes (seiner Aussprache nach eines geborenen Deutschen) und dann der Händedruck für die Mitglieder der Familie und der politischen Delegation.

Um in Prag nicht abends anzukommen, übernachteten wir vom Freitag auf den Samstag in Budějovice (Budweis). Der Freitag ist mir besonderer Schicksalstag; ich weiß nicht, ob andere Menschen solche Tage haben, aber für mich spielten sich sehr oft die wichtigsten und glücklichsten Ereignisse am Freitag ab: an einem Freitag im Dezember 1914 verließ ich Österreich, an einem Freitag erschien Wilsons Antwort an Österreich und unsere Unabhängigkeitserklärung und an einem Freitag stand ich also nach vierjähriger Arbeit im Auslande auf tschechischer Erde . . .

99.

Samstag, den 21. Dezember, früh reisten wir nach Prag weiter. Aufenthalte in Veselý, Tábor („Tábor ist unser Programm“), Benešov — und schließlich Prag.

Bei der Fahrt durch das mich begrüßende Prag benützte ich ein demokratisches Automobil, denn ich wollte nicht in einem alten vergoldeten Wagen fahren, der die vergangene Zeit kennzeichnete.

Was ich bei der großartigen Begrüßung durch Prag empfand und dachte — war ich froh, war ich beglückt? Während ich auf all die Herrlichkeit, all den Reichtum von Farben, Trachten, Fahnen und Dekorationen, Rosen und Blüten blickte, auf all die lieben Ansprachen antwortete, hatte ich fortwährend die bevorstehende schwere Aufgabe, unseren erneuten Staat anständig auszubauen, im Sinn; die Kette dieser Gedanken hörte nicht auf, als ich nachmittags im Parlament durch feierliches Versprechen

mich verpflichtete, „auf Ehre und Gewissen zum Segen der Republik und des Volkes beizutragen und die Gesetze zu achten“.

Nachdem ich meine Frau im Sanatorium besucht hatte, schlief ich zum erstenmal in der Prager Burg, d. h. ich schlief nicht.

Am nächsten Tag, Sonntag, den 22. Dezember, trug ich in der Burg meine erste Botschaft vor, die einen ganz kurzen Überblick der Auslandsaktion gab; der Ministerrat, dem ich die Rede vorgelegt, hatte eine sachliche Korrektur vorgenommen.

Für die Verlesung der Botschaft war die Burg, nicht das Parlament gewählt worden; daraus entsprang die formale Schwierigkeit, ob die Versammlung in der Burg die Nationalversammlung gewesen sei; schließlich wurde die Botschaft in den Bericht des Sonderausschusses für Beantwortung der Botschaft aufgenommen, und dieser Ausschuß schlug vor, sie auch in das stenographische Protokoll der Nationalversammlung aufzunehmen. Das ist geschehen.

Hier denke ich schon daran, was ich daheim getan habe, doch liegt der Bericht darüber nicht im Plan dieses Werkes; ich will aus meinen ausländischen Erfahrungen die politische Hauptlehre ziehen: Wie unsere Republik entstanden ist, wie wir die eroberte Selbständigkeit ausbauen und wie wir sie erhalten wollen.

## Die Entstehung unserer Republik

100.

Man sagt, daß die Staaten sich durch diejenigen politischen Kräfte erhalten, durch die und aus denen sie entstanden sind. Darin liegt viel Wahres; darum will ich jetzt meinen Bericht über die Auslandsarbeit in einer systematischeren Darlegung der politischen und juristischen Bedeutung der ganzen Befreiungsaktion zusammenfassen und zeigen, wie unsere Republik entstanden ist, wie wir unsere Selbständigkeit erlangt haben.

Allgemein gesprochen, ist unsere Unabhängigkeit aus dem Sturze Österreich-Ungarns und der Weltkonflagration entstanden; die Alliierten besiegten Deutschland und Österreich, sie ermöglichten und erkämpften dadurch unsere Befreiung. Die siegreichen Alliierten regelten in den Friedenskonferenzen die Neuordnung West- und Mitteleuropas; an diesen Friedenskonferenzen nahmen wir von Anfang an teil und unterschrieben die Friedensabkommen, denn wir waren von den Alliierten schon während des Krieges in den Areopag der kämpfenden und entscheidenden Nationen aufgenommen worden. Die Alliierten hatten unser politisches und Befreiungsprogramm anerkannt und angenommen.

Unsere Selbständigkeit wurde dann auch von unseren früheren Gegnern durch ihre Unterschriften auf den Friedensverträgen und ihre verfassungsmäßige Ratifikation anerkannt.

Wir erlangten unsere Unabhängigkeit durch den Widerstand und die Revolution gegen Österreich-Ungarn; wir erkämpften unsere Selbständigkeit in Frankreich, Italien, Rußland, wie es Präsident Poincaré kurz gesagt hat. Diese Revolution war jedoch eigentümlich gewesen. In bewaffneter Form wurde sie nicht daheim auf unserem Territorium durchgeführt, sondern jenseits der Grenze auf fremden Territorien.

Wir mußten uns als Nation am bewaffneten Weltkrieg beteiligen; ohne diese Beteiligung hätten wir unsere Selbständigkeit nicht erlangt, — gewiß nicht in dem Maße, in dem wir sie erlangt haben. Darin besteht der Sinn und politische Wert unserer Legionen in Rußland, Frankreich und Italien. Die Legionen gewannen uns die Sympathien und die Hilfe der Westmächte, die Legionen und die Anabasis in Sibirien gewannen uns die Sympathien der breiten alliierten Öffentlichkeit und den Respekt selbst unserer Feinde.

Neben den Legionen trugen zu unserer Befreiung wesentlich jene Soldaten bei, die in der österreichischen Armee durch tätigen und passiven Widerstand zu ihrer Auflösung beitrugen und besonders diejenigen, die ihren Widerstand gegen das Österreicher-tum mit dem Tode bezahlten. Mit jeder Hinrichtung gruben sich Wien und Budapest ihr Grab, denn sie bewiesen, daß sich unsere Nation gegen sie auf Leben und Tod in Opposition befand. Wir im Auslande deuteten auf jede neue Hinrichtung hin und klagten Österreich öffentlich an. Wir erhoben Anklage dagegen um all seiner Verfolgungen und Grausamkeiten willen. Ein schönes Beispiel dieser Stimmung war, wie ich festgestellt habe, der junge Bildhauer Sapík: zur russischen Front berufen, nahm er in Prag von seinen Freunden Abschied: „Ich weiß, daß ich falle, aber gegen die Russen gebe ich keinen Schuß ab.“ Kaum war er an die Front gekommen, so fiel er — sein Versprechen hat er gewiß gehalten. Und solcher Sapíks gab es Tausende und Tausende.

Ferner trugen zur Befreiung alle jene Bürger bei, die unter dem österreichischen Militärterror hingerichtet, die zum Tode verurteilt (Dr. Kramář, Dr. Rašín), eingekerkert, ihres Eigentums verlustig erklärt und sonst wie gepeinigt wurden. Auch all derjenigen aus allen Schichten des tschechischen Volkes soll gedacht werden, von denen die Geschichte keine Kenntnis nehmen wird, denen jedoch die bittere Kriegszeit durch die österreichische Verfolgung noch bitterer gemacht wurde. Durch die Aufzeigung dieser Tatsachen überzeugten wir das alliierte Ausland von unserer auf Leben und Tod gegen Österreich-Ungarn gerichteten Entschlossenheit. Unsere Selbständigkeit wurde durch Blut erobert.

Ein anderer Faktor im Auslande war unser Nationalrat, seine diplomatische Aktion und Propaganda: wir formierten die Le-

gionen und erweiterten sie zur Armee, wir nützten die Teilnahme der Legionen am Weltkriege diplomatisch aus. Der Nationalrat im Auslande war ein Organ heimischer Politiker, die das Wesen des Weltkrieges und der Gesamtlage begriffen und den schicksalvollen Entschluß gefaßt hatten, entweder direkt und offen die Revolution im Auslande zu betreiben, wohin sie sich begaben, weil die Revolution im Inlande nicht möglich war, oder durch ihre geheime, unterirdische Aktion den Kampf im Auslande wirksam zu unterstützen. Die Hauptaufgabe war, überall, auch in Rußland, die überkommene Austrophilie zu brechen, und das ist uns gelungen.

Wir im Auslande verstanden es ferner, die Alliierten von unserem Recht auf Selbständigkeit, unserem historischen und Naturrecht zu überzeugen: wir verstanden es, den Alliierten das wahre Wesen der Habsburger und ihres Absolutismus zu enthüllen, zu zeigen, daß in Österreich-Ungarn mit Hilfe einer Scheinverfassung eine Mehrheit von einer Minderheit beherrscht werde, daß Österreich und Ungarn ebenso überlebt und eine Anomalie seien wie der Zarismus Preußens und Rußlands. Von Preußen und Rußland glaubte man das im Westen selbst; es war unsere Aufgabe, die Alliierten davon zu überzeugen, daß der Wiener Zarismus um nichts besser, sondern vielfach schlimmer sei. Wir wiesen auf das grausame Vorgehen Österreichs gegen seine Völker hin, die mit ihm nicht eines Sinnes waren, auf seine Abhängigkeit von Deutschland und dessen pangermanischem Plan, doch auch auf seine große Schuld am Kriege; demgegenüber beanspruchten wir unser Recht auf Selbständigkeit, indem wir uns auf unseren Anteil an der kulturellen Entwicklung Europas beriefen. Die vierjährige Propaganda wußte diese unsere Auffassung selbst in den Volkskreisen der alliierten Nationen zu verbreiten und genügend zu festigen.

Die Austrophilie war, wie ich gezeigt habe, in allen alliierten und neutralen Ländern sehr stark: sie zu besiegen, gelang nicht leicht und nicht schnell, — hatten wir doch selbst fast alle so lange die Notwendigkeit Österreichs vor der ganzen Welt dargetan und verfochten! Eine intensive austrophile Gegenpropaganda arbeitete gegen uns und erschwerte unsere Aufgabe, doch wurde der Sieg unserer Propaganda um so wirksamer. Die Alliierten kannten Österreich-Ungarn nicht so gut wie wir, kannten überhaupt

nicht die verwickelten nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in Osteuropa. Dagegen konnten wir ihnen gegen Österreich und Deutschland ein durch langjährige Erfahrungen und das Studium Osteuropas sachlich begründetes Programm bieten. Ich habe beim Bericht über die erste programmatische Unterredung mit Briand gesagt, daß wir den Alliierten ein politisches Programm gaben: das ist keine Übertreibung, unsere Freunde in Frankreich, England und Amerika gestehen das selbst.

Die Austrophilie beruhte nicht, wie hervorgehoben werden muß, nur auf der Sympathie für Österreich und Wien, sondern auf der traditionellen Anschauung, Österreich sei ein Damm gegen Österreich; obwohl der Weltkrieg eine deutliche Widerlegung dieser Anschauung war, erhielt sie sich doch überall.

Wir brachten den Alliierten nicht nur unser Programm, sondern auch die Programme für die Befreiung der anderen Nationen und für den ganzen Wiederaufbau Europas. Davon zeugt „Das neue Europa“, das am Ende des Krieges den alliierten Staatsmännern für die Friedenskonferenzen in französischer und englischer Sprache überreicht wurde. In unserer ausländischen Propaganda und Tätigkeit waren wir von den Alliierten finanziell unabhängig. Wir wiesen allerlei, selbst die freundschaftlichsten Angebote zurück. Das ist u. a. auch ein Grund, warum wir den Versuch der russischen Regierung, sich ihren bezahlten offiziellen Nationalrat zu schaffen, desavouierten. Einzig im Falle unseres amerikanischen Geheimdienstes verschaffte ich eine englische Unterstützung; das war jedoch richtig, denn es handelte sich um eine spezielle, ausschließlich den Alliierten gewidmete Tätigkeit. Und nicht nur die Propaganda, sondern auch die Legionen hielten wir zwar auf Kredit, aber doch selbständig aus.

Ich wußte, daß ich das künftige Budget damit belaste, aber die Sache verstand sich für mich von selbst. Ich beobachtete mehrere Fälle von Abhängigkeit, und sie bestärkten mich in meiner Taktik. Wie wichtig dieser Entschluß war, wird daraus erhellen, daß einige Politiker in den alliierten Ländern von diesem Vorgehen überrascht waren; einige stellten sich ungeheuerer Fonds vor, mit denen wir disponieren. Sie erklärten sich das mit einer Finanzaktion aus der Heimat, und das vermehrte in den Augen vieler unser revolutionäres Prestige. Ich erfuhr jedoch, daß österreichische Agenten uns bei den Franzosen denunzierten, wir

bekämen diese Fonds von Österreich! Und es fanden sich sogar Leute, die uns für ein Werkzeug — Deutschlands ausgaben! Das ist nur ein Beispiel für die Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen hatten; zugleich wirft es ein Licht auf die Geheimnisse der österreichischen und deutschen Propaganda. Mein Standpunkt war und ist: Wir hatten und haben Anrecht auf unseren Staat, aber dieses Anrecht müssen wir selbst verfechten, die Selbständigkeit müssen wir neu erobern und durch eigene Kraft erhalten; wir brauchten um nichts zu bitten und baten um nichts, wenn wir uns auch um die Freundschaft und die Hilfe aller Alliierten bewarben. Wir hatten, haben und werden immer die Pflicht zu angespannter Arbeit und Opferbereitschaft haben.

Bei dieser Sache ging es nicht nur um den Grundsatz, denn praktisch bedeutete es, daß unser Nationalrat und unsere Armee selbständig seien, keineswegs bloß ein politisches Organ der Alliierten.

#### 101.

An der Revolution beteiligte sich unser Volk nicht nur durch die Legionen und den ausländischen Nationalrat, sondern beteiligte sich auch in der Heimat an ihr: das bezeugen die Todesstrafen an Zivilisten, die Todesurteile für die führenden Politiker, die Konfiskationen, Einkerkerungen und all die Strafen, mit denen Wien unsere Nation verfolgte. Daheim lebte derselbe kämpferische Geist wie draußen. Die Revolution draußen war dadurch möglich, daß man ihr daheim von Anbeginn und während der ganzen Dauer des Krieges zustimmte. Ich darf sagen: allgemein zustimmte.

In der Heimat gab es in den ersten drei Jahren des Krieges keine von allen politischen Führern, resp. Abgeordneten und Parteien betätigte einheitliche Abwehraktion. Die politische Führung der Parteien war durch die Regierung gelähmt, die Parteien sahen sich bald ihrer Führer beraubt (Abg. Kľofáč, später Dr. Kramář, Dr. Rašín waren gefangengesetzt, Abg. Štrfbrný in die Armee gesteckt usw.) und die Nation blieb so ohne sichtbare Führung ihrer politischen Parteien.

Eine bewaffnete Revolution in der Heimat war bis ans Ende des Krieges im Programm der führenden Parteien nicht enthalten, sie konnte es nicht sein und brauchte es nicht zu sein. Aber die ganze Nation stand gegen Österreich und bewährte ihren reifen Sinn und ihre Entschlossenheit zur passiven Resistenz, ja im geeigneten

Augenblick auch zum aktiven Widerstand. Wenn unsere Verbündeten einen Aufstand erwarteten und uns sein Ausbleiben von Zeit zu Zeit vorwarfen, so war es unrichtig und unberechtigt; es genügte, daß sich die Masse unseres Volkes dem politischen und militärischen Terror nicht unterwarf. Einzelne büßten ihren Widerstand mit dem Tode; die große Masse der Nation bewahrte ihre Zucht und erhielt sich durch Arbeit gesund und dadurch unzerbrechbar. Die Stimmung war zeitweise gedrückt (das erlebte ich in den ersten vier Monaten des Krieges), einzelne Menschen und vielleicht auch Gruppen wurden kleinmütig, aber diese Stimmung entsprang mehr der Unsicherheit, als der Angst.

In der Verpflegung, in der Entwicklung des Genossenschaftswesens bewies unser Volk während des Krieges, wie mir scheint, eine sehr bemerkenswerte organisatorische Fähigkeit und auch politischen Sinn. Dadurch trug es wesentlich dazu bei, daß der antiösterreichische Entschluß nicht durch Hunger untergraben wurde. Diese Arbeit wurde in Böhmen und Mähren geleistet; sie wurde, soweit ich sie verfolgen kann, eben nur in den böhmischen Ländern getan. (In gewissem Grade auch in Wien, aber dort sorgte für die Verproviantierung, besonders mit Schlachtvieh, in erster Linie der Staat.) Wenn unser Volk den Freunden im Auslande mitunter zu passiv erschien, so war das keine richtige Erkenntnis; hier bewährte sich eben auch politisch die sogenannte Kleinarbeit. Die Hilfsaktion des „Tschechischen Herzens“ war nicht nur ein humanes, sondern auch ein politisches Unternehmen.

In dieser Kleinarbeit und in der allgemeinen Zucht kam die Erziehung zur Geltung, die wir seit der Zeit unserer Wiedergeburt genossen haben: das Streben Dobrovkys, Jungmanns, Kollárs, Palackýs, Šafaříks und Havlíček's, auch Riegers, Sladkovskýs und ihrer jüngeren Nachfolger, unsere Literatur, Kunst, Publizistik und vor allem unsere Schulen hatten diesen Zustand der allgemeinen und politischen Bildung und Bewußtheit geschaffen, dessen Folge die imponierende Übereinstimmung der Nation war. Ich habe gehört, wie Smetanas Musik im Kriege überall anfeuernd und stärkend wirkte; Smetana hatte sich in seiner Jugend an der Revolution 1848 beteiligt, mit seinen Opern und seiner Musik war er unserer Befreiung vorausgeeilt, — die Libuša ist mehr als eine Prophezeiung, sie ist das musikalische Festspiel der innerlich schon

befreiten Nation. Oder ein anderes Beispiel: in Prag waren zu jener Zeit die Schriften Palackýs ausverkauft, — die denkenden Menschen versenkten sich in das nationale Programm und das Vermächtnis des Vaters der Nation. Das sind schöne Beweise von politischer Reife. Den Wert und das Niveau dieser Erziehung darf ich an der Tatsache messen, daß sich unter uns weder daheim, noch im Auslande, glaube ich, ein Verräter fand. (Ich habe Štefánik's Verdacht erwähnt; ich weise darauf hin, daß nach neuester Schätzung 235 Deutsche wegen Hochverrates verurteilt wurden, während man in den alliierten Ländern 140 Fälle zählt.)

Und es waren nicht bloß die Literatur, Kunst und Publizistik, die uns erzogen und vorbereitet haben, — die Nation ist ein organisiertes Ganzes, ihre Organisation wurde von unseren kulturellen nationalen Institutionen, dem Sokol und anderen Vereinen und Genossenschaften und von unseren politischen Parteien, durchgeführt.

Bei allem Parallelismus im Vorgehen und in den Handlungen der unzähligen Individuen, aus denen die Nation sich zusammensetzt, mußte es doch ein, wenn nicht führendes, so wenigstens doch einigendes und verbindendes Zentrum geben. Der einigende Führer war die Presse, vor allem jene Blätter, die durch taktische Gewandtheit dem militärischen Terror widerstanden; sie erhielten durch zielbewußte Geschicklichkeit die sinkenden Geister aufrecht, sie sprachen in einer dem Feinde unverständlichen Sprache, die jedoch jeder Tscheche verstand. Das notwendige Zentrum, das die Parteien verband, war in einigen einverständlich arbeitenden politischen Führern gegeben. Eine wichtige Rolle spielte gleich in der ersten Zeit des Krieges die sogenannte Maffia, die den Kampf in der Heimat und die vermittelnde Verbindung Prags mit uns im Auslande leitete. Durch Verbreitung von Nachrichten aus der Welt der Entente hielt auch sie die Stimmung und den Kampfgeist aufrecht.

Was die politischen Parteien betrifft, so dauerte die persönliche und programmatische Zersplitterung der Vorkriegsjahre noch längere Zeit; aber nach einem vergeblichen Konzentrationsversuch im Jahre 1915 organisierten sich Ende 1916 der „Tschechische Verband“ aus den Abgeordneten und der „Nationalausschuß“.

Gegen Ende des Krieges entstand (13. Juli 1918) ein neuer „Nationalausschuß“, der sich von der früheren Organisation gleichen Namens unterschied; wir erblickten in ihm eine Konsolidierung der Parteien schon deshalb, weil er sie nun alle umfaßte. Wir versprachen uns von ihm ein konsequenteres und einheitlicheres Vorgehen gegen Österreich.

In welchem Verhältnis der „Sozialistische Rat“ vom 6. September 1918 zum Nationalausschuß stand, ist aus den bisher veröffentlichten Quellen nicht genau zu ersehen. Es scheint, daß auf die Konstituierung dieses sozialistischen Organs die Sehnsucht, die sozialistischen Massen zu einigen, und die russische Revolution Einfluß gehabt hatten.

Es war natürlich, daß zwischen der politischen Stimmung des Volkes und der Politik der verantwortlichen Abgeordneten infolge der Entwicklung der Lage auf den Kriegsschauplätzen ein Unterschied und ein gewisser Gegensatz entstand. Ich habe mich schon über das Desaveu vom Januar 1917 geäußert; ich habe auch auf die politische Unbestimmtheit hingewiesen, die darin lag, daß die Befreiung und der Anschluß der Slowakei an die böhmischen Länder nicht in den ursprünglichen Entwürfen der programmatischen Erklärung für die erste Sitzung des österreichischen Reichsrates verlangt worden waren; aber durch den endgültigen Wortlaut der staatsrechtlichen Erklärung vom 30. Mai 1917 war die Versäumnis nachgeholt worden. Ich weiß selbst am besten und erfuhr es lebhaft an mir draußen, daß der Anschluß der Slowakei keine leichte Aufgabe war: die Slowaken waren überall unbekannt, die Austro- und Magyarophilen beriefen sich gegen uns auf viele Erklärungen unserer führenden Männer (Dr. Rieger) und unsere offizielle Politik, die das historische Recht wiederholt nur für die, wie man zu sagen pflegt, historischen Länder reklamiert haben. Es ist bezeichnend, daß sich gegen den Anschluß der Slowakei ein Historiker stellte.

Bei Beurteilung der Politik unserer Abgeordneten muß beachtet werden, daß Österreich und Deutschland in den ersten Jahren siegreich waren und daß Rußland, von dem wir so viel erhofft, Enttäuschungen bereitete. Dadurch wird begreiflich, daß eine gewisse Skepsis gegen das Befreiungsprogramm aufkommen konnte und daß manche Abgeordnete zögerten. Ein österreichischer General soll über die Haltung der Tschechen gesagt haben:

„Sie rücken ein wie Lämmer, sie schlagen sich wie Löwen, und wenn wir verlieren, freuen sie sich wie Kinder.“ Das ist nicht ganz richtig, charakterisiert aber doch die gewisse Unentschlossenheit und eigentliche Unsicherheit, die ihren Grund in der unglücklichen Lage eines unselbständigen, unter militärischem Terror schmachttenden Volkes hat.

Vielleicht hatte seit Ende des Jahres 1916 Kaiser Karl und seine vertrauliche Mitteilung, Österreich verhandle bereits über den Frieden und werde ihn erreichen, einen gewissen Einfluß. Das Desaveu vom Januar 1917 fällt in die Zeit, in der Kaiser Karl die Verhandlungen begonnen hatte.

Schließlich hegten vielleicht manche Abgeordnete, der eine schwächer, der andere stärker, Zweifel daran, ob wir selbständig zu sein verstehen, ob wir die Selbständigkeit nicht nur zu erobern, sondern auch zu erhalten wissen, — das war nicht immer durch österreichischen Terror hervorgerufene Angst nur, sondern notwendige politische Überlegung. Wir draußen sandten zwar häufig Situationsberichte nach Hause, schilderten die Lage der Wirklichkeit gemäß günstig und forderten zum Ausharren auf; aber durch den Druck von Wien und die Isolierung unserer Abgeordneten vom politischen Ausland wurde erreicht, daß unsere Nachrichten nicht genügend wirkten; vielleicht hielt man sie für übertrieben.

Im Volke gab es kein Schwanken, wenn auch die optimistische Stimmung öfter mit pessimistischer wechselte; als ich ins Ausland fortging, reiste ich mit der Überzeugung, das Volk wünsche die völlige Selbständigkeit: eine Selbständigkeit ohne Österreich und ohne die Habsburger. Das war ein Programm, das sich aus der ganzen Entwicklung während des österreichischen Regimes ergeben hatte. In der ersten Zeit des Krieges konnte man diese Überzeugung nicht frei äußern, Österreich und Deutschland waren noch ziemlich stark und siegreich; aber im Frühjahr 1917 wurde Wien unter dem neuen Kaiser bereits ohnmächtig, während in Prag die Hoffnung stieg; bald nach dem Desaveu ließen sich unsere Schriftsteller hören, dann folgten in längerer Reihe entschiedenere, wenn auch noch vorsichtig formulierte Kundgebungen. In der Arbeiterschaft, unter Führung der Metallarbeiter aus Dañeks Fabriken, herrschte schon im Frühjahr 1917 eine sehr starke politische Erregung; die Führer veranstalteten

unter der Losung „Hunger“ öffentliche Straßenkundgebungen und entsandten zum Statthalter eine Abordnung, die die Freilassung Dr. Kramářs und Dr. Adlers forderte. Sie stellten sich dann, soweit sie nicht in die Armee gesteckt wurden, den Abgeordneten zur Verfügung.

Seit dem Sommer, gewiß seit dem Herbst 1917 kam uns draußen das Vorgehen der Abgeordneten in der antiösterreichischen Richtung einheitlicher und bestimmter vor. So konnten wir die Erklärungen vom 6. Januar und 13. April 1918 für unsere politische Aktion ausgiebig verwenden. Allmählich vereinigte der neue Nationalausschuß (seit Juli 1918) alle Parteien auf das Programm der vollständigen Unabhängigkeit des tschechoslowakischen Staates, also auf das Programm unserer Revolution im Auslande. Und als die Zeit herangereift war, erteilten die Führer des Nationalausschusses in Genf die vollständige, formelle, feierliche Sanktion dieser Revolution draußen, während die anderen Führer daheim den Umsturz in gleichem Sinne, wenn auch taktisch den Verhältnissen des zerfallenden alten Staates angepaßt, ausführten.

Ich kann hier unsere Kolonien nicht unerwähnt lassen; auch sie erfüllten ihre nationale Pflicht. Als Zweig der Nation in fernen Ländern, anderen Weltteilen, lebt jede Kolonie in völlig verschiedenen Verhältnissen und Umgebungen; trotz dieser Isolierung von der Heimat und dem politischen Zentrum, trotz allen Verschiedenheiten des neuen Aufenthaltes in der Fremde vereinigten sie sich im Streben nach der Selbständigkeit der Nation und trugen jede ihr Schärfflein zur Verwirklichung des gemeinsamen Programms bei. Die politischen und persönlichen Gegensätze wurden verhältnismäßig leicht überwunden; selbst das Vorgehen des Abgeordneten Dürich wurde ohne Schaden paralysiert. Die Disziplin unserer Leute sticht gerade angesichts der Fehler einzelner Menschen und Gruppen hervor.

102.

Diese allgemeine Darlegung unserer Revolution im Auslande und in der Heimat muß jetzt detailliert ausgeführt, die Erlangung der Selbständigkeit politisch und juridisch genau gewertet werden.

Bei Beurteilung der Freiheitsbewegung und der Erlangung unserer Selbständigkeit muß unterschieden werden zwischen den Umständen, wie unser Staat politisch, de facto, materiell ent-

stand und denen, wie er de jure, juridisch, formell entstand. Es ist ein Problem, wie unser historisches und unser Naturrecht auf den selbständigen Staat von den Alliierten und dann auch von den Zentralmächten anerkannt und wie unsere Revolution im Auslande und in der Heimat legalisiert wurde.

Bei meiner Arbeit im Auslande hatte ich stets die schließliche juristische Formulierung unseres politischen Programms im Sinn; ich war auf Probleme gefaßt, die sich bei der Friedenskonferenz in juridischer und internationaler Hinsicht ergeben würden. Daher trachtete ich unser Recht auf Selbständigkeit in allen unseren Kundgebungen möglichst genau zu formulieren und es der ausländischen politischen Öffentlichkeit vertraut zu machen. Das eben bildete den Kern unserer Propaganda. Ich ging vom historischen Staatsrecht der böhmischen Länder aus, wonach uns die vollständige Restitution unseres Staates gebührte, manchmal führte ich aus, daß unser Staat de jure noch bestehe. (Ich erinnere mich meiner eigenen Polemik gegen die „Transsubstantiation“!) Aber ich betonte immer auch das Naturrecht, besonders im Hinblick auf die Slowakei.

Ich war mir bewußt, selbst ebenso wie der ausländische Nationalrat revolutionäres Organ zu sein, und erwartete daher, daß die offiziellen Repräsentanten der Staaten sich mir gegenüber auf den legitimistischen Standpunkt stellen. Das geschah anfangs, auch unseren Militärgefangenen gegenüber. Doch geschah es nicht überall gleich konsequent und nicht feindselig; aber es bedurfte des Taktes und der geeigneten Ausnützung der gegen die von Deutschland geführten Staaten wachsenden Stimmung, um den Nationalrat möglichst rasch in regelrechte Beziehung zu den Regierungen zu bringen. Eine weitere Errungenschaft war die ausdrückliche Anerkennung. Die Alliierten befanden sich in richtigem (ich möchte fast sagen: offiziellem) Kriege gegen Österreich-Ungarn und hielten sich an die international gültigen Gebräuche und Normen. Als diese Bräuche jedoch von Deutschland und Österreich verletzt wurden (der Einbruch in Belgien, die Unterstützung der Agitation gegen England in Irland und anderswo, die Propaganda gegen Amerika in Amerika selbst und anderswo usw.), da verblaßte der Legitimus, und wir wurden zunächst de facto, später auch de jure anerkannt. In unserer Propaganda enthüllten wir deshalb stets die deutsche und die österrei-

chische Wühlagitation (die Tätigkeit Voskas, Dr. Osuskýs u. a.).

Mit der Zeit verbreitete unsere Propaganda die Kenntnis und die Anerkennung unseres historischen Staatsrechtes; die radikaleren Politiker und radikalen Parteien erkannten unser Naturrecht, unsere Revolution an. Das Streben nach Befreiung wirkte in den westlichen Ländern an sich sympathisch.

Als Abgeordneter wurde ich nach den konstitutionellen Voraussetzungen nicht allein als Sprecher meines Bezirkes, sondern der ganzen Nation angesehen. Man schenkte mir Glauben, wenn ich mich der Wahrheit gemäß darauf berief, daß ich mich programmatisch mit der Mehrheit unserer politischen Parteien und Führer verständigt habe. Auf dieses Moment legte man draußen überall Nachdruck, und meine Freunde Mr. Steed und Seton-Watson hatten für England gleich 1914 Wert auf die genaue Feststellung dieses Faktums gelegt; Minister Balfour hegte noch bei den Verhandlungen über unsere Anerkennung mit Dr. Beneš gewisse Zweifel, ob der Nationalrat genügend die ganze Nation repräsentiere. Da ich den Parlamentarismus des Westens kannte, hatte ich vor meiner Abreise mein politisches Programm allen Führern, mit denen ich verhandelt, vorgelegt und von ihnen ihr Urteil und ihre Zustimmung erbeten; allerdings konnte ich mich nicht ganz formell für die Parteien binden und nicht ihre schriftliche Bestätigung erhalten, aber die Zustimmung, die sie ausgesprochen hatten, genügte mir, um mich auf sie berufen zu dürfen. Von der Schweiz aus hatte ich nachträglich (1915) diese Legitimation direkt verlangt.

Der ausländische Nationalrat gewann, nachdem er sich (1916) regelrecht konstituiert hatte, allmählich Autorität, die in dem Maße zunahm, in dem wir die Armee organisierten und so durch unsere Beteiligung am Kriege auch ein gewisser Machtfaktor wurden. Durch die Organisation des Heeres bewiesen wir jedermann, daß wir es ernst meinen. Der Nationalrat wurde zu einer Regierung de facto, die alliierten Regierungen erkannten ihn und unsere Armee Schritt für Schritt an. Aus den einzelnen Formulierungen der Anerkennung geht hervor, wie weit der Nationalrat (später die Vorläufige Regierung) de facto und wie weit und in welchem Maße er de jure anerkannt wurde. Ein vergleichendes Studium dieser verschiedenen Formulierungen ist sehr interessant; wer



das Recht als logischen Ausdruck faktischer Ereignisse zu verstehen weiß, der wird aus ihnen ein gut Teil der Kriegs- und politischen Situation herauslesen.

Der Nationalrat (die Vorläufige Regierung) befand sich im Auslande, nicht auf dem Territorium, das wir für den tschechischen Staat bestimmten, und ebenso stand auch unsere Armee auf fremdem Territorium und war auf ihm entstanden; es fanden sich Politiker und Juristen, die dadurch beunruhigt wurden, aber ich wies auf das Analogon der Serben auf Korfu hin. Wie wir gleich sehen werden, bildete diese Schwierigkeit für die Alliierten am Ende kein Hindernis.

Die Anerkennung des Nationalrates — zunächst nur meiner Person — und unseres nationalen Programms erfolgte anfangs eigentlich durch einzelne politische Persönlichkeiten. Hierher gehört z. B. die erwähnte EntschlieÙung des amerikanischen Senators Kenyon im KongreÙ, der am 25. Mai 1917 die Selbstständigkeit der tschechischen Nation als Friedensbedingung erklärte. Solche vereinzelt Stimmen von Abgeordneten gab es auch im französischen Parlament, in England, RuÙland und anderswo.

Wichtiger ist die Anerkennung unserer Rechte, in concreto des Nationalrates und der Armee, durch einzelne Minister und dann durch Regierungen. Ich habe das Schema aller Anerkennungen wiedergegeben\*); daraus ist ersichtlich, daß die Anerkennungen mit unserem militärischen Fortschritt eng zusammenhängen. Darum sind das Ende des Jahres 1917 und das Jahr 1918 für uns entscheidend.

Es entsteht die Frage, welche Bedeutung den einzelnen Anerkennungsakten zukomme. Das hängt von den Verhältnissen ab, unter denen sie entstanden, und von der Bedeutung derjenigen, deren Erklärungen sie sind. Gewiß ist die Anerkennung des Präsidenten Wilson sehr hervorragend, weil die staatsrechtliche Stellung des amerikanischen Präsidenten, sein Verhältnis zur eigentlichen Regierung hervorragend ist. In England, in Italien und Frankreich ist die Stellung der Regierung eine andere, als in Amerika; in diesen Ländern ist die Regierung stärker, dort gibt es keine dem amerikanischen Präsidenten konstitutionell

\*) Am Ende des Buches.

Anm. d. Übersetzers.

entsprechende Autorität, der englische und der italienische König und der französische Präsident verantworten nicht so die Regierungsakte wie er, und daher ist die Anerkennung durch die Regierung hier wirksamer. Allerdings war auch das Gewicht Amerikas als großen Staates im Kriege für alle Alliierten zugegebenermaßen sehr bedeutend. Darum wirkte die Autorität von Wilsons letzter Antwort auf das österreichische Angebot so mächtig.

Allen Anerkennungen gingen Verhandlungen des Nationalrates (der Vorläufigen Regierung) mit den alliierten Regierungen voraus. Manche Abkommen sind geradezu beiderseitige Verträge. Die Anerkennungen sind nicht bloÙe vorsichtig stilisierte, unverbindliche Versprechen.

Wichtig ist es ferner, die zeitliche Reihenfolge der einzelnen Anerkennungen durch die Alliierten abzuschätzen. Z. B. — ich gebe hier überhaupt nur Beispiele — fällt ins Gewicht, daß die erste offizielle Anerkennung von Frankreich kam, wie denn Frankreich durch seine Initiative für uns viel bedeutet. Ich meine die erste Anerkennung Briands (3. Februar 1916), ferner die Initiative Frankreichs in der Erklärung der Alliierten an Wilson im Januar 1917, die Initiative bei der Formation unserer Armee in RuÙland, den ersten Vertrag der Republik mit dem Nationalrat, das Dekret über die Organisation unserer Armee im Dezember 1917 und schließlich die Entsendung des ersten Gesandten zu uns.

Daneben gebührt es sich, zu vermerken, daß ich die ersten politischen Beziehungen zu England, RuÙland, Serbien und Italien gleich 1915 anknüpfte: die von Herrn Voska aus Prag nach London überbrachte Bestellung — das Memorandum aus Holland — der Verkehr mit der englischen und der serbischen diplomatischen Vertretung in Rom — das Memorandum an Minister Grey — die erste Fühlungnahme mit dem russischen Botschafter in London — die Verbindung mit der italienischen Gesandtschaft in der Schweiz.

Überhaupt muß die Anerkennung durch die einzelnen Staaten nach allen gegebenen Umständen gewertet werden. England ist z. B. als Monarchie konservativer, trotzdem akzeptierte es bereitwillig den Nationalrat und erkannte auch unser Staatsrecht an. Deshalb schätzte ich mir, daß Ministerpräsident Asquith verhältnismäßig so früh den Vorsitz bei meinem ersten Vortrag an der Londoner Universität übernahm; die Deklaration gar, die von

Dr. Beneš mit Balfour vereinbart wurde, stellt eine formell sehr vollständige Anerkennung dar. Deshalb habe ich sie wörtlich angeführt.

In ähnlicher Weise war das monarchische Italien sehr frühzeitig, zunächst mit mir (in Bern) und später mit Štefánik und Beneš in fortwährender Fühlung; die Form seiner Anerkennung durch Sonnino, auch durch Orlando unterscheidet sich durch eine gewisse Reserve, die es sich im Hinblick auf die Südslawen auferlegte. Aber Italien unterstützte die Bildung der Legionen, sobald es sich entschieden hatte, sehr bereitwillig; namentlich sind wir ihm für die Formation der Landwehrabteilungen noch nach Schließung des Waffenstillstandes zu Dank verpflichtet.

Ebenso müßte jede einzelne Anerkennung, wie wir sie mit dem Fortschreiten der Zeit erlangten, kritisch gewertet werden.

Und es versteht sich von selbst, daß Maß und Grad der einzelnen Anerkennungen kritisch zu werten sind. Es ist ein großer Unterschied, ob z. B. unser Recht auf Selbständigkeit oder diese Selbständigkeit selbst direkt anerkannt wird; es ist ein gewisser Unterschied zwischen der Anerkennung unseres Nationalrates und später der unserer Vorläufigen Regierung. Die Verhandlungen mit den alliierten Regierungen über die Anerkennungsformel waren oft sehr eingehend und schwierig; als Beispiel können da die Verhandlungen mit Balfour dienen. Dr. Beneš hat darüber schon öffentlich berichtet; ich ergänze ihn durch den Hinweis, wie das Zögern des englischen Ministers, den Nationalrat direkt als Regierung anzuerkennen, glücklich durch das Wort „trustee“ überwunden wurde; Mr. Steed hatte es Dr. Beneš vorgeschlagen.

103.

Mit der Wertung der einzelnen Anerkennungen durch die Regierungen und Staaten entsteht die Frage, wann und wie unser Staat entstanden ist und seit wann er existiert. Wie und wann erfolgte die internationale Anerkennung unseres Staates, welche rechtliche (internationale) Bedeutung haben die einzelnen Anerkennungen, welche sind rechtlich (international) entscheidend?

Mit der Beantwortung dieser Fragen haben die Staatswissenschaftler und Staatsrechtslehrer keine leichte Aufgabe, wie übrigens auch bei der Bestimmung des Entstehens anderer neuer Staaten: der Weltkrieg und die Weltrevolution riefen ganz be-

sondere, neue politische und rechtliche Zustände hervor, die bisherigen rechtlichen und international anerkannten Regeln genügen deshalb nicht. Das gilt für alle neuen Staaten, das gilt auch für unseren Staat; ich will mich nicht mit anderen Staaten befassen und mich auf das Hauptproblem der Entstehung und anfänglichen Entwicklung unseres Staates beschränken. Die allgemeine Kriegslage und unsere Stellung in Österreich-Ungarn brachten es mit sich, daß unsere Selbständigkeit rechtlich und international auf der internationalen Anerkennung vor allem seitens der Alliierten beruhte.

Um mich nicht bei allgemeinen Betrachtungen aufzuhalten, will ich zur bisherigen Debatte übergehen. Der englische Historiker der Pariser Friedenskonferenz, Mr. Temperley, schreibt die entscheidende gültige Anerkennung der Zulassung von tschechoslowakischen Bevollmächtigten zur Plenarsitzung der Pariser Friedenskonferenz am 18. Januar 1919 zu. Dieser Akt, sagt er, sei die volle, endgültige und restlose Anerkennung unseres Staates und seiner Selbständigkeit. Aber Mr. Temperley ist doch nicht sicher, ob er nicht den 5. November 1918 als Beginn unseres Staates erklären soll; an diesem Tage sind die Vertreter des Nationalausschusses aus Genf angekommen, wo der Nationalausschuß in direkter Verbindung mit dem Pariser Nationalrat gewesen war; dieser „direkten“ Verbindung legt Mr. Temperley so große Wichtigkeit zu, weil manche Anerkennung, die der ausländische Nationalrat erlangt hatte, eine unleugbare staatsschöpferische Autorität habe. Solch eine Anerkennung sieht Mr. Temperley in der Deklaration Balfours (9. August), Wilsons (3. September), Pichons (15. Oktober) und Sonninos (24. Oktober 1918).

Seton-Watson nimmt die Anschauung Mr. Temperleys von dem staatsschöpferischen Wert der Zulassung zur Friedenskonferenz an, legt aber annähernd gleiches Gewicht der Anerkennung durch England (durch Balfour, 9. August), die Vereinigten Staaten (Wilson, 3. September) und vor allem durch Frankreich (Pichon, 15. Oktober 1918) bei. Ähnlich erblicken andere Theoretiker und Politiker die staatsschöpferische Gültigkeit in der Anerkennung, die der Vorläufigen Regierung und bereits dem Nationalrat zuteil wurde.

Die staatsrechtliche Schwierigkeit bei der Anerkennung unseres Staates liegt darin, daß die Entstehung eines selbständigen Staates

gewöhnlich auf eigenem Territorium, das von der Bevölkerung bewohnt wird, die den Staat bildet, erfolgt. In unserem Falle wurde jedoch unsere Auslandsregierung anerkannt, unsere gleichfalls außerhalb des eigenen Landes kämpfende Armee und dadurch der Staat, resp. die staatliche Selbständigkeit — daher das Dilemma Mr. Temperleys und anderer Juristen und Staatswissenschaftler. Die Wirklichkeit richtete sich nicht nach den bisherigen Theorien und Gebräuchen.

Das staatswissenschaftliche und juristische Problem der Entstehung unseres Staates kompliziert sich durch den Umsturz daheim: der Nationalausschuß proklamierte sich in seinem Manifest am 28. Oktober ausdrücklich als Regierung („seit dem heutigen Tage“, d. i. seit 28. Oktober), und das erste Gesetz und ebenso das Manifest des Nationalausschusses proklamieren die Entstehung des tschechoslowakischen Staates. Das erste Gesetz ist (wenn auch abgeändert) in die offizielle Sammlung der Gesetze und Verordnungen aufgenommen worden, wodurch der Beginn einer besonderen, selbständigen Legislative dokumentiert wird.

Die Sache verhält sich also folgendermaßen: der ausländische Nationalrat proklamierte sich nach vielen vorangegangenen Anerkennungen als Regierung des Tschechoslowakischen Staates und wurde von den Alliierten als solche anerkannt; er wurde auch von den Repräsentanten des Nationalausschusses und dessen Vorsitzendem anerkannt; andererseits proklamierte sich der Nationalausschuß in Prag gleichfalls als Regierung: wir hatten demnach eine gewisse Zeit zwei Regierungen, eine ausländische, von den Alliierten anerkannte, und eine inländische, die sich mit dem Recht der Revolution proklamiert hatte.

Die Eigenart unserer Revolution, die im Auslande und in der Heimat stattfand — im Auslande, das mit dem Lande nicht zusammenhing, — verursachte es, daß wir zwei Aktionszentren besaßen, das eine im Auslande, das andere in Prag. Wichtig war, daß diese beiden Zentren, de facto Regierungen (die Namen Nationalausschuß u. a. entscheiden nicht in der Sache), einmütig vorgingen, daß es nicht zu Gegensätzen kam, wie z. B. zwischen der ausländischen und der inländischen polnischen Regierung. Die heimische Regierung stand, sobald sie eingesetzt worden war, der Lage nach an der Spitze der Verwaltung und erhielt dadurch ihren Charakter und ihre Gültigkeit; die Regierung draußen,

die unvollständig war, hatte neben der Regierung daheim eine militärische und diplomatische Aufgabe und war speziell für die Friedensverhandlungen bestimmt. Das ergab sich aus den Verhältnissen, und es handelte sich dann darum, beide Regierungen zu vereinigen.

Seit wann dauert also unser Staat?

Von der Anerkennung der ausländischen Vorläufigen Regierung (des Nationalrates) durch die Alliierten und unsere heimischen politischen Führer leiteten manche Publizisten ab, daß unser Staat seit dem 14. Oktober 1918 bestehe, an welchem Tage den Alliierten die Einsetzung der Vorläufigen Regierung notifiziert wurde. Die Vorläufige Regierung wurde durch die Alliierten anerkannt; die erste Anerkennung erfolgte am 15. Oktober durch die französische Regierung, und ihr legt, wie erklärt, Seton-Watson die Hauptbedeutung bei. Ich stimme zu und glaube, daß unser Staat rechtlich seit diesem Datum besteht.

Ebenso wurde die Meinung geäußert, der Staat existiere seit der Washingtoner Deklaration (18. Oktober); aber aus der wiedergegebenen Geschichte dieser Deklaration geht hervor, daß sie die Deklaration einer schon bestehenden Regierung ist; somit entscheidet das Datum, an dem diese Regierung anerkannt worden war.

Der Nationalausschuß daheim proklamierte sich als Regierung am 28. Oktober, und dieses Datum wird jetzt allgemein als der Tag angenommen, an dem unser Staat zu bestehen begann.

Die alliierten Regierungen verhandelten mit der Vorläufigen Regierung (im Auslande) als mit dem wahren Repräsentanten der Nation und des Staates von der Zeit angefangen, da sie sie anerkannt hatten. Die Anerkennungen, die während des Krieges vereinbart worden waren, galten auch nach dem Kriege und vor allem für die Friedenskonferenz. Ein beredter Beweis dafür ist die Einladung des Dr. Beneš zur Beratung über den Waffenstillstand mit Deutschland, die am 4. November abgehalten wurde; Dr. Beneš wurde demnach als Repräsentant des selbständigen, alliierten Staates angesehen, und seine Unterschrift befindet sich mit den übrigen auf dem Protokoll dieser historischen Verhandlung. Die internationale Bedeutung des Aktes tritt am besten hervor, wenn wir das Vorgehen der Großmächte gegen die anderen entstehenden Staaten, besonders Jugoslawien und

Polen, vergleichen. Zur Friedenskonferenz wurde Serbien als alliierter und selbständiger Staat eingeladen; es dauerte längere Zeit, bis Kroatien, das man als Teil Österreich-Ungarns betrachtete, als Teil Jugoslawiens anerkannt wurde, und daher bereitete auch die Anerkennung Jugoslawiens (nicht etwa Serbiens) Schwierigkeiten. Unsere Slowakei wurde von allem Anfang an, obgleich sie ebenso zu Ungarn gehört hatte wie Kroatien, von den Alliierten als Bestandteil unseres Einheitsstaates aufgefaßt. Was Polen betrifft, wurde die Regierung Moraczewski in Warschau, die vom Polnischen Ausschuß in Paris (Dmowski und Paderewski) nicht anerkannt wurde, erst (im Februar 1919) in Paris ausdrücklich anerkannt. Unsere Vorläufige Regierung (im Auslande) funktionierte in Konsequenz der vorangegangenen Anerkennungen in Paris seit Beginn der Friedenskonferenzen.

Als die Waffenstillstandsverhandlungen eingeleitet wurden, aus denen der ganzen Lage nach der Frieden hervorgehen mußte, bereitete die französische Regierung einen Entwurf vor, wie in der Friedenskonferenz vorzugehen sei. Über diesen Plan habe ich einen Bericht von Dr. Beneš. Jetzt ist der ganze Plan durch Mr. Baker veröffentlicht worden. Der französische Botschafter in Washington, M. Jusserand, übergab ihn am 29. November der amerikanischen Regierung; er enthält einen Abschnitt über die neuen Staaten. Zwischen der schon anerkannten Tschechoslowakei und den Staaten, die in Bildung begriffen sind wie Jugoslawien u. a., wird ein Unterschied gemacht. Selbstverständlich zweifelte niemand daran, daß diese Staaten bestehen werden und die Alliierten ihre Erschaffung als ihren Plan betrachteten, aber es ist ein Unterschied zwischen einem Plan, einem Versprechen und der wirklichen, vollzogenen Anerkennung. Unser ausländischer Nationalrat war (danach hatte ich auch in Rußland so sehr getrachtet!) durch die Alliierten als höchste Autorität unserer Auslandsarmee anerkannt worden und dadurch nach den geltenden Anschauungen als Regierung, allerdings als Vorläufige — und die Regierung ist die Regierung des Staates.

Wie unsere Regierung von den fremden Staaten voll akzeptiert wurde, erhellt auch daraus, daß Dr. Beneš als ihr Außenminister — vor dem Umsturz in der Heimat — die ersten diplomatischen Vertreter bestellte und diese von den fremden Regierungen angenommen wurden. Als später Ministerpräsident Dr. Kramář

als Delegierter zur Friedenskonferenz ging, erhielt er von mir (als dem Präsidenten) ein gleiches Beglaubigungsschreiben wie Dr. Beneš; aber Dr. Beneš hatte nicht nur infolge seiner Anwesenheit in Paris, sondern auch infolge der früheren Anerkennungen in den Friedensangelegenheiten verhandelt, bevor er noch das Beglaubigungsschreiben erhalten hatte.

Dr. Beneš wird nach der Anerkennung unserer Vorläufigen Regierung in allen offiziellen Kundgebungen der alliierten Regierungen Minister genannt.

Einen interessanten Beweis für diese Auslegung bietet die Tatsache, daß die französische Regierung und die Pariser politischen Kreise durch die Proklamation des Nationalausschusses und die Ereignisse vom 28. Oktober in Prag beunruhigt waren, da sie vermuteten, die Prager Regierung sei austrophil und gegen die Regierung im Auslande gewählt worden. Vielleicht waren Nachrichten über den Umsturz aus Wien nach Paris gelangt, und die schilderten ihn im Sinne von Karls Manifest.

Unsere Führer daheim sahen auf der Genfer Konferenz die Bedeutung der alliierten Anerkennungen, namentlich der Wilsons, ein; sie stimmten in ihren Abmachungen mit Dr. Beneš der Vorläufigen Regierung im Auslande und allen ihren Schritten zu. Dr. Beneš wird auch von ihnen ausdrücklich Minister genannt. Die Genfer Delegation — die von den Prager Geschehnissen am 28. Oktober offenbar nichts wußte — bestätigt dadurch die Erklärungen des Vorsitzenden des Tschechischen Verbandes vom 2. und des Nationalausschusses vom 19. Oktober, in denen die Frage der tschechoslowakischen Selbständigkeit als internationale Frage bezeichnet worden war, die nicht im Lande gelöst werde.

Aber unter dem Druck der Lage mußte der Nationalausschuß als leitendes Organ am 28. Oktober eingreifen und proklamierte sich als Regierung; die ausländische Regierung wurde sodann, wie wir gleich sehen werden, liquidiert.

Wir stehen also vor der Tatsache, daß wir seit dem 28. Oktober zwei Regierungen hatten, eine daheim, eine andere, ältere, in Paris. Da müssen wir zwischen dem Bestehen unseres Staates und der offiziellen Ansetzung, von der dieses Bestehen international anzuerkennen sei, unterscheiden.

Für das Datum des 28. Oktober spricht der Umsturz, wie er in Prag und im ganzen Lande geschah; die ganze Nation erblickte

im Umsturz den Beginn des selbständigen, von Österreich und den Habsburgern losgelösten Staates. Und schließlich spricht für den 28. Oktober der formale Grund, daß sich die Nation auf ihrem Territorium öffentlich selbständig erklärte; das betrachten, wie wir gesehen haben, manche Staatsrechtler als notwendige Bedingung des sich erschaffenden Staates.

Die Frage, von wann an unser Staat bestehe, ist auch praktisch wichtig; z. B. könnte das auf die Festsetzung der Reparationspflichten Einfluß haben. Die Reparationskommission (sie ist allerdings kein politisches Organ!) hat bestimmt (15. April 1921), daß die Tschechoslowakei durch den Umsturz am 28. Oktober 1918 ein den Krieg mit führender Staat geworden sei.

Ich entscheide mich für das Datum des 28. Oktober aus den beiden erwähnten Gründen: daß nämlich der Umsturz vom 28. Oktober von der ganzen Nation als Beginn unserer Selbständigkeit gilt und daß an diesem Tag die Proklamation der Unabhängigkeit durch den Nationalausschuß auf eigenem Territorium erfolgt ist.

Diese Fragen wurden bei uns juristisch noch nicht gründlich untersucht. Die Staatswissenschaftler und Theoretiker des Verfassungsrechtes werden beim Studium der Entstehung und Entwicklung unseres Staates mehr als ein interessantes und erstaunliches Problem finden; nicht nur bei uns, sondern auch in den anderen, nach dem Kriege entstandenen Staaten waren genaue rechtliche Formulierungen der wirklichen Verhältnisse nicht sofort gegeben. Aus diesem Grunde wird die Kritik auch in den Verhandlungen über den Waffenstillstand und die Friedensverträge mehr als eine Lücke entdecken. Wie in allen Fällen von Revolution haben wir bisher keine nähere Zusammenstellung der Ereignisse; diese jagten einander so schnell und waren an sich so unbestimmt und ungenau, daß sich bei den Verhandlungen, Erklärungen und Endformulierungen Schwierigkeiten und Ungenauigkeiten ergeben.

104.

Diese Betrachtungen erfordern ein paar Worte über den Umsturz vom 28. Oktober. Eine ins Einzelne gehende Geschichte der Geschehnisse ist noch nicht bekannt, aber für unseren Zweck genügt ein Blick in die offiziellen Dokumente und das, was die Führer des Umsturzes schon der Öffentlichkeit mitgeteilt haben.

Als Minister Andrassy in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober die Bedingungen Wilsons annahm, verbreiteten die Prager Blätter diese Nachricht durch Sonderausgaben; Dr. Rašín und Dr. Soukup berichten über die Bedeutung von Andrassys Zugeständnis mit den Worten: „Das war das letzte Wort Österreich-Ungarns und das Ende des Habsburgerreiches.“ Und in dem am selben Tage verfaßten Manifest wendet sich Dr. Rašín an die Nation mit den Worten: „Du wirst die Erwartung der ganzen Kulturwelt nicht enttäuschen, die sich, mit Segen auf den Lippen, deiner ruhmvollen Geschichte erinnert, die in den unsterblichen Taten der tschechoslowakischen Legionen auf dem westlichen Kriegsschauplatz und in Sibirien gipfelt . . . Wahre rein den Schild, wie ihn deine nationale Armee gewahrt hat: die tschechoslowakischen Legionen! . . . Unsere Befreier Masaryk und Wilson dürfen nicht enttäuscht werden in ihrer Überzeugung, daß sie die Freiheit einem Volke erobert haben, das sich selbst zu regieren weiß. . . .“

Dr. Rašín wiederholte so, was die Abgeordneten am 2. Oktober 1918 in Wien erklärt hatten. Abgeordneter Staněk, der Vorsitzende des Tschechischen Verbandes, hatte eine Rede gehalten, in der diese Anerkennung des ausländischen Nationalrates und unserer Legionen durch alle tschechischen Abgeordneten ausgesprochen war: „Sie wollten uns nicht zu den Friedensverhandlungen zulassen, aber jetzt werden Sie tschechische Vertreter bei den Friedensverhandlungen haben, gegen Ihren Willen, und zwar als Vertreter der tschechoslowakischen Brigaden. Mit ihnen werden Sie über die tschechische Frage verhandeln müssen, nicht mit uns, und daher verhandeln wir nicht mit Ihnen. Diese Frage wird anderswo gelöst werden, als hier in Österreich. Hier gibt es keine Machtfaktoren zur Lösung dieser Frage.“ Und denselben Standpunkt nahm der Nationalausschuß in seiner Proklamation vom 19. Oktober nach dem Manifest Karls ein: er identifiziert sich mit der Erklärung des Tschechischen Verbandes, daß über die tschechische Frage nicht in Österreich verhandelt werde, und sagt: „Die tschechische Frage hat aufgehört, eine Frage der inneren Regelung Österreich-Ungarns zu sein, sie ist eine internationale Frage geworden und wird gemeinsam mit allen Weltfragen gelöst werden. Sie kann auch nicht ohne Zustimmung und Verständigung mit jenem international anerkannten

Teil der Nation gelöst werden, der sich außerhalb der böhmischen Grenzen befindet.“

Es ist klar, welche große Bedeutung Dr. Rašín und Dr. Soukup der Antwort Wilsons und der Note Andrásšys, die diese Antwort anerkennt, zuschreiben; wir wissen von Dr. Rašín aus seiner Schilderung des Umsturzes (in seiner „Maffia“), wie sehnsüchtig er die vollständige Kapitulation Österreichs erwartet hatte, und die erblickte er in der Note Andrásšys. An diese Kapitulation schließt sich der Umsturz vom 28. Oktober und erhält von ihr seinen ganzen Charakter, vor allem seinen ruhigen, unblutigen Verlauf.

In der Diskussion über den 28. Oktober wurde gesagt, daß der Umsturz in gewissem Maße verspätet war, daß er hätte dem Manifest Karls (16. Oktober) oder der Antwort Wilsons an Österreich (bei uns am 21. Oktober veröffentlicht) folgen sollen. Ich selbst hatte nach unserer Proklamation der Vorläufigen Regierung, die, ebenso wie Wilsons Antwort, dem Manifest Karls entgegenarbeitete, eine Kundgebung der Unseren daheim erwartet; dazu kam es auch durch die Erklärung des Nationalausschusses über Karls Manifest. Wir sehen jetzt, daß Dr. Rašín, ich glaube in Übereinstimmung mit dem ganzen Nationalausschuß, auf die völlige Kapitulation Österreich-Ungarns wartete, und die sah er sachlich und formal in Andrásšys Annahme von Wilsons Programm. Mir scheint, daß dieser Vorgang richtig war; er entsprach den Machtverhältnissen der gegnerischen Parteien, Österreichs und seiner Militärmacht, und unserer Heimat und ihrer schwächeren Kräfte. Es ist klar, daß Dr. Rašín und seine Freunde, indem sie sich auf die Anerkennung des Programms Wilsons durch Österreich und sogar durch einen ungarischen Politiker stützten, den Umsturz daheim dem höchsten Erfolg der ausländischen Vorläufigen Regierung verknüpften und daß der Umsturz vom 28. Oktober dadurch eine Synthese der Revolution im In- und Auslande wurde.

Denen, die den Umsturz nach dem Manifest Karls und dem Wiener Umsturz erwarteten, muß gesagt werden, daß es damals noch einer Revolution bedurft hätte, und die konnten wir nicht durchführen. Und wenn die Verhandlungen mit Wien und in Wien über die Umbildung der historischen Länder in einen Nationalitätenstaat auch nur ein taktischer Zug gewesen wäre,

sie hätten doch irgendwie verpflichtet und nach außen nicht gut gewirkt. Die späteren Verhandlungen mit dem Statthalter in Prag unter veränderten Umständen waren nicht so augenfällig und weniger verbindlich. Eher hätte die Auflösung an der italienischen Front ein Ausgangspunkt der Umsturzaktion sein können, aber das kurze Ausharren bis zur Kapitulation vor Wilson verbürgte einen sichereren und leichteren Erfolg. Ich gebe zu, daß die Situation von einer radikaleren Fraktion hätte ausgenützt werden können, wenn sie sich organisiert hätte.

In dem Bericht über den Umsturz von Dr. Rašín und Dr. Soukup im Jahrbuch der tschechoslowakischen Nationalversammlung lesen wir, daß der Nationalausschuß am 28. und 29. Oktober mit den österreichischen Militär- und Zivilbehörden verhandelte; wir lesen da, daß nach längeren Verhandlungen mit dem militärischen Landeskommando (28. Oktober) eine „Vereinbarung“ getroffen wurde: die Vertreter der Militärmacht erkannten die „Mitarbeit“ des Nationalausschusses an und verpflichteten sich, gegen seinen Willen nichts zu unternehmen. Dementsprechend wurde am 29. Oktober von den Abgeordneten Soukup, Stržbrný, Rašín und Švehla mit dem Statthalter abgemacht, daß der Nationalausschuß als ausführendes Organ der souveränen Nation (nicht des Staates!) „anerkannt“ werde und daß er die „Mitleitung“ der öffentlichen Verwaltung übernehme.

Dieser Bericht bedarf wegen seiner Kürze und Unbestimmtheit der Ergänzung und Auslegung durch die Beteiligten; es handelt sich um die „Vereinbarung“, darum, was die „Mitarbeit“ und die „Mitleitung“ bedeutete; auf wie lange, resp. in welchem Sinne und zu welchem Zwecke?

Es ist natürlich, daß der Prager Statthalter als Vertreter der österreichischen Regierung die Verhandlungen mit dem Nationalausschuß auf Grund des Manifestes Karls und vielleicht auf Grund des Programms von Lammasch für die Errichtung der Bundesstaaten, das am 22. Oktober vom Kaiser gebilligt worden war, geführt hat; als kaiserlicher Statthalter konnte er nicht über die Errichtung einer Republik und eines Staates verhandeln, der von Österreich und der Dynastie unabhängig war. Graf Coudenhove deutet bekanntlich an, der Nationalausschuß habe in den Verhandlungen mit ihm auf den Wunsch des Kaisers hingewiesen, Nationalregierungen zu bilden, was allerdings einen

Bundesstaat im Rahmen eines neuen Österreich bedeutet hätte: die Dokumente vom 28. Oktober bestätigen diese Auslegung nicht.

Der Text des ersten Gesetzes und des Manifestes stimmt mit dem Manifest Karls nicht überein. Karl forderte die Integrität Ungarns, Gesetz und Manifest vom 28. Oktober sprechen dagegen vom „Tschechoslowakischen“ Staate und, offenbar im Hinblick auf die Slowakei, von den Gaubehörden. Andererseits ist es wahr, daß auch in Karls Manifest von „Tschechoslowaken“ gesprochen wird. Im Gesetz wird ferner bestimmt, daß die Staatsform von der Nationalversammlung und dem Pariser Nationalrat (der Vorläufigen Regierung) festgesetzt werde; das steht im Widerspruch zu Karls Manifest, das über die Form des Bundesstaates keinen Zweifel übrig läßt. Dem ersten Gesetz und dem Manifest entspräche eher das Programm von Lammasch. Auch in der Einleitung zum Gesetz wird der Tschechoslowakische Staat unabhängig geheißen; das ist juristisch ein ungenauer Begriff, steht aber doch dem völlig unbestimmten staatsrechtlichen Programm in Karls Manifest entgegen.

Allerdings kann zwischen dem Wortlaut des Gesetzes und des Manifestes und dem, was der Nationalausschuß aus vielleicht taktischen Gründen zu Coudenhove gesagt hat, ein Unterschied bestehen; es bleibt nichts anderes übrig, als einen authentischen Bericht abzuwarten. Man kann zugeben, daß der Text des ersten Gesetzes und des Manifestes unbestimmt ist. Im ersten Gesetz bezeichnet sich der Nationalausschuß in der Einleitung als ausführendes Organ der staatlichen Souveränität, aber im § 1 wird der Begriff Souveränität auf die Souveränität im Innern eingeschränkt; die Staatsform wird nämlich der Entscheidung der Nationalversammlung und des Nationalrates in Paris überlassen, und beide werden unbestimmt „Organe des einmütigen Willens der Nation“ genannt. Im Manifest nennt sich der Nationalausschuß zwar Regierung, bezeichnet sich aber auch ziemlich ungenau als „einzig berechtigtes und verantwortliches Organ“.

In der Zeit, da in Prag der Umsturz vor sich ging, weilten Mitglieder und Vertrauensmänner des Nationalausschusses in Genf und verhandelten mit Dr. Beneš; die Bedeutung der Genfer Deputation wird dadurch bestimmt, daß sie durch den Vorsitzenden des Nationalausschusses selbst, Dr. Kramář, geführt

wurde. Einige Abmachungen der Genfer Konferenz sind veröffentlicht worden; außerdem besitze ich den offiziellen Bericht des Dr. Beneš. Ich habe von der österreichischen Diplomatie gesagt, daß sie die Genfer Beratungen aufmerksam verfolgte; ich kenne jetzt vollständiger den Inhalt ihres eigenen Berichtes nach Wien.

Das Genfer Abkommen, datiert vom 31. Oktober, ist bestimmter als die Prager Dokumente vom 28. Oktober. Der Pariser Nationalrat (die Vorläufige Regierung), seine politischen Abmachungen und Entscheidungen werden anerkannt, Dr. Beneš desgleichen als Minister; damit ist auch die republikanische Staatsform, die von der ausländischen Regierung proklamiert wurde, anerkannt, denn es heißt da ausdrücklich, daß die Schritte des Pariser Nationalrates alle anerkannt werden. Diese Anerkennung betrifft die Washingtoner Deklaration, in der die Vorläufige Regierung die Richtlinien des erneuten Staates festgelegt hatte. In sehr bestimmter Weise werden die Bande mit Wien, Budapest und der habsburgischen Dynastie durchschnitten.

Die Form des Staates als Republik wurde in Genf vereinbart, aber darüber bisher nichts veröffentlicht. Die Prager Delegierten waren anscheinend zur öffentlichen Ausrufung der Republik nicht bevollmächtigt; in Prag zirkulierten unbestimmte Nachrichten über angebliche Verhandlungen des ausländischen Nationalrates mit dem Prinzen von Connaught und anderen eventuellen monarchischen Kandidaten für den Prager Thron, und deshalb befand sich der Nationalausschuß in Prag über die Staatsform vielleicht in Unsicherheit. Diese Unsicherheit wurde bei den Mitgliedern des Nationalausschusses, die nach Genf gekommen waren, zerstreut; Dr. Beneš unterrichtete sie davon, daß über den Thron keinerlei Abmachungen bestehen, forderte von der Delegation die Billigung unseres Vorgehens im Auslande und damit auch unsere Proklamierung der Republik. Ich besitze den Text des Telegramms, das Dr. Beneš aus Genf der französischen Regierung über die Genfer Abmachungen gesendet hat; darin wird an erster Stelle die Abmachung über das republikanische Regime angeführt. Wien hatte, wie ich sofort zeigen will, noch nach dem Umsturz getrachtet, die Alliierten zu gewinnen; gegen diese Bemühungen Wiens war dies ein sehr guter Gegenzug.

Das Genfer Abkommen wurde als vertraulich erklärt, es sollte vorläufig nicht veröffentlicht werden; man befürchtete Repressalien, und daher wurde in Genf sogar daran gedacht, über Deutschland zurückzureisen, und daheim mit Wien über die Sicherung der Rückreise verhandelt.

Nach der Rückkehr der Genfer Deputation trat in Prag die politische Klärung ein. Die Bande mit Österreich und der Dynastie waren in Genf formell zerschnitten worden, und die Entscheidung über die Staatsform geschah dann daheim gemäß der Entscheidung der ausländischen Regierung. Die politische, sogar die juristische Bedeutung der Genfer Deputation und ihrer Rückkehr nach Prag wird auch von Mr. Temperley in der erwähnten Darstellung hervorgehoben, die das Bestehen unseres Staates von der Rückkehr der Genfer Deputation anerkennt; die Begrüßung, die der Deputation in Prag zuteil wurde, zeugt davon, daß sich die politische Öffentlichkeit der Bedeutung der Genfer Verhandlungen mit der ausländischen Regierung gleichfalls bewußt war.

Es ist natürlich, daß sich die Genfer Deputation auch mit der Frage des Verhältnisses unserer ausländischen Regierung zu der sich eventuell in Prag konstituierenden Regierung befaßt hat. In jenem ersten Jahrbuch ist das Pariser Telegramm an den Nationalausschuß vom 20. Oktober veröffentlicht, worin die Bildung der ausländischen Regierung bekanntgegeben und ferner mitgeteilt wird, daß mit den Prager Führern vereinbart worden sei (wann, durch wen?), die Pariser Regierung werde die Prager Regierung, wenn sich nach Aufstand und Unruhen daheim eine bilde, in sich aufnehmen. Das Telegramm stammt nicht, wie im Jahrbuch gesagt wird, von Dr. Beneš, sondern von Dr. Borský; die Vereinbarung von Genf lautet daher anders. Aus dem, was veröffentlicht ist, läßt sich nicht ersehen, wie das Verhältnis der Pariser Vorläufigen Regierung zu der künftigen daheim geregelt wurde; aber in den bisher nicht veröffentlichten Abmachungen wird bestimmt, daß beide Regierungen verschmolzen werden, daß in die Prager Regierung die beiden Minister im Auslande, Dr. Beneš und Štefánik, eintreten. Ich hörte auf, Ministerpräsident und Finanzminister zu sein, sobald ich zum Präsidenten und die endgültige Regierung gewählt worden war.

Man könnte die Frage stellen, warum der Umsturz nicht voll-

ständig und auf allen Gebieten der staatlichen und autonomen Verwaltung am 28. Oktober verwirklicht worden sei. Am 28. Oktober wurden vom Nationalausschuß die Kriegsgetreideanstalt, die Stätthalterei, die Landesverwaltungscommission und das Landesmilitärkommando übernommen (eigentlich wurde über die Übernahme der Stätthalterei nur verhandelt, das Militärkommando wurde nicht ganz, sondern gleichsam zur Hälfte übernommen); es ist gewiß kein Zufall, daß die Getreideanstalt als erste übernommen wurde — die Frage der Proviantierung war damals sehr wichtig, und der Nationalausschuß bekam dadurch auch die Truppen, die von der Getreideanstalt abhängig waren, in die Hand. Ich erblicke darin einen guten Plan. Am 29. Oktober wurden vom Nationalausschuß andere Ämter mit Beschlag belegt (die Polizeidirektion, das Oberste Landesgericht und die Oberste Staatsanwaltschaft), bis am 30. außer der Stätthalterei das ganze Militärkommando übernommen wurde, nachdem es versucht hatte, die Macht wiederzuerobern. Das war der gefährlichste Augenblick der Revolution daheim. Diese militärische Kapitulation hat eine große Bedeutung, weil die Dynastie und der österreichische Staat ihr Bestehen eben auf die Truppen gegründet hatten. Die Ernennung des Abgeordneten Tusar zum Vertreter in Wien für die Verhandlungen mit Andrassy (30. Oktober) ist ein weiterer Schritt des Umsturzes, ebenso die Erklärung von Sv. Martin über den Anschluß der Slowaken (30. Oktober). Nach der Rückkehr der Genfer Sendboten am 5. November hatte der Nationalrat die endgültige Entscheidung in der Frage der Staatsform getroffen; Dr. Kramář als Führer der Genfer Delegation und Vorsitzender des Nationalausschusses hielt gleich bei der Begrüßung in Prag vor dem Bahnhof vom Automobil aus eine Rede, in der er öffentlich bekanntgab, daß wir eine freie, demokratische Volksrepublik haben werden.

Am 14. November war der Umsturz materiell und formell vollendet: es waren technische, keineswegs politische und juristische Hindernisse, die vierzehn Tage erfordert hatten, um die ganze Staats- und Landesverwaltung nicht bloß dem Namen nach, sondern auch wirklich in die Gewalt des Nationalausschusses zu bringen.

Eine vollständige Schilderung des Umsturzes wird sich damit befassen, wie dieser in den einzelnen Teilen des Landes vor sich



ging. In den Bezirken der böhmischen Länder bestanden Revolutionsausschüsse, die nach den Befehlen aus Prag handelten. In Mähren, in Brünn, gingen die mährischen Mitglieder des Nationalausschusses parallel mit Prag vor, mit dem sie in ständiger telephonischer Verbindung waren.

Schließlich ist theoretisch wie auch praktisch die Frage wichtig, ob die Souveränität des Tschechoslowakischen Staates in der Slowakei gleichfalls am 28. Oktober sofort für das ganze Gebiet gültig wurde. Ich weiß, daß darüber zwischen einzelnen Ministerien bisher Meinungsverschiedenheiten bestehen, in die sogar das Oberste Verwaltungsgericht eingegriffen hat.

105.

Wichtig ist das Problem unserer Staatsform, das Problem von Monarchie und Republik.

Unser staatsrechtliches Programm war in der Zeit vor dem Kriege monarchisch-royalistisch; außer Einzelpersonen in verschiedenen Parteien waren nur die Sozialdemokraten als Partei republikanisch, doch dieser Republikanismus war eher programmatischer Art, eine wirkliche, direkte republikanische Propaganda gab es nicht. Ich ging im Dezember 1914 auch als theoretischer Republikaner fort, die Frage schien mir damals nicht akut zu sein, und ich wäre im äußersten Falle (wenn Rußland nicht gestürzt wäre usw.) auf die Wahl irgendeiner fremden Dynastie (womöglich nicht der russischen) eingegangen.

Jedenfalls ist die Feststellung wichtig, wann und wie draußen und daheim die Entscheidung für die republikanische Form getroffen wurde. Selbstverständlich ist die Frage der Staatsform unabhängig von der Frage der Entstehung des Staates; das Gesetz vom 28. Oktober läßt die Frage der Staatsform in suspenso.

Ich habe erwähnt, wie ich im Auslande den Alliierten über die Gesinnung unserer Parteien berichtet habe, daß nämlich die Mehrheit der Nation monarchisch sei; so berichtete ich in den Jahren 1914 und 1915. In meinem der französischen Regierung und den Alliierten im Februar 1916 überreichten Memorandum sprach ich mich aber schon offiziell für die Republik aus. Infolgedessen proklamierten wir in der Washingtoner Deklaration endgültig und feierlich die Republik, und diese Deklaration wurde in Genf und in Prag angenommen. Die russische Revolution hatte bei uns eben-

so wie anderswo eine entschiedene Wendung zur republikanischen Gesinnung hervorgerufen; zum erstenmal wurde die Forderung öffentlich in den vom Sozialistischen Rat veranstalteten Arbeiterversammlungen vom 14. Oktober (1918) in Prag und in zahlreichen Städten und Ortschaften der Provinz erhoben. (Dr. Rašín behauptet in seiner „Maffia“, daß in Prag dies infolge der militärischen Vorkehrungen nicht geschehen sei, doch wurde die betreffende Proklamation durch Flugblätter im Volke verbreitet.) Über die Anschauungen des Nationalausschusses, d. h. seiner führenden Mitglieder, liegen keine Berichte vor. Nach einem schriftlichen Bericht von Lammasch erklärte Dr. Kramář noch auf der Reise nach Genf (22. Oktober) für seine Person, er sei Royalist, aber die Mehrheit republikanisch. Dieser Royalismus war jedoch kein staatsrechtlicher (habsburgischer) Royalismus; in Genf war Dr. Kramář wie alle Mitglieder der Delegation gegen Österreich und Habsburg, aber noch für eine Monarchie mit russischer Dynastie. Er war damals Vorsitzender des Nationalausschusses, seine Anschauung hatte dadurch Gewicht und vielleicht übte er auch auf manche Mitglieder des Nationalausschusses, gewiß auf manche seiner Parteifreunde, Einfluß aus. Aber unter dem Eindruck des Berichtes von Dr. Beneš über die Situation im Auslande nahm er das republikanische Programm an; so verstehe ich seine erwähnte öffentliche Rede bei der Rückkehr aus Genf.

Ich erinnere hier daran, daß auch General Štefánik der monarchischen Form zuneigte. Nach einigem Zögern akzeptierte er jedoch die Ausrufung der Republik, wie ich sie in der Washingtoner Deklaration formuliert habe.

Interessant sind in dieser Hinsicht auch die Verfassungsentwürfe, die dem Nationalausschuß im Jahre 1917 eingereicht wurden. Das radikalste Projekt sah eine Personalunion mit Österreich vor. Ich bemerke, daß die Anschauungen dieser Entwürfe im Sommer 1917 ausgesprochen wurden, also unter österreichischem Druck.

Wichtige Beratungen über Verfassung und Staatsform wurden im Oktober 1918 abgehalten (sie begannen am 14. Oktober); die juristische Grundlage arbeitete Dr. Pantůček aus. Sein Bericht darüber scheint mir wichtig zu sein, weil aus ihm hervorgeht, daß die führenden Abgeordneten schon vor dem 28. Ok-

tober an die politischen Möglichkeiten gedacht haben. Und es ist offenkundig, daß man damals nicht mehr mit einem Staate im Rahmen der Habsburger Monarchie gerechnet hat, sondern mit einem ganz selbständigen und der Form nach republikanischen Staate.

106.

Für die Beurteilung des 28. Oktober in Prag wird die Geschichte Wiens und der Wiener Politik in der Zeit des Umsturzes von Bedeutung sein.

Ich habe die wichtigsten Kundgebungen dieser Politik bei der Schilderung der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Washington erwähnt; hier will ich das Bild nach den seither erhaltenen Dokumenten ergänzen.

Karls Manifest war ein Versuch, uns, die Südslawen und zugleich Wilson zu gewinnen; gewiß erinnerte man sich in Wien, daß der Tschechische Verband in seiner in der Eröffnungssitzung des Zentralparlaments vorgetragenen Mai-Deklaration die Umbildung Österreich-Ungarns in einen Staatenbund gefordert hatte. Ich paralyisierte Karls Manifest durch die Unabhängigkeitsdeklaration; Wilson ließ sich nicht gewinnen, da er auch durch Professor Herron gründlich informiert worden war.

Die Antwort Wilsons schlug in Wien wie ein Blitz ein. Der ehemalige österreichische Minister Redlich erzählt uns, daß Wilsons Antwort, als sie am 19. Oktober in Wien eintraf, am Hofe und am Ballhausplatz eine wahre Panik hervorrief, denn sie war, wie er sich ausdrückt, das Todesurteil der Habsburger Dynastie. Deshalb wurde Lammasch berufen und arbeitete sein Programm für die Umbildung Österreichs in einen Staatenbund aus, das, wie schon gesagt, am 20. Oktober vom Kaiser genehmigt wurde. Lammaschs Programm war für Österreich radikal und Wilson angepaßt: an der Friedenskonferenz sollten Vertreter aller Völker teilnehmen, dort sollte über alle territorialen Fragen entschieden werden, sogar die, ob die neuen Staaten in einem einheitlichen Bund vereinigt werden sollen.

Die Magyaren bereiteten Lammasch Schwierigkeiten, Wekerle ging auf die neuen Wiener Pläne nicht ein, sondern hielt sich an Karls Manifest und forderte die Personalunion mit Österreich; den Kroaten wurde nur die Revision des Ausgleichs von 1868 versprochen. In Wien tobte man, aber die Magyaren gaben nicht

nach; die Politik Wiens war darauf gerichtet, die Tschechen und vor allem die Südslawen zu gewinnen. Allerdings beabsichtigte man dadurch, daß man die Kroaten gewann, uns Tschechen zu schwächen. Das alte „Divide et impera“ gelang diesmal nicht mehr.

Die Situation verschlimmerte sich, als Ende Oktober, bevor es noch zur endgültigen Niederlage gekommen war, an der italienischen Front die Armee zerfiel; am 26. Oktober telegraphierte Karl an Wilhelm seinen „unabänderlichen Entschluß, innerhalb 24 Stunden um einen Sonderfrieden und unverzüglichen Waffenstillstand“ zu ersuchen. Das geschah — Andrassy nahm in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober Wilsons „Todesurteil“ an.

In Wien herrschte bereits wahre Todesangst, und zwar vor dem Bolschewismus; das russische Vorbild, der Zusammenbruch der Armee durch Niederlagen und Hunger wirkte auf Hof, Regierung und Heereskommando wie Paralyse; das ist aus dem Geständnis der österreichischen Armeeführer jetzt mit aller Deutlichkeit zu ersehen. Von diesem Umstand aus versteht man auch die Handlungsweise Wiens nach Wilsons Antwort und der Niederlage in Italien.

Noch auf die Manifestationen des Sozialistischen Rates in Prag und in der Provinz am 14. Oktober hatte Wien durch Repressalien und Verfolgungen geantwortet; aus einem offiziellen Bericht geht hervor, wie damals die Proklamierung der Republik Schrecken hervorrief. Die Prager und die Brüner Statthalterei lieferten genaue Referate über jede Versammlung und die gehaltenen Reden; und insbesondere die Proklamierung der Republik wurde von den Behörden als unverzeihliches politisches Verbrechen betrachtet.

Das war vor Wilsons Antwort; nach ihr war Wien völlig betäubt. Dafür haben wir einen interessanten Beweis in der Geschichte der letzten Botschaft des Dr. Beneš nach Prag.

Der letzte Bericht des Dr. Beneš über die Situation draußen stammte vom 11. September; Dr. Šámal hatte ihn richtig erhalten und dem Exekutivausschuß (Abgeordneter Švehla, Dr. Rašín u. a.) übergeben. Dr. Beneš schrieb dann noch ausführlicher auf, was er am 11. September abgesandt hatte, und ließ einen Boten aus der Schweiz nach Prag abgehen. Der weibliche Bote wurde verhaftet und das österreichische Kriegsministerium bekam den

Bericht des Dr. Beneš am 22. Oktober, am Tage, an dem Lammaschs Programm genehmigt wurde. In dem Bericht des Dr. Beneš war die Person, der der Bericht übergeben werden sollte, samt Adresse (Redakteur Bělehrádek) angegeben, — Wien reagierte nicht mehr darauf. Im Gegenteil, es stellte den Mitgliedern des Nationalausschusses die Pässe nach Genf aus und entschloß sich am Ende, mit Wilsons Programm einverstanden zu sein.

Von diesem Wiener Gesichtspunkt aus muß der Verlauf des Umsturzes in Prag beurteilt werden. Als Andrássys Kapitulation den Umsturz hervorrief, sah Wien seine Sache nicht für bedroht an. Der Ministerrat stimmte am 29. Oktober den Verhandlungen mit den Statthaltern in Prag und Brünn zu; eine gewisse Sorge äußerte der Minister des Innern über die Deutschen in Böhmen, doch erwartete er, der deutsche Nationalausschuß werde mit der Regierung eine Formel finden, wie unser deutsches Gebiet eine Sonderbehandlung erfahren solle.

Als die Prager Statthaltereien von der Übereinkunft mit dem Nationalausschuß nach Wien Bericht erstattete, erhielt sie vom Ministerium des Innern den Befehl, den politischen Kundgebungen nichts in den Weg zu legen. Das Kriegsministerium befahl dem Militärkommando in Prag, und ebenso in Brünn und anderswo, gleich am 28. Oktober auf die ersten Nachrichten aus Prag hin, mit dem Nationalausschuß nötigenfalls zu verhandeln, und sandte in der Nacht auf den 29. Oktober eine ausführlichere Anweisung, die Vorschläge des Nationalausschusses anzunehmen. Das Prager Kommando und auch andere, ebenso die Zivilbehörden in Prag und überall in Böhmen und Mähren meldeten, man reiße die österreichischen Staatswappen und den Offizieren die Kokarden ab, — all dies verwunderte in Wien nicht mehr; die neuen Staaten würden in jedem Falle ihre eigenen Wappen und Embleme haben, und was die österreichische Armee betraf, wurde allen Kommanden der Plan bekanntgegeben, die Armee in ihre nationalen Teile zu zerlegen, nur sollte dies friedlich und ohne Revolte geschehen. Wien war so ratlos und aufgeregt, daß die Oberste Heeresleitung (am 29. Oktober) den Soldaten im Felde die Frage vorlegte, ob sie für die Republik oder für die Monarchie und Dynastie seien. Ruhe und Ordnung waren jetzt das Programm Wiens, das ihm die Angst vor dem Bolschewismus diktierte; Unruhe und Empörung konnten leicht in eine revolutio-

näre Bewegung übergehen, zumal der Hunger den Boden dafür vorbereitet hatte. Daher verlangte Wien auch in Böhmen vom Nationalausschuß, die Truppen mit Brot zu versorgen. Dabei gab auch die Absicht den Ausschlag, dem Auslande und vor allem den Alliierten nicht ein Bild von Zerrissenheit und Zerrüttung zu bieten; Wien bemühte sich nämlich nach dem Umsturz weiter mit aller Kraft, Wilson und die Alliierten für sich zu gewinnen, und dazu bedurfte es des Argumentes, daß die Völker und namentlich die Armee ruhig seien. Daher die Nachgiebigkeit des Militärkommandos gemäß dem Wiener Befehl auch in Prag. Dem Nationalausschuß kam bei seiner Taktik diese Nachgiebigkeit Wiens gelegen und er unterstützte sie direkt. Am 29. Oktober vereinbarte der Nationalausschuß mit dem Militärkommando die Zusammenarbeit zwecks Aufrechterhaltung der Ordnung, Verpflegung des Militärs und Abmarsches der fremden Truppen; der Abgeordnete Tusar, damals bereits Bevollmächtigter der tschechoslowakischen Regierung, erließ Anfang November namens des Nationalausschusses einen Aufruf an die tschechoslowakischen Soldaten, ihren bisherigen Vorgesetzten gehorsam zu sein, sie würden ins Gebiet unseres Staates gebracht werden, sobald die Eisenbahnen es gestatten und alle nötigen Vorbereitungen getroffen seien.

Wien wurde sich nicht mehr bewußt, daß seine Nachgiebigkeit gegen Prag eine zweischneidige Waffe war: wenn es auf die Ruhe und Ordnung in den böhmischen Ländern hinweisen konnte, so konnte und mußte das Ausland sehen, daß es dem Nationalausschuß gelungen war, den neuen Staat mit Ruhe und Besonnenheit zu errichten.

Wien drang mit seiner Taktik nicht durch, obgleich die österreichischen Gesandten und Emissäre in der Schweiz und anderen neutralen Ländern fieberhaft tätig waren; mit Hilfe austrophiler Politiker wurde beim Vatikan, in London, Washington, Paris, Rom gearbeitet. Alle Aktionen waren hauptsächlich darauf gerichtet, mit Wilson irgendwie in Fühlung zu kommen; das weitere Verhandeln werde, so hoffte man in Wien, schon glücken. Ich habe gesagt, daß sowohl das Manifest Karls als auch Lammasch und Andrassy zu spät kamen.

In jener Zeit versuchten die österreichischen Diplomaten, nicht nur England, sondern auch Frankreich gegen uns zu gewinnen.

Vor dem Umsturz in Prag und nachher weilte Baron Chlumecky in der Schweiz; er hatte die Aufgabe, den Vatikan zur Unterstützung zu bewegen und mit Paris Beziehungen anzuknüpfen; Graf Mensdorff, den wir schon anlässlich der Friedensaktion in der Schweiz kennengelernt haben, erhielt die Aufgabe, in London direkt zu verhandeln und auch in Paris.

Das Genfer Abkommen zerstörte die letzte Wiener diplomatische Aktion gerade in diesem Punkt; Dr. Beneš forderte durch die Delegation von Prag die entschlossene Lösung der Bande mit Habsburg, und die Delegation tat es sehr nachdrücklich; er erstattete darüber sofort Bericht nach Paris und hob nach seiner Rückkehr dorthin diesen Entschluß unserer Vertreter gründlich hervor. Dadurch, daß Dr. Beneš dann als Minister der anerkannten Regierung den Beratungen über den Waffenstillstand mit Deutschland beiwohnte, konnten die Versuche Wiens, geheim zu verhandeln, keinen nennenswerten Einfluß ausüben.

Den völligen Mißerfolg hatte Wien auch seiner politischen und taktischen Ungeschicklichkeit zuzuschreiben; in Paris war man geradezu beleidigt, weil zu den Verhandlungen, die Mitte Oktober in der Schweiz geführt wurden, Graf Andrássy ausersehen worden war, der seit Kriegsbeginn keine geringere Germanophilie gezeigt hatte als Tisza; und diesem Germanophilen vertraute Karl in einer für Österreich so ernsten Zeit die auswärtige Politik an. Wenn Graf Mensdorff und Baron Chlumecky die Aufgabe hatten, geradezu Clémenceau zu gewinnen, so verhalf solch eine Ungeschicklichkeit und, nach alten diplomatischen Normen beurteilt, solche Taktlosigkeit nicht dazu. Ich weiß, daß weder Clémenceau noch irgendeine andere Persönlichkeit aus den Regierungskreisen den österreichischen Einflüsterungen zugänglich war.

Die Alliierten hatten von Österreich die bestimmte und klare Lösung des Bündnisses mit Deutschland erwartet, so wie England im Jahre 1917 eine klare Erklärung über Belgien und wie Frankreich sie über Elsaß-Lothringen erwartet hatte. Auf dieser Grundlage hätte man früher über den Frieden verhandelt. Wien hätte sich vielleicht vor dem Sturz retten können, wenn es sich von Deutschland losgesagt hätte und gegen seinen Verbündeten aufgetreten wäre. So weit traute sich die Wiener Unaufrichtigkeit nicht; nicht aus Charakter, sondern aus Furcht vor den

Magyaren und den Deutschen. Wien entschloß sich zum Sonderfrieden und nahm Wilsons Bedingungen an, aber das war zu wenig; zu wenig gerade für Frankreich, wohin sich Karls Blicke seit seiner Thronbesteigung gewendet hatten.

Auf Grund des Programmes von Lammasch hätte Wien noch verhältnismäßig viel gewinnen können, wenn es rasch und energisch durchgeführt worden wäre (ich habe den Eindruck, daß Lammasch ohne Einfluß war). Lammasch schlug vor, daß alle Völker in der Friedenskonferenz vertreten sein sollen und daß in der Konferenz über die territorialen Fragen entschieden werde; Lammasch überließ, wie schon erwähnt, der Friedenskonferenz die Entscheidung über den Staatenbund. Auf dieser Grundlage hätte Wien seine Sache wirkungsvoll und, was uns anbelangt, mit Argumenten ad homines verfechten können; ähnlich ging die österreichische Friedensdelegation in Paris vor. Es hätte auf die Erklärung nicht nur des Prager Bürgermeisters Dr. Groß und ähnliche Akte, sondern auch vor allem auf das Desaveu der Abgeordneten hinweisen können; es hätte sich auf die Erklärung im neueröffneten Parlament berufen können, wo unsere Vertreter einen Staatenbund vorgeschlagen hatten, und auf andere Schritte tschechischer Abgeordneter. Der Umsturz wäre kein Hindernis gewesen; gewiß hätte Statthalter Coudenhove seine Behauptung wirksam vorgebracht. Tusars Appell an die Soldaten und andere Akte wären ein weiteres Glied des Wiener politischen Syllogismus gewesen.

Um so wichtiger erscheint in diesem Zusammenhang die Genfer Zusammenkunft, d. h. die Tatsache, daß sich der Nationalausschuß durch seinen Vorsitzenden Dr. Kramář mit unserem ersten Minister des Äußern als dem Repräsentanten unserer von den Alliierten anerkannten Regierung über ein klares und bestimmtes antiösterreichisches Programm einigte, das von Dr. Beneš den Alliierten präsentiert werden konnte. Im Lichte der Genfer Abmachungen ließen sich weder die erwähnten politischen Akte, zu denen es unter dem Drucke der österreichischen Soldateska gekommen war, noch das taktische Vorgehen beim Umsturz in Prag im Wiener Sinne ausnützen.

107.

Österreich selbst, Kaiser und Regierung, hatten in der letzten Kriegszeit unser Recht auf Selbständigkeit faktisch und rechtlich

anerkannt; hierher gehören alle Verheißungen und Versuche einer Umbildung Österreichs aus den Jahren 1917 und 1918. Hierher gehört die Absicht Kaiser Karls, sich in Prag krönen zu lassen, die Statthalter Coudenhove unterstützt hatte; die Absicht wurde durch Mitglieder der Regierung und anscheinend durch die Drohung von unserer Seite, die Krönung könnte zur Blamage werden, zunichte gemacht. Von dem Krönungsplan und den Vorbereitungen dazu hatte ich in Amerika vernommen; daheim hörte ich etwas über fingierte Vorbereitungen zu einem Anschlag gegen den Krönungs-Eisenbahnzug.

Große Bedeutung hat die Tatsache, daß Österreich selbst Wilsons Standpunkt vom 18. Oktober zu den Rechten der Tschechoslowaken auf staatliche Selbstständigkeit anerkannte und daß diese Anerkennung der ungarische Politiker Andrassy als österreichisch-ungarischer Minister des Äußern unterschrieb. So wie Karls Manifest, war auch diese Anerkennung ein Versuch, sich die Tschechen zu erhalten.

Von deutscher Seite wurde der österreichischen Regierung vorgeworfen, unseren Delegierten die Pässe nach Genf ausgefolgt zu haben, denn sie habe gewußt, daß in Genf die heimischen und die ausländischen Delegierten zusammenkommen. Aber dieser Vorwurf entspricht nicht der Lage, wie sie in Wien durch Wilsons Antwort entstanden war; die Ausfolgung der Pässe und Ermöglichung der Genfer Zusammenkunft ist kein staatsrechtliches Präjudiz, sondern ein Versuch, die tschechischen Politiker durch solche Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Der frühere österreichische Minister Redlich weist darauf hin, daß die deutschen Parteien, als sie am 21. Oktober formell den österreichischen Staat gründeten, den übrigen Nationen in der Aufteilung Österreichs vorgegangen seien, und gibt zu, daß das Manifest vom 16. Oktober diesen Nationen als Rechtsgrundlage für ihr Vorgehen gelten können. Deshalb soll jedoch betont werden, daß die politischen Ziele Wiens und Prags verschieden waren.

In der ersten Sitzung der Nationalversammlung am 14. November wurden unsere Bande mit Österreich endgültig zerrissen. Dr. Kramář verkündete die Absetzung Kaiser Karls und die Entstehung unserer Republik; die Abgeordneten stimmten über die Erklärung gar nicht ab und beschlossen kein Gesetz, wie aus der offiziellen Gesetzessammlung ersichtlich ist, — die Akklamation

war so spontan und einmütig, daß eine Abstimmung überflüssig erschien.

In diesem Zusammenhang sei der Erledigung eines Ersuchens Kaiser Karls (4. November) gedacht, sich in Brandeis a. d. Elbe niederlassen zu können. Der Nationalausschuß wollte ihm unter der Bedingung stattgeben, daß der Kaiser dem Thron und allen Ansprüchen auf die böhmischen Länder entsage. Die kurze, gleichfalls in dem „Jahrbuch“ wiedergegebene Nachricht darüber machte mich stutzig; es wäre taktisch verfehlt gewesen, dem Exkaiser die Möglichkeit zu geben, die ihm gestellten Bedingungen nicht zu erfüllen. Aber die Nachricht muß ergänzt werden; der Kaiser hatte sich nicht mit einem formellen Gesuch an den Nationalausschuß gewendet, sondern durch dritte Personen, und auf dieselbe Weise bekam er eine informelle Antwort.

Und auch Ungarn empfand das Bedürfnis, sich den Slowaken anzunähern: der damalige Abgeordnete Hodža wurde von der ungarischen Regierung zu Verhandlungen nach Budapest eingeladen.

108.

Ein besonderes Problem bilden die separatistischen Versuche unserer Deutschen; ich habe mich schon über die Tatsache geäußert, daß sie sich auf vier Territorien als Deutschböhmen, Sudetenland, Süddeutsch-Mähren und Böhmerwaldgau organisierten. Diese Versuche geschahen nach dem Prager Umsturz; an politischer und administrativer Bedeutung lassen sie sich mit unserem Umsturz nicht vergleichen. Ich erblicke in dieser Unvollkommenheit einen Beweis, daß diese Teile der historischen Länder organisch mit uns zusammenhängen.

Wir okkupierten damals einen Teil des Gebietes militärisch; dabei wurden zwischen unseren Truppen und den deutschen Bürgern verschiedene Abkommen getroffen, von denen ich wenigstens zwei anführe. In Reichenberg, dem Sitz der „Regierung von Deutschböhmen“, wurden durch beiderseitige Vereinbarung am 16. Dezember 1918 der Magistrat und die eingesetzte tschechisch-deutsche Verwaltungskommission im Verhältnis von 4 : 7 gebildet. Mit Eger kam es, wie von deutscher Seite behauptet wird, zu einer Vereinbarung, aus der Eger eine Bestätigung seines

eigenen Staatsrechtes ableitet.\*) Es wird angebracht sein, die Okkupation unseres deutschen Gebietes in rechtlicher Beziehung vollständig zu untersuchen.

Die staatsrechtliche Formulierung des Anschlusses der Slowakei befaßt unsere Theoretiker und Politiker schon längst. Ich erinnere hier an die Vollmacht zur Einnahme der Slowakei, die am 4. Dezember 1918 von der Entente ausgestellt wurde; die erste Bestimmung der slowakischen Südgrenze geschah nach vorangegangenen Beratungen mit militärischen Autoritäten (Foch, Weygand) am 13. Februar 1919 zwischen Dr. Beneš und Minister Pichon mit M. Berthelot; damals bemühte sich Károlyi um die Sicherung der „Gesamtheit“ Ungarns.

Auch die Grenze gegen Polen wurde durch die Entente bestimmt. Ich erwähne zugleich den Anschluß kleiner österreichischer und preußischer Gebiete an unseren Staat.

Grundsätzlich fällt bei der Grenzregelung ins Gewicht, daß die Anerkennung des Rechtes auf die Selbständigkeit der Nation und ihres Staates größere Wichtigkeit hat als die Bestimmung des Territoriums; wir sehen nicht nur in unserem Falle, sondern auch im polnischen, jugoslawischen usw., daß die Grenzen durch Spezialkommissionen geregelt werden, allerdings nur lokal.

Auch das Problem der nationalen Minderheiten, der rechtlichen und administrativen Bestimmung der Machtvollkommenheit des Staates und der Nationalität (Nationalstaat — Nationalitätenstaat — Selbstbestimmungsrecht) fällt in dieses Kapitel.

Und schließlich haben wir das staatsrechtliche Problem Karpathorußlands und des Ausbaus dieses autonomen Gebietes, das uns von der Friedenskonferenz auf Grund des von seinen Volksangehörigen in Amerika und auch in der Heimat ausgesprochenen Wunsches zugesprochen wurde. Ein besonderes Problem bildete auch hier seit Anbeginn die Festsetzung der Grenzen.

109.

In theoretischer Hinsicht wird es sich bei der staatsrechtlichen Kritik unserer Revolution um die genauere Bestimmung des

\*) Für dieses Recht beruft sich Eger bekanntlich auch auf Palacký und seine Anerkennung dieses Rechtes; es ist interessant, wie Čelakovský (in Ottos Konversationslexikon) die Entwicklung des Egerländischen Rechtes und seiner „Bohemisierung“ schildert. Durch den Frieden von St. Germain wird die Zugehörigkeit

historischen und des Naturrechtes handeln; auf beides beriefen wir uns auch während des Krieges, daheim und im Auslande. Ich kann hier abermals meine literarischen Kämpfe um das historische und das Naturrecht nicht unerwähnt lassen. Vor dem Kriege trachtete ich in Übereinstimmung mit der Entwicklung der Rechtsphilosophie die historische und die naturrechtliche Anschauung in begriffliche Harmonie zu bringen. Meine Triebfeder in diesem Streit war die beständige Rücksicht auf die Slowakei. Daher auch mein damaliges Streben, das Verhältnis des Staates zur Nation festzusetzen und die Gültigkeit der Sprache für die Staatsverwaltung zu bestimmen. Ich habe schon bemerkt, daß Programm und Vorgehen mancher unserer Politiker auf die Slowakei nicht Rücksicht nahmen; ich selbst hatte beim Weggehen von Prag die feste Absicht, für die Gewinnung der Slowakei zu arbeiten. Ich war stets für das Natur- neben dem historischen Recht, das mir in seiner bei uns landläufigen Formulierung wegen seines deutschen reaktionären Ursprungs nicht gefiel; ich habe auf den Unterschied der Rechtsanschauung des Westens und Deutschlands hingewiesen. Meine Opponenten, die das historische Recht gegen mich verteidigten (obwohl ich es anerkannte), standen zu sehr unter deutschem Einfluß.

Ich kenne die Versuche der zeitgenössischen Rechts- und Staatsphilosophie, das historische und Naturrecht zu ersetzen, aber im Grunde handelt es sich um diese beiden Kategorien, und namentlich in den neueren Versuchen macht sich das richtige Element des Naturrechtes geltend, die Grundlage des Rechtes im Zusammenhang mit der wachsenden Internationalität auf allen Gebieten des Kulturlebens festzusetzen; die Humanitätsidee und das Streben nach Humanität kommen so auch auf juridischem Gebiet zur Geltung. Das Entstehen unserer Republik bietet den Theoretikern ziemlich interessantes Material dazu.

110.

Diese Betrachtungen erfordern eine Darlegung des Anteils Rußlands und überhaupt der Slawen an unserer Selbständigkeit.

Ich habe ausgeführt, wie und warum ich gleich zu Kriegsbeginn die Anschauung ablehnte, der Krieg sei ein Kampf zwischen

des Egerlandes zu seinem historischen Staat bestätigt, und Österreich hat diesen Zustand durch seine Ratifikation anerkannt.

Slawen und Germanen; und ich widersetzte mich seit allem Beginn und konsequent dem Plane, unser Geschick einseitig oder gar ausschließlich mit der zeitgenössischen russischen Politik zu verknüpfen. Das entsprang nicht aus Feindseligkeit gegen Rußland und die russische Nation, sondern aus der Erkenntnis seiner Schwäche, seiner geringen Kriegsbereitschaft und der gesamten Unvollkommenheit und Unhaltbarkeit des alten zarischen Regimes. Aber immer und beständig rechnete ich auch mit der Hilfe Rußlands und bewarb mich um sie; deshalb bahnte ich Beziehungen zu Petersburg gleich 1914 von Prag aus an und verhandelte im Auslande überall, wo ich es für richtig hielt, konsequent mit den russischen Botschaften.

Von Anfang an arbeitete ich mit den serbischen Gesandtschaften und offiziellen Vertretern, ebenso mit den slawischen Politikern im Auslande, vor allem den südslawischen und den polnischen. Soweit es möglich war, machten wir draußen gemeinsame Politik.

Aber für die slawische und russische Politik bestanden große Schwierigkeiten; nicht bloß Bulgarien war gegen Rußland und die Alliierten, sondern auch die Polen gingen gegen Rußland, ebenso die Ukrainer, sogar die Weißrussen, und Rußland hatte, als es durch die Niederlagen innerlich zusammengebrochen war, keinen direkten und entscheidenden Einfluß auf die Regelung Europas.

Zu Beginn des Krieges hatte der Zar mehrmals den Slawen und unserer Nation seine Sympathie ausgedrückt, desgleichen manche offiziellen Repräsentanten Rußlands. Doch dieser Ausdruck der Sympathie entsprang nicht aus einem bestimmten politischen und militärischen Plan, wie aus der Unbestimmtheit der Kundgebungen und daraus klar zu ersehen ist, daß die zarische Regierung keine verbindliche offizielle Erklärung abgab. Darin unterscheidet sich Rußland vom Westen: die westlichen Alliierten äußerten ihre Sympathien durch offizielle Erklärungen der verantwortlichen Regierung (der Minister) und dann auch durch verbindliche Abmachungen mit unserem Nationalrat; vom zarischen Rußland hatten wir einige Versprechungen, eigentlich nur den Ausdruck der Sympathie, vor allem des Zaren, aber keine offiziellen Erklärungen und Abmachungen der Regierung. Die Kiewer Tschechen ersuchten wenigstens um eine Erklärung des

Generalissimus, erhielten sie aber nicht. (Sein Manifest an die Tschechen ist, wie schon gesagt, eine Fälschung.)

Erst nach der Revolution gab Miljukow als Minister des Äußern Erklärungen für uns ab, und mit seiner Hilfe gelang es, den offiziellen „Nationalrat“ zu beseitigen und die Genehmigung zur Formation des Heeres zu erwirken; aber die Bestimmungen dieser Formation waren einseitig, sie waren nicht das Ergebnis beiderseitiger Übereinkunft. Erst die schließliche Genehmigung durch General Duchonin geschah nach beiderseitigem Abkommen, als schon auch Kerenskij's Regierung ohne Macht und Autorität war.

Die Mehrzahl unserer Leute in Rußland und viele auch daheim empfangen die ersten russischen Kundgebungen gern, besonders die Äußerungen des Zaren stärkten das Bewußtsein unserer Leute in Rußland und auch in der Heimat. Dafür können wir dankbar sein. Es ist aber wahrscheinlich, daß der Zar in seiner Schwäche die Versprechungen selbst zurückgenommen hat. Das habe ich zur Genüge dargelegt.

Im Westen wirkten die Kundgebungen des Zaren gar nicht, obgleich man dort den Panslawismus und den Panrussismus noch fürchtete; das geschah infolge der unvollkommenen russischen Propaganda im Westen.

Wenn gesagt wird, Rußland habe um Serbiens und der Slawen willen Krieg geführt, so ist es nicht ganz richtig; für Serbien bestanden so wie früher für Bulgarien gewisse Sympathien in Rußland, doch dies hauptsächlich auf Grund der offiziellen Rechtgläubigkeit. Nicht die slawischen Brüder, sondern die rechtgläubigen Brüder hatte das offizielle Rußland im Sinn, besonders soweit es nach Konstantinopel trachtete und die freie Schifffahrt im Schwarzen Meere erstrebte. Auch während des Krieges sicherte es sich diesen Gegenstand seiner politischen Wünsche durch besondere Verträge.

Rußlands Verhandlungen über Dalmatien beim Londoner Pakt und überhaupt seine ganze Kriegspolitik ist ein Beweis, daß Rußland — die russische Diplomatie — im Westen in keiner slawischen Frage die Führung innehatte, keinen Plan besaß und seinen Botschaftern aus Petersburg keine Instruktionen gab. Fast unangenehm ist an seinem Verhältnis zu Polen zu sehen, wie es sich durch die Politik der Deutschen und Österreicher schieben ließ, als es die polnische Selbständigkeit zunächst in sehr vorsichtiger

Form proklamierte und später auf Autonomie reduzierte. Das Wüten russischer Bürokraten in Galizien trug allerdings zur Lösung der polnischen und slawischen Frage nicht bei.

Soweit es sich um die Formationen unserer Legionen handelt, stand Rußland gleichfalls hinter dem Westen zurück; wenn es einen slawischen und speziell einen tschechischen Plan gehabt hätte, hätten unsere Legionen sofort 1915, gewiß 1916 fertig sein müssen, als wir der russischen Regierung und dem Zaren durch Štefánik einen genauen Plan vorlegten, den Frankreich, der bewährte und alte Verbündete Rußlands, unterstützte. Ich habe die Geschichte der russischen Legionen ziemlich ausführlich geschildert.

In den in letzter Zeit veröffentlichten Dokumenten finde ich die Bestätigung dessen, was ich in Rußland erfahren habe, daß sich nämlich die zarische Regierung um uns Tschechen erst unter dem Drucke Frankreichs und Englands und ihrer uns bezeugten Gunst kümmerte; einen bewußten praktischen Plan über unsere Nation hatten die zarische Regierung und die Russen überhaupt nicht. Bedarf es noch eines Beispiels, so erwähne ich die Antwort der Alliierten auf Wilsons Anfrage über die Friedensbedingungen: daß wir in der Antwort besonders angeführt wurden, veranlaßten die Franzosen; Izvolskij unterschrieb nur den Entwurf der westlichen Alliierten für Rußland.

Dem zarischen Rußland folgte die Vorläufige Regierung. Einige ihrer Repräsentanten erkannten die politische Sehnsucht der slawischen Nationen (der Tschechen, Polen, Südslawen) an; diese revolutionäre Regierung hat das Verdienst um uns, daß sie uns endlich die von der zarischen Regierung versprochene, aber stets hinausgeschobene Formationsordnung unserer Truppen bestätigte, wenn es auch eine oktroyierte Ordnung war.

Die Regierung Kerenskij's war anfangs gegen uns, nach Zborov legte sie uns keine Hindernisse in den Weg.

Die Bolschewiken setzten administrativ den Zarismus fort und waren sein eigentliches Kind; in der auswärtigen Politik gingen sie selbständiger und nach den Traditionen der Arbeiterinternationale vor. Für uns und unsere Bestrebungen hatten sie kein Verständnis. Trotzdem schlossen wir mit den Bolschewiken einen Vertrag, durch den sie indirekt unsere Selbständigkeit anerkannten; sie erkannten unsere Armee und unser Recht auf die bewaffnete

Neutralität an. Später widerriefen sie diese Anerkennung, vereinbarten aber in Sibirien wieder den Waffenstillstand mit unserer Armee.

In meinem Schema führe ich auch die Anerkennung der sibirischen militärischen Regierung an.

Lehrreich war es, unsere Jungen in Rußland zu beobachten. Sie waren nach Rußland mit den unklaren abstrakten Anschauungen, wie sie bei uns über Rußland und die Slawen herrschten, gekommen. Dort lernten sie das wirkliche, das lebendige Rußland kennen; sie lernten das zarische Rußland kennen und liebten es nicht, verabscheuten die russische Zivil- und Militärbürokratie und waren von den Verheißungen des Zaren enttäuscht. Aber sie lernten das russische Volk, den russischen Mužik kennen, und in dieses Volk verliebten sie sich; Rußland und Sibirien waren Tausenden von unseren Soldaten eine gute russische Schule; sie erkannten die Fehler, die großen Fehler aller russischen Regierungen, aber auch die natürlichen Verhältnisse des russischen Großreiches und ihren Einfluß auf die Entwicklung des russischen Menschen und erkannten seinen Charakter. In Rußland lernten unsere Jungen auch die Südslawen, Polen, Ukrainer kennen, — Rußland war ihnen eine gute slawische Schule.

Andererseits erfuhren die Russen durch unsere Legionäre von den Tschechen und Slowaken; bisher wußten die Slawisten und ein Teil der Intelligenz von uns, — durch den Krieg erfuhr von uns der Mužik, der in früherer Zeit etwas nur von den Bulgaren und Serben als den Rechtgläubigen und von den Polen als Katholiken wußte.

Die Antwort auf die Frage, wieweit Rußland und wieweit die westlichen Verbündeten uns befreit haben, kann demnach nicht unbestimmt sein. Der Anteil Rußlands ist klein, viel kleiner als der des Westens. Dabei denke ich daran, daß Rußland zu Beginn des Krieges, dann 1916 (Brusilov) und noch 1917 durch seine Armee den Alliierten und dadurch auch uns half; aber das taten auch die Serben, deren Verdienst um das Slawentum nicht kleiner ist, obgleich ihre Armee, die einer kleinen Nation, nur klein war. Ich denke daran, daß uns in Rußland die Organisation einer Armee ermöglicht wurde und daß diese Armee sich in Rußland zur Geltung brachte. Aber das ist kein Verdienst der russischen Politik. Im Weltkrieg war es der Plan der Zentralmächte gewesen,



daß Österreich mit einiger Hilfe Deutschlands Rußland niederringe, während die Deutschen Frankreich vernichten wollten; dadurch kamen unsere tschechischen und slowakischen Soldaten an die russische Front und dadurch wurde die weitere Entwicklung möglich; das Verdienst Rußlands war dabei nicht aktiv. Rußland konnte uns nicht befreien, wie es die Serben und die Balkanationen nicht befreit hat, als deren Protektor es sich bei Kriegsbeginn feierlich proklamiert hatte. Auch Serbien glaubte den Versprechungen des Zaren wie wir, aber auch die Serben und die Südslawen mußten ihre Geschicke enger mit denen der westlichen Verbündeten verknüpfen. Rußland, das zarische und offizielle Rußland, war nicht slawisch, sondern byzantinisch. Unsere Russophilie hatte sich vor allem auf das russische Volk bezogen, — sie wurde durch den Krieg nicht abgeschwächt, sondern im Gegenteil gestärkt.

### III.

In den Polemiken um den 28. Oktober wurde auch geäußert, die Auslandsaktion habe keine so große Bedeutung gehabt: die Ansicht, die Alliierten hätten uns gegen Österreich gebraucht, eigentlich mißbraucht, um es zum Sonderfrieden zu nötigen. Das ist eine falsche und überflüssige Behauptung, denn die Alliierten haben ja diesen Frieden mit Österreich nicht geschlossen. Die Zusammenstellung der verschiedenen Anerkennungen, die Verhandlungen über sie und das ganze Vorgehen der Alliierten gegen uns widerlegt diese These von Grund aus. Allein schon die Antwort Wilsons an Österreich widerlegt sie vollständig. Ich war dabei anwesend und habe erlebt, wie die Antwort psychologisch und politisch entstanden ist; überhaupt war Wilson einer Schlaueit, wie sie hier vorausgesetzt wird, gar nicht fähig; andererseits wissen wir, wie gerade Wilsons Antwort zersetzend auf Österreich und zugleich anfeuernd bei uns daheim gewirkt hat: die „Kapitulation“ Dr. Rašins ist ein genügendes Argument gegen die Theorie, die die Alliierten so unbesonnen herabsetzt. Das Ziel, das Programm der Alliierten war hoch; aber auch unter den Alliierten gab es Personen, Fraktionen und Richtungen, die ihm nicht dienten; dennoch verwirklichten die Alliierten trotz allen großen Schwierigkeiten ihre demokratische Mission gegen den reaktionären Absolutismus. Ähnlich siegte bei uns am Ende die Idee, siegten die Idealisten, nicht die Schlaumeier.

Vielleicht will man auf die Verhandlungen Karls durch Prinz Sixtus mit den Alliierten hinweisen. Ich habe auf die Gefährlichkeit dieser Verhandlungen und darauf hingewiesen, daß sie der Anerkennung widersprachen, die uns schon vorher zuteil geworden war; ich habe aber gezeigt, wie sie infolge ihrer inneren Unmöglichkeit und weil sie unorganisch waren, gescheitert sind, und daß gerade der französische Minister des Äußern mit den Verhandlungen nicht übereinstimmte, ebensowenig wie der italienische.

Ich habe auf die Versuche der Wiener Diplomatie hingewiesen, die Austrophilie im Auslande noch in der Zeit des Umsturzes auszunützen, — überhaupt darf ich sagen, daß ich meinen Bericht über die alliierte Politik während des Krieges mit gründlicher Kritik verbunden habe; meine Stellung legt mir natürlich eine gewisse Reserve in der Beurteilung auf, aber ich nehme an, daß ich mich von der Wirklichkeit und der Wahrheit nicht entfernt habe.

Von Einzelheiten könnten die Gegner der Alliierten z. B. auf den beabsichtigten Kongreß der unterdrückten Völker hindeuten, der nach dem Muster des römischen Kongresses am 15. Oktober 1918 in Paris veranstaltet werden sollte. Dr. Beneš weilte damals in Italien und sollte zum Kongreß nach Paris zurückkehren, doch wurde dieser auf Ersuchen der französischen Regierung verlegt. Dr. Beneš erstattete mir darüber folgenden Bericht:

Zu jener Zeit erhielten die Alliierten das Ersuchen der Zentralmächte, die Waffenstillstandsverhandlungen zu eröffnen (5. Oktober); nach Paris wurde die Interalliierte Kommission einberufen; in dieser verlangte Lord Robert Cecil namens Englands die Vertagung des Kongresses der unterdrückten Völker, damit er nicht gleichzeitig mit den Sitzungen der Interalliierten Kommission stattfinde. Diese kurze Nachricht kann man vermutlich dahin ergänzen, daß die Alliierten nicht wußten, was in der Interalliierten Kommission verhandelt werden und was das Ergebnis des Kongresses sein würde; man kann den alliierten Kommissaren nicht verübeln, daß sie die Verhandlungen ihrer Kommission nicht durch einen äußeren Druck gestört haben wollten.

Aber selbst wenn die alliierte Politik gegen uns im Auslande wirklich nur ein taktischer Zug zum Zweck der Kapitulation Österreichs und eines antideutschen Friedens gewesen wäre, so hätten die Alliierten uns gewiß nicht im Stich gelassen, ge-

rade weil unsere Auslandspolitik und die Legionen Österreich dorthin gebracht haben, wo die Alliierten es haben wollten. Und wir wären nicht leer ausgegangen, denn die Alliierten wären durch ihre Anerkennung gebunden gewesen. Der Fetzen Papier des deutschen Reichskanzlers konnte sich in Paris nicht wiederholen. Dafür hätten wir gründlich gesorgt.

112.

Bei Beurteilung und Wertung der politischen Ereignisse, einzelner Aktionen und Handlungen kommt es am Ende auf die Absicht, den Plan, die Überzeugung und die Beweggründe der einzelnen Persönlichkeiten, Parteien und Völker an, die die Geschichte machen. Es genügt nicht, nur die äußeren Tatsachen und Einzelheiten zu registrieren und sich mit dem Ergebnis zufrieden zu geben. („Wir haben eine Republik, wozu darüber streiten, wann und wie sie entstanden ist?“)

Die Pläne, Ziele, Beweggründe der Auslandsaktion habe ich eingehend dargelegt; ich hoffe, wir erhalten eine analoge Darstellung der Revolutionsaktion in der Heimat. Die genaue Feststellung dessen, was in vier Kriegsjahren, was am 28. Oktober 1918 in Prag geschah, d. h. was der Plan und Sinn des Umsturzes, wie die Gesinnung und der Entschluß der führenden Männer, der Parteien und überhaupt der Bevölkerung war, hat im Zusammenhang mit dem Sturze Österreichs und mit der Weltrevolution große Wichtigkeit für die Beurteilung nicht nur unserer politischen Reife, sondern auch unseres nationalen Charakters.

Die Frage, die Hauptfrage ist: war der Umsturz passiv oder aktiv? Wurde der Zusammenbruch Österreichs, der Zusammenbruch an der italienischen Front und im Innern nur in der Eile und im letzten Augenblick ausgenützt oder wurde der Umsturz überlegt herbeigeführt, war er gewollt? Und seit wann war er gewollt, seit wann und wie wurde daheim bewußt auf ihn hingearbeitet und durch wen? Waren wir am Ende des Krieges, nach den Erfahrungen von vier Jahren, nach den bitteren Erfahrungen daheim, auf einen wirklichen Umsturz des staatlichen Regimes, auf eine wirkliche, allerdings unblutige Revolution vorbereitet? Es genügt nicht, daß viele sich die Befreiung wünschten, — was haben wir getan, um sie zu erlangen, sie zu verwirklichen?

Die Frage ist eine Frage des nationalen Bewußtwerdens und Gewissens. Um nicht in abstracto zu sprechen: ich habe schon mehrmals daran erinnert, daß und warum ich mich Jahr um Jahr mit dem Problem der Revolution befaßt habe. Das war kein leeres Spiel mit Begriffen. Ich analysierte mich selbst und gleichzeitig unseren nationalen Charakter, ich analysierte auch die russische Seele, denn wir waren Russophile, um mir klar zu werden, ob unser und das slawische Humanitätsprogramm nur passiv sei, ob wir uns nur verteidigen werden, wenn uns andere unsanft unterdrücken, oder ob wir politisch vorzugehen und zu handeln vermögen, selbständig, aus eigenem Willen und aus Überlegung, aktiv, aus innerem Entschluß, nicht nur unter Druck — ob wir mit einem Wort unsere eigenen Herren sein können?

Deshalb habe ich mich soviel mit der Frage beschäftigt, wie Chelčický und seine Brüder neben Žižka möglich waren? War Chelčický passiv und liegt seine Passivität in unserer Natur, in unserem Blute, in unserem Charakter, in unserer Seele? Oder wurde Chelčický durch das gegenteilige Extrem Žižka hervorgerufen, war er nur in der Taktik passiv, nicht aus seinem unserem Charakter entspringenden Prinzip?

Und Žižka? Palacký meint, auch die Hussiten hätten sich nur verteidigt. Das bedeutet, daß wir de facto von außen gelenkt, gedrängt, genötigt wurden? Und daß wir erst Helden wurden, wenn es uns schlecht erging?

Chelčický war nicht passiv, er war im Gegenteil sehr aktiv, entschlossen, radikal, er war kompromißlos. Chelčický war nicht weniger aktiv, nicht weniger radikal, nicht weniger furchtlos als Žižka; Chelčický und Žižka bilden Avers- und Reversseite desselben harten böhmischen Groschens. Der Fehler Chelčickýs beruht auf der unrichtigen Auffassung der menschlichen Natur.

Von diesem Gesichtspunkt aus beobachtete ich z. B. auch unsere Jungen in Rußland und in Sibirien: wir besaßen eine Armee und waren ihre, unsere eigenen Herren: wir konnten selbständig mit uns disponieren, — waren wir stets gleich wachsam und unsere eigenen Führer? Daß wir schwach waren, wenn es uns schlecht ging, daran ist kein Zweifel; aber ich hörte öfter von denkenden Militärs, daß unser Soldat, wenn er vom Feinde nicht bedrängt werde, nicht so wachsam sei, wie wenn er bedrängt werde. Ist das richtig und in welchem Maße?

In diesem Zusammenhang könnte auf die Tatsache hingedeutet werden, daß wir unsere Selbständigkeit verloren hatten, daß wir unseren Staat nicht hatten erhalten können. Und man könnte weiter sagen (in Wirklichkeit sagt man es), daß eben unser Hussitentum, daß unser Brüdertum, daß unsere ganze Reformation — und die Reformation ist die intimste Offenbarung der moralischen und nationalen Existenz — unfertig, politisch unselig war und eben mit der Niederlage und dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit endete. Die lutherische Reformation war politisch konstruktiver.

Als ich so immer wieder über unser nationales Humanitätsprogramm nachdachte, kam ich zu der Erkenntnis, daß der Humanismus nicht eine angeborene und im Charakter verwurzelte Passivität, sondern daß er die rechte Grundlage für eine erfolgreiche praktische Politik sei. Die Eroberung unserer Selbständigkeit, die Errichtung unseres Staates beweist es.

Der Streit um den 28. Oktober ist mir ein Streit um unsere staatschöpferische Fähigkeit und Staatlichkeit, um die politische Konstruktivität, die Aktivität im Sinne politischer (nicht nur administrativer!) Führung, Führerschaft, ob wir unser Herr, der Herr unseres Staates und auf die Dauer Herr sein können.

Wie in der Zeit Hussens, so geht es jetzt darum, nicht nur die heimische, sondern die ganze europäische, ja die Weltsituation zu begreifen; infolge der geographischen Lage und der Geschichte ist und muß unsere Politik europäisch und Weltpolitik sein, wenn wir auch eine kleine Nation sind, ja gerade darum, weil wir klein sind: können wir also bei der gegebenen Weltlage die eroberte Selbständigkeit uns erhalten, stets und dauernd erhalten? Haben wir dazu Fähigkeiten genug, Verstand genug, Umsicht genug, Willen genug, Entschluß genug, Ausdauer genug?

Das ist der Kern des Streites um den 28. Oktober. Ich habe die Frage für mich vor dem Kriege und bald nach Beginn des Krieges bejaht: zur revolutionären Aktion im Auslande habe ich mich in der Überzeugung entschlossen, daß die Nation daheim und ihre Führer den Sieg der Alliierten geschickt ausnützen und daß wir alle an der Verwirklichung unseres politischen Maximalprogramms arbeiten werden. Unsere Revolution wurde wirklich gut und in einer Weise durchgeführt, daß die Gewähr für eine erfolgreiche Politik in der nachrevolutionären Zeit geboten ist.

Stellt man jedoch die bestimmte Frage, ob wir mehr durch die ausländische oder durch die inländische Aktion befreit wurden, so antworte ich: darüber gab es anfangs keine Meinungsverschiedenheit; Dr. Rašín in seinem Manifest vom 28. Oktober, die Genfer Deputation, ihr Führer und Vorsitzender des Nationalausschusses, Dr. Kramář, in seinen Äußerungen und, wie ich glaube, die allgemeine Stimme des Volkes, die sich beim Empfang der Genfer Delegation und vor allem bei meiner und der Rückkehr der ersten Abteilungen der Legionen kund gab, sind Zeugen für die Anschauung, daß entscheidend die Aktion im Auslande war. Aber die Auslandsaktion wurde durch den allgemeinen Widerstand der Nation gegen Österreich-Ungarn und den Umsturz nach der Kapitulation Wiens vor Wilson ermöglicht.

## Demokratie und Humanität

113.

Ich habe gezeigt, wie wir unseren Staat erneuert haben, auf Grund welchen Programmes und mittels welcher Taktik: nun wollen wir uns bewußt werden, wie wir den errungenen Staat erhalten. Wir waren selbständig, hatten aber unsere Selbständigkeit verloren — ein um so stärkerer Antrieb, uns in der neuen, durch den Frieden geschaffenen europäischen Situation gewissenhaft zu orientieren.

Soweit es sich um unser politisches Programm nach außen und nach innen handelt, wird man von mir keine detaillierte Darlegung der administrativen Aufgaben erwarten; meine Aufgabe ist, die Hauptgrundsätze zu entwickeln, nach denen unser erneuerter Staat meiner Überzeugung nach in seiner Politik geleitet werden muß. Praktisch haben sich diese Grundsätze bewährt, wie die Neuerrichtung des Staates beweist; unsere Politik muß eine Fortsetzung jener Politik sein, die wir vier Jahre im Auslande getrieben und durch die wir die Unabhängigkeit erobert haben. Das war auswärtige Politik, aber sie beruhte auf Grundsätzen, nach denen auch unsere innere Politik zu leiten ist. Diese Grundsätze will ich nun systematischer beleuchten, — schlagwortmäßig sind sie im Titel dieses Kapitels ausgesprochen.

Bei meiner Darlegung werde ich viele staatswissenschaftliche Probleme berühren müssen, doch will ich mich nicht auf weitgehende theoretische Betrachtungen einlassen, denn ich spreche hier nicht als Theoretiker, sondern als Praktiker; deshalb will ich mich mit einer kurzen Darlegung meiner Anschauungen begnügen, unter Umständen mit einfacher Feststellung. Die Theoretiker und Fachmänner werden auch so Standpunkt und Ansichten erkennen und keinen Mangel darin erblicken, daß

ich dieses Buch nicht durch Quellen- und Literaturangaben erweitern. Ich betrachte diesen abschließenden Teil meines Berichtes über meine Auslandspolitik und meine Teilnahme am Weltkrieg und an der Weltrevolution nicht nur als Theorie meiner Tätigkeit, sondern auch als deren weitere organische Fortsetzung.

Der Krieg war ein Weltkrieg, nicht nur ein französisch-deutscher Konflikt (wegen Elsaß-Lothringens), auch nicht ein Kampf zwischen Deutschen und Russen oder Germanen und Slawen; alle diese und andere Fragen waren Teile eines großen Kampfes um Freiheit und Demokratie, eines Kampfes zwischen theokratischem Absolutismus und humanitärem Demokratismus. Darum beteiligte sich buchstäblich die ganze Welt am Kriege, und er wurde infolge seiner langen Dauer zur Weltrevolution.

Der Vergleich des Weltkrieges mit dem Dreißigjährigen Kriege ist leicht. Dies sowohl, was die Länge betrifft (der rasche moderne Verkehr und die technische Vervollkommnung des militärischen Apparates reduzierten dreißig und vielleicht mehr Jahre auf vier), als auch was den Charakter, Inhalt und Sinn betrifft: im Dreißigjährigen Krieg ging es um die Neuordnung Europas nach der religiösen Revolution, im vierjährigen Weltkrieg um die Neuordnung Europas und der Welt nach den politischen Revolutionen, — es war in hohem Maße die Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges.

Durch die Weltrevolution fielen drei mächtige theokratische Monarchien: Rußland — das rechtgläubige, Österreich-Ungarn — das katholische, Preußen-Deutschland, das lutherische. Wer hätte beim Beginn des Krieges, als der Konflikt vor allem wegen des Überfalls auf Serbien und Belgien ausbrach, vorausgesehen, daß diese drei Mächte, die Träger des mittelalterlichen Theokratismus und monarchischen Aristokratismus, fallen werden!

Vor dem Kriege lebten etwa 83 Prozent der Menschheit unter monarchischem Regime, nur 17 Prozent unter republikanischem: heute ist die überwiegende Mehrzahl der Menschheit republikanisch, die Minderzahl monarchisch. In Europa gab es vor dem Kriege nur eine große Republik (Frankreich), außerdem die Schweiz, Portugal, San Marino und Andorra: heute gibt es 18 Republiken, die zwei größten Staaten, Deutschland und Rußland (Rußland als Ganzes gerechnet), sind Republiken.

Eine gleich charakteristische politische Erscheinung wie die Entstehung der Republiken ist die Autonomisierung in den einzelnen Staaten: in England ist Irland selbständig geworden, in Rußland sind 21 Republiken und autonome Gebiete vereinigt. Daß in Deutschland mehrere kleine Staaten nach dem Kriege verschwunden sind, geschah aus administrativ-technischen Gründen; auch im neuen Österreich ist eine starke autonomistische und föderalistische Neigung zu bemerken.

Diese Tendenz zur Autonomisierung äußert sich eben im Zerfall der drei großen Monarchien in selbständige kleinere Staaten: der monarchische Absolutismus ist durch seinen Zentralismus unmöglich geworden; er entsprach einer älteren Zeit der wenig bevölkerten, aber großen, durch Okkupation und Expansion entstandenen Staaten. Die extensive Verwaltung dieser Staaten genügte nicht mehr und wurde darum durch die intensive Verwaltung der selbständigen Staaten ersetzt. Vor dem Kriege gab es in Europa 25, jetzt gibt es 35 Staaten.

#### 114.

Durch den Krieg erfuhr Europa, insbesondere Mitteleuropa, eine politische Neuordnung. Neue (erneuerte) Staaten: 1. Finnland. — 2. Estland. — 3. Lettland. — 4. Litauen. — 5. Polen. — 6. Danzig. — 7. Tschechoslowakei. — Alte, aber veränderte Staaten: 8. Deutschland verlor nichtdeutsche Teile (ausgenommen die Lausitz). — 9. Frankreich erhielt Elsaß-Lothringen zurück. — 10. Belgien bekam einen kleinen Teil des Rheinlandes. — 11. Italien wurde um Teile des ehemaligen Österreich-Ungarn vermehrt. — 12. Bulgarien verlor Gebiete am Ägäischen Meere. 13. Dänemark gewann von Deutschland dänisches Gebiet. — 14. Albanien. — Durchgreifendere Änderungen ereigneten sich in den folgenden Staaten: 15. Österreich. — 16. Ungarn. — 17. Jugoslawien. — 18. Rumänien. — 19. Griechenland. — 20. Türkei.

Die aus der staatlichen und zwischenstaatlichen Reorganisation Europas entstandenen Schwierigkeiten sind in Mitteleuropa und Rußland am größten; in diesem Teile der Welt ereigneten sich die radikalsten politischen Veränderungen.\*) In Zusammenhang mit

\*) Die Ausdehnung Mitteleuropas wird ungleich bestimmt; mitunter rechnet man dazu ganz Deutschland und auch die Schweiz und Italien; wenn der Begriff Mitteleuropa nicht nur geographisch, sondern auch kulturell bestimmt

den Ergebnissen des Krieges entstehen Unruhen in Asien und Afrika. Im Westen liegen die alten, konsolidierten Staaten; dort handelt es sich um Vervollkommnung der Verwaltung und die Staatsform (Versuche mit der Republik); die territorialen und nationalen Probleme sind dort unbedeutend, wenigstens im Vergleich mit dem mittleren und östlichen Europa.

Im Europa nach dem Kriege und namentlich in der Zone der kleineren und kleinen Nationen, die sich vom Nord- bis zum Südkap hinzieht, also in der Zone zwischen dem früheren Deutschland und Rußland, entstanden neue kleine Staaten, die im Ganzen den diesen Bereich bewohnenden Nationalitäten entsprechen. Besonders Österreich-Ungarn zerfiel in die Staaten der Nationalitäten, die es gebildet hatten. Europa weist verhältnismäßig die meisten kleinen Staaten auf; Asien ist mehr politisch, als national aufgeteilt (Indien umfaßt geradezu so viele Nationalitäten wie Europa, aber sie leben in mehr als 700 Staaten und alle befinden sich unter englischer Verwaltung). Afrika ist politisch aufgeteilt, Amerika hat eine kleine Anzahl von Nationalitäten, Australien ist in Wirklichkeit englisch. Die Vielheit der nationalen Staaten in Europa entspricht der kulturellen Reife, der kulturellen Intensität, in die sich die praktische Extensität allmählich gewandelt hat. Europa hat die größte Anzahl selbständiger Staaten, nach ihm Amerika; Asien hat ihrer, obgleich es der größte Kontinent ist, wenige; noch weniger Afrika.

Den großen Nationen, namentlich den Engländern und Amerikanern, die geradezu an kontinentale Maßstäbe gewöhnt sind, bei denen Sprachenfragen keine Rolle spielen, erscheint die Befreiung der zahlreichen kleinen Nationen und die Entstehung kleinerer Staaten politisch und sprachlich als eine beschwerliche und unangenehme „Balkanisierung“. Aber die Verhältnisse sind, wie sie eben sind, durch Natur und Geschichte gegeben: durch hundertjährige Gewalt vereinfachten die Türkei, Österreich-Ungarn, Deutschland und Rußland halb Europa, aber eben durch Gewalt und mechanisch, also nur auf einige Zeit;

wird, so gehören Westdeutschland mit der Schweiz und Italien zu Westeuropa. Auch Böhmen und (Deutsch-)Österreich gehören kulturell zum Westen. Kulturell scheiden sich Westen und Osten so, daß zum Osten das frühere Rußland, Galizien, Ungarn, Rumänien und der Balkan zählen.

durch Freiheit und Demokratie läßt sich die Balkanisierung abschaffen, und zwar noch besser.

Das Problem besteht darin, daß die großen Nationen, die bisher die kleinen und zugleich eine die andere bedroht haben, dem Grundsatz beitreten, daß alle Nationen, große und kleine, gleichberechtigte staatliche und kulturelle Individualitäten sind. Die Entwicklung der letzten Jahre verfolgte eine für die kleinen Nationen günstige Richtung. Gegen die deutsche Vorherrschaft in Europa erstand der Abwehrkrieg der ganzen Welt; die Alliierten proklamierten die Gleichberechtigung der kleinen Nationen und namentlich Präsident Wilson verfocht ihre Rechte unter dem Schlagwort der Selbstbestimmung der Nationen. Der Grundzug dieser Idee wurde in den Friedensverträgen kodifiziert.

Freilich ist damit zu rechnen, daß durch den Krieg und den Frieden die früheren Eifersüchteleien der Großmächte noch nicht aufgehört haben; zu alten Bitterkeiten kommen inzwischen neue hinzu, Bitterkeiten aus der Niederlage und der Nichterfüllung aller Wünsche und Pläne der Sieger. Aber trotz ihren Unzulänglichkeiten haben die Friedensverträge in ganz Europa gerechtere Verhältnisse geschaffen, als sie vor dem Kriege bestanden, und wir dürfen erwarten, daß die Spannung zwischen den Staaten und Nationen nachläßt.

Die Lehre aus dem Krieg wird hoffentlich den Frieden über alle Gegensätze hinweg festigen; die Mängel der Neuordnung in Europa lassen sich von Fall zu Fall friedlich beseitigen. Allen Schwierigkeiten zum Trotz kann man sagen, daß sich bereits die Anfänge einer freien Föderalisierung Europas an Stelle der absolutistischen Beherrschung des Weltteiles durch eine Großmacht oder durch Bündnisse der sich gegenseitig bekämpfenden Großmächte abzeichnen. In solch einem neuen Europa kann die Selbständigkeit auch den kleinsten nationalen Individualitäten verbürgt werden. In dieser Hinsicht ist der Völkerbund und sein Wirken bereits heute ein lehrreiches Analogon zum möglichen einheitlichen Europa.

Oft und lange vor dem Kriege wurden Zweifel geäußert, ob unsere Nation und überhaupt eine kleine Nation selbständig sein könne. Aus diesen Zweifeln entsprang Palackýs bekanntes Wort von der Notwendigkeit Österreichs als Föderation der Nationalitäten. Ich richte mich gerne nach Palacký und habe mir

deshalb stets die Schwierigkeiten und besonderen Probleme der kleinen Nation zu Bewußtsein gebracht, doch glaubte ich an die Möglichkeit unserer Selbständigkeit. Ich habe dies in meinen tschechischen Studien ausgesprochen, und aus diesem Glauben wurde meine ganze Politik und politische Taktik geboren; in diesem Glauben entschloß ich mich im Weltkrieg zum Kampfe gegen Österreich-Ungarn. Ich hielt unsere Selbständigkeit für möglich, wenn wir, wie Havlíček es gefordert hat, sittlich wohlbehalten und zur Verteidigung unserer Freiheit stets bereit sein werden, wenn wir genug politische Erkenntnis zu einer vernünftigen und ehrlichen Politik nach innen und außen haben, wenn wir in Europa Sympathien gewinnen und schließlich, wenn in Europa die Demokratie gestärkt wird: bei allgemeiner Demokratie ist die Unterdrückung einer Nation durch die andere nicht möglich; die demokratische Freiheit ermöglicht auch den kleinen Nationen die Selbständigkeit. Das beweist die Geschichte Europas seit dem 18. Jahrhundert: seit der Großen Revolution befreien sich mit der zunehmenden Freiheit und Demokratie die kleinen und unterdrückten Völker eines nach dem andern. Der Weltkrieg ist der Gipfel dieser Freiheitsbewegung gewesen: durch den Weltkrieg und die durch ihn ausgelösten Revolutionen sind drei Zarenreiche gefallen, die eine Reihe von Nationen unterdrückt hatten: jetzt ist die Möglichkeit eines demokratischen Europa und damit der Freiheit und Unabhängigkeit aller Nationen gegeben.

Eine eingehendere Analyse dieses geschichtlichen Prozesses habe ich in meinem ersten Londoner Vortrag geboten; dieser enthält im Kern das politische Programm, wie ich es dann im „Neuen Europa“ und in diesem Buche entwickelt habe.

115.

Es wäre natürlich, wenn die kleinen Nationen sich einander nähern und vielleicht sogar verbünden würden: doch kommt solch eine Verbündung nicht immer der Einheitlichkeit und Zentralisiertheit großer Nachbarnationen gleich. Die Bündnisse von Nationen oder Staaten pflegen verschiedene Ursachen und Gründe zu haben; sie sind bedingt durch die geographische Lage (die Nachbarschaft), die Konfiguration des Bodens (z. B. hier und da die Ebene), die gegenseitige Ergänzung durch Natur-

und wirtschaftliche Produkte, die gemeinsame Gefahr, politische Freundschaft u. a. Die Geschichte bietet uns viele, mannigfaltige Beispiele von Bündnissen und Zusammenschlüssen dar; es gibt zeitlich beschränkte und beständige Ententen und allerlei Formen von Föderation und Einheit. In älterer Zeit war gewaltsame Unterwerfung und Einigung ein mächtiger Faktor.

Man kann nicht erwarten, daß sich die kleinen Nationen insgesamt verbünden; ihre Interessen sind zu verschieden. Nach der obwaltenden Lage läßt sich inzwischen erwarten, daß manche Gruppen der kleinen Nationen wie z. B. die Kleine Entente dauerhaft werden. Neben der Kleinen Entente verhandeln, wie man bereits beobachten kann, die nördlichen Staaten über gemeinsame Interessen — die Finnländer, Esten, Letten, Littauer und auch die Polen. Man kann sehen, daß die kleinen Nationen beginnen, sich ihrer gemeinsamen Interessen bewußt zu werden; auf dieser Grundlage werden die vorausschauenden Politiker an der weiteren Annäherung arbeiten, und zwischen ihnen und ihren Staaten wird wenigstens ein tacitus consensus zustande kommen. Auf jeden Fall lohnt es, in Erwägung zu ziehen, daß die Zone der kleinen Nationen weit über 100 Millionen Einwohner zählt, — allerdings nur, wenn die Polen sich zu den Kleinen melden wollen. Geographisch zieht sich diese Zone vom Norden bis zum Süden durch ganz Europa: schon dadurch stellen sich einer Verbündung große Schwierigkeiten entgegen. Z. B. die Finnländer und die Griechen werden kaum sofort die Gemeinsamkeit ihrer Interessen einsehen.

Ich habe über den Versuch einer Mitteleuropäischen Union berichtet, in der sich die Repräsentanten der kleinen Nationen im Auslande zusammenfanden. Ein paar Repräsentanten sind freilich etwas anderes als ihre Nationen, doch ist auch so der Versuch interessant und bemerkenswert gewesen.

Sehr oft wurde auf Österreich-Ungarn als eine angeblich natürliche Föderation kleiner Völker hingewiesen; die Türkengefahr soll Tschechen, Österreicher und Magyaren einander genähert haben. Auch pflegt man von einer Donauföderation so zu sprechen, als sei die Donau ein natürliches Band zwischen den Donauvölkern und den Ländern mit den Nebenflüssen der Donau. Österreichische Historiker und Geographen haben Bücher und Artikel darüber verfaßt, daß die Geographie die

österreichischen Länder verbunden habe, das Gleiche schrieben aber ungarische über Ungarn.

Aber unsere Historiker haben darauf aufmerksam gemacht, daß der Antrieb zur Schaffung Österreichs auch von unseren Přemysliden-Königen ausging (vor der Türkengefahr). Diese ging vorüber; und was die Erdbeschaffenheit betrifft, so ist unsere Republik orographisch und geographisch ein organischeres Ganzes als das ehemalige Ungarn und Österreich. Gewiß kein weniger organisches! Übrigens entscheidet da heute nicht die Geographie; infolge der modernen Technik haben die natürlichen Grenzen, wenn es nicht himmelstürmende Berge, größte Ströme oder Meere und Wüsten sind, ihre frühere Wichtigkeit eingebüßt. Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, das Schutzbedürfnis, verschiedene Kulturfaktoren sind mächtiger geworden; die Natur bringt den Menschen auf vieles, spornt ihn an, aber der Mensch entscheidet über sich selbst, die von ihm empfundenen Bedürfnisse entscheiden.

Den Zerfall Österreich-Ungarns muß man in gleicher Weise erklären wie seine Entstehung; wenn Historiker uns auseinandersetzen, auf wie natürliche Weise Österreich-Ungarn entstanden, müssen sie auch erklären, auf wie natürliche Weise es zerfallen ist: die Türkengefahr gab den Habsburgern kein Recht zur absolutistischen Unterdrückung der Nationalitäten, besonders der unseren. Die befreiten Nationalitäten wollen in ihren eigenen Staaten durch intensives Streben die Mängel beseitigen, die durch den extensiven Absolutismus verursacht worden sind; daher kann man nicht davon reden, das sei eine mehr oder weniger gewaltsam erzwungene Unifikation und Zentralisation in anderer politischer Form. Die gesellschaftlichen und historischen Kräfte, die zur Organisation Österreich-Ungarns und zu seinem Zerfall geführt haben, werden auch weiter wirksam sein; die, welche als fruchtbar und gesund erkannt werden, können bewußt zur Geltung gebracht werden. Es ist möglich und wünschenswert, daß zwischen den aus Österreich hervorgegangenen Staaten lebhaft wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen bestehen; darum ist vor allem die Erleichterung des Personen- und Güterverkehrs eine vernünftige und zeitgemäße Forderung.

Die Entwicklung zeigt bereits einige Jahre, daß die Überwindung der Kriegserregung und Feindschaft Fortschritte macht;

nicht nur die Völker, die einander schon im alten Österreich politisch näherkamen, nähern sich wieder einander, sondern es entstehen auch zwischen den in Österreich-Ungarn auseinandertreibenden Nationalitäten bereits verheißungsvolle Beziehungen. Wir haben schon einen Handelsvertrag mit Österreich, denn die gemeinsamen (wirtschaftlichen), aus der früheren Verbindung erbten Interessen, die Tatsache, daß wir in Österreich eine große Anzahl unserer Staatsangehörigen haben usw. erfordern ein freundschaftliches Verhältnis. Wirklich sind bis heute vier Nachfolgestaaten einander nähergekommen: die Tschechoslowakei — Jugoslawien — Rumänien — Österreich.

Unsere lange vor dem Kriege begonnene und durch die Kleine Entente befestigte Freundschaft mit den Südslawen entspricht dem gegenseitigen Bedürfnis; wir sind auf den Osten und Süden, auf das Meer angewiesen. Das neue Österreich hat für uns und für die Südslawen Bedeutung als Transitstaat.

Dadurch deuten sich weitere Möglichkeiten an. Zunächst was die Südslawen betrifft. Ich habe von meiner südslawischen Politik vor dem Kriege und während des Krieges genug gesprochen. Den Südslawen fallen jetzt nach dem Kriege viele und interessante Aufgaben zu, und eine der wichtigsten wird die Rolle sein, die sie am Balkan zu spielen verstehen. Gewiß haben sie geographisch und historisch eine große Bedeutung für die Neuordnung am Balkan; sie sind dort die größte Nation, und schon dadurch kann die Neuordnung und insbesondere die Liquidierung der türkischen Herrschaft in Europa nicht ohne sie geschehen.

Schon vor dem Kriege wurde verschiedentlich eine Balkanföderation versucht; und man spricht wieder von einem Bündnis der Südslawen mit den Bulgaren. Dies wurde bereits vor dem Kriege nicht allein erörtert, sondern, wenn man sich des bekannten Versuches um die Verbrüderung der serbischen und bulgarischen Intelligenz erinnert, sozusagen auch eingeleitet. Zwischen Serben und Bulgaren entstanden erbitterte Gegensätze, doch gibt es keinen Grund, sie fortzusetzen; Jugoslawien umfaßt heute auch Kroaten und Slowenen, und diese könnten auf Serben und Bulgaren einen mäßigenden Einfluß ausüben, denn sie waren an diesen Gegensätzen nicht beteiligt. Eine Föderation der Südslawen und Bulgaren würde etwa 17 Millionen Einwohner bedeuten, die sich in wenigen Jahrzehnten verdoppeln können.

Das Problem von Konstantinopel und seine Lösung wird den Südslawen (vorläufig nomen omen) gewiß Gegenstand des Nachdenkens und Handelns sein; die Möglichkeit großer Politik könnte auch die unvernünftigen serbisch-kroatischen Zwistigkeiten mildern.

Ich vergesse die Griechen und ihr kulturelles Verhältnis zu Konstantinopel und zu den Serben und Bulgaren nicht; ebenso beachte ich das Streben Italiens nach dem Balkan und Kleinasien. Und schließlich weiß ich, daß Konstantinopel die Großmächte interessiert hat und noch interessiert, wenn auch in geringerem Maße als früher.

Ich spreche da selbstverständlich von unserem Gesichtspunkt aus, und dieser ist durch unsere Stellung im Herzen Europas bestimmt: die Kompliziertheit der aus dieser Stellung entspringenden Verhältnisse legt uns Rücksichten nach allen Seiten hin auf, wirklich auf die ganze Welt, und daher wiederhole ich, was ich längst vor dem Kriege gesagt habe, daß wir Weltpolitik treiben müssen. Wenn Bismarck gemeint hat, Herr Europas sei, wer Böhmen beherrsche, so hat er von seinem imperialistischen und pangermanischen Standpunkt aus die Stellung unserer Nation und unseres Staates inmitten des Kontinents erfaßt; wir brauchen nicht Herren Europas zu sein, uns genügt es, unsere eigenen Herren zu sein, doch so viel können wir uns von Bismarcks Einsicht aneignen, daß der Osten auch für uns von großer Bedeutung ist, gerade angesichts des preußisch-deutschen Dranges nach Osten, und daß wir daher die Neuordnung am Balkan auf Grund des natürlichen ethnographischen Bestandes und der kulturhistorischen Entwicklung wünschen: in beider Hinsicht könnten die Balkanslawen am Balkan die entscheidende Stellung haben.

Wir haben mit dem neuen Österreich auch aus diesem Grunde ein starkes gemeinsames Interesse; das verminderte Österreich gewinnt seine ursprüngliche Bedeutung als „Ost-Reich“ wieder. Ich setze voraus, daß es sich neben Deutschland selbständig erhält. Das ist nicht nur politisch, sondern auch kulturell zu wünschen: ich teile die Anschauung österreichischer Politiker und Kulturarbeiter, die die Eigenart des österreichischen Deutschtums betonen, seine Erhaltung neben dem Deutschtum und gegen das Deutschtum Deutschlands, namentlich gegen das Preußentum, zu verteidigen. Seine tausendjährige selbständige Dauer spricht



für die Selbständigkeit unter den neuen Umständen. Darum kann und muß unsere Politik zu Österreich, zumal zum republikanischen, ganz freundschaftlich sein. Mit anderen Worten: wir müssen über die „Idee“ Österreichs auch bei der neuen Situation ernstlich nachdenken und die Gedanken Palackýs fortsetzen. Gewiß erfordert die Entwicklung des neuen Österreich unser Wachsein und politische Reife.

In Österreich-Ungarn lebten wir auch mit den Polen, Kleinrussen, Rumänen und Magyaren. Zu den Polen unterhielten wir schon damals freundschaftliche politische und kulturelle Beziehungen, ebenso zu den Kleinrussen und den Rumänen; mit den letzteren gingen in Ungarn auch die Slowaken zusammen. Jetzt sind alle, und auch die Magyaren, unsere Nachbarn, und es ist natürlich, daß wir zu allen freundschaftliche Beziehungen wünschen. Das Verhältnis zu den Kleinrussen ist durch die Angliederung Karpathorußlands und die kleinrussische Minderheit in der Slowakei für uns wichtig. Infolge der Nachbarschaft Deutschlands und Rußlands sind Polen und Rumänen — Ungarn infolge der Nachbarschaft Österreichs — von besonderer Wichtigkeit für uns; daraus ergibt sich ein neuer Grund für freundschaftliche Politik.

116.

Das Haupthindernis unserer Selbständigkeit haben Palacký und andere unserer Politiker in unserer zahlenmäßigen Schwäche bei der Nachbarschaft der Deutschen erblickt; wir sind 9—10 Millionen, die Deutschen mehr als 70 (in Deutschland allein 60 Millionen). Die Deutschen sind nach den Russen die volkreichste Nation in Europa; als unsere Nachbarn umringen sie uns von drei Seiten; wir haben ihrer selbst drei Millionen in unserem Staate, und sie leben auch in beträchtlicher Anzahl in den anderen Staaten.

Die Deutschen drängten in alten Zeiten nach Osten und Südosten (Berlin—Bagdad: Treitschke sieht die Mission der Deutschen in der Kolonisierung des Ostens); man kann nicht erwarten, daß diese Jahrhunderte alte Tradition und Taktik sich durch ein Diktat erledigen läßt; und darum müssen wir mit diesem deutschen Druck beständig rechnen. Unsere Historiker und selbst Palacký meinen, der Hauptinhalt unserer Geschichte sei die „fortwährende Berührung und Befehdung des Slawentums mit dem Römertum und dem Deutschtum“, die „Überwindung und Ver-

dauung des Fremdwesens“; die Situation werde noch durch die Nachbarschaft der Magyaren erschwert, wenn diese deutsch orientiert bleiben. Ich stimme darin mit Palacký überein, nur würde ich mehr hervorheben, daß wir als Nation unsere positive und nicht so sehr die negative Aufgabe (den Kampf mit den Deutschen) hatten und noch haben; durch den Fortschritt der Kultur und die Stärkung der Demokratie wird diese positive Aufgabe immer wichtiger werden.

Dadurch, daß Österreich nicht an Deutschland angegliedert wurde, ist der deutsche Druck etwas schwächer; aber es erscheint nicht sicher, daß die Frage des Nachkriegs-Österreich schon endgültig gelöst ist — der vorausschauende und vorsichtige Politiker muß mit allen Möglichkeiten rechnen und darf den unangenehmen Möglichkeiten nicht ausweichen.

Das Verhältnis zu den Deutschen in Deutschland, im Reiche, ist für uns das ernsteste Problem. Unser Bestreben muß sein, es korrekt und mit der Zeit auch freundschaftlich zu regeln: die Deutschen haben keinen Grund zur Feindschaft. Ihren Drang nach Osten können und müssen sie in friedlichen Wettbewerb umwandeln; auch wir sind, wie alle Nationen in Europa, nach Osten und Süden gewendet, — ich habe auf diese allgemeine Neigung aller Nationen im Westen und Norden hingewiesen. Deutschland hat durch den Krieg — gewonnen; es ist Republik geworden, ist national geschlossener und kann infolgedessen die Ziele demokratischer, friedliebender Politik verfolgen.

Selbstverständlich setzt ein gutes Verhältnis zu Deutschland eine vernünftige politische Organisation der wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit mit unseren Deutschen voraus.

Bei allem Optimismus wollen wir uns die Schwierigkeiten nicht verhehlen, die sich aus unserer Stellung in Europa und in der Geschichte ergeben. Mir scheint, daß viele von uns sich dieser Schwierigkeiten erst jetzt, da wir unseren Staat haben, voller bewußt werden; in Wirklichkeit sind sie nichts Neues, wir mußten auf sie vorbereitet sein. Ich war mir der Schwierigkeiten stets voll bewußt, auch als ich mich entschloß, für unsere Befreiung und Selbständigkeit zu arbeiten und zu kämpfen. Unsere Zukunft wird, wie das Schicksal aller Nationen, durch die natürlichen und geschichtlichen Realitäten entschieden werden, keineswegs durch die phantastischen Pläne und Wünsche urteilsloser Politiker, und

daher ist es die Aufgabe der gebildeten Politiker, die Aufgabe der Staatsmänner, sich unserer Lage klar bewußt zu werden und unserer und der Nachbarn Entwicklung stets wachsam zu folgen und danach vorzugehen.

Wir können uns sagen, daß wir in der Reihe der Nationen in Europa nicht die kleinste sind (wir stehen an Bevölkerung an 9. Stelle, nach uns kommen noch 23 kleinere Nationen), aber auf jeden Fall nötigt uns unsere Stellung in der Mitte Europas und unsere zahlenmäßige Schwäche zu einer wachsamem und vorsichtigen Politik; nicht einer schlaun, — die Zeiten der politischen Schlaumeierei sind dahin und haben niemals einen wirklichen Nutzen gebracht.

Wir können uns an der Erkenntnis stärken, daß wir uns gegen den Druck unserer expansiven Nachbarn erhalten haben; das ist ein kräftiges Argument. Wir dürfen uns damit trösten, im verhängnisvollen Augenblick Verbündete und Beschützer gefunden und in der schweren Lage verstanden zu haben, die verlorengegangene Selbständigkeit zu erneuern. Daß wir unsere Selbständigkeit früher, bei einer im Wesen gleichen Weltsituation, verloren hatten, ähnlich wie unsere slawischen Nachbarn, die Polen, zwingt uns, die politische Umsicht und Voraussicht zu erhöhen. Vergessen wir nicht, daß die Slawen zu Beginn des Mittelalters sich bis zur Saale und zur nördlichen Elbe ausdehnten; allerdings haben wir heute auch vom Schicksal der Elbawen eine klarere und richtigere Anschauung als Kollár und seine Zeitgenossen.

Wir müssen unsere Kräfte kennen und realistisch abschätzen; wir können und müssen uns ein Beispiel nicht nur an den kleinen, sondern auch den großen Nationen nehmen, dürfen aber unsere Vorbilder nicht gedankenlos nachahmen, sondern unser durchdachtes Programm haben und ihm konsequent und entschlossen folgen. Wir müssen beständig an der Steigerung unserer inneren Kraft arbeiten — wie das Havlíček formuliert hat —, dann können wir uns ruhig sagen: Wir ließen uns nicht unterkriegen und lassen uns durch niemand und niemals unterkriegen! Ich denke immer an das kleine Dänemark, wie es sich im Jahre 1864 mannhaft und ehrenhaft durch zwei Riesen, Preußen und Österreich, nicht einschüchtern ließ, auch als es eine Niederlage gewärtigen mußte; im Weltkrieg wurde an Dänemark zurück-erstattet, was es zu Unrecht verloren hatte. Und diese Wieder-

gutmachung geschah, ohne daß Dänemark sich am Kampfe beteiligt hat.

Im Verhältnis zu Deutschland fallen nicht bloß die Kräfte und Werte der Macht, sondern auch die der Kultur in die Wagschale; von Anbeginn unserer Entwicklung hat Deutschland auf unsere Kultur eingewirkt — in der Kirche, Wirtschaft, Literatur und Kunst —, deshalb ist die Frage unserer Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Deutschland nicht nur eine politische, sondern auch eine kulturelle Frage, und das in des Wortes weitestem Sinne.

#### 117.

Unsere politische Selbständigkeit verdanken wir hauptsächlich Frankreich, England, Amerika, Italien — dem Westen.

Seit Beginn unserer Entwicklung in Europa waren wir politisch und kulturell nicht allein mit Deutschland, sondern auch mit Frankreich, Italien und England verbunden; zum byzantinischen und russischen Osten waren unsere Beziehungen in älterer Zeit schwach, episodisch. Die Verbindung mit Deutschland war so innig, daß unsere Könige eine Zeitlang an der Spitze des römischen Reiches standen.

Die Einflüsse der übrigen westlichen Nationen waren schwächer als die deutschen. In älterer Zeit sind bei uns bereits Einflüsse der französischen und italienischen Bildung, vor allem der Kunst, wahrnehmbar. Nach westlichem Vorbild errichtete Karl in Prag die Universität. Durch die Reformation stellte das ganze Volk sich auf die Grundlagen der westlichen Kultur, wie wir daran sehen, daß der ganze Westen die von Hus gewiesene Richtung einschlug; daß Hus starke Anregungen aus England empfing, ist ein weiterer Beweis meiner These. Durch unsere Reformation richteten wir Ideale auf, die der Westen durch seine Reformation und Revolution verwirklicht hat; Palacký bemerkt richtig, daß sich in unserer Reformation all die Ideen und Richtungen im Keime zeigten, die sich später im Westen entfaltet haben. Comenius war geistig mit dem Westen verbunden, und auch auf ihn war der englische Einfluß gut.

Unter österreichischer Herrschaft unterlagen wir einseitig dem deutschen Einfluß, aber die englischen und französischen Einflüsse waren gerade, weil sie uns nicht aufgezwungen, sondern von uns aufgesucht wurden, fruchtbar. Die Sympathien für Frank-

reich, die Ideen der französischen Revolution waren uns in der Zeit der sogenannten Wiedergeburt eine mächtige kulturelle und politische Stütze; ganz natürlich, geradezu logisch stellten wir uns im Weltkrieg gegen unsere Unterdrücker an die Seite Frankreichs und überhaupt der Alliierten.

Mit uns standen alle slawischen Nationen auf alliierter Seite — mit Ausnahme der Bulgaren; ein Teil der Polen verhielt sich eine Zeit lang schwankend. Von Österreich-Ungarn und Deutschland wurden nicht allein wir, sondern die Südslawen, Polen und Ruthenen unterdrückt; allerdings waren auch die Russen und die (außerösterreichischen) Serben gegen die Zentralmächte. Und ebenso wie wir tendieren die anderen slawischen Nationen zum Westen, namentlich zu Frankreich, auch kulturell; darüber bietet die Kulturgeschichte der Polen und der Russen genügende Belehrung. Auf die südlichen Slawen wirkten auch italienische und griechische Einflüsse.

Bis zu welchem Maße das politische und kulturelle Verhältnis der Slawen durch die geographische Lage und den politischen Druck der Deutschen und Magyaren entschieden wird und bis zu welchem Maße vielleicht durch die Sympathien, die der Verwandtschaft oder Ähnlichkeit der Charaktere entspringen, kann ich hier nicht untersuchen; das ist eine verwickelte Frage der kulturellen Wechselbeziehung und der kulturellen Entwicklung überhaupt. Hier handelt es sich um unsere politische Orientierung in Europa.

Von den Zentralmächten stieß uns in erster Reihe das habsburgische Österreich-Ungarn ab; es hat die gewaltsame Gegenreformation durchgeführt, den politischen Vertrag mit unserem Volke gebrochen, seine Unabhängigkeit immer mehr eingeschränkt und ist nach der Großen Revolution der Hauptinspirator des alten Regimes geworden. Von Lenkern des römischen Reiches sanken die Habsburger zur Avantgarde des pangermanischen Vormarsches nach Osten herab. Die Habsburger germanisierten mit Gewalt unser Volk. Mit den Habsburgern gingen die Hohenzollern, und schon dadurch war unsere politische Stellung auch zu Deutschland bestimmt; freilich auch durch den deutschen Druck auf die Slawen überhaupt. Im Weltkriege konnte unser Volk daher nirgendwo anders stehen als an der Seite der westlichen Nationen und ihrer Verbündeten.

Unser Verhältnis zu Frankreich, England, Amerika und Italien, denen wir die Erneuerung unserer Selbständigkeit verdanken, bedeutet nicht, daß wir in unserer Politik, namentlich gegenüber Deutschland, nicht selbständig sind. Das schmerzhafteste Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland wird sich bessern; Elsaß-Lothringen ist und war nicht der Haupt- und eigentliche Grund des Konfliktes, wie vor dem Kriege die Pangermanen selbst äußerten, als sie stets nach dem Osten wiesen und schwankten, ob der eigentliche Gegner Deutschlands England oder Rußland sei. Im einen und andern Falle hefteten sich ihre Blicke auf Asien und Afrika.

In unserem Interesse liegt der Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland nicht; im Gegenteil, wir werden gern nach unseren Kräften dazu beitragen, daß sich die beiden Nationen einigen.

Mr. Temperley stellt in der erwähnten Geschichte des Friedens mit einer gewissen Genugtuung fest, daß Deutschland sich gegen uns nicht so feindselig verhalten habe wie zu manchen anderen Nationen. Dr. Rašín und Dr. Soukup erzählen in ihrem Bericht über den Umsturz vom deutschen Generalkonsul in Prag, wie er sofort (2. November) mitgeteilt habe, das Deutsche Reich erkenne den tschechoslowakischen Staat an und denke nicht an unsere deutschen Gebiete. Aus der Geschichte unserer Armee in Rußland kann ich die Tatsache anführen, daß unsere Jungen ganz andere Gefühle gegen die Deutschen als gegen die Österreicher und die Magyaren hegten; wir standen im Kampfe, empfanden aber eine gewisse gegenseitige Achtung, wie das Abkommen bei Bachmač und andere kleinere Zwischenfälle beweisen. Das ist begreiflich, — die Unterdrückung durch Österreich-Ungarn war unmittelbarer, persönlicher. Deshalb kann unser politisches Verhältnis zum neuen republikanischen und demokratischen Deutschland ein anderes sein als zum alten Österreich-Ungarn und Preußen.

Soweit es sich um unser Verhältnis zu den Deutschen in neuerer Zeit handelt, darf ich mich selbst anführen, da ich dieses Verhältnis bewußt und kritisch erlebt habe. Ich habe schon vor dem Kriege für unsere politische Selbständigkeit gearbeitet; aber ich bin gegen die Deutschen nicht feindselig aufgetreten, nicht einmal gegen die Deutschen in Österreich. Seit Beginn des Krieges und schon vor dem Kriege stellte ich mich entschieden gegen den österreichischen Habsburgismus und das preußische Deutschland; als der

Kampf ausbrach, ging ich offen zu den Alliierten, aber während seiner ganzen Dauer und in der ganzen Kampfpropaganda habe ich mit keinem Wort die Deutschen noch die Österreicher als Nation beleidigt. Ich habe gute Kenntnis davon und sichere Zeugenschaft, daß diese meine Haltung auch in offiziellen Kreisen Deutschlands anerkannt und respektiert wurde. Allerdings weiß ich, daß manche Kreise in Deutschland ebenso wie die österreichischen militärischen Organe schon vor dem Kriege daran gedacht haben, meine Parteigänger gewaltsam zu unterdrücken und vor allem mich zu verhaften, weil ich ihnen gefährlich schien; das übte jedoch keinen Einfluß auf meine Politik aus.

Geistig wurzele ich durch meine ganze Entwicklung in antiker, französischer, englischer, amerikanischer und russischer, nicht nur deutscher Kultur. Ich glaube, daß meine persönliche Entwicklung unserer nationalen Kulturentwicklung entspricht, es sei denn, daß ich durch die russische Kultur tiefer hindurchgegangen bin und die antiken und westlichen Literaturen vollständiger und systematischer erlebt habe als die Mehrzahl unserer Leute. Die deutsche Literatur, Philosophie und Kultur hat mir nicht genügt; ich habe darum Bildung in den westlichen Kulturen gesucht, — nicht aus politischer Voreingenommenheit, sondern aus dem kritischen Vergleich der deutschen mit den anderen Kulturen und dem Streben nach kultureller Selbständigkeit und Synthese. Ich will darüber noch mehr sagen, indessen bemerke ich nur, daß kulturelle Sympathien und Wechselbeziehungen der Politik nicht hinderlich zu sein brauchen und umgekehrt; wir werten die Kulturen sachlich, nicht nur politisch, und die Wechselbeziehung der Nationen wird nicht nur politisch, sondern auch kulturell bestimmt.

118.

Zum Osten waren unsere Beziehungen viel bescheidener als zum Westen.

Unser Verhältnis zum byzantinischen Reich und zur Bildung in der ältesten Zeit ist bisher ungenügend aufgeklärt; wir wissen jedoch, daß nach der kurzen byzantinischen Periode die Beziehungen zum Westen entscheidend für die ganze weitere Entwicklung wurden. Politische Beziehungen pflegten wir zu den Polen und den Magyaren, zu den Polen schon in älterer Zeit auch kulturelle. Zu den Russen und Südslawen gewannen wir nennenswertere

kulturelle Beziehungen erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Österreich veranlaßte infolge seiner einseitigen deutschen und später auch magyarischen Politik seine slawischen Völker selbst zu Wechselbeziehungen; ganz natürlich entstand, wie Havlíček es genannt hat, ein kleiner Panslawismus; aber es gab eben auch einen großen Panslawismus (der mit Rußland, Serbien, Montenegro, Bulgarien rechnet). In der absolutistischen Zeit konnte sich der Panslawismus politisch nicht äußern; aber er demonstrierte in größerem Stil für die Freiheiten des Revolutionsjahres 1848 auf dem Slawischen Kongreß in Prag; nach der nachrevolutionären Reaktion brachte das Wiener Parlament die slawischen Völker in Österreich einander politisch näher.

Die Verwandtschaft der Sprache und der Nationalität bot den Slawen ganz natürlich eine kulturelle Wechselbeziehung; diese Verwandtschaft ist tiefer und intimer als z. B. die der romanischen und germanischen Sprachen, und daher hat der Panslawismus in nationaler und sprachlicher Hinsicht eine natürlichere Grundlage als der Panlatinismus oder der Pangermanismus (vom nationalen und sprachlichen Standpunkt aus betrachtet). Kollár, Herders Schüler, hat das Programm der slawischen Wechselbeziehung im Sinne reiner Menschlichkeit und Aufklärung formuliert: Slawe und Mensch seien identisch, und die slawischen politischen Ideale waren ihm die Ideale der reinen Demokratie, die man gewöhnlich in mehr oder weniger mythische Urzeiten und in einzelne slawische Nationen verlegte („das taubensanfte Volk“ u. ähnl.). Kollár erwartete, die besondere und höhere slawische Kultur werde auch die westlichen Nationen erlösen: die Slawen würden die Führung der Völker und der Menschheit übernehmen und an die Stelle der westlichen Nationen treten, die schon von der historischen Szene abtreten, in Dekadenz fallen. Ähnlich wie Kollár bei uns, verkündigten zur selben Zeit in Rußland die Slawjanophilen den Messianismus, und auch die Polen taten es — die slawische, russische, polnische Kultur werde nicht bloß die Slawen, sondern auch die übrigen Nationen und die ganze Menschheit erlösen. Die tschechische Kultur ist auf die Reformation und die Aufklärung gegründet; ähnlich gehen die südslawischen Messianisten von der Aufklärung aus; die russische

Kultur baut sich auf der Rechtgläubigkeit auf, die polnische auf dem Katholizismus.

Alle diese Theorien wurden von ihren Hauptvertretern unpolitisch formuliert — sie waren ein Programm der kulturellen und geistigen Wechselbeziehung, kein politischer Panslawismus; in späterer Zeit wurde, keineswegs ohne Einfluß der deutschen Pangermanisten, dieser ursprünglich kulturelle Panslawismus bei manchen Geschichtsphilosophen und Politikern auch politisch.

Der slawische Messianismus ist wissenschaftlich unhaltbar, wie auch die pangermanischen und anderen messianistischen Sehnsüchte unhaltbar sind. Ich war gegen diese ob nun philosophischen oder politischen Theorien immer skeptisch, betrachtete nicht unkritisch den slawischen Messianismus, so wie ich die westlichen Kulturen nicht unkritisch und einseitig anerkannte. Vom Niedergang des Westens zu reden, wie es die slawischen und die deutschen Messianisten taten, ist unberechtigt; ich lehne auch die Theorie vom Niedergang der Deutschen ab (und in ähnlicher Weise die Kulturphilosophie Spenglers). Die tiefere Erkenntnis der Kultur aller Nationen, die philosophische Kritik ihrer kulturellen Entwicklung weist uns auf die Kultursynthese hin, auf die Wechselbeziehung nicht nur der slawischen, sondern aller Nationen. Daher antworte ich auf das alte Programm: „*Ex oriente lux*!“ damit: „Ja, aber auch *ex occidente*!“ Unsere ganze Geschichte und unsere geographische Lage fordern zu dieser Synthese heraus.

In Wirklichkeit wird die Synthese bereits bei allen Nationen vollzogen. Es braucht nicht bewiesen zu werden, wie die Philosophie und die Wissenschaft aller und von allen gepflegt wird, wie auf diesem Gebiete sich die einzelnen Nationen ergänzen und gegenseitig aneinander anknüpfen; ich brauche auch nicht zu zeigen, wie sich alle Nationen die Ergebnisse der gemeinsamen technischen und überhaupt äußeren Zivilisation aneignen. Soweit es sich um die schöne Literatur und die Kunst handelt, wissen wir, daß die Slawen längst und stets die westliche Literatur sehnsüchtig aufnehmen; andererseits wurde die russische Literatur vom Westen gern gelesen und wird in letzter Zeit überall fast gierig begehrt. Der bekannte Romanschriftsteller Paul Adam sagte schon vor Jahren: „*Il faut que l'Empire d'Orient et celui d'Occident s'épousent*“ — und Paul Adam war französischer und romanischer Messianist.

Ich habe darauf hingewiesen, wie in den westlichen Literaturen, in Frankreich, England, Amerika und Italien, vor dem Kriege die literarischen Wechselbeziehungen erstarkten; die europäischen Richtungen litten durch den Krieg nicht und entwickeln sich nach dem Kriege sehr verheißungsvoll.

Der Europäismus widerspricht nicht dem gesunden Kern der Kollárschen Wechselseitigkeit; im Gegenteil, er ergänzt sie und erreicht ihren Gipfel; er schließt nur den romantischen Messianismus und den Chauvinismus aus. Soweit der Messianismus auf manche guten Eigenschaften und Eigentümlichkeiten der Völker aufmerksam macht, hat er seine Verdienste; die realistische Kritik wird den Messianismus nicht ausschließlich negieren, sondern eine Wertung aller lebendigen Kulturelemente geben und so die organische Synthese vorbereiten, die nicht unnational und antinational, sondern national sein wird — jede Nation wird unter dem Einfluß aller lebenden, kräftigenden Kulturelemente und -richtungen ihre nationale Eigenart und ihre nationalen Eigenschaften entwickeln.

Das ist die allgemeine Regel, die in jedem einzelnen Falle individualisiert und verwirklicht werden muß. Es ist sehr schwer, kritisch festzustellen, wie die fremden Einflüsse bei uns gewirkt haben, welche mehr und welche weniger (tiefer und allgemeiner), welche dauernd und welche vorübergehend; und noch schwerer ist es, zu bestimmen, welche fremden Einflüsse uns angemessen, brauchbar und kongenial sind, und in welchem Maße. Über all dies wissen wir bisher wenig Genaues; denn es erfordert die Erkenntnis, worin unser eigentliches nationales Wesen, unser nationaler Charakter besteht, wie weit der Inhalt unseres nationalen Daseins und Strebens richtig, wie beschaffen sein Kulturwert und was von den fremden Einflüssen für uns brauchbar und angemessen ist. Natürlich wurde bei uns gegen Deutschtum und Germanisation gepredigt, als man uns das Deutschtum, die deutsche Sprache und Kultur offiziell aufzwang; dagegen wurden die französischen und anderen Einflüsse und Vorbilder gerne angenommen, namentlich die slawischen, vor allem die russischen.

In der kulturellen Wechselbeziehung, im Suchen und Empfangen fremder, nicht bloß politischer, sondern auch kultureller Einflüsse liegt gerade eine Wertung des eigenen und der fremden Nationen, liegt eine Wertung der ganzen menschlichen Kultur.

Solche kritische, wissenschaftliche Philosophie der Nationalität und der Kultur ist jetzt unsere Hauptaufgabe. Es genügt nicht, Liebe zum Vaterlande und zur Nation zu fordern, wir bedürfen der bewußten Liebe, wie Neruda es einmal formuliert hat, bedürfen eines durchdachten gesamt-kulturellen Programms. Die Ausarbeitung eines solchen umfassenden Nationalprogramms habe ich schon vor dem Kriege stets verlangt, und so entstanden die Konflikte und Kämpfe um den Wert unserer Nationalität; ich zweifle nicht daran, daß jetzt, da wir politisch frei sind, die erforderliche Philosophie der Kultur und der Nationalität systematischer gepflegt werden wird. Unsere Literarhistoriker und Kunstkritiker, unsere Soziologen und Geschichtsschreiber und ebenso unsere Politiker sind nun zur kritischen kulturellen Orientierung geradezu gezwungen: was tragen wir zur Schatzkammer der Menschheit bei und wessen bedürfen wir von den anderen Nationen, um viel beizutragen?

119.

Von diesem Gesichtspunkt aus beurteile ich die Forderung einer slawischen Politik. Selbst habe ich immer, auch während des Krieges slawische Politik getrieben, aber von ihrem Wesen und ihren Zielen andere Anschauungen gehabt, als gewöhnlich verkündet wurden und noch verkündet werden.

Mit der Befreiung wurden uns daheim neue slawische Aufgaben zuteil: die Vereinigung der Slowakei mit den historischen Ländern, die richtige Lösung der Frage Karpathorußlands und der polnischen und kleinrussischen Minoritäten (in der Slowakei). Das ist ein politisches, administratives und kulturelles Problem.

Heute besitzen wir unseren Staat wie alle anderen slawischen Völker (mit Ausnahme des kleinsten: der Lausitzer Serben) und dadurch ist unser politisches Verhältnis zu den selbständigen slawischen Völkern — Staaten — klarer und praktischer bestimmt als während der Dauer Österreich-Ungarns. Unsere Regierung wird selbstverständlich die offiziellen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen pflegen; aber die kulturelle Wechselbeziehung zu den slawischen Nationen werden nicht allein von der Regierung, sondern von allen Kulturkreisen und -Institutionen gepflegt werden. Heute gibt es für diese Beziehungen keine Hindernisse, und so werden durch die gewonnene Freiheit auch die Kultur-

beziehungen wirksamer, als in früherer Zeit; ja eben dadurch, daß die slawischen Nationen insgesamt selbständig geworden sind, kann Kollárs Kulturideal voller verwirklicht werden.

Ich habe dargelegt, wie im Kriege durch die gemeinsamen Interessen die Zusammenarbeit mit den Südslawen und den Polen für die Befreiung entstanden ist. Sie werden wir in Zukunft fortsetzen; nur das Verhältnis zu Bulgarien ist durch den Krieg einigermaßen getrübt worden, doch nur vorübergehend. Ausführlich habe ich unsere ausländischen Beziehungen zu Rußland geschildert — sie sind eine lebendige Illustration unserer Russophilie vor dem Kriege.

Für Rußland haben wir seit Beginn unserer Wiedergeburt starke Sympathien empfunden; doch die wirklichen Beziehungen zu ihm waren sehr bescheiden. Rußland spielte schon am Ende des 18. Jahrhunderts in Europa eine bedeutende Rolle; und die Revolution und die nachrevolutionäre Restauration verschafften ihm eine oft führende Stellung. Schon Dobrovský hat unseren russophilen Standpunkt formuliert: Rußlands Größe bewirkte natürlich, daß der Panlawismus bei uns sehr oft als Panrussismus aufgefaßt wurde.

Andererseits hatten die Russen nicht so lebhaftes Sympathien für uns, wie wir für sie. Während der Zarenzeit waren Regierung und Bürokratie konservativ und daher auch legitimistisch. Es ist bekannt, wie z. B. Zar Nikolaus aus Legitimus den Panlawismus abgelehnt hat. Für die rechtgläubigen Nationen empfand Rußland schon in älteren Zeiten Sympathien, und da sie unter der feindlichen und unchristlichen Türkenherrschaft lebten, wurde ihre Befreiung (allerdings auch die Eroberung Konstantinopels und der Meerengen) zum offiziellen Programm. Der liberale Teil der russischen Öffentlichkeit lehnte den offiziellen Nationalismus ab, und eigentlich gab es keine slawischen Sympathien. Ähnlich wie anderswo wurde auch in Rußland das slawische Bewußtsein nur von einem begrenzten Kreis von Slawisten und Historikern propagiert; von ihm aus drangen dann allmählich die Kenntnis der slawischen Nationen und die Sympathien für sie in breitere Kreise. Nur für die rechtgläubigen Nationen, also die Serben und die Bulgaren, gab es auch im Volke einige Sympathien, die durch das uralte Verhältnis der russischen Kirche zu Byzanz und zu den rechtgläubigen Balkan-

und Ostvölkern befestigt waren. Gegen die katholischen und liberalen Slawen verhielt sich das offizielle und konservative Rußland reserviert, ja geradezu abweisend.

Rußland befreundete sich seit Peter (und schon vorher) mit Preußen und Deutschland, und die Deutschrussen genossen bei Hofe großen Einfluß. Der Adel neigte im 18. Jahrhundert zur französischen Kultur, — das russische Kulturleben war ein sonderbares franko-deutsches Gemisch. Im 19. Jahrhundert (nach der Revolution) wurde der deutsche Einfluß stärker, und in neuerer Zeit setzte der Sozialismus, vor allem die jüngere Generation die deutsche Richtung fort. Die Kenntnis der slawischen Literaturen und Kulturen war in Rußland bis in die neueste Zeit ganz unbedeutend.

Rußland trieb als Großmacht und stolz auf seine Größe Weltpolitik, wie es seine Stellung in Europa und in Asien erforderte. Der Balkan und die Türkei spielten in dieser Politik eine namhafte Rolle. Die finanziellen und politischen Bedürfnisse veranlaßten Rußland zum Bündnis mit Frankreich, und es kam schließlich auch zur Entente mit England, mit dem sich Rußland lange nicht in seiner Balkan- und Asienpolitik zu verständigen vermocht hatte.

Unter solchen Umständen brach der Weltkrieg über uns herein — wie, das habe ich genügend geschildert; unsere ältere, unkritische Russophilie wurde durch die Kriegereignisse widerlegt und hoffentlich auch überwunden. Unser Slawentum darf nicht blind sein; ich lehne insbesondere den Panrussismus ab, der unter der Losung von Slawentum und slawischer Politik alle Hoffnung auf Rußland, auf ein imaginäres Rußland setzt; hinter dieser Russophilie verbirgt sich ein oft nihilistischer Pessimismus. Gerade die Tatsache, daß wir unsere Befreiung hauptsächlich dem Westen verdanken und weniger Rußland, ist eine Widerlegung dieser Russophilie: die unkritische russophile Politik, die noch zu Beginn des Krieges geherrscht hat, ist gescheitert. Sie ist nicht nur durch Rußlands Niederlage gescheitert, sondern auch durch seine Auflösung.

Wir müssen uns wünschen, Rußland möge sich konsolidieren. Aber die Konsolidierung wird nur aus Rußland selbst kommen, durch die Russen selbst, sie kann nicht durch andere Nationen und von außen herbeigeführt werden; in der Krise, in die Ruß-

land geraten ist, kann es sich nur selbst retten, — durch Geldanleihen, Handel und alle äußeren Mittel der europäischen Zivilisation kann Rußland wohl Hilfe gebracht werden, aber die Erlösung wird man ihm damit nicht bringen. Auch Frankreich und andere Nationen — auch wir! — haben Revolutionen und eine Krise durchgemacht, wie Rußland sie erlebt, und mußten sich selbst helfen und halfen sich selbst. Wir können den Russen nur wenig Hilfe gewähren; was wir tun können, haben wir schon während des Krieges getan und tun es nach dem Kriege; da ich die tiefe politische und kulturelle Krise Rußlands verstand, habe ich meine Nichtinterventions-Politik danach eingerichtet. Rußland wird, daran glaube ich, zur Besinnung kommen, sich konsolidieren und wieder eine große politische Rolle spielen, eine größere als unter dem Zarismus; Rußlands bedürfen nicht nur wir und die anderen Slawen, seiner bedarf auch die ganze Welt. Wir waren Russophile vor dem Kriege und während des Krieges, Russophile bleiben wir, nur werden wir bessere, nämlich denkende und praktische Russophile sein, — darin werden wir Havlíček folgen, der als erster unserer Politiker den wahren Unterschied zwischen Zarismus und Nation zu machen verstand.

Mitunter vernehmen wir aus Polen eine Stimme, die polnische Nation werde Führerin der slawischen Völker sein, sie sei nach Rußland die größte und habe die richtigen westlichen Kulturgrundlagen dazu; wir wollen abwarten, ob Polen solch eine Politik zu treiben versteht, aber ich verhehle nicht meine Meinung, daß ich dazu nicht Voraussetzungen genug erblicke.

Oft wird, besonders jetzt nach dem Kriege, bei uns und in russischen und südslawischen Kreisen Prag als die slawische Hauptstadt gepriesen. Meint man damit das Kulturzentrum, so kann ich beistimmen; Prag ist auch geographisch insofern vorteilhaft gelegen, als alle nach dem Westen gerichteten Slawen leicht zu uns gelangen können. Kulturell besitzen wir die richtigen Grundlagen und haben durch unser kulturelles Streben, vor allem durch die Reformation, die Entwicklung der anderen Slawen überholt und könnten die Führung innehaben. Dazu gibt uns die Tatsache eine gewisse Berechtigung, daß wir als die einzigen von allen Slawen Sympathien zu ihnen allen empfinden, ohne Rücksicht auf die Unterschiede, die noch die Nationen und gerade die Slawen so stark trennen, besonders auf den Kirchenunter-

schied. Aber das setzt voraus, daß wir uns selbst geistig zu konsolidieren vermögen und daß wir zugleich die richtige Haltung zu den nichtslawischen Nationen finden. Unsere Politik muß vor allem tschechisch sein, wahrhaft tschechisch, dann wird sie wahrhafte Weltpolitik sein und darum auch slawisch.

Die Grundlagen und Richtlinien der Außenpolitik unserer Republik wurden im Kriege durch die Erfahrungen und die Beziehungen zu fast allen Staaten ausgearbeitet. Wir haben bereits eine Tradition, wenn auch noch keine alte; für die Fortsetzung dieser Tradition spricht der politische Erfolg, der durch eine sachliche Auffassung der slawischen, europäischen und Weltsituation und -geschichte ermöglicht wurde.

120.

Unsere Außenpolitik wird in gewissem Maße durch Rücksichten auf die nationalen Minderheiten bestimmt. Alle Staaten (mit Ausnahme der kleinsten) weisen nationale Minderheiten auf; eine rein ethnographische Abgrenzung und Ordnung der Staaten ist unmöglich. Die gegenwärtigen Staaten sind in einer Zeit entstanden, in der die Nationalität keine direkte politische Rolle gespielt hat, und infolgedessen machten sich die anderen politischen, staatsschöpferischen Kräfte geltend. Erst in neuer Zeit wurde das Nationalitätsprinzip staatsschöpferisch, nicht aber allein entscheidend. Daher die Tatsache, daß die Staaten national gemischt waren und sind.

Ich habe oft darauf verwiesen, daß jede Minderheitsfrage eine Frage für sich darstellt und sich von den anderen unterscheidet. Gewiß hat unsere deutsche Minderheit unter unseren anderen und allen Minderheiten Europas ihre Besonderheit; einerseits ist sie verhältnismäßig bedeutend — drei Millionen gegen zehn —, es gibt in Europa elf Staaten, die kleiner sind als sie; unsere Deutschen sind andererseits kulturell reif, wirtschaftlich, industriell und finanziell stark; politisch sind sie in einem gewissen Nachteil dadurch, daß in Österreich-Ungarn die Politik für sie von der Wiener Regierung besorgt wurde und ihr eigener politischer Sinn infolgedessen nicht schärfer geworden ist. Unsere Deutschen haben das große Deutsche Reich hinter sich; sie grenzen auch an Österreich und dieses gleichfalls an Deutschland.

Für das Verbleiben der deutschen Minderheit bei uns berufen wir uns auf das historische Recht und die Tatsache, daß unsere Deutschen niemals auf eine Vereinigung mit Deutschland Wert gelegt haben, nicht nur nicht unter österreichischer Herrschaft, sondern auch nicht in der Zeit des Böhmisches Königreiches. Erst die neueste pangermanische Propaganda gewann Bekenner unter ihnen. Während des Krieges waren die Deutschen für Österreich und Deutschland und gegen uns; nach dem Kriege und besonders nach dem Umsturz in Prag versuchten unsere Deutschen, ihr Gebiet politisch zu organisieren, doch eben dieser Versuch hat, wie schon gesagt, die Unmöglichkeit erwiesen, das zerstreute und unzusammenhängende Gebiet administrativ zu sammeln. Das Faktum, daß sich viererlei deutsches Gebiet bildete, spricht für sich.

Einmal wurde auch von tschechischer Seite vorgeschlagen, einen Teil des deutschen Gebietes an Deutschland abzutreten; dieser Plan wurde auch in den Friedenskonferenzen erwogen. In England und Amerika gab es, wie ich berichtet habe, Anhänger des Programms genug, die neuen Staaten womöglich nach der Nationalität zu umgrenzen. Nach reiflicher Erwägung gaben mir zahlreiche Politiker, mit denen ich über die Sache verhandelte, darin recht, daß die wirtschaftlichen Interessen und die Zusammenhanglosigkeit bedeutender Teile der deutschen Minderheit für unser historisches Recht sprechen. Und dieser Gesichtspunkt errang auch in der Friedenskonferenz den Sieg.

Beurteilt man die Sache ruhig und realistisch, so liegt es im Interesse der Deutschen selbst, daß ihrer bei uns mehr als weniger sind. Angenommen, wir träten eine bis eineinhalb und sogar zwei Millionen ab; die bleibende Million müßte für ihr nationales Dasein unverhältnismäßig mehr Befürchtungen hegen, als drei Millionen die Tschechisierung zu fürchten brauchen.

Betrachten wir das Verhältnis zwischen uns und unseren Deutschen, wie es unter Österreich war und wie die Pangermanen es noch heute haben wollen, so entsteht die Hauptfrage: Ist es gerechter, daß drei Millionen, d. i. ein Bruchteil des deutschen Volkes, in einem nichtdeutschen Staate verbleiben oder daß zehn Millionen Tschechen und Slowaken, d. i. ein ganzes Volk, in einem deutschen Staate leben?



Unsere und auch die österreichischen Deutschen haben sich auf das Selbstbestimmungsrecht und Wilsons Autorität berufen. Dagegen führe ich an, daß nicht alle Deutschen sich auf dieses Recht berufen, Männer wie z. B. Lammasch, Redlich u. a. erkannten es nicht an, ganz zu schweigen von den österreichischen Ministern (Czernin u. a.); ebenso wurde es in Deutschland nicht anerkannt. Tatsächlich hat dieses Recht, das auch von unserer Seite schon vor dem Kriege verkündet wurde, bisher keine klare Formulierung erhalten. Gilt es für die ganze Nation oder auch für Teile von Nationen? Eine Minderheit, auch wenn sie größer ist, ist keine Nation. Die Bezeichnung „Selbstbestimmungsrecht“ bedeutet nicht ohne weiteres das Recht politischer Selbständigkeit. Auch unsere Deutschen können bestimmen, mit uns zu bleiben, wie die Deutschen in der Schweiz ihr Verbleiben außerhalb Deutschlands bestimmt haben. Die Selbständigkeit des Ganzen und der Teile wird nicht allein durch das eigene Recht bestimmt, sondern auch durch das Recht der anderen, und über die Selbständigkeit entscheiden stets und überall nicht allein nationale und sprachliche Rücksichten, sondern auch wirtschaftliche u. a. Die Frage unserer deutschen Minderheit ist eine Frage des Rechtes nicht nur der Deutschen, sondern auch unseres Rechtes, der Tschechen, und eine Frage der beiderseitigen Vorteile, namentlich der wirtschaftlichen. Deshalb wurde in der Friedenskonferenz betont, daß die Losreißung der deutschen Minderheit die tschechische Mehrheit schädigen würde. Außer den wirtschaftlichen Gründen gibt es jedoch auch politische: Das deutsche Volk zieht daraus, daß ein größerer Teil den selbständigen österreichischen Staat bildet, daß in der Schweiz die Deutschen führend sind und daß es bei uns und anderswo deutsche Minderheiten gibt, großen politischen Nutzen, einen größeren, als wenn es ganz vereinigt wäre. Viele deutsche Politiker und Kulturhistoriker bewiesen und beweisen auch nach dem Kriege, daß das deutsche Volk kulturell dadurch gewinnt, daß es so auf mehrere Staaten verteilt ist. Das Gleiche gilt von den Franzosen (in Frankreich, Belgien, der Schweiz), den Engländern usw. Allerdings fordern heute, nach dem Kriege, die anderen Nationen, daß diese Teile des deutschen Volkes nicht eine vorstürmende Avantgarde seien, als die sie erklärt und zu welchem Zwecke sie von den Pangermanisten geleitet wurden, sondern daß sie sich zur friedlichen Zusammenarbeit mit den Völkern entschließen,

mit denen sie seit alters her im selben Staate leben und mit denen sie wirtschaftliche und kulturelle Interessen verbinden. Es versteht sich von selbst, daß die Minderheiten das Recht haben, nationale Freiheit und eine angemessene Beteiligung an der Staatsverwaltung zu fordern.

In meiner ersten Botschaft habe ich die Tatsache hervorgehoben, daß unsere Deutschen als Kolonisten zu uns kamen. Selbst wenn es wahr wäre, daß irgend ein kleiner Teil der Deutschen sich vor der Kolonisierung bei uns im Lande aus der vorangegangenen Zeit erhalten hatte, so würde das die Bedeutung der deutschen Kolonisierung nicht beeinträchtigen. Die Deutschen sind als Kolonisten nicht Staatsbürger zweiten Ranges, denn sie wurden in unser Land von unseren Königen eingeladen und diese verbürgten ihnen alle Rechte, die nötig sind, um sich kulturell und national voll auszuleben. Das ist politisch und taktisch gerade für die Deutschen und nicht nur für uns wichtig: Ich melde mich ganz bewußt zur Nationalitätspolitik der Přemysliden, von denen die Deutschen national geschützt wurden. Allerdings erkenne ich die Deutschtümelei unter manchen Přemysliden nicht an. Wenn jemand mit dem Namen unserer Přemysliden\*) den griechischen Prometheus verbinden will, so wende ich dagegen nichts ein, ich sehe vielmehr im Namen unserer ersten Dynastie das Programm, daß unsere Politik nicht allein gegenüber den Deutschen, sondern in ihrem ganzen Umfange überlegt sein muß, durchdacht oder, wie Havlíček es gefordert hat, vernünftig und redlich.

Die Beseitigung des Streites zwischen uns und unseren Deutschen wird eine große politische Tat sein. Handelt es sich doch um die Lösung einer Jahrhunderte alten Frage, um die Regelung des Verhältnisses zwischen unserem Volke und einem großen Teile und damit dem ganzen deutschen Volke. Unsere Deutschen müssen sich dabei entösterreichern, müssen sich der alten Gewohnheit der Vorherrschaft und der Vorrechte begeben.

Außer den Deutschen haben wir einen unbedeutenden Teil von Polen, einen größeren von Kleinrussen (in der Slowakei), am meisten Magyaren. Auch für diese kleineren Minderheiten gilt die Regel, daß ihr nationales Dasein gesichert werden muß.

\*) přemysliti = überlegen, überdenken.

Anm. d. Übers.

Alle Minderheiten müssen ihre Volks- und Mittelschulen haben; die Hochschulen und höheren Kulturinstitutionen und ihre Anzahl regeln sich heute überall im gebildeten Europa nach einer bestimmten Rechnung, der Bildung und dem Bedürfnis der Bevölkerung. In Deutschland selbst kommt eine Universität annähernd auf drei, eine technische Hochschule auf sechs Millionen Einwohner. Bei uns haben drei Millionen Deutsche auch eine Universität und zwei technische Hochschulen.

Politisch ist die deutsche Minderheit die wichtigste. Ihre Gewinnung für die Republik wird alle anderen Minderheitsfragen erleichtern.

Soweit es sich in einem nicht einsprachigen Staate um die Behörden und die Amtssprache handelt, muß die Regel gelten, daß das Bedürfnis der Einwohner und der administrative Vorteil entscheiden, — der Staat ist für die Einwohner da, nicht die Einwohner für den Staat. Unser Staat als Gesamt- und einheitliche Organisation und seine Armee werden ihre tschechische (slowakische) Sprache haben: das ist durch das Mehrheitsprinzip der Demokratie gegeben. Der Staat wird also tschechoslowakisch sein. Aber die nationale Art des Staates ist nicht durch die Staatssprache gesichert; die Sprache erschöpft nicht den nationalen Charakter, der nationale Charakter unseres Staates muß auf der Qualität des konsequent und nachdrücklich durchgeführten gesamt-kulturellen Programms beruhen.

Vor dem Kriege habe ich mich an der Diskussion über die Zwei- und Einsprachigkeit der Behörden beteiligt; ich betrachte unter den neuen Umständen die Zweisprachigkeit als die praktischste Lösung; die Einsprachigkeit der Beamten im zweisprachigen Amte eignet sich in der Übergangszeit für manche Gegenden. Ob solche Einsprachigkeit auch später möglich ist, wird die Erfahrung zeigen.

Da wir im national gemischten Staat leben und eine so eigentümliche Stellung mitten in Europa haben, ist die Sprachenfrage für uns nicht nur politisch, sondern auch kulturell sehr wichtig.

Vor allem handelt es sich praktisch um die Kenntnis der im Staate gesprochenen Sprachen. Es liegt im Interesse der Minderheiten, sich die Kenntnis der Staatssprache anzueignen; andererseits liegt es im Interesse der Mehrheit, die Sprache der Minderheiten, besonders die der großen Minderheit, zu können; danach

wird der Sprachunterricht in den Schulen geregelt werden; auch hier gilt die Regel des administrativen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnisses. Die deutsche Sprache ist für uns politisch wichtig, unsere Beamten müssen sie können, ja gut können, um auch in die Volksdialekte einzudringen. Das Deutsche ist eine Weltsprache und deshalb als Kultur- und Bildungsmittel von Nutzen.

In den tschechischen und slowakischen Mittelschulen und den oberen Klassen der Volksschulen muß das Deutsche unterrichtet werden, in den deutschen das Tschechische. In der Slowakei gilt die analoge Regel für das Slowakische und das Magyarische, wenn auch vielleicht in geringerem Maße. Ob die Sprachen Pflichtgegenstand sein sollen oder nicht, darüber mögen Erfahrungen und Praxis entscheiden.

Außer den heimischen brauchen wir jedoch auch die fremden Sprachen, Französisch, Englisch, Russisch und Italienisch. Bedenken wir, daß wir Gymnasien mit Latein und Griechisch haben, so wird die Sprachenfrage sehr kompliziert und schwierig: unsere Comeniusse — oder sind wir nicht das Volk des Comenius? — haben die Aufgabe, die Unterrichtsmethoden überhaupt und auch die für Sprachen gründlich zu vervollkommen und zu vereinfachen, um die Aneignung der Sprachen möglichst zu erleichtern.

Die Sprachenfrage ist für uns wirklich sehr wichtig; ich will zu ihr noch zurückkehren.

Die vervollkommnete Selbstverwaltung und die Proportionalvertretung (der Minderheiten) sind im demokratischen Staate ein gutes Mittel des Minderheitsschutzes; Selbstverwaltung und Proportionalvertretung sind Forderungen der Demokratie.

Chauvinistischer Nationalismus hat nirgends eine Berechtigung, am wenigsten bei uns. Ich pflege zu Deutschen und Ausländern eine bemerkenswerte Tatsache zu erwähnen, die unseren Umsturz und, wie ich glaube, auch unseren nationalen Charakter kennzeichnet. Trotz allen österreichischen Bedrückungen während des Krieges und trotz allem chauvinistischen Gehaben eines großen Teiles unserer Deutschen wurde am 28. Oktober 1918 weder in Prag noch anderswo gegen die Deutschen Gewalt angewendet. Wir waren beim Umsturz so von der positiven staatschöpferischen Aufgabe erfüllt, daß wir an etwas Böses gar

nicht dachten und eine Politik der Vergeltung nicht ausübten. Ein paar Ausschreitungen Einzelner sind kein Gegenbeweis.

In den führenden Kreisen des Umsturzes dachte man von allem Anfang an daran, die Deutschen zur Mitarbeit heranzuziehen. In der Genfer Versammlung der Delegierten des Nationalausschusses wurde der als selbstverständlich ohne Debatte angenommene Vorschlag gemacht, in die Regierung einen deutschen Minister aufzunehmen; in der Demokratie versteht es sich von selbst, daß jede Partei, sobald sie die Politik des Staates und den Staat anerkennt, ein Recht auf Beteiligung an der Staatsverwaltung hat. Ja, sie hat die Pflicht dazu. Mir ist weiter bekannt, daß der Nationalausschuß sich zugleich bemüht hat, unsere Deutschen für sich zu gewinnen und daß mit ihnen verhandelt wurde. Von deutscher Seite wird behauptet, daß am 29. Oktober dem Statthalter Coudenhove angeboten wurde, selbst für die Deutschen Mitglied des Nationalausschusses zu werden. Nicht anders versprach der Nationalausschuß in Brünn dem Militärkommando, zwei Deutsche als Mitglieder zu berufen. Wenn ich mich richtig erinnere, wurde nach dem Umsturz von tschechischer Seite auch die Schaffung eines deutschen Landsmannministeriums angeboten. Dieses Vorgehen der Führer des Umsturzes war gewiß von Versöhnlichkeit, vielleicht auch von politischer Voraussicht diktiert.

Die Geschichte beweist, daß alle Staaten durch Chauvinismus gefallen sind, sei es durch nationalen, sei es durch ständischen, politischen oder religiösen Chauvinismus. Ich erinnere mich jetzt nicht des Namens des modernen portugiesischen Historikers, aus dessen Werk ich in London ausführliche Auszüge gelesen habe: er zeigt sehr überzeugend, wie das Weltreich Portugal durch chauvinistischen Imperialismus gefallen ist. Und was beweist der Fall Österreichs und Ungarns, Preußen-Deutschlands und Rußlands? Wer mit dem Schwert umgeht, geht durch das Schwert zugrunde.

Wir werden das nationale Problem richtig lösen, wenn wir begreifen, daß wir desto nationaler sein werden, je menschlicher wir sind. Und wir werden desto menschlicher sein, je nationaler wir sind. Zwischen Nation und Menschheit, zwischen Nationalität und Internationalität, zwischen Nationalismus und Humanität ist kein solches Verhältnis, daß Menschheit als Ganzes und

Menschlichkeit und Internationalität als extensives und intensives moralisches Streben etwas außer der Nation, gegen die Nation oder über der Nation und der Nationalität wäre. Die Nationen sind die natürlichen Organe der Menschheit.

Durch die Neuordnung Europas, durch die Schaffung der neuen Staaten verliert der Nationalismus seinen negativen Charakter, die unterdrückten Völker sind selbständig geworden. Und gegen einen positiven Nationalismus, der durch intensive Arbeit die Erhöhung seiner Nation anstrebt, kann niemand etwas einwenden. Nicht Liebe zur Nation, sondern der Chauvinismus ist der Feind der Nationen und der Menschheit. Liebe zur Nation bedingt nicht die Nichtliebe zur andern Nation.

Es ist natürlich, daß die Nationalität, die Zugehörigkeit zu einer Nationalität praktisch durch die Sprache bestimmt wird; die Sprache ist gewiß der Ausdruck des nationalen Geistes. Aber sie ist nicht der einzige Ausdruck; seit dem 18. Jahrhundert studiert man das Wesen der Nationalität und kommt zu der Erkenntnis, daß die Nationalität, die Eigenart und der Charakter einer Nation, sich im ganzen geistigen und kulturellen Streben ausdrückt. Daher erfordert heute die bewußte Pflege der Nationalität nicht nur ein sprachliches, sondern ein umfassendes kulturelles Programm, — unsere Literatur und Kunst, unsere Philosophie und Wissenschaft, unsere Gesetzgebung und unser Staat, unsere Politik und Verwaltung, unsere sittliche, religiöse und überhaupt geistige Art muß national sein. Jetzt, da wir die politische Selbständigkeit errungen haben und Herren unseres Schicksals sind, genügt uns nicht ein Nationalitätsprogramm aus der Zeit der nationalen und staatlichen Knechtschaft; damals wurde natürlich das Sprachenprogramm betont, heute muß das nationale Programm gesamt-kulturell sein.\*)

\*) Es ist nicht meine Aufgabe, den verwickelten Begriff des nationalen Charakters zu zerlegen, aber ich will doch vor der Unklarheit und Oberflächlichkeit warnen, mit der so oft über die Sache gesprochen wird. Stammt der Charakter aus der Rasse und was ist eigentlich die Rasse? Was meint man, wenn man z. B. sagt, daß wir diese oder jene Eigenschaft im Blute haben? Ist die Rasse reines, ungemischtes Blut? Was ist nationaler Instinkt, was und wie ist nationales Gefühl? Wieweit ist der nationale Charakter von körperlichen, wieweit von seelischen Eigenschaften abhängig? Unterscheidet sich der nationale Charakter vom individuellen, wodurch und wie? Wandelt sich der nationale wie auch der individuelle Charakter nicht durch Erziehung, Schule, große Erfahrung (einen verlorenen, einen siegreichen Krieg usw.)? Und spricht man zugleich vom slawischen Cha-

Wir haben von der kulturellen Synthese gesprochen, um die es jetzt im gebildeten Europa geht; es ist die Synthese der Kultur-elemente verschiedener Nationen. Mit dieser Synthese kann man gerade in den gemischten Staaten anfangen: die Minderheiten der gebildeten Nationen haben hier eine wichtige und ehrenvolle Aufgabe.

121.

Wie wir nach Demokratie in der Außenpolitik streben werden, so wird Demokratie auch in der Innenpolitik unser Programm sein; wir haben unseren Staat im Namen der demokratischen Freiheit erneuert, — wir werden seine Freiheit nur durch Freiheit und eine immer vollkommenere Freiheit erhalten.

Die Demokratie ist noch nirgends folgerichtig gewürdigt; alle demokratischen Staaten sind bisher nur Versuche mit der Demokratie. Die demokratischen Staaten haben, der eine mehr, der andere weniger, vom Geiste und von den Einrichtungen des alten Regimes, aus dem sie sich entwickelt haben, bewahrt, — auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nach innen und nach außen werden erst die wirklich neuen Staaten, die Staaten der Zukunft beruhen. Nicht nur, daß unser Staat demokratisch sein muß, er kann nicht undemokratisch sein. Beim Vergleich mit Amerika habe ich gesagt, daß wir keine Dynastie haben, keinen nationalen Adel, keine Tradition einer alten, militaristischen Armee und keine politisch so anerkannte Kirche, wie die alten Staaten sie anerkannten, besonders die absolutistischen, zaristischen, theokratischen. Schon darum mußte unser erneuerter Staat eine demokratische Republik werden, und diese Gründe entschieden außer dem positiven Wert der Republik und der Demokratie bei mir über die Form unseres Staates mit. Ich wußte allerdings, daß die Jahrhunderte alte Erziehung und das Beispiel des absolutistischen, rein dynastischen Österreich ihre Folgen hinterlassen haben;

rakter: ist uns klar, welche Eigenschaften allen Slawen gemeinsam sind und wodurch wir uns einer vom andern unterscheiden, der Tscheche vom Russen usw. † Unterscheidet der Katholik sich nicht sehr auffällig vom Protestanten, auch wenn beide gleicher Nationalität sind? Unterscheidet sich der Nordländer nicht vom Südländer usw. † — Ich mache auf all dies immer wieder aufmerksam — auch im „Neuen Europa“ und schon öfter vor dem Kriege, weil wir uns beständig auf das Nationalitätsprinzip und seine politischen Folgen berufen, und zwar nicht immer mit dem gebührenden Vorbehalt.

unser Demokratismus war bisher negativ, er negierte den österreichischen Absolutismus, doch muß er jetzt positiv werden; das, was wir als Ideal verfochten, muß jetzt Wirklichkeit werden. Das wird nicht leicht sein.

Die Demokratie, die die Volkssouveränität verfocht, unterscheidet sich nicht nur graduell, sondern durch ihre ganze Qualität von der Aristokratie, namentlich der monarchischen. Die alten Monarchien waren von Gottes Gnaden, die republikanische Demokratie ist ein Staat aus dem Volk, durch das Volk, fürs Volk; die Demokratie stützt sich nicht wie die alten Monarchien auf die Kirche, sondern ist auf Humanität gegründet.

In der Demokratie kommt es, da sie die Regierung aller für alle darstellt, nicht mehr auf das Herrschen an, sondern auf Verwaltung und Selbstverwaltung und auf die Abstimmung aller staatsschöpferischen Kräfte im Staate aufeinander. Das Ideal der Demokratie wäre direktes Regieren und Verwalten; aber bei der wachsenden Stärke aller Nationen und Staaten kann die Demokratie nur indirekt sein, ausgeübt durch das Parlament, durch die nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählten Vertreter der Staatsbürger. Dieses Parlament und seine Regierung darf nicht zum Herrscher nach alter Art und Weise werden, sondern muß sich stets gut bewußt sein, daß seine Autorität aus der Delegation durch die Wähler stammt.

Die demokratischen Verfassungen führen Volksabstimmungen ein, durch die die allgemeine Demokratie von Zeit zu Zeit, wenigstens in der Gesetzgebung, auch quantitativ zur Geltung kommt. Die Demokratie schützt notwendigerweise den Individualismus, — Freiheit ist das Ziel und das Wesen der Demokratie, diese wurde und wird aus dem modernen Individualismus geboren. Darum stellt die Wahl, die Auslese der Repräsentanten eine Wertung dar; die Demokratie erkennt Qualifikation und Autorität an, nur daß Autorität in der Demokratie nicht politischen und ständischen Vorrang und Privilegien bedeutet, sondern politische und administrative Eignung, fachliche Qualität. Deshalb hat die Demokratie die Aufgabe, bei der Freiheit und Mitverwaltung aller die Autorität der gewählten Führer — nicht Herren! — zu organisieren und zu sichern und diese Führer sich zu erziehen. Die Demokratie ist keine Pauschalgleichheit, die qualitative Unterschiede nicht anerkennt, — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

bedeuten nicht Nivellierung, sondern Individualisierung und daher auch Qualifizierung.

Zur Verwaltung und Leitung des demokratischen Staates gehören administrative Kenntnisse und organisatorische Fähigkeiten, die „e pluribus et multis — unum“ zusammenspielen vermögen; dem muß sich politischer Sinn verbünden, das Verständnis dafür, wohin Nation und Staat nach ihrer und der Welt Entwicklung hinzielen. Überall unterscheidet man bereits zwischen Staatsmann und Politiker.

Demokratie stützt sich auf Wissenschaft und allseitige und allgemeine Bildung. Demokratie ist ein ständiges Streben nach politischer Erziehung und überhaupt nach Erziehung der Bevölkerung. Erziehung ist jedoch in hohem Maße Selbsterziehung, — Schwierigkeiten der Erziehung bereiten uns nicht bloß Kinder, sondern auch Erwachsene, wir selbst.

Mit der sich festigenden Demokratie entstehen überall, auch in den Republiken, die dringenden Probleme, wie die Parlamente einzurichten und zu reformieren seien. Doch nicht allein in technischer Beziehung! Die Institutionen genügen nicht: die Demokratie braucht Persönlichkeiten, die die Verwaltung des Staates lenken, Persönlichkeiten, die schöpferischer politischer Arbeit fähig sind. Heute äußert sich mit dem Parlamentarismus überall, in verschiedenem Grade, Unzufriedenheit, man spricht von seiner Krise; aber die Demokratie kann ohne gewählte Vertreter einfach nicht sein, — die russischen Bolschewiken haben trotz ihrer Abneigung gegen Parlament und Demokratie ihr Parlament und ihre nur anders — undemokratisch — gewählten Parlamente. Die wahre Reform des Parlaments wird durch die Reformierung der Wähler erfolgen, durch ihre politische Bildung und höhere Sittlichkeit.

Doch sind allerlei Änderungen der bisher geltenden Wahlordnungen und dadurch der Parlamente möglich. Diese Änderungen würden auf die Sicherung der politischen Qualifikation der Abgeordneten und die Vereinfachung des parlamentarischen Organismus abzielen. Die Parteien könnten z. B. das Recht erlangen, unter gewissen Umständen einen ihrer Abgeordneten abuberufen und durch einen andern zu ersetzen. Die Parlamente könnten weniger zahlreich sein; bei der Verhältniswahl könnte manche Art gefunden werden, wie die Anzahl der Abge-

ordneten im Verhältnis zur Größe der Parteien zu reduzieren sei, obgleich die größere Anzahl von Abgeordneten das Gute für sich hat, daß der Parlamentarismus in die großen Massen der Wähler getragen wird und das Parlament bzw. die Regierung in engerer Fühlung mit den Wählern ist. Deshalb bleibt die Forderung für jede Form des Parlaments: Bildung und Sittlichkeit der Abgeordneten!

Zur Reform des Parlamentarismus wird sich die der Bürokratie gesellen; die Bürokratie ist in neuer Zeit in hohem Maße das Gerippe des Staates. Die monarchische, zarische Bürokratie war aristokratisch, ein Mittel des Herrschens; die demokratische Bürokratie wird nur administrativ für das Volk wirken. Im alten Österreich spielte der letzte Angestellte der Staatsbahnen gegenüber dem Publikum den Herrn, als ob er durch seinen Dienst Gnaden erweise, — in der Demokratie ist der noch so hohe Beamte selbst ein freier Bürger und ein Arbeiter des Volkes und für das Volk. Das Amtieren darf nicht schleppend sein, die Angelegenheiten und Akten dürfen nicht spät erledigt werden, die Beamten sich vor Verantwortung und Entscheidungen nicht fürchten; überflüssige Schreibereien haben zu entfallen und sind durch mündliche Erledigung zu ersetzen; der ganze staatliche und administrative Apparat wird sich vereinfachen und vereinfachen. Die demokratische Bürokratie wird redlich und rein sein. Schon im alten Österreich redete man lange von der Verwaltungsreform; in der Republik ist diese Reform um so dringender. Die Ersetzung des Adlers durch den Löwen\*) ist noch nicht alles: Demokratie und Republik sind nicht nur die Negierung von Monarchismus und Absolutismus, sondern ein positiver, höherer Zustand der politischen Entwicklung.

Die Demokratie nach außen, in der auswärtigen Politik, beruht auf der freundschaftlichen Organisierung und Festigung der Zwischenstaatlichkeit und Internationalität, sowie auf der organisierten gesamt-kulturellen Zusammenarbeit und Arbeitsteilung der Nationen und Staaten. Allgemeine demokratische Außenpolitik bedeutet allgemeinen Frieden, allgemeine Freiheit.

Oft wird eine neue Diplomatie gefordert. Die ererbte Diplomatie war ja dynastisch. Die neue Diplomatie, die die Staats-

\*) Des österreichischen Wappentieres durch das tschechische.

Anm. d. Übers.

bürger repräsentiert, wird gebildet, ehrenhaft und nicht ständisch sein, ihrem Staate und ihrer Nation ohne Hinterlist gegen die fremden Staaten und die fremden Nationen dienen, wird taktvoll und diskret, aber offen sein. Die Vorstellung, daß die Diplomatie schlaue sein müsse, hat sich überlebt; die Menschen beginnen zu verstehen, daß die Lüge im ganzen Verkehr und Tun des Einzelnen und der Staaten dumm ist und die Verhandlungen überflüssig kompliziert und aufhält. Die Wahrheit ist in allem, auch in der Politik, am praktischsten. Das alte Regime war eine Welt der Illusionen und hatte daher auch eine illusionistische Diplomatie.

Soll die neue Diplomatie die Diplomatie der ganzen Nation sein, so muß sie auch bei der Nation, also beim Parlament, nicht nur beim Staatsoberhaupt akkreditiert sein. Das würde folgerichtig bedeuten, daß der Gesandte im (fremden) Parlament auftreten und dort die Interessen und die Politik seines Staates verfechten würde. Zur Zwischenstaatlichkeit und Internationalität würde sich auf diese Weise wirksam die Interparlamentarität gesellen, die sich mit der Zeit noch ausdehnen läßt.

Dostojewskij hat schön gezeigt, daß die Sehnsucht nach Vereinigung mit den Menschen eine russische und slawische Eigenschaft sei — das Allmenschentum; es ist eine Sehnsucht aller Menschen und Nationen; Mensch und Nation ertragen es nicht, allein zu sein. Wenn ich so oft das Weltmenschentum verkündet habe, so ist es nur ein anderes Wort für die angeborene Sehnsucht und das ihr entsprechende Streben aller Menschen nach allgemeiner Freundschaft und Vereinigung. So wie der Einzelne nicht ohne die Sympathie seiner Umgebung leben kann, so braucht die Nation die Sympathien der anderen Nationen. Die Geschichte reift zur einheitlicheren Organisation der ganzen Menschheit.

Die Internationalität und Zwischenstaatlichkeit befestigt sich durch die Entwicklung der demokratischen Staaten; der Völkerbund ist jetzt die allgemeinste und wichtigste internationale Institution und wird geradezu ein Organ der Internationalität und Zwischenstaatlichkeit. Es gibt bereits eine beträchtliche Reihe von internationalen, wichtigen Institutionen, wie das Rote Kreuz, die Postunion usw.; Statesman's Year Book für 1924 gibt

25 wichtigere Institutionen an, doch gibt es ihrer bereits Hunderte\*).

Der Begriff, Inhalt und Umfang der Staatssouveränität wandelt sich: Der Begriff der Souveränität wurde in der Zeit des im Grunde noch theokratischen Absolutismus nach der Reformation genauer umschrieben, in einer Zeit, da die Staaten infolge Mangels an Verkehrsmitteln und der geringen Dichte der Bevölkerung in sich abgeschlossen und, wie man jetzt zu sagen pflegt, selbstgenügsam waren; heute hat sich die zwischenstaatliche und internationale Wechselbeziehung in solchem Maße entwickelt, daß kein Staat ohne Rücksicht auf die anderen Staaten leben kann. Heute ist der Staat nach innen und außen nur relativ selbständig, denn die Staaten werden voneinander abhängig, die allgemeine Wechselbeziehung nimmt zu und organisiert sich auch rechtlich immer bestimmter und klarer.

Der absolutistische, monarchische Staat, der sich aus der Theokratie entwickelt hatte, eignete sich den theokratischen Begriff der Souveränität im Sinne der Unfehlbarkeit an; die Redensart „the king can do no wrong“ stammt aus dem demokratischen England; im demokratischen Amerika kontrollierte die Staatswissenschaft die Unfehlbarkeit des Staates — im Fortschritt gegen die Unfehlbarkeit der Einzelperson, des Monarchen: auch die Jurisprudenz und die Staatswissenschaft muß sich demokratisieren, d. h. sich der Konstruktionen und Fiktionen des theokratischen Regimes entledigen.

\*) Die Anzahl der internationalen Organisationen Ende 1922 nach dem Handbook of International Organisations:

Landwirtschaft, Handel und Industrie	24
Verkehr und Transport	27
Arbeit	58
Medizin und Hygiene	36
Volkswirtschaft und Finanzen	23
Recht und Verwaltung	34
Kunst und Wissenschaft	76
Humanitarismus, Religion, Moral und Erziehung	84
Sport und Touristik	22
Feminismus	7
Internationale Sprachen	8
Bibliographie	4
Rüstungswesen	2
Allgemeine	32

437

Die echte Demokratie wird nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich und sozial sein.

Das wirtschaftliche Problem ist heute so wichtig, weil Krieg und Revolution den Reichtum und die Vorräte der Nationen vernichtet und einen unorganischen Zustand von wirtschaftlicher Primitivität und des Mangels herbeigeführt haben. Die Krise ganz Europas, ja der ganzen Menschheit zwingt nun zu wirtschaftlichem Wiederaufbau. Aber es ist ein Irrtum, in dieser durch den Krieg verschuldeten Lage einen neuen Grund für den wirtschaftlichen (historischen) Materialismus zu erblicken, als hätten wir nur wirtschaftliche Aufgaben. Gerade der Krieg und die wirtschaftliche und soziale Lage nach dem Kriege beweisen, daß der Hunger, wie Marx richtig sagt, kein Programm sei. In der Krise des Krieges und nach dem Kriege macht eben auch der Sozialismus seine Krise durch.

Das Trachten nach wirtschaftlicher und sozialer Gerechtigkeit ist durch den Krieg nicht schwächer, sondern eher stärker geworden. Dafür zeugt allein schon die Entstehung der neuen Republiken und Demokratien. Die demokratische Gleichheit läßt keinen sozialen Adel zu; aber ich habe schon bei der Besprechung des russischen Bolschewismus gesagt, daß ich die ideale Lösung für die erwünschte wirtschaftliche Gleichheit nicht im Kommunismus sehe. In diesem Stadium der Entwicklung trachtet die Demokratie, das Elend und die größten Kontraste des Reichtums zu beseitigen; sie darf nicht einmal auf dem wirtschaftlichen Gebiete nivellieren, sondern muß qualifizieren.

Der sogenannte Kapitalismus ist nicht so sehr durch seine Produktion zweifelhaft, wie dadurch, daß nichtproduzierende, ja sogar nichtarbeitende Menschen sich unverdient den Ertrag ehrlicher, ermüdender Arbeit aneignen können.

Angefangen von Adam Smith leiten die nationalökonomischen Theoretiker Wirtschaft und Wirtschaftlichkeit vom Egoismus ab; gewiß ist dieser eine mächtige, bewegende Kraft. Aber man vergißt das sachliche Fachinteresse, das die Menschen haben, der eine für dieses, der andere für jenes Fach der Arbeit und der Erzeugung. Der Unternehmer, der Erfinder ist kein Egoist; manche, und gerade die besten, interessieren sich sachlich für ihr Unternehmen, erfinden, organisieren, leiten und vervollkommen

Arbeit und Erzeugung. Der soziale und wirtschaftliche Anarchismus, über den Marx mit Recht klagt, stammt auch daher, daß die Menschen nicht nach ihrer Begabung am rechten Platz stehen. Das gilt freilich allgemein nicht nur für das wirtschaftliche, sondern für alle Gebiete; der Egoismus ist eine Eigenschaft aller Menschen und setzt sich überall durch, aber daneben gibt es eben auch Begabungen für besondere Fächer. Das gilt für Politik usw.

Ich bin nicht gegen die Sozialisierung in manchen Fächern — Sozialisierung, keineswegs nur Verstaatlichung oder Staatsaufsicht —, wie Sozialisierung der Eisenbahnen und überhaupt der Verkehrsmittel, der Wasserstraßen, der Kohle usw.; ich stelle mir eine allmähliche, entwicklungsmäßige Sozialisierung vor, die vorbereitet wird durch die Bildung der Arbeiterschaft und derjenigen, die Erzeugung und Austausch leiten. Dazu bedarf es einer genauen Finanzwirtschaft des Staates und einer genaueren und sachlicheren Kontrolle des ganzen Finanzwesens, namentlich auch der Banken.

Aber vor allem muß die angefangene soziale Gesetzgebung ausgebaut werden, — namentlich die Vervollkommnung und Vereinheitlichung der Sozialversicherung und der Versicherung der Arbeitslosen müssen durchgeführt werden.

Unsere besondere Aufgabe ist die Bodenreform; sie war schon vor dem Krieg eine Forderung aller Parteien. Ich habe gezeigt, wie unser Land dem preußischen Osten ähnlich ist. Eine Hauptursache der Latifundien waren bei uns die Konfiskationen während der Gegenreformation, die von den gewinnsüchtigen Habsburgern und einem fremdländischen Adel vollzogen wurden. Unser Land ist reich, — um so größer ist die Aufgabe unserer Demokratie auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete.

Unsere zweite große besondere Aufgabe besteht darin, uns mit Hilfe des Staates, der Gemeinden und aller sogenannten humanen Einrichtungen um die physische und seelische Gesundheit der Nation zu kümmern; daß in der Republik sofort nicht nur ein Ministerium für soziale Fürsorge, sondern auch ein Ministerium für Gesundheitswesen errichtet wurde, ist gewiß ein Beweis, daß die Repräsentanten des Volkes das nationale Bedürfnis gut erkannt haben. Durch den Krieg, nicht durch die allgemeine Verarmung, sondern auch durch psychophysische Erschöpfung wurde die Lebenskraft der Bevölkerung geschwächt; das bemerkt

man nicht nur bei uns, sondern überall. Aber eine kleine Nation muß ihre Schwächung intensiver empfinden als eine große. Die gewöhnliche Erfahrung und die ärztliche Statistik belehren uns über viele Symptome und Erscheinungen; ich gebe nur die Zahl der Opfer der Tuberkulose an: bei uns sterben jährlich fast sechsmal soviel Menschen an Tuberkulose als in England. Mit uns auf gleicher Stufe befinden sich Frankreich und Serbien, zwei Länder, die durch den Krieg physisch am schwersten gelitten haben.

Diese hohe Sterblichkeit durch Tuberkulose und die schwache Gesundheit überhaupt müssen wir in Verbindung mit unserer großen Selbstmordzahl beurteilen — mit der Tatsache, daß wir, was die Zahl der Selbstmorde betrifft, an vierter, wenn nicht an dritter Stelle stehen.

Gegen die verbreitete Anschauung, daß Gesundheit und lange Lebensdauer durch genügende Mengen und Überfluß an Nahrungsmitteln und überhaupt durch Wohlstand gesichert seien, muß abermals hervorgehoben werden, daß der Mensch nicht allein vom Brot lebt! Wohlstand und Reichtum entscheiden da nicht allein: wir begreifen bereits, daß der Mensch nicht weniger da leidet und laboriert, daß er zuviel ißt, als daran, daß er nicht genug ißt. Physiologen, die die Ernährung studieren, sagen uns, daß die Menschen zuviel Fleisch essen: wir leiden nicht bloß an Alkoholismus, sondern auch an Albuminismus. Es ist kein Paradoxon, daß der zivilisierte Mensch noch nicht essen kann. Die Gesundheit an Leib und Seele wird durch Mäßigkeit und Sittlichkeit bewahrt: der Mensch erhält sich sein Leben und bleibt gesund, wenn er ein Lebensziel, wenn er etwas hat, um das er sich kümmert, wenn er jemanden liebt und wenn er keine Todesfurcht hat. Diese Furcht äußert sich nicht nur in Lebensgefahr (in akuter Gefahr), sondern zu jeder Zeit und in all den kleinen und kleinlichen Sorgen um die Gesundheit: der zivilisierte Mensch sucht fortwährend Glück und Gesundheit, ist aber unglücklich und ungesund. Dieser moderne zivilisierte Mensch ist noch zum Erbarmen kulturlos!

Mit der Gesundheitsfrage hängt die Frage der Auswanderung zusammen. Mit ihr habe ich mich längst vor dem Kriege beim Besuch unserer Kolonien befaßt, und meine letzten Erfahrungen während des Krieges haben mir das Problem noch verdeutlicht. Die Frage der Bevölkerungszunahme ist für jeden Staat wichtig,

für große und kleine Staaten in gleicher Weise. Ein großer Teil der Bevölkerung wanderte von uns und namentlich aus der Slowakei vor allem nach Amerika aus, und der neue Staat wird deshalb dafür sorgen müssen, daß ein vorbildliches Auswanderungsamt errichtet wird, das sich mit der ganzen Auswanderungsfrage sorgfältig beschäftigt. Es handelt sich nicht bloß um die Aufsicht über die Reisen unserer Auswanderer, sondern auch um ihre Belehrung über die Lage in den Ländern, in die sie auswandern, und um die Kontrolle und Leitung des Auswanderungsstromes überhaupt. Die diplomatischen und konsularischen Behörden werden den Einwanderern auch in den neuen Ländern behilflich sein. Mir scheint, daß Italien, das Land der meisten Auswanderer, ein vorbildliches Auswanderungsamt hat; wir werden auch etwas Ähnliches haben müssen.

Die Kulturpolitik wird sich möglichst gewissenhaft dem Gesundheitswesen und der sozialen Fürsorge zu widmen haben; das Ministerium oder das Amt für Gesundheitswesen wird ein wichtiges und neues Verwaltungsgebiet gewinnen.

123.

Die Demokratie, die neue demokratische Republik, erfordert neue Menschen, einen neuen Adam. Der Mensch ist ein Gewohnheitsgeschöpf; wenn wir eine wahre, moderne, folgerichtige Demokratie haben, so müssen wir uns die älteren politischen Gebräuche abgewöhnen, alle Arten und Formen der Gewalttätigkeit. Das vor allem bedeutet auch die Losung: Uns entösterreichern!

Man muß immer betonen: die demokratische Republik besteht nicht nur darin, daß ein Präsident statt des Monarchen da ist, der Unterschied besteht nicht nur in der Staatsform, sondern ist grundsätzlich. Die Demokratie ist die Staatsform der neuzeitlichen Organisation der Gesellschaft, der modernen Weltanschauung, des modernen Menschen; sie ergibt sich aus der ganzen Anschauung von Welt und Leben, einer neuen Anschauung, neu durch den Gesichtswinkel, die neue Methode. Die Anerkennung und Ausübung der Gleichheit aller Staatsbürger, die Zuerkennung der Freiheit an sie alle, das Humanitätsprinzip der Brüderlichkeit nach innen und außen — das ist nicht nur ein politisches, sondern auch ein sittliches Novum.



Ich habe an Rußlands Beispiel gezeigt, wie der politische Anthropomorphismus wirkt. Die Menschen schaffen sich nicht nur religiös, sondern auch politisch ein Ideal der Zukunft, ein irdisches Paradies und einen Himmel, nach sich selbst, d. i. nach ihren Fähigkeiten, guten und bösen Eigenschaften, nach ihren allgemein-gebräuchlichen Sitten. Ein Stück anthropomorphistischer und soziomorphistischer Torheit haben wir jeder und alle politischen Parteien in uns. Der Anthropomorphismus ist im Grunde gewohnheitsmäßiges Tun und Denken. Die Menschen schaffen nicht leicht Neues, in den besten Fällen ändern sie das Alte, und dies möglichst wenig; nicht der schöpferische Verstand, sondern, logisch und noetisch ausgedrückt, die Analogie lenkt die große Mehrzahl der Menschen in Theorie und Praxis. Aber die richtige Philosophie und Wissenschaft verlangt für alle Gebiete, daß die Menschen denken, daß sie die umfangreichsten Erfahrungen (Induktionen) sammeln, daß sie alles, was in Gegenwart und Vergangenheit vorhanden ist, beobachten und vergleichen und daß sie ihre Schlüsse aus der Erfahrung durch weitere Erfahrungen beglaubigen, um nicht durch Folgerungen aus geringer Erfahrung, durch übereilte Folgerungen ins Reich der Phantastik zu geraten. Phantastik ist Kunst; sie unterscheidet sich so in Politik und Praxis von Einbildungskraft, von reiner Einbildung, wie Goethe sie genannt hat. Einbildungskraft ist ein sehr notwendiges Mittel richtigen und genauen Denkens. Genaue Einbildung! Der denkende und bedacht handelnde Mensch ist derjenige, der durch seine Einbildungskraft aus sich heraustreten, frei werden kann von den Verhältnissen, an die er durch Gewohnheit gefesselt ist, derjenige, der sich durch Gefühl und Gedanken in andere Menschen und andere Zeiten versenken, sich in die nationale, europäische, allmenschliche Gesamtheit versenken kann. Nur so kann man Neues schaffen und ein neuer Mensch werden; allerdings wird selbst ein solches Schaffen stets bescheiden bleiben. Wir sind keine Titanen, geschweige denn Götter.

Die bisherige Politik, und vor allem auch der Parlamentarismus, leidet überall an Anthropomorphismus; die große Mehrzahl der politisch tätigen Menschen vermag sich nicht über sich zu erheben, sich nicht aus der Umklammerung des unkritischen Egozentrismus zu befreien. Und da heute die Bürger in der Regel Mitglieder einer Partei sind, macht sich im Parlamentarismus die

Parteilichkeit geltend, identifiziert man das Interesse der Gesamtheit mit dem ausschließlichen Interesse der Parteien, also einiger Personen, mitunter einer einzigen. Die Parlamente sind noch nicht die Vertretung der Nation, des Volkes, der Masse, sondern der Parteien und eigentlich von Koterien, einflußreichen und starken — ich sage nicht: führenden! — Einzelpersonen.

124.

Gegen das große Übel des politischen Anthropomorphismus erhebt die Demokratie die Forderung der politischen Bildung der Staatsbürger und Wähler.

Ich rufe nicht nach Gelehrtheit — Gott bewahre, gewiß nicht nach einseitiger und ausschließlicher Schulbildung. Schulung und Schule sind nötig, aber sie leihen allein keinen Verstand, keine Begabung und keinen politischen Sinn; gute Zeugnisse sind eine schöne Sache, aber ein gesundes und starkes Gehirn ist besser. Mehr als einmal habe ich mich gegen die — ich pflege zu sagen: — Schulmeisterpolitik geäußert: nicht nur Professoren und Lehrer, sondern auch Geistliche, Beamte und alle, die mit der Jugend und mit unselbständigen, eo ipso gehorsamen und keinen Widerstand leistenden Menschen zu tun haben, neigen, wenn sie Abgeordnete und Minister werden, in Amt und Würden gelangen, sehr oft zu absolutistischer, eigensinniger, sonderbarer, kindischer Politik. (Immer wieder der politische Anthropomorphismus!)

Vom demokratischen Gesichtspunkt aus ist die Intelligenzklasse und ihr Verhältnis zu den wirtschaftlich und ständisch bestimmten, große Massen beherrschenden Parteien ein wichtiges politisches Problem. Programmatisch ist das in hohem Maße das Problem der Bourgeoisie und des Liberalismus und ihres Verhältnisses zum Sozialismus und Agrarismus.

Die Intelligenz ist eine ständisch nicht organisierte Klasse, das Produkt und Organ der höheren und höchsten Bildung; heute wird Bildung in den Schulen, vor allem den Hochschulen, geboten. Die Intelligenz ist die Repräsentantin der wissenschaftlichen Fächer, der Philosophie und der sogenannten allgemeinen Bildung; daher spielte sie und spielt eine beträchtliche politische Rolle, besonders ihr publizistischer Teil. Sie stand durch ihre hervorragendsten Vertreter überall gegen den Absolutismus und Theokratismus, wenn auch nicht immer im Vordergrund der

Öffentlichkeit, weil die Haltung der Intelligenz mehr erzieherisch als politisch ist. Ihr Gros, besonders das der akademischen Intelligenz, ist ziemlich konservativ, gewöhnt an ruhige und ungestörte Beschäftigung. Ihr Charakter unterscheidet sich allerdings nach den Ländern und Zeiten.

In allen demokratischen Ländern und namentlich in den aus dem Aristokratismus (Monarchismus) hervorgegangenen Republiken dringen Menschen ohne höhere Schulbildung in die Politik und die Verwaltung des Staates und des öffentlichen Lebens an führende Stellen. Wie die nötige Fachkenntnis, die Fachlichkeit in Regierung, Verwaltung und Parlament, zu wahren ist, bildet ein Problem jeder Demokratie, sobald der Schwerpunkt der politischen Macht im Parlament und daher nach dem Mehrheitsprinzip in den Parteien, vor allem in den großen, den Massenparteien liegt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß, wie ich schon aufmerksam gemacht habe, politischer Sinn, Staatssinn und Staatskunst nicht durch administrative Übung und Schulen erworben werden. Der akademisch Gebildete und der tüchtige Beamte hinkt sehr oft, was die unerläßliche Menschenkenntnis und die praktische Fähigkeit, mit Parteien, dem Parlament und der Regierung zu verhandeln, betrifft, dem erfahrenen Organisator und Parteiführer nach. Im einen wie im andern Falle besteht die Gefahr, daß der Staat hier allzu (anthropomorphistisch) sub specie des Bureaus, dort allzu sub specie der Partei aufgefaßt wird. Die praktische Frage lautet, wie beim parlamentarischen System der Regierung und der Verwaltung die nötige Anzahl von gebildeten Fachleuten zu sichern ist.

Das Problem der Intelligenz enthält das Problem der Halbintelligenz und der Halbbildung überhaupt. Die Halbbildung als Übergangszustand unserer Übergangszeit, des Übergangs von der Demokratie zur Theokratie, ist die eigentliche Geißel der Zeit und der Gesellschaft. Auch in der Politik und namentlich in der Demokratie. (Ich habe auf das Problem in der russischen Verwaltung aufmerksam gemacht.) Daher fällt eben der Demokratie das Problem zu, wie die Halbbildung durch Bildung zu ersetzen sei.

Die Menschen begnügen sich in Theorie und Praxis bereitwillig mit Worten an Stelle von Begriffen und Dingen. Diese Regel ist allgemein, gilt überall, auch in der Politik: Havlíček kämpfte mit Recht gegen die runden Worte in der Politik.

Von dieser Rundheit ist die natürliche Neigung zu allgemeinen Begriffen zu unterscheiden, die durch die Entwicklung des Denkens bedingt wird. Deshalb haben in der Politik besonders die Parteiziele und Programme einen allgemeinen, abstrakten Charakter und sind in hohem Grade unbestimmt. Konkretes Denken ist überall noch selten, und besonders in der Politik. Kollektive Begriffe wie Nation, Menschheit, Staat, Kirche, Masse, Partei, Intelligenz, Bourgeoisie, Proletariat sind der Mehrheit der Menschen unklar, sind ungegliedert. Es bleibt nichts übrig, als die Konkretheit zu erstreben, zu versuchen, sich die Kompliziertheit des allgemeinen Begriffes möglichst konkret vorzustellen. Man muß deshalb vor Schlagworten auf der Hut sein; andererseits darf man nicht vergessen, daß man ohne Schlagworte in der Politik und im praktischen Leben nicht auskommen kann.

Auch die Gesetze sind daher allgemein, abstrakt, rahmenförmig. Sie gewinnen Gegenständlichkeit erst durch die Praxis, durch die Erfahrung. Daher die wichtige Aufgabe der Verwaltung und das Problem, in welchem Maße die ausübende Macht und die Gerichte diese Konkretisierung ausführen, resp. auch die gesetzgebende Macht innehaben sollen neben den gesetzgebenden Körperschaften. Und da sind wir abermals bei der Forderung der Bildung angelangt, der juristischen, politischen und sozialen Bildung und des soziologischen Denkens.

Daher ist die Frage des ganzen Schulwesens, der Volksbildung, der Bildung und Reform der Publizistik, der Bildung der Bureaucratie und nicht zuletzt der politischen Führer ein dringendes Problem der Demokratie. Die Frage: Aristokratismus — Demokratismus äußert sich schon lange Zeit in der Mittelschule als Streit zwischen Klassizismus und Wissenschaft; gegen den Klassizismus wird die Forderung einer mehr praktischen, wirtschaftlichen, nützlicheren Arbeitsschule erhoben. (Ich habe die sogenannte Amerikanisierung gestreift.) Dabei wird die praktische Bedeutung für die Jugend übertrieben; die Schulen haben nicht nur sachliche Bildung und möglichst viel Wissensmaterial zu bieten, sondern müssen auch denken lehren, an Methode und wissenschaftlichen Geist gewöhnen. Darum liegt nicht daran, ob der Schüler vieles, was er gelernt hat, später vergißt; er vergißt in der Zeit des Fachstudiums und der Praxis nicht nur Latein und Griechisch, sondern auch Mathematik und andere

sehr nötige und praktische Kenntnisse. Es kommt darauf an, daß er sich auf seinem besonderen Gebiet leicht orientiert. Allerdings soll die Mittelschule auch allgemeine und gleichfalls schon philosophische Bildung bieten. Das ist für die wünschenswerte Einheitlichkeit der Gesellschaft gerade vom demokratischen Gesichtspunkt aus sehr wichtig. Eine zeitgemäße und eben demokratische Forderung ist die einheitliche Mittelschule.

Die Mängel unseres Schulwesens entsprechen dem Übergangscharakter der Zeit. Alles, was ich als Uneinheitlichkeit, Zwispältigkeit, Halbheit, geistige Anarchie der modernen Zeit ausgesetzt habe, finden wir in der niedersten und der höchsten Schule. Schon lange untersucht man mit Recht den Einfluß der Schule auf die Gesundheit, auf die Nerven; doch geht es nicht allein um physische Einflüsse, sondern ebenfalls um geistige und moralische. Einen besonderen Teil dieser Schulpathologie bildet auch das Problem der Schülerelbstmorde. In der Schule, d. i. in unseren Kindern, spielt sich der Kampf zwischen Staat und Kirche ab, der Kampf zwischen Philosophie und Theologie, der Kampf zwischen Kindern und Vätern, der Kampf um Welt- und Lebensanschauung.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß die Forderung unserer Lehrerschaft beurteilt werden, dem öffentlichen Lehrer eine höhere akademische Bildung angedeihen zu lassen; der Lehrer, der bei seiner ermüdenden Arbeit nach höherer Selbstbildung strebt, empfindet die Unzulänglichkeit seiner Bildung selbst am peinlichsten.

125.

Die Demokratie beruht auf Öffentlichkeit, wie sich das aus dem Grundsatz von Freiheit und Gleichheit ergibt; dadurch unterscheidet sie sich von der Aristokratie. Darum erlangte die sogenannte öffentliche Meinung in neuer Zeit eine so große Wichtigkeit; die Freiheit der öffentlichen Meinung ist eine politische Freiheit, gewiß ihre Bedingung. Da das Parlament nicht beständig tagt, ist die freie öffentliche Meinung — praktisch die Journalistik und insbesondere die Tagespresse — die Fortsetzung und der Ersatz der parlamentarischen Kontrolle. (Das wird als Argument gegen den Parlamentarismus angeführt!)

Die Freiheit der Presse sichert das Recht der Kritik am ganzen staatlichen und öffentlichen Apparat und auch an Personen.

Kritik ist die Voraussetzung und die Methode der Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit; Kritik ist die Voraussetzung und die Methode der demokratischen Politik.

Das Recht der Kritik, der Kritik auf allen Gebieten, ist ein Recht der politischen Initiative, — die Tagespresse hat wirklich das große, wenn auch nicht verbrieftete Recht der allgemeinen Initiative und des Referendums; daher auch ihre große Verantwortung.

Das Verhältnis der Politik zum Journalismus ist so intim, daß beide gleichsam ineinander übergehen; aber es liegt im Interesse der Politik, sich des Unterschiedes gut bewußt zu werden. Die Zeitungen, vor allem die Tagesblätter, werden zu Kristallisationszentren von Richtungen, Fraktionen und Parteien und pflegen überdies ihre besonderen wirtschaftlichen Interessen zu haben; es fragt sich, ob und wie weit das Interesse einer Partei, einer Richtung, einer Fraktion auch das Interesse des Staates bildet. Das Verlangen nach Verbreitung des eigenen Blattes führt leicht zu Demagogie und Parteilichkeit; dazu kommt, daß in der Eile der Arbeit für den Tag, ja oft für die Minute die Genauigkeit des Urteils und der Berichterstattung zu leiden pflegt. Heute denkt man deshalb überall an Reform und Organisation der Journalistik und der Bildung der Journalisten.

Die Pflicht und das Recht der demokratischen Öffentlichkeit beseitigt die Heimlichkeit und Geheimniskrämerei, das Augumentum im weitesten Sinne des Wortes: die Entwicklung und der Fortschritt der Sittlichkeit und des ganzen öffentlichen und privaten Lebens bedeuten die Abgewöhnung von Lüge und Verlogenheit. Es wäre ein langes Kapitel, wollte man die Verlogenheit analysieren, wodurch sie bedingt wird, wie sie sich eingewurzelt hat und wie sie nach und nach durch Wahrhaftigkeit ersetzt wird; hier spielt die ganze Entwicklung der Sittlichkeit, die Entwicklung der Wissenschaft, Philosophie und Kunst mit. Das Schlagwort des literarischen und künstlerischen Realismus „Wahrheit und Wahrhaftigkeit“ ist auch ein Schlagwort der Politik und erwächst aus dem selben geistigen und kulturellen Bedürfnis.

Die Wahrhaftigkeit, ich möchte sagen, die intellektuelle Reinheit der Politik und des ganzen Lebens ist nach Zeiten, Völkern, Kirchen, Ständen usw. verschieden.

Das alte aristokratische Regime kannte die Wahrhaftigkeit nicht, obgleich man gerade der Aristokratie eine besondere Ehrenhaftigkeit zuschreibt. Der staatliche und kirchliche Absolutismus beruhte auf Autorität, auf Heimlichkeit und Geheimniskrämerei und war Unterdrückung des Volkes: „die einzige Waffe des Unfreien ist der Verrat“, charakterisierte Mickiewicz die Wallenrod-Taktik als Mittel gegen den Absolutismus. Aber sich verschwören heißt, den Teufel durch Belzebub vertreiben; gegen den weltlichen und geistlichen Absolutismus ist die Freiheit der Demokratie, die demokratische Öffentlichkeit und Wahrhaftigkeit das richtige Mittel. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß sich z. B. die Türken, verglichen mit den Christen im Orient, durch größere Ehrenhaftigkeit und Offenheit ausgezeichnet haben: der Bedrucker, der Herr, der Gewalthaber bedarf nicht der Lüge, der Waffe des Schwachen, des unterdrückten Sklaven.

Kennzeichnend ist, daß die Politik fast überall noch als die Kunst aufgefaßt wird, jemanden hereinzulegen, zu überlisten, als Schlaumeierei; auch bei uns ist diese Meinung verbreitet.

Ich erwarte von der Demokratie nicht nur in der Politik, sondern auch in der Schule und im ganzen öffentlichen und privaten Leben eine sittliche Erneuerung. Und wiederum heißt es: sich entösterreichern! Der Politiker Beaconsfield fand als Schriftsteller (Disraeli) in England zwei Völker vor, das eine sozial entherbt, das andere herrschend; nun, in jeder Nation gibt es zwei Sprachen, die Wahrhaftigkeit und die Verlogenheit, — Dostojewskij meinte für Rußland, daß man sich bis zur Wahrheit hindurchlügen könne. Ich glaube das weder für Rußland noch für uns.

Das alte Regime wird durch zwei Namen gekennzeichnet, Macchiavelli und Loyola, Zeitgenossen des Reformationsumbruchs: beiden geht es um die Eroberung und Erhaltung der Macht; zu diesem Zweck empfiehlt Macchiavelli geradezu die Gewalttätigkeit jeder Art (die Lüge eingeschlossen). Loyola unterwirft sich vollständig der Autorität des Papstes und gibt durch seine Taktik den Anlaß zur Entwicklung des Jesuitismus, der, um der Kirche Macht und Autorität zu sichern, allzu lax Kompromisse mit dem Gewissen einging und mit dem Macchiavellismus synonym wurde. Erreichung des Zweckes um jeden Preis — das ist ein Grundsatz, aus dem überall und immer die

sittliche Gleichgültigkeit bei Beurteilung der Mittel geboren wird (siehe wiederum Rußland!); die Lüge ist stets leicht bei der Hand als Mittel der trockenen Gewalt, — aber es ist bekannt, daß manche Jesuiten auch vor Blut nicht zurückscheuten, wenn ihnen an der Beseitigung eines ketzerischen oder tyrannischen Herrschers gelegen war.

126.

Wenn ich für die Demokratie Bildung verlange, so verlange ich nicht einseitigen Intellektualismus (ich habe dies schon betont), sondern zugleich sittliche, durch sittliche Ideale beseelte Bildung.

Meine historische und politische Hauptthese lautet, daß die Demokratie sich aus der Theokratie entwickelt hat, die Demokratie den Gegensatz zum Aristokratismus darstellt, der am wirksamsten von der Theokratie organisiert war.

Was bedeutet das? Der primitive Mensch, der Wilde und Barbar war mit seiner natürlichen Gewalttätigkeit und egoistischen Rücksichtslosigkeit gesellschaftlich von Aristokraten (in der Regel monarchischen, absolutistischen) und Geistlichen organisiert — im höheren Stadium der Entwicklung von Staat und Kirche, die zusammenwirkten. (Kněz, im Slawischen der Geistliche, und Kněze, der Fürst). Die Religion hatte das Primat; sie beherrschte das gesamte Leben, alles Denken und Tun des Menschen, und darum waren auch Staatsleben und Politik von der Religion gelenkt. In alter Zeit bestand die Religion hauptsächlich aus dem Glauben an allerlei überirdische Wesen, die ins Menschenleben freundschaftlich oder feindselig eingriffen. Der Mensch genügte sich nicht selber, — die Furcht schuf nicht nur, wie gesagt worden ist, die Götter, sondern auch allerhand menschliche Halbgötter, Könige, Kaiser, Hierarchen und Kirchenfürsten. Im höheren Stadium der Entwicklung wurden verschiedene Priesterkollegien einheitlicher organisiert, die Kirche erstet in gleichem Maße, wie der Polytheismus sich durch den Fortschritt des Denkens zu hierarchischer Einheit wandelt. Analog entwickeln sich die größeren Staaten. Verschiedene Formen der Theokratie bilden sich. Wenn man als Beispiel die Theokratie der Juden oder Ägypter anführt, so darf man den großen Einfluß der Religion und der Priesterschaft auch in Griechenland und in Rom nicht vergessen. In Rom war die Religion eine vorwiegend staatliche Einrichtung.

Aus der Theokratie in Rom und in Griechenland entwickelte sich die mittelalterliche römische und byzantinische Theokratie; im Katholizismus erreichte sie ihren Gipfel, die Einheit ihrer Lehre und ihrer Organisation.

Durch die Reformation zerfiel die große Theokratie in kleinere Theokratien, der Staat erstarkte dadurch; in protestantischen Ländern unterstützte der Staat die Reformation, in den katholischen führte er die Gegenreformation durch, — in beiden Fällen erstarkte er, an Stelle des Kirchenabsolutismus trat der Staatsabsolutismus. Gegen ihn brachen Revolutionen aus, die bis in unsere Zeit dauerten. Durch den Übergang zu Republik und Demokratie wurde der Staat konstitutionell.

Die Demokratie steht mithin historisch und sachlich gegen die Theokratie: daher seit Jahrhunderten dieser beständige, allmähliche Prozeß der Entkirchlichung auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens, am Ende auch in der Religion.

Zu dieser Darlegung muß ich, um Mißverständnissen zuvorzukommen, eine Erklärung anscheinend der Worte hinzufügen. Das Wort Theokratie bedeutet Gottesherrschaft, aber es ist klar, daß die Theokratie praktisch und politisch eine Hierokratie war, eine Herrschaft der Priester; doch solange die Menschen fest an die Offenbarung der Gottheit glaubten, an die Lehre der Priester, an die Gotteslehre, die Theologie, waren sie davon überzeugt, daß die Gottheit über Mensch und Gesellschaft herrsche. Schon der erste große Soziolog Vico sah in der alten Zeit die Epoche der Götter und Heroen, erst auf sie sei die menschliche Epoche gefolgt; die gleiche Erkenntnis sprach Comte aus, als er die erste Zeit der Menschheit theologisch nannte, auf die nach einem Zwischenstadium der Metaphysik die wissenschaftliche neue Zeit (des Positivismus) gefolgt sei. Vicos Unterscheidung zwischen den Zeiten der Götter und Heroen und des Menschen würden wir heute durch den Gegensatz Aristokratismus — Demokratismus ausdrücken; die alte Zeit war aristokratisch, und die Grundlage allen Aristokratismus war der religiöse Aristokratismus, der Aristokratismus der Priester. Er war politisch und administrativ eine Oligarchie, der Monarchismus eine Art der Oligarchie.

Die mittelalterliche Theokratie ist gewiß das Muster und der Gipfel des gesellschaftlichen Aristokratismus und Monarchismus; die Priesterschaft ist eben eine aristokratische Institution, ein

religiöser Aristokratismus, — der Priester unterscheidet sich vom Laien grundsätzlich und graduell: der Papst ist der Stellvertreter Gottes, der absolute, unfehlbare Führer der Priesterhierarchie und durch sie der Laiengesellschaft.

Die Reformation hob die Priesterherrschaft auf und untergrub dadurch den religiösen und politischen Absolutismus, obgleich sie anfangs im Kampfe gegen die Kirche den Staat gestärkt hat.

Der moderne, nachrevolutionäre Mensch wird sich besser über das Wesen der Religion klar. Er begreift vor allem den Unterschied zwischen Religion und Sittlichkeit: er verwirft nicht die Religion, unterscheidet aber in ihr Sittlichkeit und Religion und organisiert auf der Sittlichkeit sein Zusammenleben, da die Sittlichkeit — Liebe, Sympathie, Humanität — der Skepsis nicht so unterliegt wie die theologischen transzendenten Ideen, auf denen die Theokratie errichtet war. Die Entwicklung der Kirche und der Kirchen, die Entwicklung der Theologie und der Philosophie beweist, wie sich die wichtigsten religiösen Ideen gewandelt, wie sie an Kraft verloren haben, während die Grundlagen der Sittlichkeit, das reale Empfinden des Menschen zum Menschen, sich durch keinen Verstand, keine Skepsis entkräften lassen. Siehe Hume! Daher die bemerkenswerte Erscheinung, daß in neuer Zeit die Ethik in allen Ländern gepflegt und vertieft wird, von den Philosophen, den Laien, von Hume und Kant, daß sie die Grundlage der Weltanschauung und damit auch der Politik wird.

Das bedeutet nicht, daß die Religion nicht berechtigt, wünschenswert, notwendig ist; das bedeutet nur, daß der moderne Mensch eine Religion haben will, die mit dem Verstand übereinstimmt, eine freie und individuelle Religion. Die Religion verbindet mächtig die Menschen, aber diese Bindung darf nicht erzwungen, sondern muß frei sein. Der Mensch wurzelt in der Ewigkeit, aber auf Erden verknüpft ihn mit dem Nächsten am sichersten die angeborene Liebe. Darin liegt die Bedeutung des historischen Prozesses der Entkirchlichung in neuer Zeit und besonders der Trennung von Staat und Kirche und all der mannigfaltigen, unzähligen Versuche einer Formulierung des religiösen Problems und der Organisation.

Wenn ich also die Demokratie gegen die Theokratie stelle, so vergesse ich nicht, daß die Demokratie sich entwickelt hat und

sich noch entwickelt und daß es daher verschiedene und mannigfache Grade der Demokratie und des Demokratismus gibt, eine mehr oder weniger republikanische Demokratie (konstitutionelle Monarchie — doch vergleiche man England mit dem ehemaligen Österreich-Ungarn!), eine nichttheokratische, entkirchlichte Demokratie. Die richtigen Elemente im ehemaligen Verhältnis des Staates zur Kirche bleiben in neuer, höherer Form in der Demokratie erhalten; die echte demokratische Politik wird sich auch sub specie aeternitatis bewähren: der geistliche Absolutismus, die verschiedenen Formen des Cäsaropapismus und der weltliche Absolutismus, die die Religion mißbraucht haben, werden durch eine höhere Sittlichkeit, Menschlichkeit und höhere Religion, die auch das ganze öffentliche Leben frei lenkt, überwunden werden — Jesus, nicht Cäsar! Ich sage damit, daß es unsere Aufgabe ist, die Religion und Ethik Jesu zu verwirklichen, seine reine und unbefleckte Religion der Menschlichkeit. In der Liebe zu Gott und zum Nächsten erblickte Jesus alles Gesetz und alle Propheten, die Grundlage der Religion und der Sittlichkeit. Alles übrige ist nebensächlich; der geistliche Absolutismus, der sich mit dem Staate in die weltliche Herrschaft teilte, war böse. Das eben war der Geist des römischen Imperiums: Cäsar legte hohen Wert auf eine nicht nur administrative, sondern auch sittliche und religiöse Reform, ebenso Augustus und seine Nachfolger, aber eine von der Politik, vom Staate diktierte Religion kann den modernen Menschen, den wahren Christen nicht mehr befriedigen. Und darum: Jesus — nicht Cäsar!

Die Reformation war ein Versuch, die Religion Jesu nach der Heiligen Schrift zu verwirklichen. Sie hob die Priesterschaft auf und untergrub dadurch den religiös-kirchlichen und infolgedessen auch politischen Aristokratismus. Die Rechte des Menschen und des Staatsbürgers wurden unter dem direkten Einfluß der Reformation kodifiziert. Ich habe in meinen früheren Arbeiten gezeigt, daß durch die Reformation die Demokratie und der Parlamentarismus positiv gestärkt wurden, die Kirchenverwaltung und ihre Laizisierung in den protestantischen Ländern bereiteten die Gläubigen zur Staatsverwaltung und durch die Erziehung zu religiöser und sittlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Priestern auch zur politischen Verantwortung vor. Das gilt besonders vom Calvinismus, weniger vom Luthertum. In den

katholischen und rechtgläubigen Ländern (Frankreich, Rußland) wurde die Demokratie nur negativ gestärkt, d. i. durch den Widerstand gegen die Kirche und den Absolutismus: diese Länder pflegen politisch und religiös radikaler und revolutionärer zu sein als die protestantischen. Dazu führt der tiefere Gegensatz der kirchlichen Lehre und Sittlichkeit zur Wissenschaft und Laienmoral der neuen Zeit.

Aus dem Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus ergibt sich ein auffallender Unterschied in der Entwicklung der politischen Parteien. In England und Amerika gibt es bisher nur zwei große Parteien, aber eine große Anzahl von Kirchen und Sekten: der Individualismus und Subjektivismus ist dort religiös, kirchlich, — in den katholischen und den halbkatholischen Ländern (in Deutschland) ist die kirchliche Einheit mit Hilfe des Staates erhalten, doch der Individualismus und Subjektivismus äußert sich dafür und lebt sich in den politischen Parteien aus.

Schon in alter Zeit entwickelt sich die Zwischenstaatlichkeit und Internationalität, d. h. die Staaten regeln ihr Verhältnis zueinander durch Verträge, das internationale Recht, der organisierte Internationalismus entsteht. Im römischen Imperium zeigt sich dieser Internationalismus nur im Keime, aber in der mittelalterlichen Theokratie gewinnt er in bemerkenswerter Weise an Kraft, eben durch die Katholizität der christlichen Welt und ihre zentralistische Organisation. Durch die religiöse und politische Revolution und ihre Annahme der Menschen- und Bürgerrechte beginnt die Internationalität immer mehr und mehr rechtlich anerkannt zu werden. Im letzten Jahrhundert gibt es, wie ich schon gezeigt habe, eine ganze Reihe von internationalen wichtigen Verträgen und Institutionen; nach dem Weltkriege fährt man in dieser Richtung fort; Wilson faßte den Völkerbund als Hauptteil des Friedens auf. Das internationale Recht ist eine Frucht der neuen Zeit. (Die historischen Beweise für diese Behauptungen findet der Leser in Jellineks Schrift über den Staat. Ich bemerke, daß bei Jellinek, dem Juristen und Staatswissenschaftler, sehr oft die vereinheitlichende Idee fehlt, doch ist sie, sachlich und methodisch, durch die Erfassung der Theokratie, ihrer Entwicklung und Abwicklung, der allmählichen Entkirchlichung des Staates, des Rechtes und überhaupt der modernen Kultur gegeben.) Der demokratische Staat ist ein neuer Staat. Die Staats-

wissenschaftler definieren und charakterisieren den neuen Staat verschiedentlich; man sagt, er sei konstitutionell (der Konstitutionismus erreichte verschiedene Grade), juristisch, bürokratisch, wirtschaftlich, kulturell; alle Definitionen haben etwas Richtiges an sich. Aber der demokratische Staat ist deshalb ein neuer Staat, weil all sein Zweck und seine Organisation auf einer neuen Weltanschauung, auf der nichttheokratischen Anschauung beruht. Das ist ein Novum. Der neuzeitliche Staat übernahm die Funktionen der Theokratie, vor allem der Kirche, und darum ist er ein neuer Staat; der alte Staat machte sich keine Sorgen um Schule und Bildung, die Kirche leitete und verwaltete die ganze Erziehung der Gesellschaft, während der neue Staat sich Schritt für Schritt des gesamten Schulwesens annahm. Da infolge der Reformation, des Humanismus und der Renaissance eine neue Laienethik und -moral entstand, übernahm der Staat von der Kirche auch die Philanthropie und verwandelte sie in soziale Gesetzgebung. Gegen den neuen Staat war der alte sehr wenig: ich möchte sagen, daß er nicht dachte, — es dachte die Kirche. Wenn die Philosophie (Scholastik) unter der Theokratie die ancilla theologiae war, so war der alte (mittelalterliche) Staat der servus ecclesiae. Infolge der Entkirchlichung mußte der Staat zu denken anfangen; er nahm sich der Funktionen der Kirche an, erweiterte und vermehrte sie. Und darum ist er ein neuer, demokratischer Staat.

127.

Ich kenne die Überlegenheit, mit der die Politiker, namentlich diejenigen, die sich für sehr praktisch und real halten, auf die Forderung der sittlichen Grundlage von Staat und Kirche herabsehen.

Bei der Besprechung der Demokratie in Amerika habe ich Tocqueville erwähnt, der in seinem Buche über die amerikanische Demokratie auch für die Gegenwart die religiöse Grundlage der amerikanischen Republik und dadurch eben ihre sittliche Grundlage hervorhebt: mit Recht — die geschriebene Verfassung, das Parlament, die Bürokratie, die Polizei, die Armee, die Industrie und der Handel, sie alle verbürgen nicht die Demokratie, und kein Staat verbürgt sie, wenn die sittliche Wahrhaftigkeit seiner Bürger und ihre Übereinstimmung wenigstens in den wichtigsten Welt- und Lebensanschauungen fehlen. Bei der Überschätzung der staat-

lichen Organisation, der materiellen und wirtschaftlichen Grundlage des Staates und der Gesellschaft vergißt man leicht, daß die Gesellschaft immer und überall auch auf Ideen und Idealen, auf Sittlichkeit und Weltanschauung beruht hat. Deshalb stützte sich der Staat seit Beginn der geschichtlichen Entwicklung überall auf die sittliche Autorität der Kirche, und daher stammt ja gerade die Theokratie und ihre Entwicklung zur Demokratie.

Was uns betrifft, so müssen wir uns wohl bewußt werden, was es bedeutet, einen neuen Staat aufzubauen. Wir hatten schon längst unsere Dynastie verloren, hatten keinen Staat und keine Armee mehr, der Adel und die Kirche waren dem Volke entfremdet, wir besaßen kein Parlament (die Landtage waren ein schwacher Ersatz), — durch welche Institutionen, welche politischen Ideen ersetzen wir diesen Mangel an politischer und staatlicher Tradition und Autorität, wenn wir unseren erneuerten Staat organisieren? Genügen zur Gründung und Erhaltung eines republikanischen, demokratischen Staates die Bürokratie und die Polizei, genügt überhaupt die zwingende Macht? Genügt ein Parlament, das parteilich und national gespalten ist? In Österreich-Ungarn hatte der Monarch die alte theokratische Tradition und war durch den Glauben an die Gnade Gottes geheiligt (er nannte sich direkt so), die Kirche zitierte für seine und seines Staates Autorität das Gebot des Paulus, die Bürokratie, der Adel und die Armee waren im selben Geiste der Loyalität erzogen — wie beschaffen ist die Autorität unserer jungen Republik? Welche Gründe bestehen für ihre Anerkennung durch die eigenen Bürger und die fremden Nationen und Staaten?

Im ersten Augenblick der allgemeinen Begeisterung über die Eroberung der Selbständigkeit ordneten sich alle Bürger aller Parteien und Richtungen der revolutionären Autorität daheim und im Auslande unter: was geschieht, bis die Werkeltage anbrechen?

Ich unterschätze nicht die äußere Autorität des Staates, ich stimme da mit unserem Chelčický nicht überein, doch kann ich den Staat und seine Macht nicht überschätzen, nicht vergöttern; als ich mich dem Amte des Präsidenten verpflichtete, war ich mir meiner näheren täglichen Aufgaben in der Verwaltung des Staates bewußt, aber ich war mir auch klar darüber, daß Staat und Politik ohne sittliche Grundlage nicht bestehen können. „... dieweil wir ein solch Amt haben, nach dem uns Barmherzig-

keit widerfahren ist, so werden wir nicht müde, sondern meiden auch heimliche Schande, und gehen nicht mit Schalkheit um, fälschen auch nicht Gottes Wort, sondern mit Offenbarung der Wahrheit beweisen wir uns wohl an aller Menschen Gewissen vor Gott.“ (II. Kor. 4, 1/2.) — Das ist das Programm der Republik und Demokratie *sub specie aeternitatis*.

Die sittliche Grundlage aller Politik ist die Humanität — und die Humanität ist ein internationales Programm.

Humanität ist ein neues Wort für das ältere Wort Nächstenliebe. Das Wort Liebe wird heute unter dem Einfluß der Literatur hauptsächlich für die wichtige Frage des Verhältnisses der beiden Geschlechter zueinander benützt, der moderne Mensch scheut irgendwie davor zurück, den Begriff der offiziellen Religion zu benützen. Deshalb bürgerte sich in der Philosophie, schon allgemein im 18. Jahrhundert, das Wort Humanität oder Sympathie, später Altruismus ein. Dazu führte der vorangegangene Humanismus und sein Ideal der Humanität. (Es gibt einen Unterschied zwischen Humanismus und Humanitismus!) In Wirklichkeit ist die Humanität nichts als Nächstenliebe, aber der Grundsatz ist gemäß den neuen Verhältnissen, vor allem auch den politischen und sozialen, formuliert.

Der Humanitismus ist kein Sentimentalismus; auch Jesus verlangt, den Nächsten wie sich selbst zu lieben. Der Mensch ist gewiß von Natur aus ein Egoist; aber man fragt sich, ob er nur ein Egoist ist oder ob er für den Nächsten auch ein Gefühl der Sympathie oder Liebe empfindet, und zwar ein unmittelbares, direktes Gefühl, nicht wieder eines aus egoistischen Gründen. Die psychologische Analyse belehrt mich, daß der Mensch zum Nächsten unmittelbare, uneigennützig, unegoistische Liebe empfindet. (Ich habe Humes Ethik übersetzt, gerade sie zur Stärkung dieser Erkenntnis.) Der Egoismus ist vielleicht stärker; daraus ergibt sich die Forderung, die angeborene Liebe zu den Menschen bewußt zu kräftigen und zu veredeln. Die Erfahrung lehrt uns, daß die Liebe zu den Menschen sich am Ende bezahlt macht (ein egoistischer Grund); die Liebe und die daraus sich ergebende Gesellschaftsordnung des Normalmenschen befriedigt am besten.

Das Gebot der Liebe besagt nicht, daß wir den Egoismus vollständig unterdrücken sollen. Aber so wie wir die Liebe pflegen

müssen, so müssen wir den Egoismus pflegen; denn es gibt einen Unterschied zwischen Egoismus und Egoismus; es gibt nicht nur einen klugen und weisen Egoismus, sondern auch einen törichten und sehr törichten, der den Menschen nicht weniger, sondern mehr schadet, als törichte Humanität. Bloße Schlaueheit lohnt sich am Ende nicht.

Es ist ganz unrichtig zu behaupten, daß der Humanitismus in lauter Gefühlen und Empfindlichkeiten ertrinkt; der Humanitismus erfordert im Gegenteil Vernünftigkeit, praktische Begabung. Indem ich — wie ich schon oft genug gesagt habe! — die Bedeutung und in gewissem Sinne auch den Vorrang des Gefühles anerkenne, betone ich die Vernünftigkeit und verlange Bildung, Aufklärung, Wissenschaft und Gelehrtheit. Ich verlange mit Dante: *Luce intellettuale piena d'amore*. Die Engländer und Amerikaner sagen: „Liebe mich ein wenig, aber lange“ — eine hübsche, praktische Lehre.

Man hat auch gesagt, daß wir auch den Feind lieben sollen, und viele erblicken in diesem Gebot den eigentlichen Sinn der Nächstenliebe. Gewiß kann man den Feind lieben; solange die Menschen nicht zu dieser sittlichen Höhe emporwachsen, werden sie sich an das praktische und menschliche Gebot halten, gegen den Feind gerecht zu sein.

Der Begriff des Egoismus ist vielen ziemlich unklar. Wenn jemand sich um sich und vor allem um sich, seine Familie, die ihm nahestehenden Menschen, sein Volk kümmert, so ist das nicht immer Egoismus; wirksame Arbeit ist am möglichsten dort, wo sich eben die Energie am leichtesten und beständig durchsetzen kann. Sich selbst hat man, wenn ich so sagen kann, stets bei sich und kann für sich und an sich selbst arbeiten. Deshalb nützen sich die Menschen nicht bloß am meisten, sondern schaden sich auch. Deshalb wird ein vernünftiger Mensch für diejenigen arbeiten, die er durch seinen Einfluß erreicht — die Liebe muß Arbeit für den Geliebten sein; sentimentales Herumschweifen in der ganzen Welt ist keine Humanität, im Gegenteil, Energie, die aus Begabung entspringt, Fachkundigkeit, Besessenheit durch eine Idee — der Eros des Plato — sind kein Egoismus.

Wer ist unser Nächster? Schon die Juden hatten das Gebot, den Nächsten zu lieben, aber sie verstanden darunter den Landsmann — Jesus und seine Anhänger haben den Begriff auch auf



die andersstämmigen Menschen erweitert. Im Mittelalter kräftigt sich, wie soeben gezeigt wurde, und dann in der neuen Zeit im Sinne der Humanität die Zwischenstaatlichkeit und Internationalität, wir nehmen den humanitären Grundsatz nicht allein intensiv (ethisch), sondern auch extensiv (politisch und rechtlich) an, das ist: bei aller Liebe zum eigenen Volke verurteilen wir den nationalen Chauvinismus und halten das Ideal der Zwischenstaatlichkeit und Internationalität aufrecht, das Bestreben, Europa, die ganze Menschheit möglichst einheitlich zu organisieren. Wir verlangen Weltpolitik. Die Internationalität fassen wir nicht national, antinational, übernational auf; wir werden doch nicht in unwirksamer Liebe zu einem Volke irgendwo hinten in Asien zerfließen — die Menschheit ist uns kein abstrakter, sondern ein konkreter, praktischer Begriff. Das bedeutet, daß es keine Internationalität ohne Nationalität gibt und geben kann, die Menschheit ist eine Organisation von Nationen. Ich habe schon gesagt und wiederhole: je nationaler, desto menschlicher, je menschlicher, desto nationaler; Humanität fordert positive Liebe zu Volk und Vaterland, sie verwirft den Haß gegen andere Nationen.

Humanität ist nicht identisch mit Pazifismus um jeden Preis, mit passivem Pazifismus. Der Verteidigungskrieg ist sittlich erlaubt und notwendig; Humanität schließt nur den Angriffskrieg aus, sie ist gegen die Gewalt; aber Humanität ist nicht für Passivität, sondern im Gegenteil, für Aktivität, für möglichst wirksame Energie — Humanität soll nicht bloß ein Wort und auf dem Papier sein, sondern Tat und beständige Tat.

Es ist schließlich unrichtig, zwischen großer und kleiner Moral so zu unterscheiden, als ob der Politiker sich im Interesse des Staates um die sittlichen Vorschriften nicht kümmern müsse und solle. Die Sache ist in Wirklichkeit so, daß ein Mensch, der z. B. im politischen Leben lügt und betrügt, auch im privaten Leben lügt und betrügt, und umgekehrt; nur ein anständiger Mensch wird immer und in allem anständig sein. Havlíček hat richtig geurteilt, als er zwischen privater und politischer Moral keinen Unterschied machte. Ohne allgemeine Anerkennung der sittlichen Grundlagen von Staat und Politik kann man keinen Staat, keine gesellschaftliche Organisation verwalten; kein Staat wird sich erhalten, der die allmenschlichen Grundlagen der Sittlichkeit verletzt. Staat und Gesetz schöpfen ihre Autorität aus der all-

gemeinen Anerkennung der sittlichen Prinzipien und aus der allgemeinen Übereinstimmung der Staatsbürger in den wichtigsten Lebens- und Weltanschauungen. Ich wiederhole und betone: Die Demokratie ist nicht nur eine staatliche und administrative Form, sondern eine Lebens- und Weltanschauung.

Die Grundlage des Staates ist, das haben schon Griechen und Römer verkündet, die Gerechtigkeit, und die Gerechtigkeit ist die Arithmetik der Liebe. Der Staat erweitert durch das gepflogene und geschriebene Gesetz das Gebot der Liebe allmählich auf alle praktischen Verhältnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens und erzwingt nach Bedarf seine Verwirklichung durch die Macht (nicht durch Gewalt! wie bei der Analyse der deutsch-preußischen Rechtsanschauung gezeigt worden ist). Daher stammt der alte Streit um den Wert von Sittlichkeit und Gesetz, — das Gesetz, das Recht hat, obgleich sittliches Minimum, durch seine Bestimmtheit und praktische Eignung so große Wichtigkeit. Der Staat verwirklicht das ethische Maximum — das Ideal — praktisch durch das ethische Minimum, das Recht; aber dieses Minimum nähert sich durch die Entwicklung der Menschheit immer mehr dem Ideal.

Griechen und Römer erblickten die sittliche Grundlage allen Rechtes im Naturrecht; diese Lehre wurde von der mittelalterlichen Kirche gemäß dem theokratischen Grundsatz vertieft. Durch den Fall der Theokratie in neuer Zeit wurde die Lehre vom Naturrecht nicht aufgehoben, aber verändert. Wir formulieren heute das sogenannte Naturrecht ethisch, humanitär, nicht religiös wie das Mittelalter und die Griechen. (Schon Herakleitos sagt, daß Menschenrecht durch Gottesrecht lebe).

Für den Kenner der Probleme und Streitfragen in der Philosophie und der Rechtswissenschaft formuliere ich meine Ansicht dahin kurz, daß das ethische Prinzip nicht formal, sondern sachlich bestimmt werden kann. Der kategorische Imperativ Kants z. B. ist unrichtig. Dieser Standpunkt hat auch für die Politik, die Staatswissenschaft und das Recht seine grundsätzliche Wichtigkeit; ich lehne alle Versuche ab, Staat, Gesetz, Recht und Politik von der Ethik in dem Sinne loszulösen, daß Staat und Recht ihren Ursprung, ihre Rechtfertigung und ihr ausserethisches und unethisches Ziel in irgendeiner Notwendigkeit und Absolutheit haben, die aus dem bloßen gesellschaftlichen Zusammenleben ent-

springt. Begrifflich muß man Sittlichkeit und Recht (Gesetz) allerdings unterscheiden und trennen, und der Unterschied ist auch durch die historische Entwicklung gegeben; soweit die Sittlichkeit religiös sanktioniert war und ist, indem sie eben einen wesentlichen Bestandteil der Religion darstellt, wird auch das Recht (das Gesetz) durch die Trennung von Staat und Kirche und die Verselbständigung des Staates selbständig. Die Juristen pflegen die Gründe dieser Selbständigkeit des Staates und seiner Gesetze in irgendwelchen unethischen Prinzipien zu suchen, da sie sich nicht bewußt sind, daß sie immer noch mit alten theokratischen Begriffen operieren, die nur eine neue Formulierung erhalten haben. Ich stehe hier bewußt im Gegensatz zu den neuzeitlichen Versuchen, die Sanktion von Staat und Recht in irgendeinem normativen, nichtethischen Prinzip festzusetzen; die methodische Forderung „*entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem*“ gilt auch für Staats- und Rechtswissenschaft: der Staat ist die Organisation eines naturgegebenen Zusammenwirkens. Ich erblicke gerade darin die Reste des Theokratismus, der auf eine fiktive begriffliche Entität reduziert wird durch juristische Abstraktion und eine Scholastik, die bisher nach dem Muster der Theologie arbeitet.

128.

Wenn wir über die Grundlagen von Staat und Politik sprechen, mag auf den Zusammenhang von Staat und Kirche mit Kunst und Ästhetik hingewiesen werden; über das Verhältnis des Wahren, Guten und Schönen werden in der Philosophie längst abstrakte Betrachtungen angestellt, doch uns interessiert das konkretere Verhältnis des Schönen zum politischen Guten. Ist Sittlichkeit die Grundlage der Politik, so berührt die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Schönheit und Sittlichkeit (dem Guten) auch die Politik.

Die Einrichtung der Gesellschaft wird auch künstlerisch, ästhetisch beurteilt; man pflegt bildlich nicht nur von Staatsapparat oder Staatsmaschinerie zu sprechen, sondern auch vom Bau und von der Architektur des Staates usw. Die Forderung politischer und sozialer Harmonie birgt ein künstlerisches Element in sich. Dostojewskij geißelt mit Recht Iwans ästhetischen Widerwillen gegen Elend und Armut, aber seine Satire trifft de facto nur die Einseitigkeit und die Übertreibung.

Über ein Gebiet der Kunst und Schönheit und seinen Zusammenhang mit der Politik haben bereits die Griechen konkrete Betrachtungen angestellt: über die Redekunst in der Politik. Ein guter Redner wird bisher ziemlich allgemein für einen guten Politiker gehalten: wenn Beredsamkeit und rhetorische Kunst sich mehr mit Demagogie als mit Politik verbinden, so dürfen wir nicht vergessen, daß auch Demagogie Politik ist; wo beginnt Demagogie und wo hört Politik auf? Und wenn wiederum schon die Griechen Demagogie von Demokratie nicht genau unterschieden und wenn der Demokratie bisher Demagogie vorgeworfen wird, so möchte ich wissen, ob die Könige und die Kaiser von Gottes Gnaden sich dieser Demagogie nicht gleichfalls be-dient haben.

Es gibt Schriften genug, die sich mit Demagogie beschäftigen, aber die Autoren hängen zumeist allzu sehr an den überkommenen aristokratischen Formen und verurteilen die gesunde Volkstümlichkeit, die sich in politischer Agitation und in der Redeweise äußert. Ich habe selbst die Vorurteile des Intellektuellen, der an den akademischen und theokratischen Kothurn gewöhnt ist, in mir überwinden müssen. Ich forschte in der Geschichte der politischen Redekunst nach und fand, daß insbesondere die französische Revolution den gesprochenen und geschriebenen politischen Stil vermenschlicht hat. Es kamen Übertreibungen vor, doch auf beiden Seiten. Mich interessierten auch die Prediger und die verschiedenen Arten von Predigten; ich stieß u. a. (Santa Clara stammt aus älterer, derber Zeit) auf den Londoner Prediger Spurgeon; seine Gegner nannten ihn einen Demagogen, aber er richtete sich nach dem Grundsatz, daß er sich ohne Scheu in der Kirche auf den Kopf stellen wolle, wenn er damit nur eine Seele gewinne. Eine gewiß gefährliche Regel, doch auch das Problem der Demokratie ist ein Problem, wie wahre und, sagen wir, edle Menschlichkeit in der Politik und der Staatsverwaltung durchzusetzen sei; ein stärkeres Wort an richtiger Stelle und zur rechten Zeit schreckt nur nervöse, dekadente Ästheten ab. Ein gutes Wort, heißt es, ist auch eine Tat — wie denn auch nicht! Was ist denn die ganze Literatur? Das gute Wort kann gar nicht verloren gehen, es ist, als unterliege es dem Gesetz der Erhaltung der Energie — Plato, Jesus und all die großen geistigen Führer sprechen stets zu uns. . . .

Die Gedanken der Staatsmänner und vor allem der Gesetzgeber müssen durch treffende Worte ausgedrückt sein; der politische, gesetzgeberische, militärische Stil hat große Wichtigkeit, und da hilft die Kunst der Politik sehr ausgiebig. Ich vergesse dabei keineswegs die Bureaukratie, — ein guter Schriff der bureaukratischen Sprache wird nicht nur vom grammatischen, sondern auch vom ästhetischen Standpunkt eine sehr wertvolle Bereicherung der demokratischen Politik und Verwaltung sein. Besonders bei uns!

Hierher gehört auch die künstlerische Gestaltung des demokratischen Staatssymbolismus und Zeremoniells. Das ist ein sehr wichtiges Kapitel, das viel zu denken gibt! Wie soll man z. B. die Prager Burg, einen rein monarchischen Bau, in ein demokratisches Gebäude verwandeln; da ist über einen demokratischen Garten und Park usw. nachzudenken, lauter Probleme, die die besten künstlerischen Köpfe interessieren sollten. Die Zeremonie ist der optische und überhaupt sinnfällige Ausdruck einer Idee und hat eben dadurch große lehrhafte und erzieherische Bedeutung.

Mich hat seit jeher der Zusammenhang von Politik, Staatskunst und Poesie interessiert (ich verweise darauf, was ich über die Versammlung mit Paderewski erzählt habe), die Dichter sind bei allen Nationen die Schöpfer und Hüter der nationalen und auch politischen Ideale. Ich für meine Person habe wenigstens bewußt durch die beste Poesie meine Einbildungskraft verfeinert und als Anhänger des künstlerischen Realismus nach der exakten Phantasie Goethes gestrebt. Ohne Einbildungskraft (Phantasie, nicht Phantastik!) ist keine großzügige, weltumfassende Politik und keine schöpferische Politik möglich; der Staatsmann ist wie der Dichter ποιητής — Schaffender, Schöpfer.

129.

Die echte Demokratie verlangt von jedem Bürger das lebendige Interesse an den öffentlichen Dingen und am Staate; wie die Kirche von den Gläubigen lebendigen Glauben verlangt, so verlangt der demokratische Staat von den Bürgern das lebendige politische Interesse. Im alten Österreich haben wir alle, der eine mehr, der andere weniger, den Staat bekämpft und uns am Ende mit der Resolution zufrieden gegeben: „Die k. k. Regierung wird

aufgefordert“ usw. Das heißt, wir haben die Verwaltung des Staates unseren Herren überlassen und uns untereinander lustig gezankt, eine Partei hat mit der andern gestritten. Deren, die daran dachten, Volk und Parteien trotz der Opposition zu richtiger Staatlichkeit und aktiver Teilnahme am Staatsleben zu erziehen, gab es wenige; die Beteiligung an der Regierung wurde als Verrat betrachtet, weil wir im Staate unseren Feind gesehen haben. Jetzt haben wir unseren Staat: haben wir für ihn Menschen und Parteien genug mit dem nötigen Staatsbewußtsein? Haben wir Menschen genug, die ein lebendiges, sachliches Interesse am Staate haben, sich von der Verneinung des Staates befreien können, an die sie sich in Österreich gewöhnt haben, die einen neuen Staat und seine Verwaltung positiv zu erschaffen vermögen? (Immer wieder der Fall des gefährlichen Anthropomorphismus!)

Im alten Staate wurde die Anerkennung des Absolutismus der herrschenden Aristokratie und Bureaukratie verlangt, der Gehorsam des Volkes; die Demokratie verlangt Interesse und Sinn für Verwaltung und Politik des Staates von allen Staatsbürgern. In der Demokratie ist nicht einer, sondern jeder und alle der Staat; Staatssinn bedeutet Interesse nicht nur für sich und einen engen Kreis, bedeutet den Verzicht auf politischen Indifferentismus, der im absolutistischen Staate so verbreitet war und sozusagen sein Wesen bildet. Ohne dieses Interesse für den Staat wird die Republik de facto ein aristokratischer, bureaukratischer Staat, der Staat einer Minderheit, — die Form allein entscheidet nicht über das Wesen des Staates.

Die Demokratie ist in ihrem Wesen gegen jeglichen Anarchismus (Astatismus), ob es nun Anarchismus aus politischem Radikalismus oder aus politischer Antipathie sei. Auch der Anarchismus vieler anständigen Menschen wie derjenige Tolstojs ist eigentlich ein Kind des Absolutismus, der die Menschen von der Politik und dem Staate abgebracht hat.

Den Unterschied zwischen Anarchismus und Demokratismus müssen wir uns gut klar machen.

Der Anarchismus tritt gegen die Demokratie im Namen der Freiheit, dieser Grundidee der Demokratie, auf; die Einen beweisen, der Staat sei eine vorübergehende Einrichtung, zu Beginn der geschichtlichen Entwicklung habe es keinen Staat gegeben,

er sei später entstanden und werde wieder verschwinden. Diese Anschauung wurde von Marx und Engels eingehender durchgearbeitet, und gegenwärtig spielen die Kommunisten sie gegen die Sozialdemokratie aus. Andere verwerfen den Staat in jeder Form, da er eo ipso unnatürlich und gewaltsam sei, die Freiheit unterdrücke. Hierher gehört der Anarchismus aus überspanntem, in Solipsismus gesteigertem Individualismus, — der Staat steht dem Titan im Wege, er ist des Titans unwürdig. Es gibt ferner einen, wie man sagt, religiösen, ethischen Anarchismus: den Anarchismus Chelčickýs, Tolstojs.

Gegen den Anarchismus in allen Formen verteidige ich konsequent die Demokratie. Jeder Mensch sehnt sich ganz natürlich nach Freiheit, und der Staat soll diese Sehnsucht achten; aber ich schöpfe aus der Geschichte die Erkenntnis, daß die Gesellschaft immer staatlich organisiert war. Das gesellschaftliche Zusammenleben und Zusammenwirken waren stets organisiert; die Einzelmenschen waren immer und sind, mehr oder weniger bewußt, als Gesamtheit untereinander irgendwie verbunden. Diese Organisation kann entweder durch Gewalt (aus Herrschsucht usw.) vollzogen werden oder durch gegenseitiges Einvernehmen aus gesellschaftlichem Bedürfnis, Sympathie und vernünftiger Erwägung. Die Geschichte lehrt uns, daß die Organisation der Gesellschaft in älteren Zeiten in hohem Maße aus der Herrschsucht und Gewalt starker und geschickter Führer entstanden ist, daß die Staaten militärischen Charakter hatten, daß die Armee Keim und Stütze des Staates war; aber nicht ganz, — selbst die primitiven Staaten entstanden auch aus sittlichen und Verstandesgründen. Zu Beginn gab es keinen Rousseauschen Gesellschaftsvertrag, es sei denn im Keime; erst nachträglich vervollkommnete er sich durch die Entwicklung der Bildung. Gegen die Ansicht, der Staat sei nur aus Gewalt entstanden, spricht auch der religiöse Einfluß gleich auf der primitiven Stufe der Gesellschaft; diese Gesellschaft war, wenn auch primitiv, theokratisch organisiert. Eine noch so primitive Religion enthält ein sittliches Element. Die ursprüngliche Gesellschaft war keine Demokratie, sondern Aristokratie und monarchischer Absolutismus; aber ein einziger Führer würde, und wäre er noch so stark, niemals allein und nur aus eigener Macht einen Staat schaffen, wenn die gesellschaftliche Gesamtheit ihm nicht irgendwie zustimmte. Es wäre ein Fehler,

Ursprung und Wesen des Staates unangemessen zu idealisieren, wie es viele seiner Verteidiger bisher tun.

Hier will ich noch daran erinnern, daß ich auch die sogenannte patriarchalische Theorie ablehne, als sei der Staat als natürliche Erweiterung der Familie entstanden und sei dadurch eo ipso berechtigt und gut. Diese Theorie wird häufig von slawischen Politikern und Theoretikern vertreten. Der Staat hat mit der Familie nichts Gemeinsames, er ist aus anderen Kräften entstanden als die Familie: der Staat ist nur ein Organisator des gesellschaftlichen Zusammenlebens, und das ist im Wesen etwas anderes als das Zusammenleben der Familie. Neue Studien an primitiven Völkern bestätigen diese Anschauung sehr überzeugend. Schon Aristoteles sagt, der Mensch sei von Natur aus ein politisches Geschöpf: unter den Kräften, die diese „Natürlichkeit“ geschaffen haben und mit der von Theoretikern *ex post* der Staat erklärt wird, waren seit Anbeginn auch Verstandeserwägungen.

Der Staat und sein Entstehen ändert sich je nach Zeit und Umständen, und es ändern sich auch die Funktionen des Staates. Manchmal reißt z. B. ein Stand oder eine Gesellschaftsklasse die Macht an sich und nützt den Staat für ihre Zwecke aus; ein anderes Mal beschäftigen speziell wirtschaftliche oder kulturelle Verhältnisse am meisten die Staatsverwaltung und geben ihr das Gepräge. Immer trachtet sich der Staat, in concreto die den Staat verwaltenden Personen auf die mächtigen und mächtigsten Gesellschaftskräfte zu stützen: auf Religion, Wissenschaft, die Finanzen usw. Mitunter geschieht es auch, daß eine starke Persönlichkeit sich die Staatsmacht aneignet. Das alles ist Mißbrauch des Staates. Überhaupt ist die Geschichte des Staates ein Beweis für seine Unvollkommenheit, doch daraus folgt nicht der Anarchismus (Astatismus), wie z. B. aus der Unvollkommenheit des Schulwesens nicht der Analphabetismus folgt. Das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen ist nicht möglich, wenn es keine zentrale, zentralisierende und kontrollierende Autorität gibt; will das jemand anders benennen als mit dem Worte Staat, so mag er das tun, aber das ist dann eine Frage der Philologie, nicht der Sache: ich weiß, daß die Philologie — die runden Worte — in der Politik eine große Rolle spielen!

Eine gewisse Neigung zum Anarchismus entwickelte sich bei uns dadurch, daß wir, da wir keinen eigenen Staat besaßen, uns national organisiert und die Nation über und vor den Staat gestellt haben. Aus Kollár klingt Herders Ansicht heraus, der Staat sei eine künstliche, die Nation eine natürliche Organisation. Darin liegt insofern viel Wahrheit, als die staatliche Organisation enger ist und nicht alles Leben einer jeden Nation umfaßt und umfassen kann, obgleich sie die zentralisierende Kontrolle des ganzen nationalen Lebens zu erlangen trachtet.

Der Staat, auch der demokratische Staat, ist keine göttliche, allwissende und allvermögende Einrichtung, wie Hegel sich das vorgestellt hat; er ist eine menschliche Einrichtung, mitunter eine sehr menschliche, mit allen Schwächen, doch auch Vollkommenheiten der Menschen, die ihn organisiert haben und ihn leiten. Der Staat ist nicht so schlecht und unvernünftig, wie die Anarchisten es sagen, doch ist er auch nicht so schön und gut, wie die Offiziösen ihn preisen, — im Ganzen ist er verhältnismäßig nicht schlimmer als andere Menschenwerke. Er ist notwendig.

Dasselbe gilt von den Gesetzen. Das Gesetz ist die Kodifizierung der Regeln der Staatsverwaltung. In dieser Verwaltung ist vieles, was sich einfach aus der Staatsmaschinerie ergibt, rein technisch. Aber das Gesetz hat auch sittliche Bedeutung, überall wird vom Staat und von seinem Gesetz Gerechtigkeit und Recht verlangt. Das Recht hat seine Grundlage, seine Sicherheit und seinen Schutz in der Sittlichkeit, d. i. in der Humanität, in der Menschlichkeit. Ich lehne die pangermanistische Lehre ab, das Recht sei durch die Macht geschaffen worden, wenn der Begriff Macht mit dem Begriff Gewalt identifiziert wird.

Wird vom demokratischen Standpunkt aus vom Staate so wenig wie möglich verlangt, so akzeptiere ich das in dem Sinne, daß die Demokratie ihrem Wesen nach von jedem Staatsbürger Sinn für Staat, Verwaltung, Gesetz erwartet. Die Demokratie beruht auf Individualismus, aber dieser bedeutet nicht Willkür, sondern das Streben nach starker Individualisierung nicht nur seiner selbst, sondern auch der anderen Staatsbürger. Die Demokratie ist Selbstverwaltung, und sich selbst verwalten heißt sich selbst in der Gewalt haben, — die Selbstverwaltung beginnt bei sich. Blicken wir nach England: warum besteht dort eine verhältnismäßig anständige Demokratie trotz Aristokratie und Mon-

archie? Darum, weil die Staatsbürger Interesse am Staate haben, administrativ und politisch nicht gleichgültig sind, weil sie einen starken Individualismus entfalten. Ich habe darauf hingewiesen, daß sich dieser Individualismus kirchlich und religiös entwickelt hat. Der englische Bürger hilft sich nach Möglichkeit selbst, und daher hilft ihm auch der Staat; der englische Bürger ruft nicht bei jeder Kleinigkeit und Dummheit nach der Polizei. In England ist Autonomie Selbstverwaltung, Selbstbewältigung.

Die Demokratie ist nur bei diesem allgemeinen lebendigen Interesse am Staat, seiner Entwicklung und fortwährenden Vervollkommnung möglich; die Demokratie ist das Naturrecht der Initiative auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, ob nun das Recht formell Gesetz geworden ist oder nicht. Im freien Staate ist es dies de facto.

Oft wird jetzt das Organisieren als vorwiegend politische und staatsschöpferische Tätigkeit empfohlen; das ist richtig, aber auch das kann übertrieben werden. Ich glaube z. B., daß unsere Nachbarn, die Deutschen, sich überorganisiert haben; jede Organisation, ob sie nun staatlich, sozial oder religiös ist, wird durch die Gewohnheit zur mechanischen Form. Wir brauchen lebendige Organisationen. Woher sie nehmen, wenn wir nicht selbst lebendig sein werden? Und Leben ist beständige Wandlung, beständiges Wachsen. Eine lebendige Organisation werden schaffende, schöpferische Menschen haben, — Neues muß geschaffen werden, stets Neues auch im gesellschaftlichen und staatlichen Leben.

130.

Die Demokratie ist durch die Revolution und die Revolutionen entstanden; unsere Republik und Demokratie entstand gleichfalls so; die Revolution ist berechtigt als notwendige Abwehr, und ihre Notwendigkeit tritt ein, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind. Von der Revolution gilt, was vom Kriege gilt: die Verteidigung ist sittlich erlaubt. Die Revolution ist erlaubt, wenn, wie eben während des Weltkrieges, das administrative und politische Chaos droht: sie ist berechtigt, wenn sie Reform, Vervollkommnung ist. Doch die Demokratie bedeutet nicht Revolution in Permanenz. Der Weltkrieg und die durch ihn hervorgerufenen Revolutionen reizten die revolutionäre Phantasie auf; aber die Kriegs- und Revolutionserregung verstummt notwendigerweise,

die Menschen müssen zu friedlicher und beständiger Arbeit übergehen, und das gelingt vielen nicht leicht. Gewiß ist Revolution kein Putschismus. Der politische und soziale Utopismus hat die Forderungen, die an den Staat gestellt werden, so abnormal gesteigert, als wäre er allmächtig und allwissend; daher bei vielen die Enttäuschung neben der Ermattung und Abstumpfung, die der Erregung folgen. Und ganz nach altem Brauch suchen die Menschen die Schuld ihrer Mißerfolge überall anders, nur nicht in sich selbst. Auch die Revolution und den Revolutionismus müssen wir so überwinden wie den Militarismus, — alles Blutvergießen ist ein Erbeil alter Zeit; wir wollen den Staat, Europa und die Menschheit ohne Kriege und also auch ohne Revolutionen. Der Krieg wird ebenso wie die Revolution in der echten Demokratie philiströs sein, weil beide ein altes, uraltes Mittel sind. Die Demokratie ist ein Regime des Lebens, und für das Leben verlangt sie Arbeit und ist ein Regime der Arbeit, und die Arbeit ist Frieden und in der Regel Kleinarbeit. Die Arbeit wird den Aristokratismus und den Revolutionismus überwinden, körperliche und geistige Arbeit. Schon Marx und Engels haben ihren 1848 geschaffenen Begriff der Revolution berichtigt, in der Maschine, also letzten Endes in der Erfindung, der Technik, der Wissenschaft und der Arbeit die sicherste und wirksamste soziale Revolution erblickt und sich für den Parlamentarismus entschieden.

Über den sogenannten Anarchismus der Tat, den Terrorismus, nur eine kurze Bemerkung. Über ihn wurde in der politischen Literatur der letzten Jahrzehnte, namentlich in Rußland, genug gesprochen, die vereinzelte, selbständige terroristische Handlung von den Sozialisten verworfen; gebilligt wurde nur die Tat im Einverständnis mit der Partei; das folgt aus der richtigen Erkenntnis, daß der einzelne Mensch, der sich das Recht über Leben und Tod anderer anmaßt und selbstwillig, isoliert vorgeht, ein Absolutist, Titanist oder einfach ein Verbrecher ist. Über all dies habe ich eingehend in meinem Werke über Rußland, diesem Lande des radikalen Anarchismus, Nihilismus und nihilistischen Terrorismus, gesprochen.

Es ist interessant, zu beobachten, wie sich die Worte Kampf und Revolution eingebürgert haben, — jeder Spießherren redet von literarischer Revolution, vom wirtschaftlichen Kampf usw. Be-

sondere Freude mag es den sozialistischen Marxisten bereiten, daß die bürgerlichen Wirtschaftler und Politiker die ganze marxistische Terminologie übernommen haben. Es ist wahr, daß die neue Zeit mit religiösen, philosophischen, politischen und sozialen Revolutionen und Kämpfen angefangen hat, doch es handelt sich eben darum, diesen Revolutionismus zu überwinden.

Vom Radikalismus gilt das Gleiche, was von der Revolution gesagt wurde. Das Wort bedeutet ursprünglich eine „Bewegung von der Wurzel her“ und stammt aus Spanien, wo es gegen die Theokratie, den Katholizismus angewendet wurde. Ich habe schon dargelegt, warum gerade die katholischen Länder radikaler zu sein pflegen als die protestantischen, daß es aber nicht immer und notwendig bedeutet, sie seien fortgeschrittener, moderner, demokratischer.

Ich habe mich oft gegen den landläufigen Radikalismus ausgesprochen und auch schon hier meinen Standpunkt erklärt; ich setze an ihm aus, sehr oft das Recht auf politische Blindheit zu mißbrauchen; der Radikale beruft sich einseitig auf Gefühl und Instinkt, verwechselt schwächliche Aufregung mit Energie und Kühnheit, verbirgt sich hinter Volk, Nation, Masse, Kirche — diese und andere bekannte Eigenschaften der Radikalen haben mich immer zur Kritik gezwungen.

Die Demokratie besteht, so sagen ihre Gegner mit Verachtung, aus lauter Kompromissen; ihre Verfechter geben das zu, sehen aber darin ein Plus. Auch in dieser Hinsicht habe ich längst meine Meinung geäußert; in der politischen Praxis sind — wie bei aller Tätigkeit und überall im Leben — Kompromisse nötig, und zwar nicht der Grundsätze, sondern eben der Praxis; selbst die Radikalsten schließen sie in der Praxis (ein großes Beispiel: Lenin an der Macht). Die Politik gebildeter und bewußter Staatsmänner — und das gilt auch von gebildeten und bewußten Parteien — wird nicht zum Kompromis zwischen Gegensätzen und Extremen werden, sondern wesentlich zur Ausführung eines Programms, das aus der Erkenntnis und dem Verständnis der Geschichte und der Gesamtlage des Staates, der Nation, Europas, der Welt aufgestellt worden ist. Das bedeutet wiederum die Forderung von Weltpolitik. Nicht einen goldenen Mittelweg, sondern ein klares Ziel und seine bewußte Verfolgung! Es gibt einen Unterschied zwi-

schen Kompromis und Kompromis. Der anständige Mensch vermeidet ein Kompromis der Grundsätze, nicht aber eins der Mittel, zumal in nebensächlichen und weniger wichtigen Dingen. Auch in kleinen, untergeordneten, gleichgültigen Dingen auf seiner Meinung beharren, scheint zwar konsequent und fest zu sein, ist aber nur klein und kleinlich. In diesem Sinne wird mit Recht der Doktrinarismus verurteilt. Die Demokratie erhält und entwickelt sich durch das Denken und Zusammenwirken aller; und da niemand unfehlbar ist, so bedeutet die Demokratie als Zusammenwirken Duldsamkeit und Annahme des Guten, woher es auch komme. Häßlich jedoch ist die Kompromisbereitschaft von Menschen ohne bestimmtes Ziel und ohne Überzeugung, von politisch kurzsichtigen, ungebildeten, kleinen Menschen, — ihre Tätigkeit ist nur ein Schwanken von Meinung zu Meinung, ein ungewisses Suchen des goldenen Mittelweges, der in Wirklichkeit oft den Weg von einer Mauer zur andern bedeutet, — Politikasterei, Schwäche, Urteilslosigkeit, Halbbildung, Charakterlosigkeit und Angst.

Man kann sagen, daß sich die Staaten auf der bisherigen Stufe der Bildung durch Revolutionen und Radikalismus von oben und von unten entwickelt haben; diesem Kampfe der Revolution nach rückwärts mit der Revolution nach vorwärts, diesem Schwanken zwischen Reaktion und Radikalismus wird die Demokratie ein Ende bereiten, — allerdings nur die wahre Demokratie.

131.

Ich verfechte die Demokratie auch gegen den diktatorischen Absolutismus, wer auch immer sich das Recht auf Diktatur anmaßt, Kirche, Staat, Proletariat. Freilich kenne ich die Argumente, Gewissen und Recht seien absolut, absolut Vernunft und Wissenschaft, und die Diktatur sei daher berechtigt; ich kenne das Argument von der Diktatur „des Herzens“ und ähnliche Ausreden. Gewiß sind Logik, Mathematik, sittliche und vielleicht auch andere Maximen absolut, d. h. sie sind nicht relativ in dem Sinne, daß jedes Land, jede Partei und am Ende jeder einzelne Mensch seine eigene Sittlichkeit, seine Mathematik und Logik hat; aber es gibt einen Unterschied zwischen der noëtischen Absolutheit der Theorie und dem praktischen, politischen Absolutismus. Die noch so sehr wissenschaftliche Politik ist wie alle

Wissenschaft (Mathematik und Logik weichen darin einigermaßen ab) von Erfahrung, Induktion abhängig und kann, was im Begriff der Wissenschaft liegt, keine Unfehlbarkeit beanspruchen. Eine noch so wissenschaftliche Politik ist nicht unfehlbar, bietet keine ewigen Wahrheiten und kann politischen Absolutismus nicht rechtfertigen.

Der Absolutismus bestand nicht darin, daß es einen Monarchen gab, sondern daß er unfehlbar zu sein vorgab. Die Geschichte des Staatsabsolutismus und seiner Theoretiker ist eine interessante Lektüre. Der Staat befreite sich von der kirchlichen Vormundschaft, nahm aber ein Stück der Unfehlbarkeit für sich in Anspruch, die der Kirche und dem Papst eigen gewesen war. Der Titel „von Gottes Gnaden“ ist der Ausdruck dieser Unfehlbarkeit, die sich die Herrscher für ihre Diktatur zu sichern suchten. Der Papst berief sich allerdings auf Offenbarung und Tradition, indem er bis auf Christus zurückgriff, — die Theorien des Herrscher- und Staatsabsolutismus sind nichts anderes, als ein Kiebitzen bei den Theorien des Kirchenabsolutismus und der Kirchendiktatur. Wenn noch kurz vor der französischen Revolution der Theoretiker des Absolutismus Marquier de la Rivière sich auf Euklid als Absolutisten berief, so ist das vielleicht ein interessanter Beweis dafür, wie damals der ludovikische Absolutismus nicht mehr geglaubt wurde und wie die Verteidiger des Absolutismus daher in halbrecherischer Weise die Unfehlbarkeit, Kontrolllosigkeit und Diktatur des Herrschers zu erhärten versuchten.

Gegen den geistigen und politischen Absolutismus lehnen sich seit Beginn der Neuzeit mit Recht alle Nationen auf, und das ist der Grund all der religiösen, literarischen, sozialen und politischen Revolutionen; der Widerstand und der Kampf gegen den Absolutismus geben der Neuzeit, dem Fortschritt, der Demokratie ihre Eigenart.

Die Diktatur war schon in römischer Zeit richtig auf den Krieg beschränkt; im Kriege — und überhaupt in der Praxis — ist ein Führer besser als ein Dutzend. Die Diktatur entsteht auch in revolutionären Zeiten, soweit die Revolution gleichfalls Krieg ist; aber die Diktatur kann keine Einrichtung für normale Zeiten sein. Die politischen Führer sind nicht unfehlbar. Vier Augen sehen mehr als zwei, — das ist eine Lehre, die ich durch politische Er-

fahrung und historisches Studium gewonnen habe. Daher stammt auch die Begründung des parlamentarischen und überhaupt des demokratischen Regimes.

Am russischen Bolschewismus sehen wir die Unzulänglichkeit der Diktatur; der Bolschewismus verkündete sich als das Non plus ultra der Entwicklung und erklärte sich für unfehlbar, — daher seine Inquisition aus den gleichen Ursachen und Gründen wie die spanische. Unfehlbarkeit ist eine Äußerung von Unbildung und Halbbildung; und gerade die Demokratie muß auf der Hut sein vor politischem Parvenütum.

Ich dachte im Auslande daran, daß wir für unsere antiösterreichische Revolution auch eine vorübergehende Diktatur nötig haben würden. Für den Fall, daß alle Legionen in Frankreich vereinigt worden wären, bestand die Möglichkeit, mit der alliierten Armee nach Deutschland zu ziehen. Die siegreiche Entente konnte den Frieden in Berlin diktieren, wie ihn die Deutschen in Paris oder Versailles diktiert hätten. Ich habe schon gesagt, daß ich über diesen Plan mit dem Präsidenten Wilson verhandelte. Ich stellte mir vor, daß wir in Deutschlands Hauptstadt gelangen und unsere ganze Armee von dort in die Heimat überführt werde. Der Plan war nicht einmal nach der Kapitulation der Zentralmächte phantastisch. Foch wollte an den Rhein kommen, und dachte sogar daran, aus Prag einen Stützpunkt gegen die Deutschen, vor allem zur Befreiung der Polen, zu machen. In dieser Lage wäre in dem erneuerten Staate eine vorübergehende Diktatur vielleicht nötig gewesen, solange ohne rechtmäßig durchgeführte Wahlen die konstitutionellen Rechtsgrundlagen gefehlt hätten. Mir schien es, daß in der Revolutionserregung durch solch einen vorübergehenden Absolutismus viele brennende Fragen hätten gelöst und diese Lösung dann dem Parlament zur nachträglichen Billigung und allerdings auch Änderung hätte vorbehalten werden können. Ich hatte für alle Eventualitäten einen fertigen Plan.

Die Dinge entwickelten sich anders. Daß ich den Plan einer zentralisierten, von der Armee gestützten provisorischen Diktatur nicht aus absolutistischen Herrschgründen gehegt habe, brauche ich nicht ausdrücklich zu sagen; übrigens war der Plan nicht ohne Zustimmung der heimischen Führung gedacht. Ich stellte mir zugleich ein vorübergehendes Direktorium aus den Führern im

Auslande und daheim vor, ein Direktorium als wirkliche Regierung, die die Verantwortung nicht fürchtet. Nach dem Umsturz, der sich durch den unerwarteten Zusammenbruch Österreich-Ungarns unblutig vollzog, genügte die Diktatur des revolutionären Nationalausschusses und der Nationalversammlung.

132.

Als ich zum Präsidenten der Republik gewählt wurde, dachte ich natürlich über das Problem der demokratischen Präsidentschaft nach. Ich hatte während des Krieges Gelegenheit, die Republik in der Schweiz, in Frankreich und in Amerika näher zu beobachten, sie mit konstitutionellen Monarchien (England, Italien) zu vergleichen und so die durch Studium erworbenen Anschauungen auch praktisch zu beglaubigen. Ich habe Einiges darüber insbesondere im Bericht über meinen Aufenthalt in Amerika gesagt.

An meine Präsidentschaft habe ich vorher die ganze Zeit hindurch nicht gedacht, der Gedanke war mir niemals gekommen, — die Aktion, die Befreiungsarbeit nahm mich voll in Anspruch. Ich sah mich in der neuen Republik gewohnheitsmäßig (auch ein Anthropomorphismus!) als Abgeordneter und Schriftsteller, der an ihrem Ausbau arbeitet (die Professur beanspruchte ich nicht mehr.)

Schon früher hatte ich mich mit der rein theoretischen Frage beschäftigt, ob der Präsident nicht ein Überrest des Monarchismus sei (im republikanischen Rom gab es zwei Konsuln, in Japan zwei Kaiser usw.); aber auch der Monarchismus besteht, wie schon gesagt, nicht darin, daß es einen Monarchen gibt, — in einem größeren Staate regiert niemals nur ein Mensch, weil das administrativ unmöglich ist, sondern mehrere, und die Monarchie ist eine Art von Oligarchie; die Regierung eines einzigen Menschen ist eben praktisch unmöglich. Irgendeine Form des Direktorats würde der Demokratie dem Buchstaben nach entsprechen, doch wird, auch wenn es mehrere Präsidenten gäbe, immer einer den größten Einfluß und die größte Autorität genießen; das geht nicht anders.

Die Entwicklung vom Monarchismus weg wird auch bei uns allmählich sein, wie bei anderen Völkern. Wir haben zwar, wie ich dargetan habe, die Vorbedingungen für die Republik, doch war



bei uns ein starkes Gefühl für König und Königtum, ein starker Royalismus herangezogen worden; nur die sozialistischen Parteien und ein Teil der Intelligenz waren — programmäßig — republikanisch. Die ganze Erziehung in österreichischer Zeit war un-demokratisch, und die Menschen richteten sich in der Politik, wie gesagt, mehr nach der Gewohnheit, als nach dem Verstand. Nicht nur der Präsident, sondern auch die anderen Republikaner müssen wahrhaftig republikanisch und demokratisch werden. Es gibt und kann einen Unterschied geben zwischen Republik und Demokratie, — die Republik ist eine Form, die Demokratie eine Sache. Die Form, die geschriebene Verfassung, verbürgt nicht immer die Sache: man kann in der Politik nicht genug betonen, die Sache, den Inhalt zu achten, nicht die Form, den Buchstaben, — eine schöne Verfassung ist leicht geschrieben, aber sie schön und konsequent auszuführen ist schwer. Mitunter kann die Monarchie demokratischer sein, als die Republik.

Für die Republik gibt es vier wichtige Vorbilder: die Schweiz, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und in gewissem Maße auch das früher kaiserliche Deutschland (ein augenfälliges Beispiel für den Unterschied zwischen Form und Sache!) Jedes dieser Vorbilder entspricht den Verhältnissen im eigenen Lande und seiner Entwicklung; keine Institution läßt sich in ein anderes Land mechanisch und unorganisch übertragen.

In allen Republiken kommt das föderative und autonomistische Prinzip zur Geltung; das liegt im Wesen der Demokratie: sie bedeutet Freiheit und daher die weiteste Selbstverwaltung.

Was die Präsidentschaft betrifft, fallen das schweizerische und das deutsche Vorbild fort, und es bleiben das amerikanische und das französische. Ich habe von der amerikanischen Republik gesagt, daß die Stellung des Präsidenten nach der Revolution bewußt dem Muster des englischen Königs nachgebildet wurde. Washington war von Geburt Aristokrat und schmückte als Präsident sein Haus in Mount Vernon mit den Standbildern Alexanders, Cäsars, Karl XII., Marlboroughs, Prinz Eugens und Friedrich des Großen. Nach Washington haben sich die Präsidenten demokratisiert. In Amerika wählt der Präsident sich die Regierung außerhalb der Abgeordneten; in Frankreich ist die Regierung aus Abgeordneten gebildet, parlamentarisch. Für unsere Verhältnisse möchte ich ein gemischtes System für das Richtigste halten: der

Präsident wählt eine bestimmte Anzahl von Ministern (die Mehrzahl? die Hälfte?) aus Abgeordneten und Senatoren, den Rest aus Nichtabgeordneten. So wäre es möglich, die Regierung zu vereinfachen; denn die anerkannten Mängel des Parlamentarismus liegen eben darin, daß viele Abgeordnete nicht Fachleute, sondern Parteileute sind. Es versteht sich von selbst, daß der Präsident bei der Wahl aller Minister sich mit den Parteien berät und verständigt.

In Amerika gibt es auch für die Aufstellung des Etats eine besondere nichtparlamentarische Kommission. Darin liegt der gesunde Gedanke, daß die Parteien im Parlament den nervus rerum nicht mißbrauchen, doch hat dieser Ausschuß in der Praxis keine Macht.

Ich habe die Frage gestreift, wie das Parlament und der Parlamentarismus zu reformieren sei; ich habe auch über andere Einrichtungen nachgedacht. Z. B. darüber, daß die Ausschreibung öffentlicher Wahlen nur so lange dem Akt selbst vorangehen sollte, wie die technische Ausführung es erfordert; den Parteien sollte keine lange Zeit zur Agitation gewährt werden. Es ist eine der Hauptursachen der Unlebendigkeit der Parteien, daß sie sich in der Zeit des „Friedens“, wenn ich so sagen kann, um die Organisation und Bildung ihrer Anhänger wenig kümmern; die politische und parteiliche Energie erwacht erst für die Wahlen oder durch Reibungen und Ketzereien in der eigenen Partei. Aber die Demokratie ist beständige, positive Kleinarbeit.

Es gäbe noch vieles, was sich in einer näheren Darlegung der Einrichtungen und der Verwaltung der demokratischen Republik anführen ließe; ich begnüge mich mit diesen wenigen Beispielen.

133.

Ich habe im Verlaufe meines Berichtes und meiner Betrachtungen die politischen Hauptgrundsätze vorgebracht, von denen ich mich bei meiner Auslandsaktion habe leiten lassen; von ihnen will ich mich auch als Präsident leiten lassen. Das ist allerdings nur ein Rahmenprogramm, die näheren Regeln und die praktische Ausführung werden von den Verhältnissen, von den Personen abhängen, mit denen zusammenzuarbeiten ich berufen worden bin, und dieser Personen gibt es in einer demokratischen Republik sehr viele, — es sind alle. Die wahre Republik, die Volksre-

gierung, die Regierung des Volkes, durch das Volk, für das Volk besteht im allgemeinen Recht der Initiative; in der Demokratie ist jeder Bürger berufen, jeder ist verantwortlich. Aber freilich sind auch in der Demokratie viele berufen und wenige auserwählt. . . .

Der Übergang vom Aristokratismus zum Monarchismus ist darum überall schwer, weil sich die Bürger in der monarchischen Aristokratie nicht an Verantwortung und Entscheidung gewöhnt haben; und in vielen ist vom Monarchismus und Zarismus ein Stück Aristokrat und Absolutist übriggeblieben. Befehlen ist nicht immer Führen.

Andererseits will der Mensch von Natur aus nicht nur der Herr sein, sondern auch gehorchen, will geführt und zugleich Führer sein, — auf jeden Fall fällt unserer Republik die Aufgabe zu, sich ihre Demokraten zu erziehen.

Für alle Zukunft wird es wichtig sein, gleich zu Beginn in den Hauptfächern der Verwaltung und der Politik nach innen und außen die Richtung zu bestimmen, in der sich unser Staat entwickeln soll, — das ist wichtiger als Einzelheiten. Die Richtung: sich in den wichtigsten unserer Fragen über die Grundsätze und die Taktik entscheiden, damit für die weitere Entwicklung eine richtige Tradition gebildet werde, damit wir nicht auf dem breiten goldenen Mittelweg hin und her taumeln, sondern fest und sicher zu unserem nationalen Ziele schreiten.

Meine Grundsätze und mein Programm erwachsen organisch aus unserer Geschichte, in die ich mich versenkt habe und aus der ich mein politisches und kulturelles Programm gewonnen habe. Lehrmeister war mir darin der Vater des Vaterlandes. Palacký gab uns die philosophische Geschichte unserer Nation, er begriff unsere Situation in der Welt und in der Geschichte und bestimmte uns dadurch unser nationales Programm.

Palacký begriff, daß wir durch unsere geographische Lage und unsere bisherige Entwicklung einen Teil des Weltganzen bilden und daß es mithin unsere Aufgabe sei, uns dieser unserer Position bewußt zu werden und innerhalb ihrer und für sie unser politisches Vorgehen einzurichten. Palacký sah, daß Europa und die Menschheit einheitlich werden und eine Weltorganisation bilden, und er sagte uns, welche Aufgabe uns in dieser „Weltzentralisation“ zufalle. „Durch die Wunderkraft des Dampfes

und der Elektrizität ist den Weltverhältnissen ein neues Maß gegeben, die alten Grenzen zwischen Ländern und Nationen schwinden immer mehr, alle Stämme, alle Glieder des Menschengeschlechtes nähern sich einander, berühren und streifen sich gegenseitig, und die Hagestolze eines jeden Geschlechtes gehören fortan ins Reich der Sage. Dadurch ist der Wetteifer zwischen den Nationen in einem vorher nicht gekannten Maße erwacht. Und er wächst bereits und wird je weiter desto mehr wachsen; wer fortan mit seinem Nachbarn nicht um die Wette läuft, wird verkümmern und schließlich unrettbar zugrunde gehen. Und ich frage mich, ob gerade unser Volk, von Gott durch edle Geistesgaben reicher bedacht als andere, infolge der Nachlässigkeit und des Unverständes der Führer beiseite stehen und sich an dem Wettbewerb nicht beteiligen soll, der allein sein Leben in der Zukunft sichern kann? Doch steigen wir aus dem Reiche der Ideen und der allgemeinen Bilder in die nackte konkrete Wirklichkeit herab: der Sinn unserer Rede wird dadurch vielleicht mehr Licht und Klarheit gewinnen. Es ist Zeit, daß unser Volk von neuem erwache und sich im Geiste der neuen Zeit orientiere: daß es seinen Blick über die engen Grenzen seiner Heimat erhebe und auch, ohne seine treue Vaterlandsliebe aufzugeben, eifriger und vorsichtiger Weltbürger werde. Wir müssen uns am Welthandel mitbeteiligen und aus dem allgemeinen Fortschritt für uns Nutzen ziehen; wir müssen nicht von unserem alten Glauben und unserer Redlichkeit, aber von jener alten und eingefressenen Gewohnheit des Schlendrians lassen, von jener altüberkommenen Schwäche und Lässigkeit, die die Ursache unserer Armut und Kleinmütigkeit sind; wir müssen neue Wege betreten und uns alle durch Industrie erholen, nicht nur Fabrikanten, Kaufleute und Handwerker, sondern auch Landwirte, Gelehrte und Beamte. Die ehemalige bequeme Billigkeit hat von uns für immer Abschied genommen, zugleich mit der Rohheit und der Unkenntnis der Bedürfnisse und der Leckerbissen des zivilisierten Zeitalters; auch die öffentlichen Steuern können und werden fortan nicht geringer werden, wie immer die Regierung unseres Staates sei. Sollen wir nicht verkümmern und in Elend geraten, so müssen wir unseren Eifer verdreifachen und uns mit anderen Nationen möglichst gleichstellen, die durch ihren Unternehmungsgeist bis an den Rand der Welt herrschen.“

Für diese wahre Weltpolitik empfiehlt Palacký, wie es wohl nicht anders sein kann, die Grundsätze des Humanitätsideals. „Mein letztes Wort ist der herzliche und innige Wunsch, meine lieben Volksfreunde in Böhmen und Mähren, in welcher Stellung sie sich auch erblicken, mögen niemals aufhören, sich selbst, der Wahrheit und der Gerechtigkeit treu zu sein“. . . . „Die Zeit des Hus ist eine glorreiche Zeit, das tschechische Volk überragte damals durch Bildung alle anderen europäischen Völker. . . . Nun ist es nötig, daß wir uns bilden und nach dem Gebot des gebildeten Verstandes handeln. Das ist das einzige Vermächtnis, das ich fast sterbend meinem Volke hinterlassen möchte“. . . . „So oft wir siegten, geschah es jedesmal mehr durch das Übergewicht des Geistes als durch physische Macht, und sooft wir unterlagen . . . trug stets der Mangel an geistiger Tätigkeit, sittlichem Mut und Kühnheit die Schuld. Jene befinden sich sehr im Irrtum, die annehmen, daß die Kriegswunder, die unsere Vorfahren in den hussitischen Unruhen vollbrachten, in irgendeinem blinden Wüten, Schlagen und Zertrümmern toller Wilder (wie sie zu schildern leider seit jeher Brauch wurde) bestanden und nicht vielmehr in der hellen Begeisterung des Geistes für eine Idee, in der sittlichen Wohlbehaltlichkeit und der höheren Aufklärung unseres Volkes. Im Gegenteil, als wir 200 Jahre später in einem ähnlichen Kampfe bis fast an das Grab sanken, verschuldeten wir dies dadurch, daß wir die Feinde nicht durch Geistesbildung überragten, sondern ihnen mehr durch sittliche Fäulnis, als durch ungenügende Macht gleichkamen und selbst an das Schwert und die Gewalt appellierten. . . . Nur dann werden wir unsere Zukunft dauernd sichern, wenn wir in dem uns von Urzeiten her durch die Vorsehung Gottes auferlegten Kampfe durch Geist siegen und herrschen.“

Palacký hat oft über unsere sittlichen Fehler und Mängel Betrachtungen angestellt; in der Abhandlung über die Ursachen der Germanisierung vergleicht er uns mit unseren Nachbarn, mit denen wir uns natürlich stets messen müssen, und kommt zu dem Schlusse, daß wir unseren nationalen Niedergang in gewissem Maße selbst verschuldet hatten. Palacký glaubt nicht, daß die Deutschen von Natur aus durch Rasse und Blut ein höheres Volk seien und höheren Geist und Verstand haben, doch haben sie in geringerem Maße als wir den Fehler, den Palacký folgendermaßen schildert:

„Die sittlichen Fehler und Mängel unseres Volkes sind verschieden: aber einer der größten und schädlichsten ist gewiß der, den wir tschechisch nicht einmal nennen können, obgleich er seit alters her die Wurzeln unseres Gemeinschaftslebens frißt: wir meinen den Luxus, im weitesten Sinne des Wortes. Der Tscheche und überhaupt der Slawe kann sich viel besser im Unglück als im Glück benehmen. Er ist zart und fähig, eifrig und erfinderisch, rührig und zäh; aber auch sinnlich und eitel, unbekümmert um die Zukunft und unbeständig, üppig und begehrllich. Viel leichter gelingt es ihm, Vermögen und Besitz zu erwerben, als das Erworbenene zu behalten und zu behüten. Der Verdienst von heute wird noch heute verschwendet; und wenn nicht heute, so morgen. . . . Unser schöner Teint kann sich an stiller Sinnenlust nicht genug tun; es gibt vielleicht auf der weiten Welt keine Gegend, wo der Göttin Mode ein so inbrünstiger Götzendienst geleistet wird, so viele Opfer dargebracht werden wie in Böhmen; wer mit offenen Augen in Europa gereist ist, dem kann es nicht entgangen sein. Und nicht nur in unserer Zeit geschehen diese Dinge. . . . Als Erster hat Dalemil, als Letzter Comenius den Grund für den Fall seines Volkes in Eitelkeit und Üppigkeit erblickt; König Georg hat durch eigene Gesetze, andere Väter des Landes haben durch Eifern und Ermahnungen vergeblich gegen sie gearbeitet. . . . Die Tschechen haben schon vor sechs Jahrhunderten begonnen, den Spitznamen eines „äffischen Volkes“ zu erwerben und leider zu verdienen, weil sie alles auffangen und alles nachmachen, was sie bei ihren Nachbarn sehen. Die Deutschen sind darin anders, viel kühler, besonnener, vorsichtiger. Der Deutsche weiß ein Vermögen nicht bloß zu erwerben, sondern auch mit dem Erworbenen zu wirtschaften; er schämt sich nicht, nach der Rückkehr aus der Fremde nach Böhmen daheim wieder Bauer zu sein, wenn er auch in Cadix war und ein Herrschaftsvermögen angesammelt hat; obwohl er gerne gut ißt und trinkt, gelüstet es ihn weniger nach Leckerbissen, Prunk und Schmuck und er blickt mehr in die Zukunft. . . . Es gibt auch andere Ursachen unseres Mißerfolges, als das seit langem unter uns erstickte Nationalgefühl: das blinde Kleben an der heimatlichen Scholle und der damit verbundene Mangel an Unternehmungslust in der Fremde, die Begierde nach Neuheiten, die mehr passiv ist, als tätig, nämlich mehr zum Genuß als zum Schaffen geeignet, ja

selbst unsere Sanftmut und Verträglichkeit, die sich von aller Gewalt gegen den Nächsten entfernt und mithin lieber Unrecht leidet, als verübt . . . Wer den veralteten Ungeist los werden will, muß ihn vor allem kennen und erkennen, zumal es ihm schon ans Leben geht; erst dann wird es ihm möglich sein, die rechten Mittel zur Rettung seines Lebens zu ergreifen. Zu Beidem bedarf es eines energischen Willens, doch eines solchen, der sich weniger durch Feurigkeit, als besser durch Festigkeit und Ausdauer auszeichnet. Durch Lärm und Toben erreichen wir ja nichts, sondern nur durch stilles, treues, aufrichtiges und beständiges Streben, das sich weder durch Lockungen ablenken, noch durch Greuel abschrecken läßt. Vernünftige sittliche Bildung muß bei unserem Volke einen höheren Grad erreichen, damit es sich selbst verstehe und danach seine Zukunft besorge. Alle anderen Mittel wären nur bloße ärmliche Palliative. . . . Alle Patrioten, trachtet euren Landsleuten vor allem eine zuträgliche geistige und moralische Nahrung zu bieten und zu ermöglichen; sie werden dann so viel guten Sinn in sich aufbringen, daß sie sich fortan vor den giftigen Ansteckungen in Acht nehmen!“

134.

Die Erneuerung unserer politischen Selbständigkeit in Form der demokratischen Republik ist eine natürliche Folge und Fortsetzung unserer Entwicklung.

Der Verlust unserer Selbständigkeit, die Unfreiheit unter einer fremden Dynastie und ihrem antitschechischen Regime hatten uns für Republik und Demokratie vorbereitet, die fremde Dynastie, die fremde Armee, der entfremdete Adel und die aufgezwungene Kirche uns dem Monarchismus und seinen Haupteinrichtungen entfremdet. Ich habe hervorgehoben, wie wir so durch unsere historische Entwicklung auf Republik und Demokratie angewiesen wurden.

Doch unsere Entwicklung hatte uns auch positiv auf Demokratie und Republik vorbereitet; unsere Reformation legte den Grund zur modernen Humanität, mithin auch Demokratie. Palacký hebt an der Reformation die Bedeutung unserer Bruderkirche hervor, die durch ihren sittlichen Wert alle anderen Kirchen und Reformationsversuche überholt habe. Der Gründer der Bruderschaft lehnte jegliche Gewalt ab, der obwaltenden Lage nach nicht

nur den Staat, sondern selbst die Kirche; er begriff so das Wesen der mittelalterlichen Theokratie gut, diese intime Verbindung von Staat und Kirche. Chelčickýs extreme Gesinnung wurde durch seine Nachfolger gemildert, ebenso die der Taboriten, deren Kommunismus nicht bestehen blieb; König Georg richtete, obgleich er ein Gegner der Brüder war, das Ideal des ewigen Friedens auf und stimmt darin der brüderlichen Grundidee zu; Comenius, der letzte Bischof der Bruderkirche, baute durch Schule und Erziehung die Menschlichkeit auf, trachtete durch Bildung das nationale und zugleich allmenschliche Programm zu verwirklichen. Comenius spricht auf dem Wege über Leibniz und Herder — wie Denis es schön gesagt hat — zu uns durch Dobrovský und Kollár; nach ihnen formulierte Palacký, Šafařík und Havlíček den Forderungen der Zeit gemäß unser nationales Humanitätsideal.

In Opposition gegen den Absolutismus des gegenreformatorischen Österreich neigten wir uns im 18. Jahrhundert den Idealen der Aufklärung und der französischen Revolution zu, die fortschrittlichen Ideen des Westens wurden zu führenden Gedanken unserer nationalen Wiedergeburt. Dies um so leichter, als der geistige Führer der Revolution, Rousseau, aufgewachsen im schweizerischen Republikanismus und Calvinismus, von Reformationsideen ausgeht; die Männer der Revolution setzten, wie Marx es richtig gesagt hat, den Weg der Reformation fort. Die Aufklärung, der Humanismus und die Leitideen des 18. Jahrhunderts sind eine Fortsetzung der Richtung der Reformation und mithin auch unserer tschechischen Reformation.

Das Humanitätsideal ist nicht spezifisch tschechisch, es ist eben allmenschlich, aber jede Nation verwirklicht es auf ihre Art. Die Engländer haben es vorwiegend ethisch formuliert, die Franzosen politisch (die Proklamierung der Menschen- und Bürgerrechte), die Deutschen sozial (der Sozialismus), wir national und religiös. Heute wird das Humanitätsstreben bereits allgemein, und es kommt die Zeit heran, in der es von allen gebildeten Nationen als Grundlage der Staaten und der Internationalität anerkannt wird.

Ich behaupte nicht, daß wir Tschechen und Slowaken von Natur aus mit einem besonders lieben, zarten, taubensanften Charakter ausgestattet sind. Im Gegenteil, mir scheint, daß wir neben der charakteristischen Weichheit — diese ist nicht identisch

mit Gefühlsstärke und Liebenswürdigkeit, sie ist eher eine Empfänglichkeit — ziemlich hart sind; möglicherweise sympathisieren wir mit Menschen, die um einen Grad unmittelbarer, direkter sind als der Westen und nicht allen Arten von Formalismus so sehr unterliegen. Wie unser Charakter sich entwickelt hat, ist eine andere Frage; ich habe auf die Unklarheiten bei Diskussionen über den Nationalcharakter hingewiesen.

Über unser nationales Humanitätsprogramm wurden bei uns schon vor dem Kriege lebhaft Debatten geführt; nach dem Kriege werden sie fortgesetzt; es handelt sich um zweierlei: zunächst um den Humanismus (das Humanitätsprogramm — die Humanität, wie man kurz zu sagen pflegt) und dann darum, ob unser tschechischer Humanismus eine religiöse Grundlage habe.

Der Humanismus selbst wird nicht besonders umstritten, es geht eher um allerhand Mißverständnisse, die sich aus der Ungeklärtheit der Begriffe ergeben; ich hoffe, daß sie nach der Darlegung, die ich gegeben habe, wegfallen werden. Schwerer, wenn nicht unmöglich wird die Verständigung mit jenen Gegnern sein, die den Humanismus überhaupt ablehnen oder seiner religiösen Begründung nicht zustimmen.

Es gibt mehrere Arten dieser Gegner des Humanismus. Er wird von denjenigen abgelehnt, die Sittlichkeit und Religion — und die „Ideologie“ überhaupt — für keine politisch ernste Sache halten; Moralisieren und Religion seien ein „überwundener Standpunkt“, seien für Kinder, Frauen und Sentimentalisten; die praktischen, realen Politiker — die „Realpolitiker“ — operieren mit praktischen Wirklichkeiten, seien nicht sentimental usw. Offenbar gibt es solche und solche „Realpolitiker“: Bismarck billigte diese „Realpolitik“ nicht, und die Pangermanisten auch nicht; sie nahmen den Humanismus nicht an, dagegen schätzten sie die Religion sehr, die kirchliche (Bismarck) oder die neue, pangermanische (Lagarde).

Der Humanismus wird auch im Namen der Nationalität bekämpft. Ich las unlängst die folgende Darlegung eines ehemaligen Legionärs: „Wir sind frei geworden, weil wir den Alliierten versprochen, gegen den deutschen Imperialismus einen Damm zu bilden. Unsere Nation ist nicht um ihrer glorreichen Vergangenheit willen frei geworden, um unserer kulturellen, wirtschaftlichen Reife willen, weil wir das Volk des Hus, Comenius, Palacký sind,

sondern weil unsere Repräsentanten im Auslande davon zu überzeugen gewußt haben, daß die Selbständigkeit unserer Nation die Stärkung ihrer Lage gegen die Gefahr des deutschen Imperialismus sei. Wir haben die Verpflichtung übernommen, wir müssen sie erfüllen. Wir werden sie erfüllen, wenn unser Staat dem gesamten Geiste seiner öffentlichen Verwaltung nach tschechoslowakisch und ein Nationalstaat sein wird!“ Das ist ein einseitiger und unrichtiger Standpunkt. Ich glaube ein Recht darauf zu haben, zu sagen, was ich den Alliierten versprochen habe. Ich habe den Pangermanismus bekämpft — und zwar sehr energisch; aber es kommt darauf an, mit welchen Gründen ich unser Recht auf unsere Selbständigkeit verfochten habe. Daß wir einen Damm gegen den deutschen Imperialismus bilden würden, man verstehe mich, den einzigen Damm, das habe ich freilich nicht behauptet und habe es nicht behaupten können. Mir ging es darum, bei den Alliierten das volle Verständnis des pangermanistischen Planes zu wecken und sie gegen die gemeinsame Gefahr zu gewinnen; und es ging mir darum, die Alliierten davon zu überzeugen, daß wir eben als Volk des Hus und des Comenius das Recht haben, unsere Freiheit anzustreben und ihre Hilfe anzurufen. Gewiß wurden die Bajonette unserer Legionäre gezählt, und ich habe selbst seit Kriegsbeginn die Bajonette gefordert, aber keineswegs aus Chauvinismus, sondern in der Überzeugung, daß wir ein volles Recht auf Abwehr haben, daß unsere Selbständigkeit nicht nur moralisch, sondern auch juridisch gerechtfertigt und das, was wir verfechten, kulturell wertvoll sei. Nur Bajonette — das ist eben der überwundene und gerade durch den Weltkrieg überwundene Standpunkt; in England und Amerika nur mit Bajonetten operieren zu wollen, das wäre eine geradezu selbstmörderische Kurzsichtigkeit gewesen. Unsere ganze ausländische Propaganda ist eine Widerlegung des chauvinistischen Nationalismus.

Ich wende nichts gegen den Nationalismus ein, wenn mit dieser Bezeichnung die Liebe zur Nation gemeint wird; die Liebe zur Nation, die nationale Idee, wie man zu sagen pflegt, ist eine sehr wertvolle und edle politische Kraft, durch die der Einzelmensch zum opferbereiten Ganzen organisiert wird. Und die organisierten nationalen Gesamtheiten verbinden sich zur Menschheit. Die Liebe zur Nation kann nicht Gegenstand eines Streites sein;

man kann nur über die Qualität dieser Liebe und darüber streiten, was wir für die Nation erreichen wollen, welchem Programm und welcher Taktik die Liebe zur Nation zu folgen habe. Ich bin seit je für Nerudas bewußte Liebe zur Nation, denn mir genügt nicht nur Liebe zur Nation, die versteht sich heute von selbst, aber nicht von selbst versteht sich, daß jedes Programm, das von Einzelpersonen, Fraktionen und Parteien für national erklärt wird, richtig und berechtigt sei. Es gibt viele gutgemeinte, aber schwache und unmögliche sogenannte nationale Programme; trotz Havlíčeks lautem Protest gibt es gewiß noch viele Spekulanten in Patriotismus.

Es besteht keine Nation, deren Führer, sei es in der Politik, sei es in der Literatur und Publizistik, sich begnügt hätten, auf die Zahl ihrer Bajonette hinzuweisen; stets gaben sie Gründe für den Wert ihrer Nation an; auch die Pangermanen bewiesen den Wert und geradezu den Vorrang der deutschen Nation mit Vorzügen der deutschen Wissenschaft, Philosophie usw. Der Franzose führt die politische Kontinuität seit den Römern für sich an, rühmt die staatsschöpferische Gewandtheit, mit der er den Staatszentrismus ausgebaut und die französische Idee der Staatssouveränität bisher durchgesetzt hat; der Franzose wird sich auf die Kämpfe seiner Könige mit dem Papsttum, also auf den Kampf gegen die Theokratie, berufen, vor allem aber auf die große Revolution, ihre Idee und Politik hindeuten; er wird sich vielleicht auch auf Napoleon berufen, aber Republik und Demokratie betonen, jetzt den Anteil Frankreichs am Weltkriege und am Frieden und allerdings seine ganze Literatur, Zivilisation und Kultur einschätzen. Das französische Bajonett allein — das spielt in der ganzen Kette von Argumenten und Tatsachen keine Hauptrolle.

Nicht anders der Engländer. Er wird auf seine staatsschöpferische Fähigkeit hinweisen, mit der er das größte Weltreich aufgebaut hat; doch gerade der Engländer wird hervorheben, daß er dieses Reich nicht durch Bajonette, sondern durch Politik und Verwaltung geschaffen. Der Engländer ist stolz auf seine Reformation, ob nun auf die anglikanischen oder independentische, und wird auseinandersetzen, was auch die englische Revolution für die Demokratie bedeutet habe. Der Engländer wird auf die wichtige Tatsache hinweisen, daß seine Staatsform — der Parlamentarismus — von der ganzen Welt aufgenommen sei. Und soll

ich ausdrücklich erwähnen, was der Engländer über seine Literatur sagen wird? Was über den einzigen Shakespeare?

Aber nicht nur der Engländer und der Franzose wird so sein Kulturwerk einwerten — alle anderen Nationen sind darin mit ihnen einig und empfangen die Kulturrerrungenschaften der französischen und der englischen Nation ohne Widerwillen. Die Statistik zeigt uns, daß Englisch die meistgesprochene Sprache ist.

Und so müßte ich anführen, was die Deutschen, Italiener, Russen u. a. über sich der Welt zu erzählen wissen, was auch die kleinen Nationen sagen, die Holländer, Dänen, Norweger usw. — Was werden wir der Welt über uns sagen? Und was wird die Welt über uns und von uns annehmen? Das ist die Frage.

In politischer Hinsicht werden wir zeigen, daß wir unseren Staat, und zwar einen ziemlich großen Staat schon in ältesten Zeiten gegründet und daß wir staatsschöpferische Fähigkeit genug hatten und haben; das beweisen nicht nur Karl IV. und König Georg, sondern auch vor Karl der Versuch eines großmährischen Reiches und die Organisation des Přemyslidenreiches — eines von einheimischer Dynastie und Verwaltung geschaffenen Staates in der Nachbarschaft der Deutschen, von denen die anderen slawischen Staaten vernichtet wurden. Wir werden die administrative Fähigkeit hervorheben, wie sie durch unsere Landtafel und andere Institutionen bewiesen sind. Den Hauptnachdruck werden wir auf die kulturellen Bestrebungen legen: auf das Schulwesen in ältesten Zeiten und die erste Universität in Mitteleuropa. Die stärkste Empfehlung in den Augen ganz Europas ist jedoch unsere Reformation, ist Hus; unsere Reformation hat in charakteristischer Weise vor Hus durch eine Reihe von Moralisten (Štítný u. a.) begonnen, Hus und seine Nachfolger waren die Fortsetzung; unsere Reformation war in der Hauptsache ethisch; auf die theologische Lehre legte sie geringeren Wert. In den hussitischen Kämpfen verteidigten wir uns gegen das ganze, vom Papsttum geführte Europa; wir werden gewiß das Wort unterstreichen: „Was ein Tscheche ist, ist ein Hauptmann“ — Žižka. Und da war nicht Hus allein; neben ihm werden wir Chelčický und die Brüdergemeinschaft setzen, mit Comenius als Ausläufer. Wenn die Engländer sich auf Shakespeare, die Franzosen auf Rousseau, die Deutschen auf Goethe berufen

können, so nennen wir uns das Volk des Comenius. Vor der Schlacht am Weißen Berge erlangten unsere Stände vom Kaiser den Majestätsbrief, ein seltenes Zeugnis für das tschechische Streben nach religiöser Verträglichkeit; ein Zeugnis, das noch seltener ist, wenn wir vergleichen, wie scharf in Deutschland sich die Kirchen trennten. Wir werden der Schlacht am Weißen Berge gedenken und der habsburgischen Gegenreformation, unseres nationalen Niederganges, aber auch der Wiedergeburt am Ende des 18. Jahrhunderts, die dadurch möglich war, daß das Volk, alle religiösen Stürme überdauernd, physisch und seelisch ungebrosen geblieben war. Wir werden stolz auf den unaufhörlichen Widerstand gegen Österreich-Ungarn hinweisen, einen im Kern moralischen Widerstand — es ist ja bekannt, daß wir politisch oft bereit waren, Österreich anzuerkennen —, und werden schließlich unseren Anteil am Weltkrieg und die Wiedererrichtung unserer staatlichen Selbständigkeit schildern und Europa versichern, nach Demokratie, Frieden und Fortschritt zu streben — kurzum, Palackýs Philosophie unserer und der Weltgeschichte ist unsere beste Empfehlung: seit Beginn des 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war die religiöse und mithin die humanitäre Frage die tschechische Frage.

So beschaffen waren in aller Kürze die Hauptargumente für unsere Befreiung, mit denen wir der Welt darlegten, warum wir um die Freiheit unserer Nation kämpften und warum die Welt die Pflicht hatte, uns beizustehen. Das Programm unserer Freiheitsaktion war nicht nationalistisch im Sinne jenes Legionärs und konnte es nicht sein.

Unlängst habe ich eine andere im Namen des Liberalismus abgegebene Erklärung meines Humanismus gelesen; er sei theoretisch, unser wirklicher und nationaler Humanismus habe sich als geeignete Waffe des Schwachen für die Aufgaben der neuen Zeit entwickelt. Gewiß wird der Kleine gegen den Großen nicht sofort mit dem Eisen vorgehen, sondern wird es vorerst mit vernünftigen Worten und überhaupt mit Vernunft versuchen (David ist keine Ausnahme, denn Goliath war ein chauvinistischer Maulheld); das versteht sich heute von selbst und verstand sich auch in der Vergangenheit. Aber außer dem utilitarischen Grunde forderten unser Comenius und in der Zeit der Wiedergeburt Kollár und Palacký die Humanität vor allem als Prinzip und Dis-

ziplin des Charakters, keineswegs als nur taktisches Mittel. Wir wollten und wollen wahrhaftig Menschen sein.

Gegen Palacký werden auch andere Gründe laut. Es gibt immer sentimentale Leute, die zwar wenig gläubig sind, denen aber Weihrauch, Ritual, Kirchenorgel usw. liebe Erinnerungen aus der Kindheit und an die Kindheit bedeuten; die Erinnerung genügt ihnen, — sich in der religiösen Frage zu entscheiden, ist ihnen unangenehm und unbequem. Sie berufen sich gegen den Geschichtschreiber Palacký auf den Politiker Palacký, der gegen die religiösen Gegensätze gewesen sei und sich, er, der Protestant, mit der katholischen Kirche mehr als versöhnt habe („der böhmische Bruder in der Prozession“!) Palacký sagt dagegen selbst aus, indem er betont, daß er seine Anschauung von der Vorzüglichkeit der Brudergemeinschaft niemals aufgegeben habe, und jeden Autoritätsglauben in religiösen Dingen ablehnt: „Selbst vermag ich nicht, jemals katholisch zu werden.“ Er führt die Nation aus den dogmatischen Streitigkeiten nicht aus religiösem Indifferentismus hinaus, sondern weil sie ihr schadeten; aber er stimmt dem Bruder Lukas zu, der (gegen Luther) für das Recht der Vernunft auch bei Erklärung der Heiligen Schrift eintritt.

Sehr nachdrücklich lehnen manche Liberale die sittliche und vor allem die religiöse Begründung des Humanismus ab. Die Einen trachten unsere ganze Reformation auf das Erwachen und den Kampf des nationalen Bewußtseins gegen die Deutschen zu schieben; das ist ein so seichtes und gedankenloses Beginnen, daß es keine besondere Wiederlegung verdient. Die Anderen geben zu, daß Reformatoren und Reformation, daß insbesondere Comenius den Humanismus auf Religiosität gründeten, aber das sei nicht von den Führern der nationalen Wiedergeburt geschehen. Die urteilsfähigen unter diesen Gegnern gestehen zu, daß Palacký, vielleicht noch Kollár als religiöser Humanist aufgefaßt werden könne, aber alle anderen führenden Männer unserer Wiedergeburt seien in dem Sinne Liberale gewesen, daß sie die Nationalität betont haben und für die in ihrer Zeit verbreiteten liberalen Grundsätze der Demokratie und der Gewissensfreiheit eingetreten seien. Die Religiosität habe in ihrem nationalen Programm keine Rolle gespielt.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß Palacký das nationale Humanitätsprogramm religiös aufgefaßt und fundiert hat; seine

ganze Geschichte und seine Geschichtsphilosophie (in der Schrift gegen Höfler) sind ein unwiderleglicher Beweis dafür. Das geben die Gegner, wie gesagt, zu (z. B. Prof. Kaizl). Nun, ich glaube, daß der einzige Palacký genügt, damit die These über die religiöse Grundlage unseres Humanismus völlig obsiegt.

Außer Palacký läßt sich Kollár anführen, der gleichfalls an unsere Reformation angeknüpft hat. Ich habe selbst darauf aufmerksam gemacht, daß Kollárs Humanismus nicht so tief und bewußt ist wie der Palackýs; aber trotzdem entscheidet hier die Tatsache, daß Kollár ebenso wie Palacký Protestant war und daß beide das Bewußtsein hatten, mit der Reformation kirchlich und religiös zusammenzuhängen. Ich wiederhole: ich mache zwischen Kollár und Palacký einen Unterschied; Kollár hat nicht so durchdringend wie Palacký Hus und unsere ganze Reformation erfaßt (er vergleicht Hus nicht nur mit Sokrates, sondern auch mit Seneka, allerdings auch mit König Wenzel u. a.), doch knüpft er immerhin an unsere Reformation an, wie sich unsere slowakischen Protestanten überhaupt bewußt waren, nicht nur von Luther, sondern auch von Hus abzustammen. Neben Kollár kann und muß noch Šafařík genannt werden, ebenfalls ein Slowak und Protestant, — ist es ein Zufall, daß drei Hauptführer der Wiedergeburt Protestanten waren?

Unsere Wiedergeburt entwickelte sich und setzte sich aus vielen einzelnen Richtungen und Bestrebungen zusammen; es handelt sich darum, zu bestimmen, welche die stärkste, entscheidendste war, und darum, zu begreifen, welchen Sinn unsere Wiedergeburt hat. Ich habe den Ausspruch von Denis erwähnt, daß in Dobrovský und Kollár durch Leibniz und Herder zu uns Comenius spricht — das ist der Sinn unserer Wiedergeburt. Es handelt sich darum, zu begreifen, daß das 18. und 19. Jahrhundert bei uns und in Europa überhaupt die Fortsetzung der Ideen und Sehnsüchte der Reformation sind. Man muß sich klar sein, was in der Geschichte führende Ideen sind, wie die Ideen sich entwickeln und wie sie trotz allen Wandlungen der Einzelheiten im Wesen dieselben bleiben. Ich will ein Beispiel für diese Philosophie der Ideen anführen. Palacký war Kantianer, und Kant ist, wie man allgemein und richtig sagt, der Philosoph des Protestantismus; das bedeutet nicht, daß Kant Luthers Katechismus vorträgt (er lehnt ja alle Theologie usw. ab), aber das bedeutet, daß er den pro-

testantischen Individualismus und Subjektivismus akzeptiert, in der Religion den Nachdruck auf die Sittlichkeit legt, den Autoritätsglauben zurückweist, kurzum, daß er die führenden Ideen des Protestantismus in ein philosophisches, wenn auch dem orthodoxen Protestantismus zuwiderlaufendes System umgebildet hat. Auf ähnliche Weise schuf Palacký als tschechischer Protestant die Bruderkirche in sein Humanitätssystem um, indem er gleichfalls die Orthodoxie Luthers ablehnte und sich, wie er uns sagt, an Bruder Lukas hielt. In diesem Sinne konnte Marx sagen: die Führer der französischen Revolution setzen die Ideen Luthers und Calvins fort. Es ist unglaublich, wie manche Historiker bei uns soziologisch und philosophisch nicht genügend gebildet sind.

Der philosophische Papst Leo XIII. kann unseren liberalen Historikern eine gute Lehre erteilen. Wie bekannt, hat dieser Erneuerer des Thomismus die Reformation verurteilt und dadurch damals Widerspruch erregt. In seiner Enzyklika „Diu Lumen illud“ (1881) legt Leo XIII. dar, daß die Reformation die Mutter nicht nur der modernen Philosophie, sondern auch der modernen Politik und vor allem der Demokratie sei; er leitet von der Reformation nicht allein die moderne Rechtsauffassung und den Sozialismus ab, sondern auch den Nihilismus und den Kommunismus. Leo XIII. eifert auch in späteren Enunziationen gegen die Reformation („die lutheranische Rebellion“) und verurteilt die gemischten Schulen, indem er rein konfessionelle Schulen fordert usw.

Ich brauche nicht auf Übertreibungen hinzuweisen wie z. B. die Gleichstellung des Nihilismus dem Sozialismus, aber in der Hauptsache hatte Leo XIII. recht, daß nämlich mit der Reformation und durch die Reformation die moderne Welt- und Lebensanschauung, der neue Staat und die moderne Demokratie und Politik entstanden. Wir sind aber in der Schätzung der modernen Zeit, ihrer Ideale, Sehnsüchte und Institutionen nicht einer Meinung mit dem Oberhaupt der römischen Kirche.

In diesem Sinne folgt aber auch unsere Wiedergeburt und die moderne Zeit der Richtung unserer Reformation; in diesem Sinne knüpften unsere Wiedererwecker dort an, wo unsere Geschichte ihren Gipfel erreicht (wie Palacký), die einen bewußter und klarer, als die anderen. Aber alle unsere hervorragenden Menschen



und gar die geistigen Führer waren in religiösen Dingen nicht so indifferent, wie die erwähnten Liberalen es verkündeten. Gleich Dobrovský: er war Freimaurer und daher bewußt gegen seine Kirche, nicht aber gegen die Religion. Über Kollár, Šafařík und Palacký sind wir schon einig; Havlíček war ein Liberaler, aber nicht religiös gleichgültig. Und unsere Dichter? Sofort der erste und größte, Mácha, war ein durch und durch religiöser, wenn auch durch Skepsis vierspältiger Mensch; das religiöse Problem war ihm ein Lebensproblem. Neruda empfindet tief religiös, wie jedermann aus seinen „Freitagsgesängen“ herausfühlen muß; Světlá und noch tiefer Nováková suchen die Spuren unserer Reformation im Volke. Und die Zeitgenossen — wie sittlich und religiös analysieren Holeček, Čapek-Chod ihre Charaktere! Šalda predigt gar die Rückkehr zu Gott. Wenn Svatopluk Čech und Vrchlický Liberale waren, so beweist es nicht, daß unsere Literatur das religiöse Problem nicht wirklich durchlebt hat; Čech betete zu einem Unbekannten, und Vrchlický litt sein Leben lang am faustischen Problem.

Unser tschechischer Liberaler ist in der Regel der Matrikel nach Katholik und in religiösen Fragen ein Analphabet: er kann sich die Religion außerhalb seiner Kirche, ihres Kults und ihrer Lehre nicht vorstellen, und daher versteht er Palacký nicht und nicht unsere größten Schriftsteller, wenn er ihren Namen auch immer im Munde führt. Und er versteht nicht unsere Geschichte, auch wenn er Geschichtschreiber ist.

135.

Grundsätzliche Gegner Palackýs, ernste und konsequente Gegner, sind die katholischen Geschichtschreiber und Politiker; sie werten unsere Reformation von ihrem religiösen Standpunkt aus. Ihnen galt und gilt die Reformation in religiöser und politischer Hinsicht als verfehlt: die habsburgische Katholisierung der Nation war nach ihrer Ansicht die geistige und nationale Rettung — Brudertum und Protestantismus hätten uns germanisiert: der Weiße Berg sei unser Glück gewesen.

Die katholischen Geschichtschreiber und Politiker in Deutschland, England und anderswo blicken objektiver auf unsere Reformation, ihre Entstehung und Bedeutung; sie erkennen wenigstens die relative und vorübergehende Berechtigung des Protestantismus

an, geben die Mängel und Fehler ihrer Kirche am Ende des Mittelalters und die Notwendigkeit einer Reform zu. Wenn der Lauf der Geschichte von der Vorsehung gelenkt wird, wenn es in der Geschichte eine Ordnung und einen Plan gibt — wie ist es dann möglich, die Entstehung der Reformation und des Protestantismus so im Pauschal zu verurteilen, ohne zu bedenken, was eine so große, ungeheuere und dauernde Bewegung in der großen Welt und gerade für den Katholiken bedeutet? Gerade vom theistischen Standpunkt aus ist die Geschichtsphilosophie unserer katholischen Gegner Palackýs unmöglich: wäre die Reformation entstanden, wenn die Kirche den Völkern genügt hätte? Und ging die Reformationsbewegung nicht aus der Kirche selbst hervor? Die besten Katholiken haben seit jeher die Unzulänglichkeiten ihrer Kirche kritisiert, — ihre ganze Literatur darüber seit Beginn des Katholizismus bis zur Reformation ließe sich gar nicht in einer Bibliothek unterbringen; sobald jedoch die Reformbestrebungen sich außerhalb der Kirche stellten und gar neue Kirchen entstanden, wurde die alte Kirche zur Partei und die Erhaltung der Macht wird, ob nun durch Gewalt oder Kompromis, zum Hauptgegenstand ihrer Politik. Daher die Kompaktate mit uns, daher die Inquisition, daher der Jesuitismus — und Inquisition und Jesuitismus haben auch bei uns die Katholisierung durchgeführt. War die Kirche unzulänglich, so behaupte ich nicht, daß die Reformation in allem und überall genügte. Gewiß brach auch im Protestantismus sehr bald an Stelle der geistiger Ämulation der Parteikampf aus; bald erhoben sich gegen die alte Theokratie neue Theokratien, die auch die Macht zu eringen suchten. Kirchen, die die Religion der Liebe verkündeten, griffen zur Gewalt und ließen sich von weltlichen Mächten bereitwillig mißbrauchen.

Unsere katholischen Gegner der tschechischen Reformation könnten sich für ihre Ansicht, die Katholisierung habe die Nation dadurch gerettet, daß sie sie von Deutschland und Preußen schied, auf Bismarck berufen. Der eiserne Kanzler soll einmal die ganze Nacht mit Gedanken darüber durchgewacht haben, welchen Lauf die Geschichte genommen hätte, wenn am Weißen Berge die Protestanten Sieger gewesen wären. Bismarck dachte möglicherweise darüber nach, ob ein protestantisches Böhmen sich der protestantischen Politik Preußens gegen Österreich angeschlossen

hätte; Österreich wäre eine unbedeutende Mark geblieben, von Böhmen aus und mit Hilfe Böhmens hätten die Deutschen die Donau beherrscht, also mit tschechischer Hilfe — Berlin—Bagdad. Wir wissen, wie Bismarck die geographische Lage Böhmens für die Beherrschung Europas eingeschätzt hat.

Ich bin kein Freund der „Wenn“-Geschichte; ich will Tatsachen angeben. Unsere Reformation hat unsere Nationalität in nie dagewesener Weise befestigt: die Germanisierung geschah während der Herrschaft des Katholizismus, der Hussitismus war die Rettung vor ihr. Das bezeugen gerade wieder deutsche Geschichtschreiber, daß nämlich die Reformation nicht nur bei uns, sondern auch in Polen sehr mächtig in antideutscher Richtung wirkte. Sie kräftigte überall und auch bei uns die nationale Sprache und Literatur dadurch, daß der Gottesdienst in der Landessprache abgehalten wurde, und der Gottesdienst, insbesondere das Lesen der Bibel, hatte damals eine viel größere Bedeutung für die ganze Literatur und die nationale Erziehung als heute. Die Reformation, die eine Besserung der Sittlichkeit anstrebte, stärkte unseren nationalen Charakter; gerade weil sie religiös war, war sie auch national. Eine siegreiche Schlacht am Weißen Berge hätte daher — trotz einem gewissen anfänglichen Eindringen des deutschen Elementes bei uns in der Zeit des Protestantismus — eine weitere Stärkung und Erneuerung der Nation bedeuten können. Und wenn im Weltkrieg gerade das protestantische Preußen — der Pangermanismus — vom protestantischen England und Amerika und vom revolutionären Frankreich geschlagen wurde — wo steht geschrieben, daß die evangelischen Tschechen sich untätig von Preußen hätten führen lassen? Der einzige Comenius, der Vollender und die Blüte der Bruderschaft, ist ein Gegenbeweis, aber auch die ganze Tätigkeit und Literatur der Exulanten ist es; die Hussiten, Brüder und evangelischen Tschechen waren zwar in regem Verkehr mit den Deutschen, von denen die Exulanten freundlich aufgenommen wurden, doch auch mit den Holländern, Schweizern, Engländern, Schweden, und überall arbeiteten sie für die Befreiung ihres Vaterlandes. Comenius trieb zur Verteidigung seines Volkes eine wahre Welt- und allerdings Kulturpolitik. Aber die katholischen Habsburger katholisierten uns nach der Schlacht am Weißen Berge, wie schon vorher, nicht nur, sondern germanisierten uns auch, und zwar mit Feuer

und Schwert, durch Konfiskationen und Unterdrückung der Bildung; die katholischen Gegner des „Erzketzers“ Hus lenkten auf das tschechische Volk den allgemeinen Haß als auf das Volk der Ketzler. Und dieses katholische und ultrakatholische Österreich unterlag politisch dem protestantischen Preußen und wurde zu seiner gehorsamen Avantgarde an der Donau.

Es würde zu weit führen, wollte ich genauer untersuchen, in welchem Grade in der Entwicklung des preußischen Deutschland das Preußentum und in welchem der Protestantismus entschied; sicherlich ist die lutherische Kirche eine Dienerin des preußischen Staates geworden. Aber Deutschland war halb katholisch, — man weiß nichts davon, daß z. B. das Zentrum, obgleich es sich gegen Bismarck in Opposition befand, gegen die nichtdeutschen Katholiken eine wesentlich andere Politik ausgeübt hätte. Und spricht man vom deutschen Protestantismus und seiner Nationalitätspolitik, so muß man gewiß seinen Gründer Luther betrachten. Luther war gegen die Tschechen, solange er Katholik war; nachdem er sich von der Kirche getrennt hatte, trat er stets für eine sachliche und gerechte Beurteilung der tschechischen Nation ein, predigte den nationalen Frieden, rühmte die sittliche Reinheit der Brüdergemeinschaft und hielt sie den Deutschen als Vorbild hin, indem er sich und seine Anhänger für Hussiten erklärte. Nach Luther sprachen führende deutsche Denker ihre Sympathien für die tschechische Nation aus und verurteilten die habsburgischen Henker; ich erwähne Leibniz, Herder und Goethe. Besonders Herder nahm die Anschauungen des Comenius auf und wünschte die Erneuerung der tschechischen Selbständigkeit. Deutsche Dichter fanden Gefallen an Stoffen aus unserer Geschichte, Schiller, Lenau, und Schriftsteller aus Böhmen, Alfred Meißner, Moritz Hartmann u. a.

Das Argument vom nationalen Vorteil der Schlacht am Weißen Berge ist verfehlt. Schon deshalb verfehlt, weil es die religiöse Frage zur nationalen Frage verschiebt; das ist eine Kaptivierung des patriotischen Wohlwollens. Die katholischen Geschichtschreiber folgen darin gewissermaßen dem Beispiel jener unserer Historiker, die in der Reformation nur die Stärkung des nationalen Bewußtseins zu schätzen wissen. Die einen wie die anderen erfassen nicht das Wesen der Religiosität und begreifen nicht den Sinn unserer und der Geschichte überhaupt.

Die unvoreingenommene Geschichte unserer religiösen Entwicklung wird uns das Verhältnis zwischen Katholizismus und Reformation (Protestantismus) in anderem Lichte zeigen, als die Gegner Palackýs. Die Tatsache nämlich, daß die Reform bei uns so tief drang, daß die riesige Mehrheit der Nation sie annahm (angeblich neun Zehntel) und daß sich die Reformation bei dem großen Druck und Widerstand Roms, der Habsburger und ihrer deutschen Anhänger (Bayern usw.) so lange hielt (der letzte religiöse Bauernaufstand in Mähren geschah i. J. 1775), daß also das bewußte Ringen und die Kämpfe um Religion und Sittlichkeit vier Jahrhunderte lang den Hauptinhalt unserer Geschichte bildeten, — diese Tatsache beweist, daß unsere Reformation aus dem Nationalcharakter entsprang und ihm entsprach. Aber man muß zugeben, daß unsere Geschichtschreiber auch zu untersuchen haben, bis zu welchem Grade der Katholizismus vor der Reform und während ihrer (eine Minderheit der Nation war katholisch geblieben) national war. Ich will nicht auf die Einflüsse von Byzanz im 8. und 9. Jahrhundert hinweisen, als hätte es bei uns einen Kampf zwischen Katholizismus und Rechtgläubigkeit gegeben; ich habe meine Ansicht darüber schon vor Jahren dargelegt; andererseits kann in Betracht gezogen werden, ob es dem Katholizismus bei uns nicht geschadet hat, daß er nicht national genug war, da er aus der Fremde zu uns gekommen, aus Deutschland, zum Teil aus Italien und anderswoher. Was den Katholizismus nach der Schlacht am Weißen Berge betrifft, so konnte er nicht tiefe Wurzeln schlagen, denn er war gewaltsam und seine Führer auch im nationalen Sinne Fremde; das gilt vor allem von den Jesuiten (die auch heute fremd sind) und der Hierarchie, die bis auf geringe Ausnahmen habsburgisch und deutsch blieben, nicht tschechisch.

Ich weiß sehr gut, daß der Katholizismus international ist; aber trotz seiner zentralisierenden Tendenz hat der Katholizismus in Frankreich, England, Deutschland, Italien und anderswo seinen besonderen nationalen Zug, den der Kenner in der Theologie und im kirchlichen Leben bemerkt. Bei uns fühlt die niedere Geistlichkeit, die in der Regel aus dem Volke stammt, mit dem Volke und ist national bewußt; die Repräsentanten dieser Geistlichkeit beteiligten sich auch fleißig an der literarischen Arbeit der Wiedererweckung. Allein die Hierarchie, die im Katholizis-

mus die Richtung der Kirchenpolitik und überhaupt das kirchliche Leben bestimmt, war bis auf wenige Ausnahmen nicht tschechisch und die Priesterbildung war es nicht; es ist auffällig, daß der Katholizismus bei uns noch keine tschechische Theologie hervorgebracht hat. Überhaupt hat der Katholizismus bei uns keine solche Selbständigkeit und Eigenart wie in anderen Ländern.

Das Problem, um das es sich hier handelt, muß besser durchforscht werden. Die Deutschen z. B. sind zur Hälfte Protestanten, zur Hälfte Katholiken; die Engländer sind Anglikaner, aber auch radikale Protestanten, die Franzosen haben gleichfalls eine wichtige protestantische Minderheit; ich erwähne die gebildetsten und in der Geschichte der Menschheit sehr bedeutungsvollen Nationen zum Beweis, daß die Nationalität die religiöse und kirchliche Verschiedenheit nicht ausschließt und daß die Verschiedenheit für die Nationen und die Menschheit kulturell wertvoll war. Dagegen haben die Nationen, die die Reformation nicht durchgemacht und sich religiös nicht differenziert haben, vorläufig geringere Bedeutung in der Geschichte, als die anderen. Wir gehören zu diesen; unsere Geschichte, und namentlich die seit dem 14. Jahrhundert, ist gewiß eine der lebendigsten und geistig wertvollsten. Das Problem, in welchem Maße diese oder jene Religion und Kirche dem Nationalcharakter entspricht, muß, ich wiederhole es, tiefer aufgefaßt und analysiert werden.

136.

Unsere Reformkirchen — die hussitische und die Brüderkirche — sind bis auf kleine Reste vernichtet worden; die Habsburger vollzogen die Katholisierung mit Zustimmung und Hilfe der Kirche mit Feuer und Schwert, durch Konfiskationen und Vertreibung; was bedeutet die habsburgische Gegenreformation für uns heute?

Es gibt kein anderes Beispiel dafür, daß eine christliche Nation (die ganze Nation resp. die entscheidende Mehrheit) so ihre Religion geändert hat. Die Franzosen unterdrückten gleichfalls die Reformation gewaltsam, aber bei ihnen war von der Reformbewegung nur eine Minderheit erfaßt worden; ähnlich unterdrückten Italien und Spanien die Reformation, die sich auch dort auf eine Minderheit beschränkt hatte. Überall wurde die Gegenreformation von der eigenen Nation durchgeführt, bei uns dagegen

von einer fremden Dynastie, einem fremden, unserer Nation und unseren geistigen Traditionen feindlichen Regime. Jeder bewußte und gebildete Tscheche wird daher durch die Kenntnis der Geschichte auf die Frage gebracht: Wenn unsere Reformation, namentlich die Brüderkirche, nach Palacký der Gipfel unserer Geschichte ist, was bedeutet dann die gewaltsame Katholisierung der Nation, also die Rückkehr zur älteren religiösen und kirchlichen Form? Die verhältnismäßig rasche Rückkehr? Läßt sie sich nur durch die Gewalt erklären oder lag der Fehler auch in der Reformation selbst? Und welcher Fehler? Äußert sich in der habsburgischen Katholisierung auch ein Mangel des Nationalcharakters, der Ausdauer, der Festigkeit? Mangel an politischer Fähigkeit? Welche Bedeutung kommt unserem Protestantismus zu, in dem sich gemäß dem Toleranzpatent Josefs unter der Form des Luthertums und des Calvinismus der Hussitismus und das Brüdertum erhalten hat, also die nach Palacký vollendete Kirche? Ist Palackýs Philosophie unserer Geschichte richtig (ich glaube, daß sie es im Wesen ist), so hat der Gegensatz zwischen Kirche und Bildung bei uns nicht nur eine philosophische und religiöse Bedeutung, wie bei anderen Nationen, sondern darüber hinaus noch die besondere nationale: daß nämlich unsere Reformationskirche von einer fremden Dynastie mit Zustimmung der katholischen Kirche unterdrückt wurde. Zwischen der Gegenwart und der Reformationszeit gähnt der Abgrund der habsburgischen Gegenreformation.

Seit dem Anbeginn unserer Wiedergeburt lebte die Erinnerung an unsere Reformation auf und wirkte in freigeistigem Sinne; Hus, Žižka, Comenius, später Chelčický, wurden allgemein teure Namen. Der tschechische Geschichtschreiber kann dem Problem unserer Katholisierung nicht ausweichen. Palacký erblickt in der Spaltung der Kirche in Katholizismus und Protestantismus eine historische theologische Entwicklung, weil sowohl der Katholizismus als auch der Protestantismus den Bedürfnissen des menschlichen Geistes entspreche: der Katholizismus dem Grundsatz der Autorität, der Protestantismus dem Verstande. Der Unterschied sei nicht absolut, sondern relativ und werde sich weiter entwickeln; Palacký meint, daß das Heil nicht darin liege, daß das eine oder das andere Prinzip sich durchsetze, sondern in ihrer Verbindung, Harmonie und wechselseitigen Durchdringung.

Die beiden Kirchen sollten sich demnach nicht bekämpfen, sondern sich um so mehr vertragen, als in der Zukunft gegen beide sich der Unglaube erheben werde.

Ich denke nicht, daß diese Auslegung Palackýs für die zeitgenössische religiöse Situation genügt; sie ist selbst für das Verständnis des Verhältnisses zwischen Katholizismus und Protestantismus zu abstrakt und allgemein; es handelt sich weiter um das besondere Verhältnis zwischen Katholizismus und Protestantismus bei uns und dabei um die Beurteilung der habsburgischen Gegenreformation und ihre religiösen und sittlichen Werte. Diese Formulierung Palackýs kommt auch nicht gegen die Einwände auf, die gerade von liberaler Seite gegen Palacký gerichtet wurden. Doch in unserem Liberalismus gab es stets eine Strömung, die für die religiöse Seite unserer Wiedergeburt Verständnis hatte. Nur blieb ihr das Wesen der Reformation und der Religiosität unklar. Bis zu welchem Grade, das sehen wir anschaulich an Sladkovský; dieser politische Führer der jungtschechischen freisinnigen Partei trat zur Rechtgläubigkeit über und erwartete, seine Parteigänger und alle, die Gegner der Kirche waren, würden ihm folgen.

Gegen den Liberalismus, soweit er in religiösen Fragen indifferent war, habe ich mich kritisch gestellt; ich zeigte und bewies, daß die Religiosität nicht überwunden sei und daß wir am Ende der Beurteilung und Wertung der einzelnen Kirchen nicht entgehen. Ich lehnte das Kokettieren mit der Rechtgläubigkeit ab und forderte auf, die religiöse Frage ernst zu studieren und ihre Lösung vorzubereiten. So entstand der Streit über den Sinn unserer Wiedergeburt, über die Reformation und die habsburgische Gegenreformation und die religiöse Frage überhaupt.

Wenn jetzt nach erlangter religiöser Freiheit Hunderttausende aus der Kirche austreten und eine an die Reformation anknüpfende Kirche ins Leben rufen, wird die religiöse Frage praktisch und zwingt die denkenden Köpfe zur Revision des liberalistischen Standpunktes zur Religion. Es gibt zwar bisher Verfechter des religiösen Indifferentismus, die behaupten, die Religion sei überwunden und der Streit um Katholizismus und Protestantismus habe daher keine Wichtigkeit, doch das ist ein Irrtum und eine Oberflächlichkeit, die dem Liberalismus überall verhängnisvoll werden.

Manche verlangen im Namen des Fortschrittes, an die religiöse Frage nicht zu rühren; wir können, heißt es, nicht zum Mittelalter zurückkehren; das ist ein sehr unklarer und nicht fortschrittlicher Standpunkt. Die religiöse Frage bedeutet heute nirgends die einfache Annahme der alten kirchlichen Formen; die religiöse Krise besteht im Katholizismus und auch im Protestantismus: die Überbrückung des Abgrundes der habsburgischen Gegenreformation und die Anknüpfung an unsere nationale Reformation bedeutet, ihre Richtung gemäß den geistigen Bedürfnissen unserer Zeit fortzusetzen. Der moderne tschechische Mensch glaube nicht wie Hus, und Hus sei Rom näher gewesen als uns; es ist wahr, daß der moderne tschechische Mensch nicht mehr glaubt, wie und was Hus geglaubt hat, aber glaubt er so wie Rom? Gewiß, wir glauben nicht wie Hus, aber er und seine Anhänger sind uns Vorbilder sittlicher Entschlossenheit, Festigkeit und religiöser Wahrhaftigkeit. Hus begann den Kampf gegen die Weltlichkeit der Kirche, und die Nation ging mit ihm; sein Kampf um die höhere Sittlichkeit und Frömmigkeit, besiegelt durch das Opfer seines Lebens, war ein Kampf gegen die sittliche Dekadenz der Kirche, des Priester- und Papsttums. Žižka vermochte Hussens Kampf um die Lebensgrundsätze durch die Abwehr mit dem Schwerte zu ergänzen, als Rom unserer Nation im Namen des Kreuzes den Krieg Europas erklärte. Chelčický erkannte, daß der Kampf gegen die damalige weltliche Herrschaft der Priester folgerichtig zum Kampfe gegen den sich auf die Kirche stützenden Staat, gegen die kirchliche und zugleich politische Gewalt führte, und ergab sich dem Kampfe der Humanität gegen die Gewalt mit wahrhaft žižkahafter Energie; Chelčický schoß übers Ziel, aber dadurch fällt nicht seine große Idee. Comenius, der letzte Bischof der böhmischen Brüdergemeinschaft, machte uns klar, daß eine durchdringende religiöse und sittliche Reform nicht ohne das Licht der Bildung und ohne sorgfältige Erziehung sein kann. Hus und Žižka sind uns Vorbilder, daß das Leben ohne Wahrheit und ohne eine Überzeugung, die das ganze Leben lenkt, wertlos sind. Chelčický und das Brüdertum lehren, daß ein Leben, das auf Gewalt, staatlicher und kirchlicher Gewalt, beruht, schlecht ist; Comenius wies uns den Weg zur Erlauchtheit allumfassender Weisheit und Menschlichkeit: im Geiste dieser nationalen Lehrmeister müssen wir fortfahren und ihr Licht

den kommenden Geschlechtern weiterreichen . . . λαμπαδα περιδιδόντες Hus — Žižka — Chelčický — Comenius: welchen Namen vermag die habsburgische Gegenreformation diesen der ganzen Nation teuren, von ihr und allen Nationen anerkannten Namen gegenüberzustellen? Gegen eine große Idee steht nur nackte Gewalt.

Unsere Reformation war eine Revolution gegen die Theokratie, für die Demokratie. Das Verhältnis der Religion zur Politik und zum praktischen Leben überhaupt fasse ich gemäß dem Gebote auf, daß wir zunächst Gottes Reich und seine Gerechtigkeit suchen sollen, und alles, wessen wir bedürfen, wird uns zugeteilt, — ein Mensch und eine Nation mit religiöser Überzeugung, eine Nation mit dem festen Willen, ihre Ideale zu verwirklichen, wird ihr Ziel stets erreichen. Das ist meine Lebenserfahrung; diese Lehre habe ich aus der Geschichte unserer und aller Nationen gezogen.

Daß unsere Reformation als erster Versuch nicht ohne Fehler war, ist kein Beweis gegen die Grundsätze und das Wesen dieser unserer nationalen Bewegung; wenn ich den 28. Oktober 1918 betrachte, so lehne ich die Ansicht ab, daß unsere Reformation darum, weil sie durch Gewalt niedergerungen wurde, überhaupt verfehlt war und daß sich in ihr unsere politische Passivität und Unstaatlichkeit offenbart haben.

Die Lösung der allgemeinen religiösen Krise ist eine Aufgabe unser aller, unserer Denker, unserer Kirchen; soweit es sich um den Staat handelt, muß unsere Republik allen Bürgern die vollkommene Gewissensfreiheit verbürgen, damit sie alle ihre Konflikte frei und nach eigener Überzeugung austragen können; überdies muß die Republik, zum Unterschied von Österreich, die Trennung von Staat und Kirche und die damit verbundenen Reformen, vor allem die Schulreform, durchführen.

Damit dieser Prozeß ohne sogenannten Kulturkampf vor sich gehe, habe ich noch während des Krieges bestimmt, daß unsere Republik sofort eine diplomatische Vertretung beim Vatikan errichte. Ich habe das schon erwähnt, für die Trennung von Staat und Kirche auf das amerikanische Vorbild verwiesen und mitgeteilt, daß Štefánik die Verbindung mit dem Vatikan aufrecht erhielt. Ich habe vorausgesehen, daß die religiöse und kirchliche Frage nach dem Kriege überall und vor allem bei uns akut werden wird.

Durch die Trennung von Staat und Kirche sollen Kirchen und Religionen vom Staate unabhängig werden und der Staat unabhängig von den Kirchen. Die Religion soll Sache der freien Überzeugung sein. In österreichischer Zeit verließ die Kirche sich auf die Polizeimacht des Staates, die offizielle Religion war den Beamten usw. vorgeschrieben; dadurch litt die Kirche, verließ sich auf die Polizei mehr, als auf ihre Lehre und das religiöse Leben. In ähnlicher Weise litt der Staat, indem er sich auf die Kirche verließ, nicht auf sich selbst und seinen Wert. Das Schlagwort „entösterreichern“ bedeutet in erster Reihe die Trennung von Staat und Kirche.

Die historische Erfahrung lehrt uns, daß alle Kirchen, namentlich die katholische, die Trennung vom Staate nicht bereitwillig aufgenommen haben; wenn sich auch die Trennung in religiöser Hinsicht bewährt, wenn sie auch schon in vielen Ländern anerkannt wurde, so müssen wir doch auf Widerstand vorbereitet sein. Ihre Durchführung wird ziemlich viel diplomatischen Takt erfordern, aber vor allem die Bestimmtheit des Kulturprogramms.

137.

Die Trennung von Staat und Kirche wird nicht bloß durch die Rücksichten auf unsere religiöse Entwicklung, sondern auch durch die kirchlichen Verhältnisse in der Republik empfohlen. Ich habe erwarten müssen, daß infolge der Vereinigung mit der Slowakei und des Anschlusses Karpathorußlands an unsere Republik die kirchlichen und religiösen Verhältnisse auch in unserem Volke verwickelter werden; und ich habe vorausgesehen, daß durch die politische Freiheit, wie es in anderen Ländern stets geschehen ist, die kirchliche und religiöse Frage verschärft werden wird, und habe gerade deshalb diesen Prozeß auf das rein kirchliche und religiöse Gebiet beschränken wollen.

Wir haben bereits eine neue tschechoslowakische Kirche, und auch die Rechtgläubigkeit breitet sich aus; die Zahl der Protestanten ist durch bedeutende Teile der Slowaken (Augsburger Konfession) gestiegen, ebenso die der Juden, und dazu kamen die Uniaten in Karpathorußland. Unsere Republik ist demnach nicht nur aus mehreren Nationalitäten zusammengesetzt, sondern umfaßt auch eine größere Anzahl von Kirchen und Konfessionen. Wir haben die katholische mit der uniatischen, die tschechoslowaki-

sche, die protestantische, die rechtgläubige, die unitarische und die jüdische Konfession; dazu eine große Anzahl von Konfessionslosen, eigentlich und besser gesagt: Menschen ohne Zugehörigkeit zu einer Kirche, weil viele von ihnen ihr privates Religionsbekenntnis haben. Bei der Jagd der politischen Minute werden sich wenige unserer Leute bewußt, wie unsere Republik kirchlich kompliziert ist und wie durchdringend die religiöse Krise sich in unserem Kirchenleben äußert.

In Österreich-Ungarn war auf dem Gebiete unserer Republik die katholische Kirche herrschend; die einheimischen Protestanten, die Reformierten (Calvinisten) und die Lutheraner (Augsburger Konfession) in den sogenannten historischen Ländern waren zwar vom Staate anerkannt, erfreuten sich aber nicht der offiziellen Gunst; einige fremde Missionen (die Baptisten u. ä.) wurden halb und halb toleriert. In der Slowakei wurde selbst die slowakische Minderheit der Protestanten (Lutheraner, ein paar Reformierter) national ebenso unterdrückt wie die katholische Mehrheit. In Karpathorußland die Uniaten gleichfalls magyarisiert, die rechtgläubige Bewegung unterdrückt (der bekannte Prozeß von Marmaros!). Die Juden errangen sich die Gunst der ungarischen und der Wiener Regierung.

Bei der herrschenden Kirchenfreiheit haben sich heute die Verhältnisse gewandelt, namentlich in den historischen Ländern, — wer nicht geglaubt hat, daß die religiöse Frage unserer Nation eine sehr wichtige Frage sei, muß sein Urteil ändern.

Vergleichen wir die Ziffern der offiziellen Zählungen in den Jahren 1910 und 1921 (wir haben keine genaueren Ziffern darüber, wie sich die Kirchenverhältnisse in den einzelnen Jahren geändert haben), so sehen wir, daß während des Bestandes der Republik die tschechoslowakische Kirche mit 525 333 Mitgliedern gegründet wurde, die bis auf wenige Ausnahmen aus der katholischen Kirche übergetreten sind; ihre Zahl ist Nachrichten zufolge heute viel größer. Zugleich sind aus der katholischen Kirche (aus den anderen Kirchen nur wenige) 724 507 Mitglieder ausgetreten, die ohne Kirchenbekenntnis geblieben sind. In österreichischer Zeit gab es im Jahre 1910 in den historischen Ländern nur 12 981 Konfessionslose; auf die Slowakei entfallen jetzt 6818 von der angegebenen Zahl, auf Karpathorußland 1174.

Die katholische (uniatische) Kirche in Karpathorußland hat auch Mitglieder verloren; dort wurden 1910 (unter ungarischem Regime) 558 Rechtgläubige, im Jahre 1921 bereits 60 986 gezählt.

Neben der starken Zunahme der tschechoslowakischen und der rechtgläubigen Kirche kann man auch ein starkes Anwachsen aller protestantischen Kirchen feststellen, und zwar in der tschechischen Bevölkerung, während die Zunahme bei den Deutschen normal blieb. Im Jahre 1910 gab es in den historischen Ländern 157 067 reformierte und lutherische Tschechen (153 612 Deutsche), im Jahre 1921 231 199 Tschechen (153 767 Deutsche). Unsere Protestanten haben sich also sehr vermehrt.

Analog haben auch die kleineren Kirchen mehr als normal zugenommen, vor allem die Brüdergemeinschaft (3933 : 1022); von Freireformierten gab es 1921 5511 — 1910: 2497; Baptisten 9360 — 1910 4272; Methodisten gibt es jetzt 1455.

Alle Protestanten in der Republik zusammengenommen, zählen beinahe eine Million (990 319).

Neu hinzugekommen sind in letzter Zeit die Unitarier (man gibt ihre Zahl mit 10 000 an).

Die Rechtgläubigen nahmen auch in den historischen Ländern bedeutender zu (1054 : 9082), ebenso in der Slowakei (1439 zu 2877).

Die armenische rechtgläubige Kirche stellt einen unscheinbaren Bruchteil dar (152 gegen 9 im Jahre 1910 im ganzen Gebiete der Republik).

Die Altkatholiken (größtenteils deutscher Nationalität) weisen gleichfalls eine stärkere Zunahme auf (17 121 : 20 255).

Die Juden zählen nach der Vereinigung mit der Slowakei und Karpathorußland 354 342; die Gesamtzahl ist gegen 1910 (361 650) geringer. Detailliertere Zahlen: Böhmen: 79 777 — Mähren 37 989 — Schlesien 7317 — Slowakei 135 918 — Karpathorußland 87 041.

Neben der religiösen Bewegung in den Kirchen gibt es überall ein starkes spiritistisches Treiben; man schätzt die Zahl der Spiritisten auf Hunderttausende (2—3). Auch die Theosophie und andere ähnliche Exotika machen sich bemerkbar.

Diese kirchlichen Verhältnisse in unserer Republik und vor allem die religiöse Bewegung werden durch die Kraft der hussitischen Tradition und das religiöse Anknüpfen an die Reformation

gekennzeichnet. Der Bewegung bei uns entspricht in Karpathorußland die analoge rechtgläubige Bewegung.

Alle protestantischen Kirchen knüpfen an die Reformation an; die tschechischen Reformierten und die Lutheraner vereinigten sich zur evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder; die freireformierte Kirche ist jetzt die Vereinigung der Böhmisches Brüder, die Baptisten die Brüdervereinigung Chelčickýs; die tschechoslowakische Kirche ist eine hussitische Kirche und auch die Unitarier knüpfen an das Brüdertum an.

Unsere religiöse Bewegung ruft im Auslande Aufmerksamkeit hervor, die um so größer ist, als der Katholizismus fast überall an Boden oder wenigstens an Autorität gewinnt, während bei uns die Reformationstradition stärker wird. Auch das Ausland beginnt zu verstehen, daß die tschechische Frage nicht nur von politischer Bedeutung war.

Es ist natürlich, daß die neuen und erneuerten Kirchen den Verkehr mit den ausländischen, ihnen nahen Kirchen suchen werden. Die tschechoslowakische Kirche ist der anglikanischen und altkatholischen nahe; man weist auch auf eine gewisse Verwandtschaft mit den polnischen Mariawiten und in gewisser Beziehung mit der rechtgläubigen Kirche hin. Die rechtgläubige Bewegung sucht Beziehungen zur serbischen und konstantinopler Kirche; allerdings haben wir auch die rechtgläubige Nachbarschaft Rumäniens und Rußlands. Verschiedene protestantische Kirchen stehen im Verkehr mit ihren Kirchen im Westen. Überhaupt nimmt die kirchliche Bewegung eine internationale und damit auch politische Bedeutung an.

Auch die Juden zeigen ein bedeutendes religiöses Leben; wir haben die orthodox-östliche Richtung in der Slowakei und in Karpathorußland neben der westlichen, liberaleren Richtung. Für die Judenfrage hat der Zionismus und die jüdische nationale Bewegung hohe Bedeutung.

Die Mannigfaltigkeit der kirchlichen Zugehörigkeit spornt zu religiöser Toleranz an, ähnlich wie die nationale Mannigfaltigkeit zu nationaler Toleranz führt.

Die Regel der Toleranz hat auch in der Reformation ihren Ursprung. Nicht daß die Reformation gleich in ihren Anfängen die Freiheit, die sie gegen die Kirche zu erlangen trachtete, verwirklicht hätte; erst durch die weitere Entwicklung und nament-

lich durch die Independenten in England wurden Gewissensfreiheit und Toleranz gefestigt. In der mittelalterlichen Kirche fiel der Ketzler durch die Autorität des Augustinus und des Thomas dem Tode anheim; ich brauche nicht den Vorfall Servets anzuführen, um zu zeigen, daß die mittelalterliche Barbarei in den Kirchen nicht sofort gebrochen worden ist. Die Entwicklung des Geistes der Toleranz vollzog sich nur allmählich. Erinnern wir uns, daß Locke, der große Verfechter der Toleranz, die Atheisten nicht zu dulden verstand. Erst die französische Revolution kodifizierte das Recht auf vollständige Gewissensfreiheit und verwirklichte sie auf dem religiösen, keineswegs noch auf dem politischen Gebiete.

Im alten Österreich gab es keine Gewissensfreiheit; in unserer demokratischen Republik müssen Gewissensfreiheit, Toleranz und die Anerkennung des Guten und des Besseren nicht nur kodifiziert sein, sondern auch praktisch betätigt werden, und zwar auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Das ist eine nationale Forderung, eine Forderung, die durch unsere historische Entwicklung gegeben ist.

Palackýs Philosophie unserer Geschichte wertet das böhmische Brüdertum als Gipfel: das reine Christentum, also die Lehre Jesu und sein Gebot der Liebe sind das Vermächtnis des Vaters der Nation und unserer Geschichte, — die Demokratie ist die politische Form der Menschlichkeit.

# NAMENREGISTER

A	B
Abraham a Santa Clara 497.	Bach 354.
Adam, Paul 454.	Bachmetěv, russ. Botschafter 252, 267.
Adler, Dr. Friedrich 131, 395.	Baerenreither, Dr. Jos. 2.
Adoo, Mc W. G. 250.	Bagge, Konsul 207.
Aehrenthal, Graf 44, 119, 336, 337.	Bahr, Hermann 359.
Albert, König von Belgien 121, 288.	Baker, Newton D. 249, 309.
Alexander der Große 510.	Baker, Ray St. 404.
Alexander von Serbien 378, 383.	Bakunin 188, 189.
Alexějev, General 141, 143, 149, 150, 156, 159, 164, 198, 213.	Baldwin, amerik. Philosoph 242.
Amendola, Giovanni 256.	Balfour, Minister 300, 311, 320, 378, 397, 400, 401.
Amfiteatrov, A. V. 58, 117.	Balzac 121.
Amiel 71.	Baráček, Ing. Paul 48, 50.
Anderson, Sh. 245.	Barbusse 121.
Andrássy 285, 306, 325, 374, 407—408, 413, 417, 418, 419 bis 420, 422.	Barrère 99.
d'Annunzio 38, 100.	Barrès 10, 108.
Antoniević, serb. Gesandter 118.	Baudelaire. Charles 106, 242.
Anzengruber 358.	Baudyš, Dr. Jos. 114.
Aquino, Thomas von 36, 37, 540.	Bauernfeld 358.
Argus, Pseud. f. Veselickij 117.	Beaconsfield 484.
Aristoteles 36, 501.	Beethoven 353, 354, 376.
Armand, Graf 280.	Bělehrádek, Franz 418.
Asquith 89, 217, 299, 399.	Belić, Prof. Alex. 117.
Assisi, Franz von 36.	Běljajev, russ. Kriegsmin. 160.
Augustinus 540.	Benckendorff, Graf A. Chr., russ. Botsch. 5, 55, 117.
Augustus, röm. Kaiser 36.	Benedikt XV., Papst 44, 232.
Austen, Jane 111.	Beneš, Dr. Ed. 8, 27—29, 34, 50, 60, 73—76, 79—82, 85, 87, 88, 94, 96, 100, 101, 107, 120, 127, 128, 136, 197, 201, 227, 231, 250, 256, 270, 280, 283, 295, 299, 300, 305, 318,
Averescu, General 196.	



324, 331, 332, 379, 381, 383, 397, 400—403, 405, 410 bis 411, 412, 415, 417—418, 420 bis 421, 424, 431.  
 Beneš, Hanna, Frau d. Dr. E. B. 49.  
 Beněs, Vojta 80, 237.  
 Bennett, amer. Publ. 248, 308.  
 Bennett, A. 112, 247.  
 Benzoni, Marquise 383.  
 Berchtold, Graf 2, 66, 67, 103.  
 Bergson 109, 249, 251.  
 Bernstorff, Graf 128, 308.  
 Berthelot, General 128, 137, 195, 203, 381, 424.  
 Beseler, General von 220.  
 Bethmann Hollweg 32, 98, 127, 223, 224, 284, 338.  
 Bezruč, Peter, tschech. Dichter 265.  
 Bianchini, Dr. 253.  
 Bilinski, L. von 2, 66.  
 Bismarck 31, 285, 340, 350, 352, 353, 356, 373—374, 445, 518, 527, 259.  
 Bissolati, L. 256.  
 Blankenhorn 290.  
 Bolo-Pascha 222.  
 Borghese, ital. Abg. 256.  
 Börne 358.  
 Boroević, Sv. von 132.  
 Borský, Dr. Leo 305, 412.  
 Bosák, Michael 230.  
 Bossuet 37.  
 Bottomley, Horatio 115.  
 Bouček, Dr. 29.  
 Bourget 108, 368.  
 Boutroux 95.  
 Božinov, Miroslav 48.  
 Brandeis, Louis 250.  
 Bratianu, J. 196, 197.  
 Brázda, Oskar, tsch. Maler 84.  
 Briand 92, 94, 96, 101, 127, 128, 150, 153, 171, 216, 223, 279 bis 282, 284, 299, 389, 399.  
 Brontë, Charlotte III.  
 Brontë, Emily III.  
 Browning, Elisabeth III, 245.  
 Browning, Oscar, engl. Historiker 114.  
 Brückner, Alex., Prof. 265.  
 Brunetière 107.  
 Bruno, Giordano 36.  
 Brusilov, A. A., General 123, 124, 142, 149, 154, 157, 159, 163, 165, 168, 173, 429.  
 Bryant, William C. 243.  
 Bryce, James 113, 114, 377.  
 Buchanan, Sir George William 137.  
 Buchsenschutz, russ. Major 137.  
 Buckle 110.  
 Bülow, Fürst 43, 56.  
 Bunsen, Sir E. W. Maurice de 113.  
 Burian, J. von, österr.-ung. Minister 57.  
 Burrows, St. M., engl. Historiker 89, 113, 377.  
 Butler, N. M., amer. Prof. 249.  
 Butler, Samuel 112.  
 Buxton, Noel 114.  
 Byron 362, 367—368.

## C

Čaadajev, Peter J., russ. Philosoph 145.  
 Cadorna, Graf Luigi 101.  
 Caillaux, Joseph 222.  
 Caffee, amer. Jurist 308.  
 Calvin 525.

Cambon, Jules 282.  
 Cambon, Paul 282.  
 Canfield, Dorothy 246.  
 Cannan, Gilbert 247.  
 Čapek-Chod, K. M., tschech. Schriftsteller 526.  
 Carducci, Giosuè 38.  
 Carlotti, Marchese 137.  
 Carr, Philipp Henry 113.  
 Carrière 107.  
 Cartier, Baron 252.  
 Cäsar 488, 510.  
 Casement, Sir Roger 115.  
 Cather, Willa S. 246.  
 Cavell, Edith L. 67, 223.  
 Čech, Svatopluk, tschech. Dichter 526.  
 Cecil, Lord Robert 89, 131.  
 Čelakovský Jar. 424.  
 Celere, Conte 252.  
 Čermák, B. V. 157, 287.  
 Červený, Otakar 155.  
 Červinka, General 159, 161, 162, 165, 170.  
 Chalupa 198.  
 Chateaubriand 106.  
 Chelčický 61, 337, 433, 491, 500, 517, 521, 532, 534, 539.  
 Chéradame, André 95, 249, 282.  
 Chesterton, G. K. 115.  
 Chlumecky, Baron 420.  
 Choc, Václav 4.  
 Churchill, amer. General 291.  
 Churchill, Lord, engl. Staatsmann 377, 378.  
 Chvoščinskij 41.  
 Císař, Jaroslav, Priv.-Skr. Marsaryks 251.  
 Claudel, Paul 108, 109.  
 Clausewitz 340—341.  
 Clémenceau 217, 221—223, 227, 260, 279, 280, 282—284, 303, 304, 312, 314, 322—323, 380 bis 381, 420.  
 Clément-Simon, Louis 382.  
 Clerk, Sir George Russel 113, 378.  
 Colette, Willy 107.  
 Comenius 1, 8, 60, 116, 449, 465, 515, 517—519, 521 bis 524, 526, 532, 534.  
 Comert, P. 137.  
 Comstock, amer. Schriftst. 243.  
 Comte 105—107, 110, 333, 363, 486.  
 Conrad, Joseph 112.  
 Conrad v. Hötzen Dorf 21, 44, 67, 335.  
 Coolidge, Archibald C., Prof. 249.  
 Corelli, Mary III.  
 Cormick, Mc, V. Cr. 289.  
 Coudenhove, Graf Max 286, 409—410, 421—422, 466.  
 Crane, Charles 8, 137, 237, 248, 249, 273, 309, 316.  
 Crane, Richard 248, 309.  
 Creel, George 249, 274.  
 Crowe, Sir Eyre 378.  
 Cunningham, Sir Thomas 382.  
 Czarnecki, poln. Publ. 263.  
 Czernin, Graf Ottokar 12, 35, 131, 217, 222, 223, 225, 250, 279, 280, 282—284, 286, 307, 321, 462.

## D

Dalemil, tschech. Chronist d. 14. Jahrh. 515.  
 Dane, Clemence III, 243.  
 Dante 38, 493.

<p>Darwin 110.  Delafield, E. M. 111.  Delcassé 56, 83.  Denis, Ernest, Prof. 6, 8, 11,  51, 55, 56, 59, 66, 74, 75, 95,  97, 381.  Derby, Lord 381.  Descartes 105.  Deschanel, Paul 95, 380.  Destinn, Emma, Sängerin 84.  Diamandi, A. 137, 195.  Diaz, General 256.  Diderot 105.  Dieterichs (Diterichs), russ. Ge-  neral 173, 216.  Dillon, Emil Jos. 113.  Dimitrijević, serb. General-  stabschef 258.  Dioneo, Pseud. f. Šklovskij 117.  Disraeli 484.  Dixon, engl. Publ. 248.  Dmitrijev, Radko 154.  Dmowski, Roman 117, 256,  263, 264, 382, 404.  Dobrovský, Joseph 334, 391,  457, 517, 524, 526.  Dostojevskij 145, 242, 367, 368,  484, 496.  Doumergue, Gaston 149.  Dreiser, Theodore 245.  Dubský, Gustav 29.  Duca, rumän. Minister 196.  Duchonin, russ. General 165,  173, 174, 198, 427.  Dudan, ital. Publ. 39.  Dürich, Jos. 52, 78, 79, 81, 82,  97, 99, 102, 117, 151, 156,  159, 160, 162, 168, 169, 202,  232, 257.  Dušek, Cyril 29.  Duval, franz. Publ. 222.</p>	<p style="text-align: center;"><b>E</b></p> <p>Ebert, Friedrich 324.  Edison, Thomas Alva 342.  Edschmid, Kasimir 359, 367.  Edwards, Jonathan 243.  Elisabeth, Kaiserin 116.  Eisenmann, Louis, Prof. 95.  Eliot, Charles William, Prof.  237, 249.  Elliot, George 111.  Emerson, R. W. 243.  Enckel, russ. Militärattaché 41.  Engels, Friedrich 186, 500, 504.  Erzberger, Mathias 223, 324.  Eugen, Prinz 510.  Euklid 507.  Eulenburg, Graf August 143.  Evans, engl. Historiker 113.</p> <p style="text-align: center;"><b>F</b></p> <p>Faguet, Emile 107.  Fasciotti, italien. Gesandter 196.  Ferdinand, König von Rumä-  nien 383.  Feuerbach, Ludwig 353, 355.  Feyler, Oberst 57.  Fichte 355.  Fiori, Dr. de 320.  Fisher, Dr. Ludwig 231.  Fitzmaurice, Gerald H. 115.  Flake, Otto 360.  Florescu, rum. Politiker 256.  Foch, Fernand, franz. Feld-  herr 10, 12, 100, 102, 122,  221, 224, 226, 280, 282, 302,  313, 314, 324, 338, 339, 424,  508.  Förster, Friedrich Wilhelm,  Prof. 360.</p>	<p>Fournol, Etienne 95, 256.  France, Anatole 109.  Franklin 243.  Franklin-Bouillon 256.  Franz Ferdinand, Erzherzog  35, 335.  Franz Joseph, Kaiser von Öster-  reich 45, 130, 131, 164, 222,  281, 335, 383.  Fredericks, Graf 143.  Freud, Siegmund, Prof. 111.  Freycinet, franz. Senator 282.  Freitag, Gustav 358.  Frič, russ. Kommissar 207.  Friedjung, Heinrich 119, 337.  Friedrich, Erzherzog 4, 27, 55,  335.  Friedrich der Große 350, 352,  510.</p> <p style="text-align: center;"><b>G</b></p> <p>Gajda, Rudolf, tschech. Ge-  neral 293.  Galenga, ital. Politiker 256.  Galilei 36.  Galsworthy, John 112.  Garborg, Arne 367.  Gard, Martin du 109.  Garwin, James Louis, engl.  Publ. 113.  Gasparri, Kardinal 45, 276.  Gaunt, engl. Admiral 273.  Gauvain, A., franz. Publizist  93, 95, 381.  George, W. L., engl. Schriftst.  110.  Georg, König von Böhmen 515,  517, 521.  — V., engl. König 279—280.  Gide, André 109.</p>	<p>Giers, M. N. 41.  Gillouin, René 107.  Gioberti, Vincenzo 37.  Giolitti, Giovanni 44.  Girsa, Václav, Dr., jetzt Mi-  nister 155, 159.  Gissing, Algernon, engl. Schrift-  steller 112.  Gladstone 114, 278, 378.  Gluck 354.  Goethals, General 290.  Goethe 350, 352, 353, 356 bis  358, 362, 366, 376, 377, 498,  521, 529.  Gogol 145.  Gončarov 145.  Gorkij, Maxim 138, 145.  Goremykin, Ivan 143.  Goričar, Jos. 39.  Gothein, Eberhard, Prof. 32.  Gotthelf, Jeremias 71.  Grabski, Wladyslaw 263.  Green, Mrs. 114, 115.  —, Sir Conyngham 212.  Grelling, Richard 360.  Grey, Lord Edward 55, 88,  309, 399.  Groš, Karl, Dr., Bürgermeister  von Prag vor dem Kriege 74,  421.  Grigorescu, General 196.  Grillparzer 358, 359.  Gučkov, russ. Minister 162.  Guérin, Charles 106.  Guinet, franz. Offizier 293.  Gutzkow 358.</p> <p style="text-align: center;"><b>H</b></p> <p>Habrmann, Gustav 50, 226,  229, 230.</p>
--	--	---	--

Hadžić, serb. Militärattaché 196.	Hindenburg, Paul v. 12, 122, 224.
Hajn, Dr. Anton 4, 23.	Hinković, kroat. Pol. 118, 253, 261, 263.
Haig, engl. Marschall 343.	Hitchcock, G. M. 248.
Haller, General 199.	Hlaváč, Friedrich, tschech. Publizist 35.
Hamerling 358.	Hoare, Sir Samuel 113.
Händel 354.	Hodža, Milan, Dr., slowakischer Politiker 423.
Hanotaux, Gabriel 10.	Hoffmann, Max, General 206.
Hantich, Georg, Prof. 50.	Höfler, Karl A. K., Prof. 524.
Hard, William 248.	Hohler, engl. Diplomat 251.
Harding, Warren 378.	Holeček, Joseph 526.
Hardy, Thomas 112, 121.	Holand-Rose, engl. Hist. 114.
Haerink, Vladimir, Dr. 155.	Hollár, Václav, tschech. Maler 116.
Harper, Prof. 137.	Holmes, O. W., amer. Schriftsteller 243.
Hartmann, Dr., Arzt in Paris 95.	Hoppe, Viktor 7.
—, Eduard von 65, 355.	Horký, Karl 78.
—, Moriz 529.	House, Oberst 128, 234, 236, 249, 274, 308, 310, 313, 314, 381.
Hauptmann, Gerhart 359.	Houston, David F., Minister 237, 309.
Hausmann, Konrad 320.	Howells, W. D., amer. Schriftsteller 243.
Havlíček, Karl, tschechischer polit. Dichter und Journalist 19, 30, 235, 334, 337, 384, 391, 441, 448, 459, 463, 480, 494, 517, 526.	Hugo, Victor 102.
Haydn 354.	Humbert, König von Italien 57.
Hawthorne, Nathaniel 242.	Hume 105, 110, 354—355, 361, 487, 492.
Hebbel 357—359, 367.	Hurban, Vladimir, Militärattaché 290, 291.
Hegel 353, 355, 362, 502.	Hus 59, 84, 116, 180, 337, 434, 449, 514, 518, 519, 521, 524, 532, 534.
Heine 358.	Husák, Otakar 198.
Henderson, Arthur 137.	Hutchinson, A. S. M., engl. Schriftst. 112.
Hentsch, Richard, Oberst 329.	Hůza, Jos. 182, 332.
Herakleitos 495.	Hyndman, engl. Pol. 114, 377.
Herben, Jan, Dr., tschech. Schriftsteller 29.	
Herder 350, 356, 362, 376, 453, 502, 517, 524, 529.	
Herron, George, Prof. 277, 318, 320, 321—323, 325, 416.	
Hertling, Graf Georg 225, 307.	
Hertz, Dr. 320, 321—322.	
Hilsner, Leopold 85.	

I	Kalina, Antonin, tschech. Pol. 4, 13.
Immermann, Karl 356.	Kanner, Heinrich, Dr., österr. Publ. 66.
Innes, amer. Major 237.	Kant 109, 110, 350—355, 357, 359, 361—362, 366, 376, 524.
Ishii, Graf 252.	Karageorgević 255.
Ivan d. Schreckliche 188, 496.	Karl IV. 521.
Izvol'skij 95, 96, 148, 153, 428.	— XII. 510.
J	—, letzter Kaiser von Österreich 26, 129, 217, 219, 222, 223, 266, 275, 278—284, 286, 299, 307, 321, 324—325, 394, 405, 407, 409—410, 416, 417, 419, 420, 421, 422, 423, 431, 449.
Jacobsen, J. P. 367.	Károlyi, Graf 234, 319, 320, 424.
Jaeger, Hans, norw. Dichter 121.	Kastelianskij, Dr. 8.
Jaffe, Prof. 320.	Kaye-Smith 111.
James, Henry, amer. Schriftst. 243.	Keller, Gottfried 71.
James, William, amer. Philosoph, Bruder Henrys 243.	Kenyon, William, amer. Senator 237, 398.
Janin, franz. General 100, 137, 146, 298.	Kerenskij 138, 142, 166, 176, 182, 189, 190, 204, 219, 224, 267, 427, 428.
Jastrebov, russ. Prof. 257.	Kerner, Rob. Jos., amer. Prof. 249.
Jászi, ungar. Prof. 319—320.	King, W. H., amer. Senator 237.
Jaurès, Jean 15, 109.	Kirějevskij, Ivan V., russ. Philosoph 145.
Jellinek, Georg, Prof. 489.	Kitchener, Lord 6, 10, 91, 122, 123.
Jesus 488, 493, 497, 540.	Klecanda, Georg 157, 207 bis 210, 230, 292, 332.
Joffre, franz. General 108, 121, 122.	Klofáč, Václav, tschech. Pol. 4, 14, 390.
Johnson, Samuel 115.	Kolčak, A. V., russ. Adm. 102, 209, 293.
Jonescu, Take 196, 381.	Kollár, Jan, tschech. Dichter 20, 60, 106, 235, 334, 391,
Jong, van Beek en Donc, holl. Dipl. 320.	
Jouvenel, Claire de 95, 382.	
Jovanović, serb. Pol. 118.	
Joyce, James 110.	
Judson, Harry P., Prof. 231.	
Jusserand, Jean, franz. Botanischer 251, 309, 326, 404.	
K	
Kaizl, Jos., österr. Finanzmin. 524.	

448, 453, 455, 457, 517, 522 bis 524, 526. Koloušek, Jan, Prof. 23. Koniček 54, 81, 97, 235, 236. Konstantin, König von Griechenland 221. Kopecký, Fr. 120, 273, 296. Koerber, Ernst von, österr. Minister 26. Korff, Sergěj A., Prof. 267. Kornilov, Leo G., Kosaken-general 163, 168, 173, 198, 213. Korošec, Anton, Dr., slowen. Pol. 261. Kossuth 275. Koukol 137. Kovalevskij, Maxim 13. Kovanda, Jul., ehem. Kammerdiener d. österr. Ministers Heinold 7. Kozák 5. Kramář, Karl, Dr., tschech. Politiker 15, 16, 26, 49, 52, 59, 86, 97, 130, 131, 160, 229, 379, 387, 390, 395, 404, 410, 413, 415, 421, 422, 435. Kramer, slow. Publ. 24. Krapotkin 117. Krasiński 264. Kratochvil (i. J. 1914 hingerichtet) 9. Kraus, Karl 67. Křikava, Polizeipräsident 321. Krupenskij, russ. Dipl. 42. Krupp 352. Krylenko, N. V., russ. Pol. 174. Kupka, Franz, tschech. Maler 84. Kurz, Hermann 358. Kyjoyský 48.	L	Lagarde, Paul de 352, 353, 355, 518. Lamanskij, russ. Schriftst. 235. Lammasch, Heinrich, Prof., österr. Ministerpräs. 69, 277, 306, 320—321, 325, 409 bis 410, 415, 416, 418, 419, 421, 462. Lamprecht, Karl, Prof. 32, 365. Lamsdorff, russ. Minister 143. Lancken, Freiherr von der 223. Landfield, J. B., amer. Publ. 290. Lane, Franklin, amer. Minister 249, 288, 309. Lansdowne, Lord 224. Lansing, Robert 248, 249, 290, 308—311, 314, 322—323, 326. Lassalle 278. Lasserre, Pierre 107. Lavater 334. Lavergne, franz. Oberst 137. Lavička, Jos., Dr. 48. Lawrence, D. H., III, 112, 121, 247. Lazarini, ital. Pol. 256. Ledwinski, poln. Pol. 224. Lee, Robert E., amer. General 238. Leibniz 354, 517, 529. Lenau 358, 529. Lenin 69, 185—187, 189, 190, 202, 203, 267, 505. Leo XIII., Papst 37, 525. Leopardi 38. Lermontov 145. Leroy-Beaulieu, Anatole 10. Lessing 350, 356.	Leygues, Georges, franz. Minister 95, 128. Lincoln, Abraham 238, 316. Lloyd, George 92, 113, 120, 124, 125, 200, 224, 255, 259, 262, 277, 278—280, 283, 288, 302, 307, 314. Locke, John 540. Lodge, Henry, amer. Senator 249. Lombroso 43. Lomonosov, Prof. 267. Long, Breckinridge, amer. Staatsmann 249, 290, 309. Longfellow 243. Lontkevič, serb. Militärattaché 168. Loret, M., poln. Prof. 41. Lorkovič, Dr., kroat. Pol. 23, 24. Lowell, James Russell 243. Loyola, Ignaz von 484. Ludendorff, Erich 122, 126, 224, 284, 288, 303, 317, 324. Ludwig, Otto 358. Lumbroso, ital. Prof. 43. Lupu, rumän. Abgeord. 267. Luther, Martin 523—525, 529. Lützwow, Graf Francis, Verfasser engl. Werke über Böhmen 48. Lvov, Fürst 136, 267, 283.	Machar, Jos. Sv., tschech. Dichter 7, 49, 335. Mack, Jul., amer. Zionist 250. Mackensen, A. von 92, 124, 167. Maistre, de 105, 106, 108. Malvy, Louis 221. Mamiani 37. Mamontov, russ. Offizier 175, 202. Mandić, Prof. 257. Manzoni 38. Marcescu, rumän. Minister 196. March, amer. General 290. Marinković, Voja, Dr. 196. Marjanović 253. Markovič, B., Prof., südsl. Pol. 53. Marlborough 510. Martin, amer. Publizist 248. Martinek 137. Marx, Karl 107, 186, 188, 278, 333, 352, 353, 474, 500, 504, 524. Marx, Madeleine 107. Masaryk, Alice 49, 86. —, Charlie Garigue 337. —, Herbert 48. —, Olga 52. Masters, Edgar Lee, amerik. Dichter 245. Matějka (i. J. 1914 hingerichtet) 9. Maurice, Edmund C., engl. Historiker 114. Maurras 107, 108. Max von Baden 320. Maxa, Prokop, Prof., tschech. Pol. 202, 287. Mazzini 38. Meade, G. Gordon, amer. Feldherr 238.
	M			
		Macchiavelli 484. Macchio, Baron, österr. Dipl. 44, 49. Mácha, Karel Hynek, tschech. Dichter aus d. Zeit d. Romantik 526.		

	N
Meinl, Julius, österr. Industr. 320.	Napoleon I. 62, 350.
Meißner, Alfred 529.	— III. 31.
Mensdorff, Graf 280, 283, 420.	Němec, Antonin, tschech. Sozialdem. 225.
Mercier, Kardinal 45.	Neruda, Jan, tschech. Dichter 19, 336, 337, 526.
Mercier de la Rivière 507.	Nestroy 358.
Meredith, George 112, 121.	Niessel, franz. General 137.
Mestrovič, Ivan 39, 84, 118.	Nietzsche 109, 352, 353, 355, 359, 366.
Metternich 358.	Nikolaj Nikolajevič 12, 17, 18, 55, 144, 202, 235.
Meyer, C. F. 71.	Nikola, König von Montenegro 263.
Mezes, Sidney E., Prof. 249.	Nikolaus II. 13, 17, 23, 52, 54, 58, 81, 96, 99, 123, 134, 140, 143, 146—148, 159—161, 163 bis 165, 168, 182, 188, 202, 204, 219, 280, 428, 457.
Michaelis, Georg, deutscher Reichskanzler 225.	Nippold, Otfried, Prof. 360.
Mickiewicz 264, 484.	Nitti, ital. Minister 40.
Mihajlovič, Ljuba 38, 39, 259.	Nivelle, Robert, franz. General 122, 221, 282.
Miljukov, P. N. 18, 53, 117, 124, 133—136, 138, 162, 165, 166, 182, 198, 204, 223, 257, 258, 427.	Northcliffe, Lord, engl. Zeitungsbesitzer 104, 113.
Mill, John Stuart 110.	Noulens, Joseph, franz. Botschafter 200, 203.
Miller, Daisy 244.	Nováková, Therese, tschech. Dichterin 526.
—, Herbert Adolphus 268, 269.	
Milner, Lord 135, 377.	O
Mjasojedov, russ. Offizier 42, 141.	Oberučev, russ. Sozialrev. 166.
Moltke, Hellmuth von 341, 352.	Orlando 228, 256, 400.
—, Neffe des Vorigen 340.	Orszagh, J. 170.
Mommsen, Theodor 65, 355.	Osuský, Štefán, jetzt Gesandter in Paris 82, 86, 87, 120, 128, 228, 305, 318—320, 397.
Moore, George 110, 115.	Ouida, engl. Dichterin 111.
Moraczewski, poln. Pol. 404.	
Morley, John, Viscount 114.	
Morris, R. S., amer. Dipl. 212.	
Mott, John R., Dr. 137.	
Mozart 354.	
Muna, Alois, tschech. Kommunist 191, 192.	
Muravjev, N. N., russ. General 183, 184, 192, 194, 198, 199, 219, 332.	
Musnicki, poln. Gen. 199.	
Musset 106, 362, 367.	

	P
	Pacelli, päpstl. Nuntius 224, 225.
	Pačuta, amer. Ruthene 270.
	Paderewski, Ignac 404, 498.
	Page, Ph., amer. Botschafter 311.
	—, William Tyler 240.
	Paget, Lady Muriel 207, 377.
	Paine, Thomas 243.
	Painlevé, Paul 217, 280.
	Palacký, Franz, tschech. Historiker (* 1798, † 1876) 29, 60, 63, 275, 282, 327, 334, 391 bis 392, 424, 433, 440, 446, 447, 449, 512, 514, 517, 522 bis 527, 530, 532, 533, 540.
	Paléologue, franz. Botschafter 137, 148, 281.
	Pálffy, Graf Moritz 44.
	Palmerston, Lord 278.
	Pankhurst, Emmeline, Frauenrechtlerin 115.
	Pantůček, Ferd., Dr. 415.
	Papoušek, Privatsekretär Masaryks in Rußland 170.
	Pares, Bernard, engl. Prof. 114.
	Parker, Theodore 243.
	Pascal 105.
	Pašič, Nikola 66, 103, 118, 151, 152, 255, 259, 260.
	Patejdl, Joseph 293.
	Paulus 491.
	Paulsen, Friedrich, Prof. 359.
	—, Rudolf 360.
	Paunković, serb. Offizier 53.
	Pavlu, Bohdan 51, 64, 117, 136, 157, 305.
	Péguy, Charles, franz. Dichter 108, 109, 364.
	Pergler, Karl 230, 251, 305, 310.
	Perić, kroat. Prof. 54.
	Pétain, Henri Philippe, General 221.
	Pfeffermann-Záruba, Prager Baumeister 29.
	Phillips, Williams, amer. Dipl. 249, 309.
	Piccione, Luigi, General 383.
	Pichon, Stéphane, Minister 95, 303, 305, 380, 401, 424.
	Pilsudski, Jos., poln. Staatsmann 199.
	Pisecký, Ferd., Prof. 117.
	Pivko, Ljudevit, slowen. Prof. 228.
	Plato 333, 493, 497.
	Plechanov, G. V., russ. Soz. 138.
	Poe, Edgar Allan 242—244.
	Poincaré, Henri, franz. Math. u. Phil. 105.
	—, Raymond, franz. Präsident 129, 279, 302, 379, 386.
	Pokrovskij, russ. Prof. 96, 149.
	Polk, Frank Lyon, amer. Jurist 249, 290, 309.
	Popović, südsl. Prof. 39, 118.
	Potiorek, Oskar, österr.-ungar. General 12.
	Potočnjak, Dr., slowen. Pol. 118, 253.
	Pribičević, Milan, südsl. Pol. 253.
	Priklonskij, Beamter d. russ. Min. d. Äußern 162, 168.
	Protopopov, russ. Minister 117, 141, 166, 167, 230.
	Pšenička 230.
	Pučálka, Miloš, Dr. 117.
	Pupin, Mihajlo, Prof. 253.

Puriškevič, kons. russ. Pol. 140.  
Puškin 145, 367.  
Putney, Alb. Hutchinson, amer.  
Jurist 310.

## Q

Quidde, Ludwig, Prof. 320.  
Quirielle, Pierre de, franz. Pu-  
blizist 95.

## R

Rachilde 107.  
Radić, Stephan, kroat. Pol. 262.  
Raimund 358.  
Rampont, franz. General 208.  
Ramuz, schweiz. Dichter 71.  
Rašin, Alois, Dr., tschech. Poli-  
tiker, erster Finanzminister  
d. Tschechoslowakei 29, 49,  
50, 59, 86, 130, 229, 387, 390,  
407—409, 415, 417, 430, 435,  
451.  
Rasmussen, Knud, dän. Schrift-  
steller 41.  
Rasputin 139—142, 161.  
Razinov, Stěňkov, kosak. Volks-  
held 188.  
Reading, Lord 252.  
Redlich, Josef, Dr., österr. Mi-  
nister 416, 422, 462.  
Reeves, A., engl. Dichterin 111.  
Regnault, franz. Gesandter 216.  
Reiman, Zdeněk 117, 170.  
Reiß, Prof. 67, 285.  
Repington, Oberst 91, 92, 224.  
Revertera, Graf, österr.-ungar.  
Dipl. 280, 283.  
Ribot, franz. Ministerpräsident  
279, 283.

Richard II. von England 116.  
Richardson, Dorothy 111.  
Rieger, F. L., Dr., tschech. Pol.  
391, 393.  
Rizov, bulgar. Gesandter 223.  
Robertson, William, engl. Ge-  
neral 92.  
Rod, Edouard 71.  
Rodd, Sir James Rennel 43.  
Rodzianko, M. V., russ. Pol.  
133.  
Rolland, Romain 61, 109.  
Romain, Jules 109.  
Roniger, Emil 71.  
Roosevelt 100, 250, 317.  
Root, Elihu, amer. Senator 137,  
249.  
Rose, Mme. 103, 113.  
Rosen, Baron, russ. Dipl. 147.  
Rosmini, S. A. 37, 38.  
Rossetti, Dante Gabriel 110.  
Rousseau, J. J. 47, 72, 105, 107,  
333, 351, 362—363, 366, 368,  
377, 500, 517, 521.

## S

Sabatier, Paul, Prof., franz.  
prot. Theol. 103.  
Sadoul, Jacques, franz. Off. 202,  
291.  
Šafařík 391, 514, 524, 526, 291.  
Šalda, F. X., Dr., tschech.  
Schriftsteller 526.  
Šámal, Přemysl, Dr. 29, 417.  
Sapik, Vojtěch, tschech. Bild-  
hauer 387.  
Sarolea, Charles, Prof. 114.  
Sarrail, franz. General 122.  
Sauerwein, Jules, Journalist 94,  
128.

Savić, serb. Prof. 118.  
Savinkov, Boris 138, 209.  
Savonarola 36.  
Sazonov, Sergej D., russ. Mi-  
nister 8, 13, 14, 16, 17, 42,  
143, 147, 148, 151, 152, 257,  
281.  
Ščerbačev, General 195.  
Schäfer, Dietrich, Prof. 351.  
Scheidemann, Philipp 90, 320,  
324.  
Scheiner, Josef, Dr. 13—15.  
Schelking, russ. Beamter 230.  
Schelling 355.  
Schiller 350, 356, 529.  
Schlieffen 340.  
Schopenhauer 355.  
Schubert 354.  
Schücking, Walter, Dr. 360.  
Schumann, Robert 354.  
Šeba, Jan 181, 198.  
Seidler, Ernst, Dr., österr. Mi-  
nisterpräs. 286.  
Seillière, Ernest, franz. Lit.-  
Kritiker 107.  
Seippel, Paul, schweiz. Schrift-  
steller 71.  
Semenov, Kosaken-Ataman  
200, 213, 290.  
Seneca 524.  
Servet, Michael 540.  
Seton-Watson, Robert William,  
engl. Prof. 6, 7, 9, 14, 42, 55,  
74, 89, 100, 104, 113, 119,  
126, 255, 256, 258, 280, 319,  
377, 381, 383, 397, 401, 403.  
Severus, Lucius Septimius 188.  
Shakespeare 330, 354, 521.  
Sharp, W. G., amer. Botschaft.  
278, 311, 381.  
Shaw, Bernard 115.

Sheldon, Paul, amer. Oberst 290.  
Shidehari, jap. Diplomat 217.  
Sičinskij 267.  
Sidgwick, Ethel 111.  
Sienkiewicz 84.  
Sinclair, May 111, 219.  
Singer, Isidor, Prof. 320.  
Šíp, Legionär 208.  
Sixtus, Prinz von Parma 129,  
217, 222, 224, 227, 278—284,  
380, 431.  
Sladkovský, Karl, tschech. Pol.  
391.  
Šlupas, Dr. 268.  
Šmeral, Gottlieb, Dr., tschech.  
Pol. 4.  
Smetana, Friedrich 391.  
Smetánka, Jaroslav 237.  
Smith, Adam 474.  
Smuts, engl. General 280.  
Snepp 192.  
Sobolevskij, russ. Prof. 258.  
Sokolov, amer. Zionist 250.  
Sombart, Werner, Prof. 362.  
Sonnino 99, 164, 255, 256, 278,  
400, 401.  
Sorel, Georges 109.  
Sorokin, Pitirim, russ. Soziolog  
138.  
Soukup, Franz, Dr., tschech.  
Pol. 4, 49, 407—409, 451.  
Spalajković, serb. Gesandter  
137, 167, 258.  
Spencer, Herbert 110.  
Spengler, Oswald, Prof. 372,  
454.  
Spielhagen, Friedrich 358.  
Spitteler, Karl 71.  
Spurgeon, Prediger 232, 497.  
Šrobár, Vavro, Dr., slowak. Pol.  
230.

Stalin, Jos. V., russ. Kommissar 211, 291.  
 Staněk, Franz, tschech. Pol. 407.  
 Steed, Henry Wickham, engl. Publizist 5, 6, 8, 55, 103, 104, 113, 119, 122, 137, 255, 256, 258, 273, 296, 377, 381, 383, 397, 400.  
 Štefánek, Milan 28, 46, 76, 79 bis 82, 85, 87, 88, 94, 95, 98 bis 102, 128, 135, 136, 146, 155—157, 161, 169, 171, 172, 195, 197, 227, 232, 297, 299, 305, 309, 326, 332, 382—383, 392, 400, 412, 415, 428, 535.  
 Štěpánek, Vítězslav, Dr. 54.  
 Štěpina, Jos. 231.  
 Stern, Adolf 358.  
 Stilgebauer, Edward 360.  
 Stinnes, Hugo 141.  
 Stirner, Max 359.  
 Štítný 521.  
 Stoica, rum. Pol. 263.  
 Stojanović, Nikolaj, Dr., bosn. Pol. 39.  
 Stránský, Dr., d. Ä., tschech. Pol. 4.  
 Stříbrný, Georg, tschech. Pol. 84, 390, 409.  
 Strindberg 367.  
 Struve, Peter B., russ. Pol. 138.  
 Stürmer, Boris, russ. Ministerpräs. 124, 139, 141, 143, 147, 148, 157, 160—162, 230, 281, 341.  
 Štúr, Ludevít, slowen. Schriftsteller 233, 235.  
 Stürgkh, Graf Karl, österr. Ministerpräs. 131.  
 Suarès, André 109.

Suchomlinov, V. A., russ. Kriegsmin. 12, 141.  
 Šulgin, A. J., ukrain. Minister 194.  
 —, V. V., russ. Abg. 194.  
 Supilo, Trano, kroat. Pol. 39, 53, 118—120, 151, 255, 257, 261.  
 Šuvajev, russ. Kriegsmin. 159.  
 Švarc 138.  
 Svatkovskij, V., russ. Journalist 9, 41, 42, 54, 96, 135, 281.  
 Švec, Georg, tschech. Oberst 294.  
 Švehla, Antonín, tschech. Pol. 409, 417.  
 Světa, Karoline, tschech. Dichterin 526.  
 Švihovský 51.  
 Swinnerton, Frank Arthur 112.  
 Sychrava, Leo, Dr. 48, 51, 69, 74, 82, 228, 305.  
 Sýkora, Jan 120.

## T

Tabouis, franz. General 137, 200.  
 Taine 107, 111.  
 Tardieu, André 128.  
 Temperley, H. W. V., Prof. 401—402, 412, 451.  
 Templetown, Vicomte 119.  
 Tennyson 111.  
 Tereščenko, russ. Politiker 136, 204, 283.  
 Thomas, Albert 137, 172.  
 Thun, Fürst Franz, österr. Statthalter in Prag 24, 26.  
 Tisza, Graf, ung. Ministerpräsident 40, 324, 374.

Tobolka, Zd. V., Dr., tschech. Hist. 132.  
 Tocqueville 105, 107, 238, 490.  
 Tolstoj 60, 61, 134, 144, 145, 367, 499, 500.  
 Torre, ital. Abgeordneter 256.  
 Townsend 251.  
 Třebický, Jan, Dr. 50.  
 Treitschke, Prof. 65, 353, 446.  
 Trepov, russ. Ministerpräs. 65.  
 Trotzki, russ. Volkskommissar 134, 200, 202, 203, 291.  
 Trúmbić, Ante, Dr., kroat. Pol. 39, 152, 254—256, 259—261, 320, 381.  
 Tschitscherin, russ. Volkskommissar 292.  
 Tuček, Alois 170.  
 Turgeněv 145.  
 Tusar, Vlastimil, tschech. Pol. 413, 419, 421.  
 Tvrzický, Jos. 237.  
 Tyler, John, amer. Präsident 240.  
 Tyrell, engl. Min.-Beamter 378.

## U

Unruh, Fritz von 360.

## V

Vajanskij, Pseud. f. Vladimir Hurban, slaw. Schriftsteller 233, 235.  
 Vandervelde, Emile 138.  
 Vaněk, Otakar 117.  
 Vasiljev, russ. Prof. 138.  
 Vauclain 290.  
 Velimirović, serb. Priester 118.  
 Venizelos, Eleutherios, griech. Staatsmann 381.

Verne, Jules 219.  
 Veselickij (s. Argus) 117.  
 Veselý, Franz, Dr. 29.  
 Vesnić, serb. Gesandter 56, 95, 259, 381.  
 Vico, Giovanni Battista 36, 333, 486.  
 Vinogradov, Paul, russ. Prof. an d. Univ. Oxford 8, 113, 117.  
 Vittorio Emanuele, König von Italien 382—383.  
 Vojnovič, L., Dr., südsl. Pol. 39.  
 Voltaire 105, 245, 341.  
 Vondrák, Václav, Dr. 158.  
 Vopička, Karl J. 196.  
 Voska, Emanuel 4, 5, 33, 80, 87, 137, 272, 273, 274, 297, 309, 397, 399.  
 Vošnjak, Bogumil, slowen. Prof. 118.  
 Vrchlický, Jaroslav, tschech. Dichter 526.

## W

Wagner, Richard 354, 359.  
 Wahrburg 141.  
 Waldersee, Graf A. 340.  
 Wales, Prinz von 116.  
 Walpole 112, 247.  
 Ward, Humphry, engl. Schriftsteller 130, 143.  
 Washington 510.  
 Wassermann, Jakob 359, 367.  
 Webb, Sidney und Beatrice 115.  
 Webster, Daniel 243.  
 Weiss, Louise, franz. Publ. 95.  
 Wekerle, Sandor, ungar. Ministerpräs. 416.  
 Wells, H. G. 247.

Wemyss, franz. Admiral 324.  
 Wenzel, König von Böhmen 524.  
 Weygand, franz. General 424.  
 Wharton, Anne H. 242.  
 Whitman, Walt 243.  
 Whittier, John G. 243.  
 Whyte, Alexander Fr. 113.  
 Wiklif 116.  
 Wilde, Oscar 110.  
 Wilhelm I. 350.  
 — II. 31, 32, 57, 67, 98, 127,  
 143, 219, 224, 266, 275—276,  
 279, 284, 324, 331, 338—340,  
 350, 352—353, 373, 417.  
 —, Kronprinz 324, 378.  
 Williams, Sir Hartley 113.  
 Wilson, Woodrow 127—129,  
 131, 133, 153, 212, 228, 236,  
 238, 240, 249, 251, 255, 259,  
 262, 263, 268, 274, 276—278,  
 284—286, 288, 289, 299, 303,  
 306—310, 312—318, 321 bis  
 323, 326, 332, 344, 375, 383,  
 384, 398, 399, 401, 405, 407,  
 408, 416, 417, 419, 421, 428,  
 430, 435, 440, 462, 489, 508.

Wimborne, Visc. Ivor Churchill  
 Guest, engl. Pol. 224.  
 Wiseman, Sir William 252.  
 Witte, Graf 143, 144.  
 Woolf, Virginia 111.  
 Wright, Joshua Butler 219.

## Y

Young, R. F. 114, 377.

## Z

Zanardi-Landi, Gräfin 116.  
 Zarin 142, 143, 161.  
 Žatkovič, Grigorij, Dr. 270 bis  
 272.  
 Živković, serb. General 167.  
 Žižka, Jan, Feldherr des Hus-  
 sitenheeres 60, 180, 337, 433,  
 521, 532, 534.  
 Zola, Emile 107, 109.  
 Županić, Dr. 39.  
 Zurlinden, General 57.  
 Zvezdić, Frau, russ. Journ.  
 13.

### Anmerkung:

Das Zeichen ' auf den Vokalen bedeutet im Tschechischen nicht den Akzent, sondern die Dehnung. (Die Worte werden in der Regel auf der ersten Silbe betont.) Das Häkchen ˇ verleiht dem Laut Weichheit, so daß ě wie je gesprochen wird, č wie tsch, ž wie das französische ge, das ř wie rsch. Im Südslawischen entspricht das ć dem tschechischen č. Das v wird wie w ausgesprochen.  
 Der Übersetzer.



Die Anerkennung der tschechoslowakischen Auslandsorgane durch die einzelnen Staaten während des Weltkrieges.

Datum	Frankreich	England	Italien	Amerika	Rußland und die anderen Staaten	Asien
VIII. 14					Nikolaj Nikolajewiçs Proklamation an die österreichisch-ungarischen Völker.	
20. VIII. 14					Der Zar empfängt eine tschechoslowakische Deputation; sie legt ihm ein slawisches u. russophiles Programm vor.	
20. VIII. 14					Die Errichtung der tschechischen Družina in der russischen Armee genehmigt.	
15. IX. 14					Sazonov empfängt eine tschechoslow. Deputation; die Erneuerung des böhmischen Königreiches stimmt mit den Absichten der russischen Regierung überein.	
17. IX. 14					Der Zar empfängt eine tschechoslow. Deputation; er hofft, daß die Wünsche der Tschechoslowaken (die Erneuerung des Königreiches unter der Dynastie Romanov) in Erfüllung gehen werden.	
2. X. 14	Entscheidung des Ministers des Innern, daß zuverlässige Tschechen dieselbe Stellung genießen wie Bürger der alliierten Staaten.					
19. X. 15		Minister Asquith übernimmt den Vorsitz beim Vortrag Prof. Masaryks an der Universität London und gibt eine schriftliche Erklärung ab. Die Tschechen werden so wie die Bürger der anderen alliierten Staaten von der Sequestrierung des Eigentums und der Internierung befreit. (Was in einzelnen Fällen schon seit Beginn des Krieges durch Interventionen allmählich erreicht wurde.)				
1915 und 1916	Im Westen wird der Nationalrat zum leitenden Organ der ausländischen Revolution. Er hat sich aus mehreren vorangegangenen Versuchen entwickelt und wird nach und nach von allen Kampforganisationen in Auslande anerkannt. In Rußland entsteht eine Zweigstelle.					
13. I. 16					Die Družina wird zum Tschechoslowakischen Schützenregiment umbenannt.	
3. II. 16	Briand empfängt Prof. Masaryk und nimmt sein Programm der Aufteilung Österreichs an.					
17. IV. 16					Die tschechoslowakische Brigade in der russischen Armee bewilligt.	
27. VI. 16					Zustimmung des Zaren zur Befreiung der slawischen Gefangenen. Auf Stürmers Drängen, das von der Zarin unterstützt wird, wird die Zustimmung Anfang August zurückgezogen.	
20. X. 16					Die tschechoslowak. Division in der russischen Armee bewilligt (8. XI. 1915 aufgehoben).	
22. XI. 16					Der Zar auf die Loyaltätskundgebung des Moskauer Komitees: „Ich bin gewiß, daß die Tschechen in ihrer Erwartung nicht enttäuscht werden.“	
4. I. 17					Der Zar ermächtigt auf das Telegramm des Gen. Chodoroviç hin unsere Offiziere, unter der russ. Fahne für die Verwirklichung der nationalen Wünsche der noch unterdrückten slawischen Nationen zu kämpfen.	

Datum	Frankreich	England	Italien	Amerika	Rußland und die anderen Staaten	Asien
10. I. 17	Die Ententestaaten antworten Wilson auf seine Anfrage vom 21. XII. 1916 über die Friedensbedingungen; die Befreiung der Tschechen und Slowaken von der Fremdherrschaft ist eine der Hauptbedingungen.					
24. III. 17					Die Vorläufige Regierung bestätigt das Reglement für die Formation des tschechoslowak. Heeres (Miljukov).	
13. VI. 17	Abkommen Masaryks mit Minister Thomas über die Entsendung von 30 000 Gefangenen nach Frankreich (der erste Staatsvertrag mit dem Nationalrat).					
17. VIII. 17	Erstes Abkommen des Nationalrates mit der franz. Regierung über unsere Armee.					
18. VIII. 17					Die Zweigstelle des Nationalrates schreibt eine Revolutionsanleihe von 20 Millionen Francs für die Armee und die Revolution aus.	
4. X. 17			Italien bewilligt die Bildung von Arbeitsabteilungen aus Gefangenen.			
9. X. 17					Die Aufstellung des ersten selbständigen tschechoslow. Korpus in Rußland bestätigt (Gen. Duchonin).	
16. XII. 17	Bericht der Regierung für den Präsidenten Poincaré über die Errichtung einer tschechoslowakischen Armee unter Leitung des Nationalrates.					
19. XII. 17	Dekret über die Errichtung der tschechoslow. Armee in Frankreich.					
7. I. 18	Bejehl über die Errichtung der tschechoslowak. Armee in Frankreich (Clémenceau-Beneš). — Regierung u. Nationalrat unterzeichnen das Statut zur Organisation der tschechoslow. Armee.					
15. I. 18					Vertrag über die Armee mit der ukrainischen Regierung.	
10. II. 18					Abkommen mit dem bolschewikischen Kommandanten Muravjov, das die bewaffnete Neutralität verbürgt.	
					Der tschechoslow. Korpus in Rußland zum Bestandteil der französ. Armee erklärt.	
15. II. 18	Der Nationalrat ordnet die Musterungen in die Legionen in Frankreich an.					
16. II. 18					Der Sowjet-Generalissimus Muravjov verbürgt unseren Truppen den freien Durchzug nach Frankreich.	
III. 18				Der Kongreß nimmt die Novelle zum Einwanderungsgesetz an, durch die unseren Legionären aus Amerika die ungehinderte Rückkehr in die Vereinigten Staaten ermöglicht wird wie den amerikanischen Freiwilligen in den alliierten Armeen.		
13. III. 18					Waffenstillstand mit den Deutschen nach den Kämpfen bei Bachmaë.	
21. IV. 18			Erster Vertrag zwischen Regierung u. Nationalrat über die Errichtung einer tschechoslow. Armee in Italien (Orlando-Stefanik).			

Datum	Frankreich	England	Italien	Amerika	Rußland und die anderen Staaten	Asien
14. V. 18					Der Zwischenfall von Tscheljabinsk, der am 25. Mai zu Kämpfen mit den Bolschewiken führt.	
22. V. 18		Lord Rob. Cecil erkennt namens des Ministeriums des Äußeren das Recht der tschechoslow. Nation auf volle Selbständigkeit an.				
24. V. 18			Feierliche Übergabe einer Fahne an die Legionen in Rom: Kundgebungen Orlando's, des Bürgermeisters Colonna, des amerik. Botschaftes Page u. Štefánik's.			
29. V. 18				Die Regierung billigt die Entschließung des römischen Kongresses der unterdrückten Nationen.		
3. VI. 18	Der Kriegsrat in Versailles, die Ministerpräsidenten von Frankreich, England, Italien schließen sich der amerikanischen Erklärung an und sprechen ihre aufrichtige Sympathie für die Freiheitsbestrebungen der Tschechoslowaken und Südslawen aus; den Polen wird direkt ihr Staat versprochen.					
3. VI. 18		Die Regierung ist bereit, den Nationalrat als leitendes Organ des tschechoslow. Kampfes und die Armee als an der Seite der Entente kämpfend anzuerkennen (Balfour-Beneš).				
14. VI. 18			Der König inspiziert die Legionen in Orgiano.			
28. VI. 18				Die Regierung ergänzt ihre Erklärung vom 29. V. dahin, daß sie auf dem Standpunkt der vollen Befreiung aller Zweige des slawischen Stammes von der deutschen und österreichischen Vorherrschaft stehe.		
29. VI. 18	Die Regierung erkennt die Rechte der tschechoslow. Nation auf Selbständigkeit, den Nationalrat als oberstes Organ ihrer Interessen und erste Grundlage (assise) der künftigen Regierung an (Pichon).					
30. VI. 18	Poincaré übergibt mit den Ministern Pichon, Leygues, Lebrun dem 21. Reg. in Darney die Fahne		Zweiter Ergänzungsvertrag über die tschechoslow. Armee (Orlando-Štefánik).			
1. VII. 18		Die Regierung stimmt der Rede Poincarés in Darney zu.				
4. VII. 18					Maklakow gratuliert als Botschafter in Paris dem Nationalrat zu seiner Anerkennung durch die französische Regierung.	
7. VII. 18					Der serbische Gesandte gratuliert aus demselben Anlaß.	
12. VII. 18					Die Sowjetregierung löst die Zweigstelle des tschechoslow. Nationalrates in Rußland auf.	
13. VII. 18					Dmowski gratuliert für das poln. Nationalkomitee dem Nationalrat zu seiner Anerkennung durch die franz. Regierung.	
2. VIII. 18						Die japanische Regierung erläßt eine Deklaration über die milit. Intervention zugunsten der Tschechoslowaken (auf Vorschlag Amerikas).
3. VIII. 18	Die alliierten Regierungen beschließen in Washington, hauptsächlich durch amerik.-japanisches Abkommen, unserer Armee in Sibirien militärische und materielle Hilfe zu gewähren.					

Datum	Frankreich	England	Italien	Amerika	Rußland und die anderen Staaten	Asien
9. VIII. 18		Balfours Deklaration: die Tschechoslowaken als alliierte Nation, die drei tschechoslowak. Armeen als einheitliche alliierte Armee in regelrechtem Kriege gegen Österreich-Ungarn und Deutschland. Großbritannien erkennt den Nationalrat als höchstes Organ der nationalen Interessen an, als Verwalter (trustee) der künftigen Regierung und höchste Armeebehörde.				
23. VIII. 18				Im Auswärtigen Ausschuß wird die Selbständigkeit der tschechoslow. Nation als eine der wichtigsten Friedensbedingungen erklärt (Sen. Lodge).		
3. IX. 18		Die Regierung erkennt die künftige tschechoslow. Regierung auf Grund des Nationalrates an (Lord R. Cecil u. Beneš). — Die Regierung schließt mit dem Nationalrat eine Konvention über die tschechoslow. Armee und die diplom. Beziehungen ab: der tschechoslow. Nationalrat und die Armee haben eine analoge internationale Stellung wie Serbien und Belgien.		Die amerik. Regierung erkennt den Kriegszustand zwischen den Tschechoslowaken und den Kaiserreichen an, den Nationalrat als Regierung de facto mit dem Recht, die polit. u. milit. Angelegenheiten der tschechoslowakischen Nation zu leiten; die Regierung tritt in Beziehung zu der de facto-Regierung zwecks Kriegführung gegen den gemeinsamen Feind.		
9. IX. 18						Die japanische Regierung erkennt die tschechoslow. Armee als reguläre, mit Österreich im Krieg stehende Armee an, den Nationalrat als leitendes Organ, mit dem sie regelmäßig zu verhandeln bereit ist.
11. IX. 18		Lloyd George dankt dem Nationalrat namens der englischen Regierung u. der Alliierten für die Anabasis in Sibirien; er werde die Rußland und den Alliierten erwiesenen Dienste niemals vergessen.				
27. IX. 18				Neue Entscheidung der Vereinigten Staaten: die amerikanische Armee kann in Sibirien nicht verwendet werden.		
28. IX. 18	Vertrag der Regierung mit dem Nationalrat über die Stellung der tschechoslow. Nation in Frankreich: die Regierung verpflichtet sich, den tschechoslowak. Staat in den historischen Grenzen zu errichten.					
1. X. 18		Eintritt Englands in direkte diplomatische Beziehung zum Nationalrat als tschechoslow. Regierungsorgan.				
3. X. 18			Kammerrede Orlandos für uns.			
3. X. 18						Die chinesische Regierung erkennt unsere Armee in Sibirien als reguläre, kriegführende Armee an, den Nationalrat als leitendes Organ.
7. X. 18					Das Direktorium der allrussischen Regierung erkennt den Nationalrat als de jure-Regierung des tschechoslow. Staates an.	
14. X. 18	Dr. Beneš teilt den Ententestaaten die Konstituierung der Vorläufigen Regierung in Paris gemäß der Entscheidung des Vorsitzenden des Nationalrates vom 26. IX. an und ernannt zugleich als Minister des Äußern die ersten Gesandten.					
15. X. 18	Die Regierung erkennt die tschechoslow. Vorläuf. Regierung an (Pichon).					
18. X. 18	Die Vorläufige Regierung proklamiert die Selbständigkeit der tschechoslowak. Nation (Masaryks Deklaration in Washington).					

Datum	Frankreich	England	Italien	Amerika	Rußland und die anderen Länder	Asien
18. X. 18				Wilson erklärt in der Antwort auf Österreichs Angebot vom 7., seit Bekanntgabe seiner 14 Punkte am 8. Januar haben sich politische Ereignisse von größter Bedeutung begeben und er könne das Angebot daher nicht annehmen. Seit jenem Tage erkannte nämlich die Regierung der Vereinigten Staaten den Kriegszustand zwischen den Tschechoslowaken u. den Kaiserreichen Deutschland u. Österreich-Ungarn an, ebenso den tschechoslowakischen Nationalrat als de facto kriegführende und zur Vertretung der politischen u. militärischen Angelegenheiten der Tschechoslowaken ermächtigte Regierung. Sie erkannte auch in vollstem Maße die Aspirationen der Südslawen an. Der Präsident kann darum die bloße „Autonomie“ dieser Nationen als Friedensbasis nicht mehr annehmen; sie, nicht er, müssen entscheiden, was für ein Angebot Österreichs ihre Anschauungen über die Rechte und das Schicksal dieser Nationen als Mitglieder der Familie der Völker befriedigen werde.		
24. X. 18			Sonnino erkennt die Vorläufige Regierung an.			
28. X. 18			Lev Borský als provisorischer Gesandter unserer Vorläufigen Regierung.			
4. XI. 18	Dr. Beneš zur Teilnahme an den Waffenstillstandsverhandlungen der Alliierten in Paris eingeladen.					
15. XI. 18	Die erste französische und englische Militärmission in Prag.					
22. XI. 18					Griechenland erkennt unsere Regierung an u. tritt in offizielle Beziehung zu ihr.	
28. XI. 18					Belgien erkennt unsere Vorläufige Regierung an.	
4. XII. 18	Protest der Alliierten gegen die weitere Besetzung der Slowakei durch die Magyaren, aus Paris an die magyarische Regierung gerichtet. Anerkennung des tschechoslowakischen Staates durch die Alliierten, der tschechoslowakischen Armee als alliierter Armee; der tschechoslowakische Staat ist auch auf Grund des Waffenstillstandes berechtigt, die Slowakei zu besetzen, denn danach haben die Alliierten, also auch die Tschechoslowakei, das Recht, das Gebiet der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie zu besetzen und mit Hilfe der Armee die Verwaltung zu beaufsichtigen.					
8. XII. 18			Unsere Armee leistet in Padua in Gegenwart des Königs den Eid auf die Republik.			
14. XII. 18			Der erste Militärtransport aus Italien in die Heimat.			
16. XII. 18			Präsident Masaryk inspiziert unsere Truppen in Padua.			

Gedruckt im Sommer 1925  
in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig